
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

[illegible]
1838

Karl Friedrich Becker's
Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.
(Zweiter Abdruck.)

Herausgegeben
von
Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von
J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Neunter Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1837.

Vorwort.

Da der rasch fortschreitende Druck dieser neuen Ausgabe dem Hrn. Professor Loebell eine so durchgreifende Umarbeitung der zweiten Periode der neueren Geschichte, wie sie der heutige Standpunkt der Wissenschaft und die nunmehrige Stellung des Werkes dringend erforderten, für ihn selber als unmöglich voraussehen ließ, fand sich derselbe bewogen sämmtliche der Darstellung des siebzehnten Jahrhunderts bestimmte Abschnitte meiner Redaction zu überlassen, um dadurch zugleich Zeit und Muße für die eigene Umschmelzung des achtzehnten zu gewinnen. Ueber die Grundsätze, von denen ich bei dieser Arbeit, welche die letzten sieben Bogen des achten und den ganzen neunten Band umfaßt, geleitet worden bin, verweise

ich auf meine Vorrede zur Geschichte des Mittelalters im vierten Bande, und für die Ausführung derselben wird auch die oberflächliche Vergleichung mit dem früheren Text einen vorläufigen Maßstab an die Hand geben können.

Im October 1837.

Dr. M. Duncker.

Inhalt des neunten Bandes.

Neuere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

1612—1700.

(Fortsetzung.)

Neuere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

1612—1700.

(Fortsetzung.)

13. Axel Oxenstierna.

(Geb. 1583, gest. 1654.)

Die Schlacht bei Lützen war auch nach Gustavs Fall gewonnen und mit diesem Siege die Ueberlegenheit der Schwedischen Waffen über Wallenstein und seine Armee dargethan worden. Die Frage war, ob unter den Anhängern und Schülern Gustavs Männer seyn würden, diese von ihm begründete Obmacht wenn nicht zu vermehren, so doch zu behaupten. Nach einer Verordnung des Königs ward dessen kleine Tochter Christine zur Königin gekrönt, und die Regierung bis zu ihrer Mündigkeit von einem dazu festgesetzten Reichsrath geführt. Die Deutschen Angelegenheiten dagegen wurden dem Kanzler Axel Oxenstierna, den der König einige Zeit vor seinem Tode zu sich berufen hatte, fast mit unbeschränkter Vollmacht übertragen. Oxenstierna war zu Fanö in Upland im Jahre 1583 geboren, hatte in Rostock und Wittenberg fünf Jahre lang Theologie und Jurisprudenz studirt, und war 1609 Reichsrath geworden. Gustav erhob ihn bei seinem Regierungsantritt zum Reichskanzler. Unstreitig war seine Stellung von vorn herein schwieriger, als die des Königs gewesen war. Er sollte das Werk eines großen Feldherrn und Herrschers ausführen, ohne dessen siegendes und durch die Natur gegebenes oberherrliches Ansehen zu haben. Was Gustav den protestantischen Fürsten hatte bieten dürfen, konnte man hoffen, daß sie sich das von einem Schwedischen Edelmanne würden gefallen lassen? War nicht vielmehr vorauszusehen, daß das bis jetzt noch unbesiegte Schwedische Heer aus Mangel an Unterstützung und durch die Uneinigkeit seiner Anführer zerstieben, alle Eroberungen verloren gehen, die alte Eifersucht der Deutschen Fürsten wieder losbrechen und dem Kaiser zuletzt doch wieder den Sieg geben würde? Von Oxenstierna's seltener Klugheit und Entschlossenheit ließ sich indeß erwarten, daß er das Aeußerste versuchen würde, ein so glänzend begon-

nenes Unternehmen nicht schimpflich und fruchtlos enden zu lassen. Er machte zunächst die protestantischen Fürsten mit seinem Auftrage bekannt — nach Dresden und Berlin reisete er persönlich — stellte ihnen auf das Dringendste die Nothwendigkeit vor, jetzt mehr als jemals einträchtig zusammen zu halten, und ladete sie zu einem Convente ein, den Gustav selber bereits nach Ulm ausgeschrieben hatte, und auf welchem der große Bund aller Evangelischen hatte zu Stande kommen sollen. Allein der Kurfürst von Sachsen wollte nichts von einer Vereinigung wissen, deren Oberleitung er nicht erhielte, und George Wilhelm von Brandenburg war nicht minder schwierig, da er wohl sah, daß die Schweden Willens seyen, sich mit Pommern bezahlt zu machen. Auch die Niedersächsischen Stände weigerten sich, unter dem Schwedischen Kanzler zu stehen. Oxenstierna beschränkte daher vor der Hand seine Einladung nur auf die vier sogenannten oberen Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, und diese mußten wohl gehorchen, da ihre Länder fast alle von den Schweden besetzt waren. Die Versammlung geschah zu Heilbronn, weil Ulm wegen der Kriegsunruhen nicht Sicherheit genug gewährte. Sie dauerte vom März 1633 an bis in die Mitte des April. Mit Verwunderung hörten hier die Fürsten die entschlossene Sprache des Kanzlers. Er drang, wie natürlich, auf das Directorium des Bundes, forderte Jedem einen bestimmten Beitrag zur Fortsetzung des Krieges ab, und verlangte für den Nothfall ihre Städte und Festungen zum Quartier für die Schwedischen Truppen. Das unbeschränkte Directorium wollte keinem gefallen. Die Stände meinten, wer sein Geld zu einer Sache hergebe, müsse auch etwas dabei zu sagen haben. Zu dem Ende wollten sie durchaus dem Kanzler ein sogenanntes consilium formatum an die Seite setzen, einen Ausschuß von den Ihrigen, der besonders das Geldwesen unter sich hätte und die Einquartierungen besorgte. Sehr richtig erwiederte Oxenstierna darauf, wenn man ihnen selbst das Eintreiben der Kriegssteuern überlasse, so möchte wohl wenig einkommen, und wenn man sie erst fragen wollte, wo die Einquartierungen geschehen sollten, dürfte ihnen leicht gar keine recht seyn. Endlich gab er das consilium formatum, aus elf von den Ständen zu erwählenden Männern bestehend, zu, aber mit der Bedingung, daß ihm in den Kriegssachen jederzeit die letzte Entscheidung verbleiben müsse.

Eines war ihm nun noch übrig, diejenigen Bundesgenossen zu befriedigen, denen Gustav bereits zur Entschädigung bestimmte Länder

katholischer Geistlichen versprochen hatte. So verlangte Herzog Bernhard von Weimar die Bisthümer Bamberg und Würzburg mit dem Titel eines Herzogs in Franken; auch dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Herzoge von Wirtemberg waren mehrere benachbarte Stifter und Abteien zugesagt. Oxenstierna bestätigte diese Verheißungen und versprach den Fürsten, sie beim Friedensschlusse in Besitz derselben zu setzen. Friedrich V., der unglückliche Kurfürst und König, lebte nicht mehr; er war an einem bösartigen Fieber, elf Tage nach Gustavs Tode (27. Nov. 1632), in Mainz gestorben. Seine Witwe forderte die Unterpfalz für ihren ältesten Sohn; Oxenstierna bewilligte augenblicklich das Gesuch, nur mit einigen Einschränkungen, und zeigte den argwöhnischen Fürsten eine Uneigennützigkeit, welche ihnen hinreichende Beruhigung gewähren konnte.

Nachdem auf diese Weise die Deutschen Stände vorläufig vereinigt und beschwichtigt waren, richtete Oxenstierna seine Thätigkeit auf das Heer. Bernhard von Weimar hatte im November und December ganz Sachsen vom Feinde gesäubert, worauf die Kälte und Streitigkeiten zwischen ihm und seinem älteren Bruder über den Oberbefehl weitere Unternehmungen gehindert hatten. Oxenstierna schlichtete dieselben dadurch, daß er dem Herzog Bernhard das Commando in Franken übergab, da von Wallenstein zunächst nichts gegen Sachsen zu besorgen war. Im Elsäß stand damals der Feldmarschall Horn; in Baiern hatte der König bei seinem Marsche nach Sachsen den General Baner und den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld zurückgelassen; am Niederrhein befehligte Baudissin; das Commando in Schlesien, wo bisher Alles unordentlich zugegangen war, erhielt der alte Graf Thurn; und um Westphalen ganz vom Feinde zu säubern, vereinigte sich der General Kniphausen mit dem Herzog Georg von Lüneburg. Indeß zeigten sich dennoch bald die Folgen des Mangels eines über Alle gebietenden kriegerischen Hauptes; Keiner wollte von dem Andern Befehle annehmen, und der auf Landbesitz und oberste Anführung der Schwedischen Partei gerichtete Ehrgeiz des Herzogs Bernhard sollte dem erfahrenen Kanzler in kurzer Zeit neue Schwierigkeiten bereiten. Im Januar 1633 überraschte Bernhard auf seinem Zuge nach Franken Bamberg, erstürmte Hochstedt, trieb die Baiern und Altringers Corps zurück, und vereinte sich bei Donauwerth mit dem Feldmarschall Horn, der ebenfalls vorgerückt war. Den Fortschritt ihrer Waffen hemmte zuerst die Unzufriedenheit der Soldaten, welche

längere Zeit keinen Sold erhalten hatten, und an demselben Tage (13. April) den Dienst versagten, als das Bündniß zu Heilbronn geschlossen ward. Nicht minder heftig verlangten die Officiere zu wissen, wem sie dienten, zu wessen Nutzen die Eroberungen gemacht würden, wann sie in den ihnen früher versprochenen Genuß von Landbesitz auf Deutschem Boden gesetzt werden würden, damit sie nicht länger von Raub und Erpressungen leben müßten. Erhielten sie in vier Wochen keine genügende Antwort, so würden die einzelnen Regimenter ihnen zusagende Gebiete pfandweise besetzen. Auch Bernhard von Weimar forderte vom Kanzler die Verleihung des Herzogthums Franken immer dringender. Seine Absicht war, dadurch vorläufig zum Mitgliede des Heilbronner Bundes, dann zum Oberhaupte desselben sich zu erheben. Als ihm Oxenstierna mit Entsetzung drohte, erwiederte er, ein Deutscher Fürst gelte mehr als zehn Schwedische Edelleute, und jener sah sich endlich gezwungen, nachzugeben. Bernhard wurde mit Würzburg und Bamberg belehnt, nahm die Huldigung an und vertheilte unter die Officiere eine Menge von Gütern und Herrschaften, deren Werth zu fünf Millionen Thaler angeschlagen wurde. Alle auf diese Weise Ausgestatteten versprachen, wie der Herzog selbst, sich unter den Schutz des Heilbronner Bündnisses zu stellen, an dessen Lasten Theil zu nehmen und sich des Reichskanzlers Befehlen zu unterwerfen. Die Truppen wurden darauf durch eine Vertheilung von Geldern, welche die vereinigten Stände aufgebracht hatten, zufrieden gestellt (9. Aug.).

So war denn die Schwedisch-protestantische Partei zu denselben Maßregeln gekommen, durch welche die kaiserliche zur Zeit ihrer Uebermacht das Reich bedrückt hatte. Wie Ferdinand wider Reichsverfassung und Recht seinem Feldherrn Mecklenburg geschenkt hatte, so vergabte Oxenstierna jetzt nach dem Rechte des Schwertes die Länder geistlicher Fürsten, seine Befehlshaber und seine Soldaten zu beschwichtigen und zu belohnen. Nachdem dies geschehen war, bemächtigte sich Bernhard der ganzen Oberpfalz und schloß den Feldzug mit der Einnahme des wichtigen Regensburg, dessen Einwohner ihm huldigen mußten, während Horn dem General Altringer nachgezogen war, aber dessen Vereinigung mit dem Herzoge von Feria (s. II. Abschn. 1.), der vierzehntausend Mann Spanische Hülfstruppen für den Kaiser über die Alpen herbeiführte, nicht verhindern konnte. Im Elsaß hatte Christian von Birkenfeld die für den Kaiser vom Herzoge Karl IV. von Lothringen zusammengebrachten Völker bei Pfaffenhofen geschlagen (1. Aug.); in Nieder-

sachsen siegten die Schweden unter Georg von Lüneburg bei Oldendorf, zersprengten das Heer der kaiserlichen Generale von Merode und Gronsfeld und eroberten Hameln und Osnabrück.

---

14. Wallensteins Ausgang.

(1633—1634.)

Aehnliche Entwürfe, als Bernhard von Weimar, verfolgte sein Gegner, der Herzog von Friedland. Bereits währte der Krieg so viele Jahre, die Heere wurden von den Staaten, denen sie dienten, so unabhängig versorgt und geführt, daß in den Befehlshabern derselben, wie früher in den Condottieren Italiens, das Bewußtseyn der eigenen Macht und Gewalt durch das überwiegend an ihre Person geknüpfte Kriegsvolk mit größerer oder geringerer Stärke erwachen mußte; der Gedanke, eine solche Stellung zu eigenem Nutzen und Vortheil, zur Erwerbung von Land und Fürstenthum zu gebrauchen, lag nicht ferne, erhielt aber bei Wallenstein durch sein näheres Verhältniß zum Kaiser einen noch unsittlicheren Charakter als bei andern. Der Verlust der Lützener Schlacht hatte den Herzog von Friedland auf das Aeußerste gekränkt. Nicht ganz mit Unrecht schrieb er denselben dem schlechten Benehmen mehrerer Officiere und Truppentheile zu, und ließ von den ersteren die der Feldflucht Beschuldigten in Prag vor ein Kriegsgericht stellen. Vor dem Rathhause ward eine mit schwarzem Tuche bedeckte Blutbühne errichtet. Auf derselben wurden zwei Obristlieutenants, ein Hauptmann, ein Rittmeister, vier Lieutenants, ein Fähndrich und zwei Hauptleute von der Artillerie enthauptet; sieben Officieren wurden die Degen vom Henker zerbrochen. Auch mehrere gemeine Reiter wurden gehenkt, und mehr als funfzig Namen abwesender Officiere wurden als ehrlos an den Galgen geschlagen (14. Februar 1633). Hierauf begannen neue Werbungen in allen kaiserlichen Staaten. Das verlorene Geschütz ward durch eingeschmolzene Glocken ersetzt, die der Feldherr den staunenden Gemeinen wegnehmen ließ; als der Frühling anbrach, war Wallensteins Heer wieder zu fünf und zwanzig tausend Mann angewachsen, und man glaubte jetzt ein um so entschiedeneres und planmäßigeres Auftreten von ihm erwarten zu können, als sein großer Gegner todt war, und die innern Zerwürfnisse der protestantischen Partei, die Streitigkeiten der Schwedischen Befehlshaber dem kaiserlichen Feldherrn nicht unbekannt

seyn konnten. Allein von dieser Zeit an sind Wallensteins Plane und Schritte weit weniger kraftvoll und großartig als früher, wo er um einen viel schwächern und bedeutungslosern Feind niederzukämpfen Riesenstärke entwickelte. Jetzt begnügt er sich, das Naheliegende zu ergreifen, und die Mittel, deren er sich dazu bedient, hüllen sich in ein seltsames Dunkel. Er unterhandelt mit den Gegnern, vorzüglich mit den Deutschen Protestanten, greift sie, wenn er sie sicher gemacht hat, wieder an, und unterhandelt von Neuem. Mit dem Kaiserhofe ist er bald wieder gespannt, und die Art, wie er jene Unterhandlungen betreibt, läßt zweifelhaft, ob er die Feinde dadurch täuschen will, oder in Einverständniß mit ihnen den Kaiser hintergehen, oder sich als eine dritte unabhängige Macht hinstellen, um den streitenden Parteien zu Krieg und Frieden das Gesetz vorzuschreiben.

Zunächst wandte er sich im Mai 1633 nach Schlesien, wo die verbündeten Sachsen, Brandenburger und Schweden unter dem Grafen Thurn, dem Feldmarschall Arnim und dem Herzoge Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, der gleich nach der Lützener Schlacht in Sächsische Dienste getreten war, einige Fortschritte gegen die dort befindlichen kaiserlichen Truppen, welche Gallas befehligte, gemacht hatten. Es war wenig Einigkeit unter den feindlichen Heerführern, ein Umstand, welcher dem Herzoge von Friedland den Sieg sehr erleichtern mußte. Als aber beide Heere sich begegneten, schloß Wallenstein einen vierzehntägigen Waffenstillstand (7. Juni) und hielt mit den feindlichen Anführern Zusammenkünfte. Während der Waffenruhe machte er den Verbündeten Friedensanträge. Wenn der Kaiser, ließ er sich vernehmen, den billigen Frieden, den er mit Schweden, Kursachsen und Kurbrandenburg schließen wolle, nicht würde annehmen wollen, so sollte er mit Gewalt dazu gezwungen werden, wozu er gute Mittel wüßte. Aber die Unterhandlungen zerschlugen sich, und der Krieg begann aufs Neue. Orenstierna hielt alle Anerbietungen Wallensteins für Fallstricke, und in der That schlug der Waffenstillstand den Evangelischen zum Nachtheil aus. Die Kaiserlichen versahen sich mit Kriegsbedarf und zogen Verstärkungen an sich, und die vier oberen Kreise wurden mißtrauisch.

Die Feindseligkeiten begannen von Neuem. Wallenstein belagerte Schweidnitz (24. Juni), dessen Besatzung der Brandenburgische Oberst Burgsdorf befehligte, und versuchte drei vergebliche Stürme. Da kamen die Verbündeten, die Stadt zu entsetzen, und Wallenstein zog sich zurück. Zwischen Schweidnitz und Reichenbach schlug er ein wohl

verschanztes Lager; ihm gegenüber thaten die Feinde dasselbe, und nun lagen die Heere eine geraume Zeit bei einander, wie vormals bei Nürnberg, ohne sich anzugreifen, und verheerten weit und breit das Land. Doch waren die Verluste für beide Theile noch größer als damals, da die Pest in Schlesien ausbrach und so fürchterliche Verheerungen anrichtete, daß große Bezirke ganz menschenleer wurden. In Schweidnitz begrub man die Todten gar nicht mehr; in Breslau starben dreizehntausend Bürger und in Ohlau waren kaum zwanzig Menschen übrig. Dazu wütheten beide Parteien, namentlich aber die Kaiserlichen, auf das Entsetzlichste gegen die Einwohner des unglücklichen Landes und übten die furchtbarsten Martern an Bürgern und Bauern, um ihnen Geld abzupressen. Nasen und Ohren wurden ihnen abgehackt, die Fußsohlen aufgeschnitten, und ihnen ganze Riemen aus der Haut gerissen. Andere hängte man bei den Beinen auf, und machte unter ihren Köpfen Feuer, füllte ihnen Mistjauche in den Hals und trat dann mit den Füßen auf die geschwollenen Leiber. Den Frauen wurden die Brüste abgeschnitten, nachdem sie bis auf den Tod geschändet worden; den Müttern die Kinder entrissen und jubelnd an den Mauern zerschmettert.

Am 22. August ward ein abermaliger Waffenstillstand unterzeichnet. Gleich nach dem Abschlusse desselben reiste Arnim zu Oxenstierna, der sich damals in Gelnhausen unweit Frankfurt aufhielt, um mit ihm über die eingeleiteten Unterhandlungen persönliche Rücksprache zu nehmen. Der Herzog von Friedland, äußerte Arnim hier, habe den ihm von dem Wiener Hofe angethanen Schimpf noch nicht vergessen, und wenn er sich auf Hülfe von den Evangelischen verlassen könne, sey er entschlossen, sich zu rächen. Auf einige seiner Unterfeldherren könne er schon zählen, und einem derselben, dem Feldmarschall Holk, möge der Kanzler, zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit wider den Kaiser, einige seiner ältesten Regimenter, auf die er sich am meisten verlassen könne, zugeben. Aber dieser Vorschlag verminderte Oxenstierna's Mißtrauen nicht. Er war geneigt, ihn für eine List zu halten, wodurch die Schweden um ihre besten Truppen gebracht werden sollten, und gab Arnim den Bescheid, daß der Herzog seine Absichten erst weiter entwickeln müsse. Dann solle es ihm an Unterstützung nicht fehlen.

Wallenstein scheint nunmehr den Plan gefaßt zu haben, die beiden Kurfürsten mit Gewalt zu seinen Bundesgenossen zu machen und mit ihrer Hülfe die Schweden aus Deutschland zu jagen. Er kündigte

den Waffenstillstand auf, überfiel den Grafen von Thurn bei Steinau, und nahm sein aus viertausend Mann bestehendes Heer durch Capitulation gefangen. Die Bedingung war, daß die Anführer und Officiere frei abziehen durften; aber diese Entlassung eines der hartnäckigsten Feinde des Kaisers, des vorzüglichsten Anstifters der Böhmischen Empörung, wurde dem Herzoge in Wien sehr übel genommen. Da Arnim sich schleunigst nach Sachsen zurückgezogen hatte, ging Wallensteins Zug ohne große Hindernisse die Oder hinunter; am 16. October war Liegnitz erobert, am 18. ergab sich Glogau, und darauf folgten Goldberg, Sagan, Krossen, Frankfurt und Landsberg nach. Fürstenwalde ward verbrannt, Bärwalde ausgeplündert, das Schloß zu Köpnik weggenommen, und sogar Berlin aufgefordert. George Wilhelm floh nach Tangermünde. Wallenstein selbst fiel mit dem Hauptheer in die Lausitz ein, eroberte Görlitz mit Sturm, plünderte es aus, und ließ den Sächsischen Befehlshaber hinrichten, weil er die Stadt nicht hatte übergeben wollen. Bauzen, hierdurch geschreckt, öffnete freiwillig seine Thore. Einige Monate früher hatte Wallensteins General Holk ins Erzgebirge einfallen und Sachsen bis über Leipzig hin überschwemmen müssen. Dieser Befehlshaber war eine der fürchterlichsten Geißeln des Landes. Wohin er kam, gingen die Dörfer und Städte in Rauch auf, und auf die Nachricht von seiner Annäherung floh Alles, was fliehen konnte. Die zurückgelassenen Bauernhunde rotteten sich zusammen, und da sie in den niedergebrannten Dörfern nichts zu fressen fanden, so heulten sie grimmig auf den Landstraßen umher, und zerrissen einzelne Flüchtlinge *). Als Holk auf seinem Rückzuge von einer tödtlichen Krankheit befallen, einen Prediger zum Tröster auf dem Sterbebette begehrte (er war lutherisch), konnte weit und breit keiner gefunden werden, ob er gleich sechshundert Thaler dafür bot.

Wallenstein erreichte durch diese Feindseligkeiten gegen die Kurfürsten seinen Zweck, sie zum Abfall von den Schweden zu bewegen, doch nicht. Beide wiesen seine Vorschläge zu einer Verbindung mit dem Kaiser zur Vertreibung der Fremden und zur Restabilirung des Religions- und Profan-Friedens zurück. Als sich der Herzog von Friedland zum Aufbruch nach Dresden bereitete, lief die Nachricht ein, daß Regensburg von Bernhard von Weimar eingenommen sey. Auf die Mahnung des Kaisers, dem bedrängten Kurfürsten von Baiern zu

*) S. Jeremias Simons Eilenburgische Chronica, S. 688.

Hülfe zu ziehen, rückte er in beschleunigten Märschen in die Oberpfalz ein; aber um Böhmen nicht von Truppen zu entblößen, konnte es nur mit getheilter Macht geschehen. Die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt, der Feldzug blieb ohne Ergebniß, und Wallenstein führte das Heer bald in die Winterquartiere nach Böhmen zurück. Dies erregte große Unzufriedenheit am Wiener Hofe. Man sah die abermalige Belastung der Erblande sehr ungern, und hätte gewünscht, daß der Krieg völlig in fremde Gebiete gespielt würde. Auch hatte man Wallenstein in Verdacht, daß er böswillig gehandelt habe, und daß es ihm mit dem Kriege kein Ernst mehr sey. Seine Feinde, zu denen besonders die Spanische Partei und die Hofgeistlichen des Kaisers gehörten, erhoben von diesem Augenblicke an ihre Stimme immer lauter. Es war um so leichter, mit solchen Vorstellungen bei Ferdinand Gehör zu finden, da ihm die unerhörte in des Feldherrn Hände gelegte Macht immer lästiger wurde, und, je länger sie dauerte, je bedenklicher erschien. Der Hofkriegsrath Questenberg wurde in des Herzogs Hauptquartier zu Pilsen gesandt, um mit ihm wegen Verlegung der Truppen zu verhandeln, aber ein von dem Feldherrn versammelter Kriegsrath der Generale und Regiments-Commandeure erklärte es für unmöglich, das Heer im December aus Böhmen und gegen den Feind zu führen.

Dieser Bescheid war nicht geeignet, die obwaltende Spannung zu lösen. Von beiden Seiten ward man immer mißtrauischer und unmuthiger. Am 12. Januar 1634, da die meisten Generale und Obersten sich noch zu Pilsen befanden, trat der Feldmarschall Illo*), einer der vorzüglichsten Vertrauten Wallensteins, in eine Versammlung derselben und erzählte ihnen, wie der Kaiser dem Feldherrn die Treue gebrochen, wie er ihn und das Heer allmählig entkräften wolle, den Soldaten den Sold vorenthalte, fremde Truppen ins Reich lasse, keine seiner Zusagen erfülle, und von den Jesuiten, von denen er ganz umstrickt sey, fortwährend gegen den Feldherrn verhetzt werde; wie daher der Herzog beschlossen habe, den Oberbefehl freiwillig niederzulegen, damit er nicht noch einmal abgesetzt werde. Aber, fügte Illo hinzu, dahin müsse es kein rechtschaffener Officier kommen lassen; denn auf dem Herzog ruhten alle ihre Hoffnungen, auf seinen Namen hätten sie ihre Regimenter geworben und führten durch seinen Willen das Commando; ziehe er sich zurück, so sey keine Hoffnung, daß ihnen die aufgewendeten

*) Eigentlich Ilow, aus einer Brandenburgischen Familie.

Summen jemals vom Hofe ersetzt werden würden. Deshalb müsse man Abgeordnete an ihn senden, um ihn zu besänftigen. Dies geschah, und die Antwort fiel so aus, wie die Obersten sie wünschten. Wallenstein erklärte, daß er ihren Vorstellungen nachgäbe, die Anführung noch eine Zeitlang behalten und ohne ausdrückliches Vorwissen und den Willen der Obersten das Heer nicht verlassen wolle. Ob das Ganze nur ein verabredetes Spiel gewesen, um die Stimmung der Generale zu erforschen, oder ob Wallenstein aus Mißmuth und körperlichen Leiden, von denen er schon lange und hart geplagt wurde*), in der That mit einem solchen Entschlusse umgegangen sey, ist zweifelhaft. Illo legte den Generalen darauf einen Revers vor, kraft dessen sie „anstatt eines körperlichen Eides" dem Herzog ewige Treue gelobten, so lange derselbe sie zum Dienste des Kaisers gebrauchen werde. Die Unterzeichnung geschah während eines Gelages, bei dem es ziemlich lebhaft herging. Man sagt, die Trunkenheit der Gäste sey dazu benutzt worden, ihnen unversehens ein anderes Blatt unterzuschieben, in welchem der Vorbehalt des kaiserlichen Dienstes fehlte, und welches dennoch unterschrieben wurde; doch ist diese Erzählung höchst unwahrscheinlich.

In welcher Absicht diese Verbindung auch veranstaltet worden seyn mag; in Wien wurde sie als eine Verschwörung wider den Hof betrachtet, gegen die schleunig und nachdrücklich verfahren werden müsse. Einige dem Kaiser besonders ergebene Generale, Piccolomini, Gallas und Altringer, hegten dieselbe Ansicht, oder gaben vor, sie zu hegen, um den ihnen verhaßten Wallenstein zu stürzen, und boten die Hand zur Abwendung der wahren oder angeblichen Gefahr. Bestürmt von den Vorstellungen der zahlreichen Feinde und Neider des Feldherrn, daß außerordentliche Umstände auch außerordentliche Maßregeln nöthig machten, unterzeichnete der Kaiser am 24. Januar ein an alle Generale, Obersten und andere hohe und niedrige Officiere und Soldaten zu Roß und zu Fuß gerichtetes Patent, in welchem er anzeigte, daß er aus hochwichtigen und dringenden Ursachen mit seinem obersten Feldhauptmann eine Aenderung vorzunehmen beschlossen, und den Oberbefehl einstweilen dem General-Lieutenant Gallas übertragen habe. Dabei erhielt Gallas den besonderen Befehl: Wallenstein und seine vornehmsten Anhänger, Illo und den Grafen Terzky, in gefängliche

*) Wallenstein litt damals an offenen Gichtbeulen so sehr, daß er täglich eine Stunde im Schweißbade zubringen mußte, und ihm Stücke wildes Fleisch aus den Geschwüren geschnitten wurden.

Haft zu bringen, oder sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen. Am 18. Februar erfolgte ein zweites Patent, in welchem Wallensteins Absetzung, wegen gewisser Nachricht von einer gegen Krone und Leben des Kaisers gerichteten Verschwörung, wie es darin heißt, förmlicher ausgesprochen ward.

Der erste dieser Schritte war in großer Heimlichkeit geschehen. Man fürchtete Wallensteins Einfluß auf das Heer, Gallas sollte daher die Obersten in aller Stille und ohne öffentliches Aufsehen von ihm abziehen. Ja der Kaiser schrieb dem schon geächteten und dem Mordstahle preisgegebenen Feldherrn bis zum 13. Februar noch mehrere Briefe ganz im alten Tone, sogar mit der Aufschrift: An den Herzog von Mecklenburg *). Indeß konnte es nicht fehlen, daß dieser von dem Verderben, welches ihm drohte, Kunde erhielt. Er gab daher Befehl, daß das Heer nur seinen, so wie Illo's und Terzky's Anordnungen Folge zu leisten habe, und beschied mehrere Regimenter, sich am 23. bei Prag zu versammeln. An eine offene Empörung gegen den Kaiser und deren Durchsetzung mit Gewalt der Waffen hatte Wallenstein niemals gedacht, seine Absicht war aller Wahrscheinlichkeit nach immer nur dahin gegangen, sich so unabhängig und fest wie möglich zu stellen, um in solcher Lage die Angelegenheiten nach seinem Willen zu leiten und sich eine genügende Entschädigung und hinreichende Belohnung an Land und Leuten, so wie die Stellung eines Reichsfürsten zu sichern. Hatte er aber bis zu diesem Augenblicke noch keine geradehin verrätherischen und treulosen Absichten gehegt, so wurde er nunmehr durch das unredliche und hinterlistige Benehmen seiner Gegner dazu getrieben, in jeder Weise auf seine Sicherheit zu denken. An den Kaiser sandte er am 21. und 22. Februar zwei Abgesandte mit dem Erbieten, daß er bereit sey, das Commando niederzulegen und sich zur Verantwortung zu stellen; anderer Seits aber flogen Couriere über Couriere nach Regensburg, um den Herzog von Weimar zu bestimmen, sich mit seinen Truppen der Böhmischen Grenze zu nähern. Dieser aber zögerte aus Furcht vor hinterlistigen Absichten, und Oxenstierna bestärkte ihn in diesem Benehmen. „Ich möchte Ew. Fürstl. Gnaden nicht rathen, schrieb dieser, Ihre Truppen mit Wallenstein zu conjungiren, aber auch seine Plane nicht zu hindern, ohne daß Sie dabei die Ihrigen hintansetzen." Mehr Bereitwilligkeit fand der kaiserliche Feldherr

*) Abgedruckt bei Förster, Th. III. S. 183 fg.

bei Arnim, welcher die Sächsischen Truppen gegen Böhmen zu in Bewegung setzte. Indeß waren Wallensteins Obersten und Soldaten größten Theils für den Kaiser gewonnen worden, und Piccolomini, Gallas, Maradas und andere brachen bereits aus ihren Quartieren gegen Pilsen auf, so daß der Herzog von Friedland seinen früheren Plan nach Prag zu gehen aufgeben mußte. Er beschloß, vorläufig in dem Grenzplatze Eger eine Zuflucht zu suchen; dort befehligte der Schotte Gordon, dem er um so eher traute, da er ihn vom gemeinen Soldaten allmählig zum Obersten erhoben, und ihn sonst noch auf mancherlei Art ausgezeichnet hatte. Am 22. Februar gegen zehn Uhr Morgens verließ er Pilsen, von seinen drei vertrauten Freunden, Illo, Terzky, Kinsky und zehn Reitercompagnien begleitet, und traf am 24. Nachmittags um vier Uhr zu Eger ein. Der Unglückliche wußte nicht, daß seine Mörder mit ihm einzogen. Er nahm seine Wohnung am Marktplatze im Hause des Bürgermeisters Pachhübel. Oberst Buttler, ein Irländer, der ihm mit zweihundert Dragonern, aber wider seinen Willen, folgte, hatte den Generalen Gallas und Piccolomini zugesagt, ihnen Wallenstein lebendig oder todt zu überliefern, und schon unterweges mit sich gekämpft, ob er nicht mit seinen Dragonern Wallensteins Sänfte umringen und sich seiner bemächtigen sollte. Aber die Furcht vor Terzky und Kinsky, den vertrauten Freunden und Anhängern Wallensteins, welche die übrigen Truppen führten, hatte ihn zurückgehalten. Angekommen in Eger, war sein erstes Geschäft, seinen Freund Gordon und dessen Oberstwachtmeister Leßlie, gleichfalls einen Schotten, aufzusuchen und ihnen den von Gallas erhaltenen Befehl des Kaisers bekannt zu machen. Zugleich eröffnete er ihnen seinen Entschluß, die gegen den Herzog ergangene Acht zu vollstrecken. Er fand sie bereit, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, obgleich beide, wie er selbst, den Revers zu Pilsen unterzeichnet hatten. Anfangs wollten sie den Herzog und seine Anhänger bloß gefangen nehmen; aber die Furcht, sie nicht lebendig durch die ihnen anhängigen Truppen zu bringen, auch wohl die Aussicht auf die reiche Beute, bestimmte sie zur Ermordung. Alle drei zogen ihre Degen, fielen auf die Knie, und beschworen des Feldherrn Tod in Gordons Wohnung. Da aber auch des Herzogs Freunde zu fürchten waren, so wollten sie mit ihnen den Anfang machen. Um sie alle bei einander zu haben, ward verabredet, daß Gordon sie auf den folgenden Tag

zum Abendessen auf die Citadelle einladen solle. Es geschah, und sie sagten zu.

An diesem Tage (Sonnabend den 25. Febr.) riefen die drei Verschworenen — Buttler, Leßlie und Gordon — einige der ihnen ergebensten Officiere, den Oberstwachtmeister Geraldin und die Hauptleute Macdonald, Birch, Brown und Deverour, alle von Buttlers Regiment, zu sich, und weihten sie in das Geheimniß ein. Sie fanden sie bereitwillig, der Unternehmung beizutreten, und erbötig, die erforderliche Anzahl entschlossener Gemeinen aus ihren Compagnien zu stellen. Am Abend erschienen die vier Geladenen, der Feldmarschall Illo, die Grafen Terzky und Kinsky und der Rittmeister Neumann. Aber während sie sorglos schmauseten, hatte sich Geraldin mit dreißig Buttlerischen Dragonern hinaufgeschlichen und die Thüren des Speisesaals wohl besetzt. Das Thor der Citadelle ward geschlossen und die Zugbrücke aufgezogen. Nach acht Uhr, als bereits der Nachtisch aufgetragen war, rief man die fremden Diener in ein entlegenes Zimmer zu Tische, und schloß sie ein. Auf einmal trat von der einen Seite Geraldin mit sechs, von der anderen Deverour mit vier und zwanzig Dragonern in den Saal mit dem Rufe: „Holla! wer ist gut kaiserlich?" Gordon, Leßlie und Buttler sprangen auf, ergriffen die Lichter, zogen ihre Degen und traten mit den Worten vivat Ferdinandus an die Seite, um den Dragonern Platz zu machen. Diese warfen den Tisch um, und drangen in die Gäste ein. Kinsky fiel zuerst, dann ward Illo niedergehauen; den Grafen Terzky, der sich mit großer Tapferkeit vertheidigte, schützte eine Zeit lang sein Koller von Elennshaut, doch sank auch er unter der Menge der Streiche nieder. Neumann war in den Vorsaal entkommen, allein hier empfingen ihn die ausgestellten Wachen, und da er das Losungswort nicht wußte, stießen sie ihn gleichfalls zu Boden. Die eingesperrten Bedienten hörten das Geschrei ihrer sterbenden Herren, und stiegen durch die Fenster, um ihnen Hülfe zu bringen, allein auch sie wurden niedergehauen. Der Speisesaal glich einer Schlachtbank, und die Ueberreste der Speisen sammt den Flaschen und Bechern schwammen im Blute.

Während dies in der Citadelle vorging, herrschte in der Stadt tiefe Ruhe. Wallenstein, nach langem Berechnen und Beobachten der himmlischen Zeichen, hatte eben seinen Astrologen Seni entlassen, und sich früh zu Bette gelegt. Es war eine finstere, unfreundliche Nacht, der Wind heulte, und ein feiner Regen klirrte gegen die Fenster.

Leßlie ging leise mit zwei Compagnien Buttlerischer Dragoner aus der Citadelle, und ward still in das Stadtthor eingelassen. Er besetzte die Gassen und den Markt, befahl der Hauptwache, ruhig zu bleiben, es möge vorfallen was da wolle, und ging dann wieder in die Citadelle zurück. Darauf machten sich (Abends um elf Uhr) Buttler nebst dem Oberstwachtmeister Geraldin, dem Hauptmann Deverour und einer Anzahl entschlossener Dragoner auf den Weg nach der Stadt; sie gingen gerade auf Wallensteins Wohnung am Markte los. Die Schildwachen ließen sie sorglos ein, worauf Buttler die vordere, Geraldin die hintere Hausthür besetzten. Deverour stieg mit sechs Mann die Treppe hinauf. Ein Kammerdiener im Vorzimmer, der sie abhalten wollte, ward niedergestoßen. Ein anderer schrie: Rebellen! Rebellen! und entfloh. Der Herzog, von dem Lärm geweckt, sprang im bloßen Hemde aus dem Bett, und eilte zum Fenster, die Schildwacht zu fragen, was es gäbe. In dem Augenblicke erbrachen die Dragoner die Thür, und Deverour drang mit vorgehaltener Hellebarde hinein. „Bist du der Schelm, rief er, der Seiner Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!" Ohne einen Laut von sich zu geben, empfing Wallenstein den Stoß der Partisane in seinen Eingeweiden, und röchelnd wälzte in seinem Blute sich der Mann, der noch vor wenig Stunden die Schicksale großer Nationen in seinem Haupte abgewogen hatte. Er war ein und funfzig Jahre alt geworden.

Einer der Dragoner wollte den Leichnam zum Fenster hinabwerfen, aber Deverour ließ es nicht geschehen, sondern wickelte ihn in einen vom Tisch abgenommenen Teppich, und ließ ihn in Leßlie's Wagen in die Citadelle zu den vier anderen Entleibten bringen, mit denen er den folgenden ganzen Tag im Hofe liegen blieb. Am Montage wurden sie alle (Neumann ausgenommen, der für seine lästerlichen Reden unter dem Galgen begraben ward) in Särgen auf Illo's Güter geschafft. Wallensteins Sarg war zu klein gerathen, und da der Leichnam steif geworden war, mußten ihm die Beine zerbrochen werden. Seine Witwe ließ ihn zwei Jahre darauf in der von ihm selbst in der Nähe von Gitschin erbauten Carthause beisetzen.

Buttler bemächtigte sich sofort alles vorhandenen Geldes, des Feldgeräths und der Kostbarkeiten des Herzogs, und stellte überall starke Wachen aus. Den ganzen folgenden Tag blieb der Markt mit Soldaten und Geschützen besetzt, allein diese Vorsicht war überflüssig. Es

war Niemand in Eger, der des Herzogs Tod zu rächen begehrt hätte. Buttler und Gordon machten darauf dem Kriegsvolke und den benachbarten Besatzungen das Geschehene bekannt, und ließen sie noch einmal dem Hause Oesterreich schwören. Leßlie war noch in der Mordnacht mit der Geschichtserzählung zum Grafen Gallas abgegangen, und dieser sandte ihn damit gerades Weges an den Kaiser. Diesen rührte die Nachricht von seines Generalissimus traurigem Ende, zu welchem die Feinde desselben ihm seine Einwilligung nur mit Mühe abgelockt hatten, bis zu Thränen. Er befahl, dreitausend Seelenmessen für ihn zu lesen, und ließ seiner hinterlassenen Gemahlin die Herrschaft Neuschloß in Schlesien zu ihrem Witwensitz. Gallas bekam die Herrschaft Friedland; das Herzogthum Sagan behielt der Kaiser. Mit Wallensteins übrigen reichen Gütern und Herrschaften so wie mit Kinskys und Terzkys eingezogener Habe wurden alle Uebrigen belohnt, die sich beim Sturze des vielfach angefeindeten und beneideten Mannes vorzüglich thätig erwiesen hatten. Mit wahrer Räubergier betrieben sie diese Vertheilung, und verhehlten ihren schmutzigen Geiz und ihre niedrige Gesinnung so wenig, daß sie beim Kaiser um Geld und andere Belohnungen für ihre geleisteten Dienste bettelten; ja mehrere hatten schon vor dem Fall des Herzogs über seine Kostbarkeiten gehadert. Mehrere Hauptleute, Bürger und Soldaten wurden als Anhänger Wallensteins hingerichtet. Auch einige Obersten die man eines besondern heimlichen Einverständnisses mit Wallenstein und der Theilnahme an der vorausgesetzten Verschwörung gegen den Kaiser beschuldigte, wurden gefänglich eingezogen, vor Gericht gestellt, und so ungenügend die gegen sie vorgebrachten Beweise auch waren, zum Tode verurtheilt. Der Kaiser milderte indeß diesen Ausspruch und verwandelte ihre Strafe in Gefangenschaft auf der Festung, mit alleiniger Ausnahme des aus einer der angesehensten und ältesten Schlesischen Familien stammenden General Grafen Ulrich von Schafgotsch, dessen Todesurtheil er bestätigte. Es war dieser dem evangelischen Glauben zugethan. Der Unglückliche wurde, selbst nachdem ihm das Leben schon abgesprochen war, noch hart gefoltert, um Geständnisse über die Verschwörung aus ihm zu pressen, deren man allerdings bedurfte, um ein so regelloses und willkürliches Verfahren nur einigermaßen zu rechtfertigen. Er beharrte aber, trotz aller Martern, bei der Aussage, daß er weder Theilnehmer einer solchen Verschwörung gewesen, noch Kenntniß davon habe. Hierauf wurde er im Julius zu Regensburg enthauptet. Seine

Kinder wurden durch die Vorsorge des Kaisers im katholischen Glauben erzogen.

Eben so wenig hat Wallensteins Schuld nur einigermaßen überzeugend erwiesen werden können. Oxenstierna erklärte noch im Jahre 1651, er habe nie ergründen können, ob es ihm Ernst gewesen und was er eigentlich bezweckt habe. Die Darstellungen, welche auf Veranlassung des kaiserlichen Hofes nach Wallensteins Ermordung erschienen, um eine Handlung, welche nur die höchste Noth und dringende Gefahr entschuldigen kann, zu rechtfertigen, gründen sich vornehmlich auf die Aussagen eines begnadigten Böhmischen Auswanderers, Jaroslav Sesyna Raschin von Riesenburg, welchen Wallenstein zu seinen Unterhandlungen gebraucht hatte. Er läßt den Feldherrn schon 1631 ein heimliches Bündniß mit Gustav Adolf betreiben. Aber diese Aussagen ermangeln näherer und vollgültiger Beweise, enthalten manchen Widerspruch, und lassen sich in einzelnen Angaben durch urkundliche Nachrichten widerlegen. Dadurch wird auch ihre sonstige Glaubwürdigkeit sehr verdächtig. Wir haben daher auch nicht für nöthig erachtet, diesen in die meisten historischen Werke wie gewisse und wohlbegründete Thatsachen übergegangenen Erzählungen hier nochmals einen Platz zu gönnen. Eben so wenig fühlen wir uns aber zu der Behauptung geneigt, daß Wallenstein nie mit Entwürfen umgegangen sey, deren Verfolgung der kaiserlichen Macht höchst gefahrbringend geworden seyn würde, sondern glauben vielmehr, daß die unparteiische Geschichte die Frage über seine Schuld oder Unschuld als eine nicht mit Entschiedenheit zu lösende stehen lassen muß. Die Nachrichten von den späteren Unterhandlungen des Herzogs mit Sachsen und Schweden mit ihren verdächtigen Umständen sind aus Schriftstellern der protestantischen Partei geschöpft; und daß diese Eröffnungen bloß in der Absicht geschehen seyen, die Feinde zu täuschen, läßt sich keinesweges erweisen. Auch haben wir zuverlässige und ausführliche Nachrichten von Anträgen, die der Französische Hof ihm zu verschiedenen Zeiten machen ließ, sich zum König von Böhmen aufzuwerfen, Anträge, die Wallenstein wenigstens nicht so entschieden abgewiesen haben muß, wie es einem treuen Diener des Kaisers geziemt hätte, weil sie sonst nicht wiederholt worden wären. Wallenstein war zu hoch gestiegen, als daß er nur Feldherr des Kaisers hätte seyn wollen; es war zu viel in seine Hände gelegt, als daß er nur nach dem Willen desselben hätte handeln können. Durch die ausschweifenden Bedingungen, unter welchen er das

Generalat zum zweiten Male übernommen hatte, war er in eine sehr schwierige und schlüpfrige Mitte zwischen den Verhältnissen des Unterthanen und des unabhängigen Fürsten getreten. Es war eine Kriegsdictatur, erzeugt durch dringende Gefahr; nach Beseitigung derselben trat das Unnatürliche einer solchen Stellung auf allen Seiten hervor, gab überall Anstoß, und trieb Wallenstein von selbst, aus der unentschiedenen Mitte, in der er sich befand, herauszutreten. Nach welcher Seite er sich wenden solle, konnte für ihn wohl keine Frage seyn. Sein heftiger Ehrgeiz, das Bewußtseyn der Kraft, die den gährenden Elementen der empörten Zeit zu gebieten im Stande war, und sein Glaube an dunkele, geheimnißvolle Mächte, welche die Schicksale der Menschen lenken, spornten ihn zu behaupten, was man jetzt nur mißgünstig und besorgt in seinen Händen sah. Aber über die Wahl der an dies Ziel führenden Mittel kam er zu keinem entschiedenen Entschlusse *), daher die Ungewißheit und das Zaudern, welche seitdem in seinen Schritten sichtbar werden, und das zweideutige Licht, das auf sie fällt **). Wie es indeß auch mit diesen Plänen beschaffen gewesen seyn mag, daß der kaiserliche Hof ihn richtete, ohne ihn zu hören, ihn verdammte, ohne Beweise, und ihn Meuchelmördern Preis gab, die nach seinem Golde lüstern waren, bleibt eine Handlung der Willkür und Ungerechtigkeit und empörende Undankbarkeit an dem, der einst alle Reichsfürsten vor ihm zittern gemacht, und den raschen Siegeslauf des gefährlichsten seiner Feinde unter den bedenklichsten Umständen zu unterbrechen und zu hemmen gewußt hatte.

---

*) Sehr bezeichnend schreibt Arnim während des Feldzuges von 1633 an den Kurfürsten von Brandenburg: „Mit dem Manne ist nichts sicheres zu tractiren, denn da ist keine Beständigkeit.“ Briefwechsel, Th. III. S. 75.

**) Anders kann, auch nach den sehr dankenswerthen Aufklärungen und mannigfachen Berichtigungen, die Hr. Förster in dem Briefwechsel und in der Biographie Wallensteins aus Urkunden gegeben hat, das Urtheil kaum gefaßt werden, in keinem Fall aber der Held in dem glänzend reinen Lichte gezeigt werden, in welchem Förster ihn darstellt. Es ist hier nicht der Ort, weiter in diese Untersuchung einzugehen, schwerlich aber dürfte das Dunkel, welches die Entschlüsse Wallensteins umhüllt, je durch Briefe und Actenstücke völlig verscheucht werden können.

15. Die Nördlinger Schlacht, der Prager Friede und Ferdinands II. Tod.

(1634—1637.)

So waren die beiden großen Helden Schwedens und Oesterreichs nach einander vom Schauplatz abgetreten, nachdem Wallenstein schon in seinem letzten Feldzuge die Unterwerfung der Protestanten nicht mehr als die Hauptsache betrachtet hatte. An seinen Platz kam des Kaisers ältester Sohn, Ferdinand, bereits gekrönter König von Ungern, und ihm zur Seite ward der mehrfach erwähnte Gallas gesetzt. Bernhard von Weimar hatte sich einen Tag vor der Ermordung Wallensteins wirklich gegen die Böhmische Grenze in Bewegung gesetzt und sein Vortrab drang in den ersten Tagen des März bis an die Thore von Eger; da er aber die feindlichen Truppen in Ordnung und dem Kaiser gehorsam fand, ging er zurück und führte sein Heer zur Erholung nach Schwaben, wo der General Horn seine Quartiere hatte. Dies gab Anlaß zu neuen Streitigkeiten, welche Altringer (oben S. 6) benutzte, um mit seinen, den Spanischen und den Bairischen Truppen von Süden her nach der Donau vorzudringen, während der König von Ungern und Gallas in gleicher Absicht aus Böhmen hervorbrachen. Bei Regensburg vereinigten sich beide Heere zur Belagerung dieser Stadt. Bernhard warf Verstärkung hinein, war aber zum Entsatz zu schwach, und als er endlich nach langem Zaudern seine Vereinigung mit Horn bewerkstelligt hatte, mußte der Schwedische Commandant Lars Kagge die heldenmüthig vertheidigte Stadt übergeben. Von hier aus drangen die Kaiserlichen über Ingolstadt und Donauwerth gegen Nördlingen vor, welches den Schweden treulich anhing, und deshalb einen vorzüglichen Beistand zu fordern berechtigt war. Horn rieth dem Herzoge, keine Schlacht zu wagen, weil ihre vereinigten Truppen durch Krankheit, Mangel und langes Herumziehen aufs Aeußerste geschwächt und entmuthigt seyen und überdieß an Zahl den Kaiserlichen weit nachständen, und bestand darauf, die Ankunft des Generals Craz und des Rheingrafen Otto Ludwig, der von der Belagerung Breisachs abgerufen worden war, zu erwarten. Indem das Heer so bei Bopfingen lag, erhielten die Kaiserlichen eine Verstärkung von zehntausend Mann, welche der Bruder König Philipps IV. von Spanien, Erzbischof Ferdinand von Toledo, in Mailand zusammengebracht hatte und nach den Niederlanden führte. Dennoch wollte Bernhard nach Crazens Ankunft

den Rheingrafen nicht länger abwarten, sondern rückte zum Entsatz der Stadt nach Nördlingen vor. Der 7. September 1634 war der entscheidenden Schlacht bestimmt. Die Ueberlegenheit der Kaiserlichen, welche fünf und dreißig tausend Mann stark waren, denen die Schweden nur drei und zwanzig tausend und unter diesen sechs tausend in der Eil bewaffnete Würtembergische Bauern entgegenstellen konnten, und viele örtliche Nachtheile drohten den Letzteren gleich von Anfang an Verderben; aber auch außerdem geriethen sie durch Mißverständnisse und Mangel an Einheit aus einer Verwirrung in die andere, so daß, nach einem achtstündigen Gefechte, in welchem sie das Aeußerste von Tapferkeit aufgewandt hatten, der Sieg sich dennoch vollkommen für die Kaiserlichen entschied. Acht tausend Schweden lagen todt auf der Wahlstatt, sechs tausend waren gefangen, dazu fiel das sämmtliche Geschütz und Gepäck (achtzig Kanonen und vier tausend Wagen) dem Feinde in die Hände. Herzog Bernhard behielt nichts als was er am Leibe trug, die Generale Horn und Craz wurden gefangen. Auf kaiserlicher Seite hatte Gallas den Oberbefehl gehabt, und außer ihm hatten der Herzog Karl von Lothringen, der sich seit einiger Zeit in kaiserlichen Diensten befand (vgl. unten II. Abschn. 8), und ein berühmter Parteigänger beim Bairischen Heere, Johann von Werth, das Meiste zu dem Siege beigetragen.

Die Schlacht bei Nördlingen veränderte die Lage der Sachen ungemein und vernichtete das bisher noch immer behauptete Uebergewicht der Schweden. Nicht genug, daß die Kaiserlichen nun Schwaben und Franken wie ein verheerender Strom überschwemmten *), daß der Heilbronner Bund seiner Auflösung unaufhaltsam entgegenging; auch Sachsen fiel von der gemeinen Sache der Protestanten ab. Johann Georg hatte die ihm schon früher pfandweise abgetretene Lausitz seit Wallensteins Einfall so gut als verloren, und es war zu erwarten, daß er sie nach der Vernichtung der Schweden nie wieder bekommen würde. Dagegen konnte er sie wohl mit Recht als eine Belohnung vom Kaiser fordern, wenn er vom Schwedischen Bündnisse abtrat und zu ihm überging. Deshalb ließ er sogleich nach der Nördlinger Schlacht die bereits eröffneten Unterhandlungen über einen besonderen Frieden mit dem Kaiser eifriger

*) Die verwitwete Herzogin von Würtemberg, die sich auf der Flucht verspätet hatte, ward zu Nürtingen von den Croaten bei den Haaren über die Leichname der im Schlosse Ermordeten geschleift.

betreiben. Der Krieg hatte nach Wallensteins Tode in Norddeutschland nicht geruht. Die Schweden hatten unter Baner Crossen und Frankfurt eingenommen; Arnim war zum dritten Mal nach Schlesien vorgerückt und hatte die Kaiserlichen unter Colloredo bei Liegnitz in einem großen Treffen geschlagen; dann waren Schweden und Sachsen gemeinsam in Böhmen eingefallen und standen vor Prag. Trotz dieser Vortheile rief der Kurfürst seine Truppen zurück und schloß schon am 22. November 1634 Präliminarien mit dem Kaiser ab, die am 30. Mai 1635 zu Prag in einen förmlichen Frieden verwandelt wurden. Johann Georg erhielt die Lausitz erblich, und für seinen zweiten Sohn, August, das Erzstift Magdeburg auf Lebenszeit; die mittelbaren Kirchengüter, welche die Protestanten vor dem Passauer Vertrage eingezogen, sollten den Besitzern immerdar verbleiben; die übrigen und die sämmtlichen unmittelbaren noch vierzig Jahre bis auf weitern Austrag der Sache. Für diese Vortheile ward der Kurfürst von Sachsen des Kaisers Freund, und opferte die Pfalzgräfliche Sache, so wie die Schweden auf, die in den Schlachten bei Leipzig und Lützen zunächst für ihn geblutet, ja deren großer König selbst, um sein Land zu retten, das Leben gelassen hatte. Sogar zur Vertreibung der Schweden sagte Johann Georg dem Kaiser Hülfe zu, und überließ die Schlesischen Protestanten der Willkür desselben. Ueber die Ungerechtigkeit dieses Friedens, den der Kaiser in der Form eines Edicts bekannt machen ließ, war unter den Protestanten nur eine Stimme, und in vielen Flugschriften wurde es dem Kurfürsten öffentlich gesagt, er habe die gemeine Sache der Religion und der Deutschen Freiheit aus Eigennutz und Eifersucht verrathen.

Durch den Abfall dieses Bundesgenossen und den allmähligen Beitritt mehrerer protestantischen Stände zum Prager Frieden, wozu dieselben vom Kaiser aufgefordert worden waren, wurde die Lage der Schweden in Deutschland immer bedenklicher. Dazu berichtete der Reichsrath an Oxenstierna, daß wegen mehrjährigen großen Mißwachses und Erschöpfung aller Kassen und Geldmittel wenig auf Hülfe vom Vaterlande zu rechnen sey. Dennoch schlug dieser eine Entschädigungssumme von zwei und einer halben Million Gulden, welche der Kurfürst von Sachsen für die gänzliche Räumung des Deutschen Reiches von den Ständen herbeizuschaffen versprach, aus, und nachdem er vergeblich Unterhandlungen mit dem Kaiser zu eröffnen versucht, wandte er sich an den früheren Verbündeten seiner Krone, an den Cardinal

Richelieu, um kräftigere Unterstützung als bisher zu erhalten. Bei dem Scharfblick jenes Staatsmannes, bei dessen gegen Oesterreich und Spanien gerichteter Politik durfte er, da diese jetzt im Uebergewicht waren, nunmehr sicher auf Hülfe rechnen; es kam nur darauf an, um welchen Preis sie zu erhalten seyn würde. Bereits vor der Nördlinger Schlacht hatte Oxenstierna den Franzosen die Festung Philippsburg einzuräumen versprochen, wenn er sechstausend Mann zur Verstärkung der Schwedischen Heere erhielte; und nach derselben war Richelieu mit den zum Heilbronner Bunde gehörigen Ständen im November 1634 einen Vertrag eingegangen, durch den er sich verpflichtete, zwölftausend Mann für die Verbündeten zu besolden, wofür dem König von Frankreich Sitz und Stimme im Bundesrathe und der ganze Elsaß bis zum Frieden zugesagt wurden. Da Bernhard indeß mit dem Rest seiner flüchtigen Schaaren und mit den Truppen des Rheingrafen die Fortschritte der kaiserlichen Waffen in Süddeutschland nicht aufzuhalten vermochte, Würtemberg und Baden völlig verloren gingen, König Ferdinand rheinabwärts vordringend bereits Philippsburg und Speier einnahm und Heidelberg bedrohte, die französischen Truppen, obgleich in der Nähe, noch immer zögerten, eilte Oxenstierna im April 1635 persönlich nach Frankreich, um den Abschluß eines neuen Vertrages zwischen Schweden und Frankreich zu betreiben und wo möglich den Cardinal in einen offnen Krieg mit Spanien und mit dem Kaiser zu verwickeln. Schon zwei Tage nach seiner Ankunft zu Paris kam das Bündniß auf der Grundlage wechselseitiger Hülfsleistung zu Stande; und als gerade damals der Kurfürst Philipp Christoph von Trier, der sich in Französischen Schutz begeben hatte, wegen dieses den Reichsgesetzen zuwiderlaufenden Verfahrens auf Veranlassung des Kaisers von den Spaniern aus Luxemburg her in Trier überfallen und gefangen fortgeführt wurde, ergriff Richelieu diesen Anlaß, zunächst der Krone Spanien den Krieg zu erklären. Zwanzigtausend Franzosen stießen in den Niederlanden zum Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Geringer war die Hülfe, welche die Protestanten von Frankreich erhielten, so daß Bernhard im Laufe des Sommers noch bis Metz zurückgedrängt wurde. Ebenso war Baner, der sich nach der Nördlinger Schlacht aus Böhmen zum Schutz des Fränkischen Kreises nach Thüringen gewendet hatte, genöthigt, vor dem Kurfürsten von Sachsen, der den Bedingungen des Prager Friedens gemäß mit sechs und zwanzigtausend Mann gegen ihn im Felde erschien, bis nach

Mecklenburg zu weichen. Auch von Schlesien her war ein kaiserliches Heer unter Marazini an der Oder glücklich vorgerückt und hatte die Schweden auf dieser Seite bis auf die Insel Wollin zurückgeworfen. Auf solche Weise stellten sich trotz aller Bemühungen des Reichskanzlers die Sachen für Schweden immer verzweifelter. Die drei Brüder des Herzogs von Sachsen-Weimar, die Herzoge von Mecklenburg und Pommern, Braunschweig-Lüneburg, Brandenburg, die Städte Erfurt, Lübeck, Hamburg und Bremen traten dem Prager Frieden bei. Nur Hessen-Kassel, Würtemberg und Baden-Durlach hielten bei Oxenstierna aus. Durch diese Ereignisse geschreckt und von dem Geldmangel des Schwedischen Kanzlers ohne Mittel zur Unterhaltung seines Heeres gelassen, schloß Bernhard von Weimar im October 1635 einen besondern Vertrag mit Ludwig XIII., durch welchen er mit seinem Heere in Französische Dienste trat. Es wurden ihm jährlich vier Millionen Livres zugesichert und das Versprechen gegeben, ihm beim Friedensschluß den Elsaß zu verschaffen. Auch für die Erhaltung seines Herzogthums Franken sagte ihm Richelieu seine Hülfe und Verwendung zu.

Nach dieser unglücklichen Zeit, in welcher die Schweden bis über die Französische Grenze und bis an die Ostseeküste zurückgetrieben worden waren, schien das Glück ihren Waffen wieder einige Lichtblicke zuzuwenden. Leonhard Torstenson führte Verstärkungen aus Preußen nach Pommern, Baner schlug die Sachsen bei Dömitz, und als sich dieselben mit Marazini vereinigen wollten, zum zweiten Mal bei Kyritz (7. Dec. 1635). Mit abwechselndem Erfolge drängten sich hierauf länger denn ein halbes Jahr Sachsen, Oesterreicher und Schweden in der Mark und Niedersachsen auf und nieder, bis endlich in einem achtstündigen blutigen Treffen bei Wittstock (24. Sept. 1636) die Schweden einen entscheidenden Sieg davon trugen. Sie überschwemmten darauf Sachsen, und behandelten es aus Rache fürchterlich. Empörend lauten die Berichte von dem Elende jener unglücklichen Zeiten, wie uns dieselben noch in den Chroniken der einzelnen Städte aufbehalten sind. Niemand bebauete das Feld aus Mangel an Saatkorn an Zugvieh und an Menschenhänden, die Dörfer standen leer, weil Alles theils in die Städte flüchtete, theils Soldatendienste nahm, die einzige Handtierung, die noch Unterhalt gewährte. Alle Zufuhr stockte, weil in mancher kleineren Stadt kein einziges Pferd zu finden war. Aas vom Schindanger, gefallenes Vieh, Ratten und Mäuse wurden dann zu Leckerbissen; viele Leichname fand man auf Misthau-

sen, auf denen die Armen wenig Stunden vor ihrem Hungertode noch eine letzte Nahrung gesucht hatten. Im Magdeburgischen soll die Hungersnoth sogar Menschenfresser erzeugt haben. Wenn es zuweilen geglückt war, eine Fuhre Getreide aus der Ferne in einen solchen Ort einzuführen, so wurden die Bäckerhäuser dergestalt umdrängt, daß viele erstickten, und selten konnte doch das frische Brot selbst nur die befriedigen, welche noch Geld hatten. Nirgend konnte der Unrath aus den Höfen und von den Straßen hinausgeschafft werden, der dann durch jahrelange Anhäufung so ekelhafte Ausdünstungen erzeugte, daß Seuchen aller Art die Menschen zu Hunderten wegrafften. An vielen Orten war das Sterben so groß, daß die Leichname haufenweise wie auf dem Schlachtfelde in die Gruben geworfen werden mußten. Im April 1638 schrieb Baner aus Pommern der von den Sachsen eingeschlossenen Stadt Erfurt, er würde ihr schon lange zu Hülfe gekommen seyn, wenn nicht zwischen der Oder und Elbe Alles so verwüstet wäre, daß daselbst weder Hunde noch Katzen, geschweige Menschen und Pferde sich aufhalten könnten. Durch solche Länder die der Feind wegen Hungers und Jammers verlassen müssen, könne er sein Heer nicht führen, ohne sich mehr als durch ein verlornes Treffen zu schaden.

Am Rhein blieben die Kaiserlichen im Sommer 1636 im Vortheil, und da auch die Spanier in den Niederlanden glücklich kämpften, beschloß man Anfangs Juli einen Angriff auf Frankreich selbst. Die Spanier sollten verbunden mit der Reiterei Johanns von Werth durch die Picardie, Gallas und der Herzog Karl von Lothringen im Süden vordringen. Die Unternehmungen des ersten Heeres wurden zunächst von den glücklichsten Erfolgen begleitet; mehrere Festungen ergaben sich nach kurzem Widerstande, der Uebergang über die Somme wurde erkämpft und Paris zitterte, bis Richelieu's kräftige Anstalten im September ein bedeutendes Heer zusammenbrachten, dem die Feinde nicht die Spitze bieten zu können glaubten. Gallas hatte indeß gegen Bernhard von Weimar und den Prinzen von Bourbon in Burgund nichts Bedeutendes ausrichten können und nach der vergeblichen Belagerung St. Jean's de Laune wegen Mangels und schlechter Witterung seinen Rückzug antreten müssen.

Das neu erlangte Uebergewicht seiner Waffen und der Prager Friede verschaffte dem Kaiser die Möglichkeit wieder, eine Versammlung der Deutschen Fürsten zu berufen und auf derselben die Wahl seines Soh-

nes zum Römischen König zu bewerkstelligen. Es geschah dies am 9. December zu Regensburg. Nachdem er so die Krone seinem Hause gesichert und die drohendsten Gefahren glücklich hatte vorüber gehen sehen, starb Ferdinand II. am 15. Febr. 1637. Es bleibt ihm der Ruhm, mit großer Festigkeit und Standhaftigkeit in guter und böser Zeit dem einmal erfaßten Zweck und Zielpunkt seines Strebens treu geblieben zu seyn. Den Kaiserthron, dessen Grundfesten unterwühlt, dessen Glanz erloschen war, als er ihn bestiegen hatte, hinterließ er geachtet und gefürchtet; die protestantische Lehre in den Erblanden war für immer unterdrückt; es ließ sich noch immer hoffen, mit den bedeutendsten Vortheilen über die evangelischen Fürsten aus dem Kampfe zu gehen. Dagegen war der materielle Wohlstand des Reichs und der Erblande durch die gewaltsame Restauration des Katholicismus und die lange Dauer des Krieges vernichtet. In Böhmen zählte man beim Beginn von Ferdinands Regierung drei Millionen Menschen, bei seinem Tode kaum achthunderttausend. Dennoch war in Ferdinands Gemüth mit dieser Härte in der Durchsetzung seiner Entwürfe eine gewisse Weichheit verbunden; als ihm nach der Schlacht bei Lützen Gustav Adolfs blutiges Collet überbracht wurde, soll er, wie bei Wallensteins Ermordung, Thränen vergossen haben. Der Hauptvorwurf, welcher ihm, neben dem fanatischen Eifer für sein Glaubensbekenntniß, gemacht wird, ist der mit diesem und mit dem ganzen Grundzuge seines Lebens und seiner Regierung zusammenhangende einer zu großen Abhängigkeit von den Geistlichen seines Hofes. Niemanden, sagt sein eigener Beichtvater, fürchtete er so als die Priester, in denen er etwas Ueberirdisches achtete und ehrte. Begegnete ihm zugleich ein Engel und ein Priester, soll er einst geäußert haben, so würde er zuerst dem Priester seine Ehrfurcht bezeigen.

---

16. Fortgang des Kampfes unter Ferdinand III. Schwedisch-Dänischer Krieg.

(1637—1648.)

Der Thronwechsel im Habsburgischen Hause äußerte wenig Einfluß auf den Gang des Krieges. Nachdem Bernhard von Weimar zum Theil wegen schlechter Unterstützung und ausbleibender Geldzahlungen von Seiten des Französischen Hofes im Jahre 1637 den Kaiserlichen

nur unbedeutende Gefechte in Lothringen und Burgund geliefert, faßte er wieder größere Plane für den folgenden Sommer. Er wollte angriffsweise verfahren und den Krieg auf den Deutschen Boden zurücktragen. Schon im Januar 1638 bewerkstelligte er den Rheinübergang bei Seckingen, unternahm die Belagerung von Rheinfelden, schlug die zum Entsatz heranrückenden kaiserlichen Truppen unter Johann von Werth, der für den nach Norddeutschland abgerufenen Gallas in diesen Gegenden befehligte, am 21. Februar, und nahm diesen selbst gefangen. In Folge dieses Sieges eroberte Bernhard Rheinfelden und Freiburg, und begann die Einschließung Breisachs, der Hauptfestung im südwestlichen Deutschland, des Schlüssels zum ganzen Elsaß und den vorderen Besitzungen Oesterreichs. Der kaiserliche Commandant, General-Feldzeugmeister von Reinach, vertheidigte die Stadt mit Heldenmuth. Auch der Hof zu Wien kannte die Wichtigkeit dieses Platzes, und der Feldmarschall Götz, der statt des gefangenen Werth das Commando am Oberrhein erhalten hatte, erhielt die Weisung, Alles zur Rettung Breisachs zu wagen. Beim Dorfe Wittenweier stieß er mit achtzehntausend Mann auf Bernhard, der etwa sechzehn tausend führte, und ward nach einem hartnäckigen Gefecht aus dem Felde geschlagen (30. Juli). Nicht besser gelang ein zweiter Versuch des Herzogs Karl von Lothringen, der Festung Hülfe zu bringen, und als Götzens neu gesammeltes und verstärktes Heer am 14. October unter den Mauern Breisachs selbst wiederum eine Niederlage erlitten hatte, mußte sich die Stadt, in welcher die furchtbarste Hungersnoth herrschte *), nach viermonatlicher Einschließung, am 13. December ergeben. Angeschwellt von kühnen Hoffnungen, wollte der Sieger diese Eroberungen zum Grundstein seiner künftigen Herrschaft am Rheine machen. Er ließ sich von den Einwohnern förmlich huldigen, und benahm sich in allen dem Hause Habsburg entrissenen Besitzungen als Landesherr. Diese Schritte verwickelten Bernhard in verdrießliche Unterhandlungen mit dem Französischen Hofe, welcher sich selbst diese Länder zueignen wollte, obgleich man sie, wie oben erwähnt worden ist, im Dienstvertrage dem Herzoge zugesagt hatte. Wenn nun auch die Geldzahlungen, welche immer unregelmäßig geleistet worden waren, ganz ausblieben, nahm Bernhard dennoch mitten im Winter die Franche Comté

*) Die Armen kratzten den Kalk von den Wänden, um sich davon zu nähren, oder verschlangen halb verfaulte Cadaver. Eine Ratte ward für einen Gulden verkauft, ein Ei für einen Thaler, der vierte Theil eines Hundes für sieben Gulden.

den Spaniern, und bereitete sich vor, im nächsten Feldzuge ganz selbstständig in Deutschland aufzutreten. Als er aber im Julius bei Neuburg über den Rhein gehen wollte, ward er daselbst plötzlich krank, und starb schon nach vier Tagen (18. Juli 1639), im fünf und dreißigsten Jahre seines Lebens. Er selber hielt sich für vergiftet, und sein Hofprediger äußerte in der ihm gehaltenen Leichenrede diesen Verdacht mit lauten Worten. Indeß ist darum die Anklage nicht für erwiesen zu halten; auch hatte Bernhard schon seit der Einschließung Breisachs öfter an einem bösartigen Fieber gelitten. Seinem Testamente gemäß sollten alle Eroberungen im Elsaß beim Deutschen Reiche bleiben und demjenigen seiner drei Brüder zufallen, der die Behauptung und Regierung derselben übernehmen wolle. Trotz dieser Bestimmung bemühten sich Richelieu, Oxenstierna, so wie der kaiserliche Hof wetteifernd, Bernhards Länder und Heer zu gewinnen. Richelieu's Geld trug den Preis davon. Am 9. October versprachen die Officiere in einem Vertrage dem Könige von Frankreich Treue zu schwören zur Bekämpfung seiner Feinde, zur Herstellung der unterdrückten Stände des Deutschen Reichs und zur Gründung eines sichern Friedens. Die Truppen wurden darauf mit Französischem Kriegsvolke unter der Anführung des Herzogs von Longueville, dem später der Marschall Guebriant folgte, vereinigt.

Auf dem Kriegsschauplatze im nördlichen Deutschland war indessen Gallas mit bedeutenden aus Süddeutschland herbeigezogenen Streitkräften den Fortschritten Baners entgegengestellt worden (1637), und eine bald darauf geschlossene Verbindung des Kurfürsten von Brandenburg mit dem Kaiser drohte der Schwedischen Macht in diesen Gegenden völligen Untergang. Der alte Herzog Bogislav von Pommern starb nämlich am 20. März 1637, und da die Schweden den Ständen dieses Landes untersagten, dem Kurfürsten von Brandenburg die verlangte Huldigung zu leisten, so trat dieser auf die Seite Ferdinands und ließ achttausend Brandenburger zum kaiserlichen Heere stoßen. Vor solcher Uebermacht mußte Baner bis an die äußerste Küste Pommerns zurückweichen. Allein im folgenden Frühjahr (1638) durch frische Truppen aus Schweden, deren Absendung der 1636 dorthin zurückgekehrte Oxenstierna betrieben hatte, bis auf dreißigtausend Mann verstärkt, warf er Gallas wiederum bis nach Schlesien und Böhmen zurück, und verwüstete das letztere Land auf eine Weise, wie sie dieser doch so furchtbare Krieg bis dahin noch nicht gesehen hatte. In man-

cher Nacht sollen mehr als hundert Böhmische Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in Flammen gestanden haben; selbst die Barbareien der Wallensteinischen Krieger wurden von diesen Schwedischen Gräueln übertroffen. Nachdem Baner den Winter hier zugebracht, beschloß er, sich nach Thüringen zu wenden, um dem Herzog Bernhard von Weimar, mit dem er sich wieder in Verbindung gesetzt hatte, in Baiern die Hand zu reichen. Allein Bernhards Tod vereitelte diesen Plan, und als Baner im folgenden Frühjahr (1640) von den Kaiserlichen, denen Piccolomini Verstärkungen aus den Niederlanden zugeführt hatte, endlich aus Böhmen gedrängt wurde, zog er durch Sachsen und Thüringen, und schlug seine Winterquartiere (im Nov. 1640) im Braunschweigischen auf.

Je mehr die Planlosigkeit, mit welchem der Krieg bereits seit Gustavs Fall von beiden Seiten geführt würde, zunahm, desto geringer mußten die Resultate werden, welche durch solches Herumziehen bewirkt wurden. So schien die Aussicht auf Friede und Ruhe noch ebenso weit entfernt als im Beginn des Kampfes, besonders da die eigentlich noch kriegführenden Parteien, Frankreich, Schweden und der Kaiser, ihre Heere auf Kosten anderer Fürsten erhalten konnten; denn auch die Oesterreichischen Erblande blieben bis auf Böhmen meist vom Feinde verschont. Als im Jahre 1636 nach der Schlacht bei Wittstock auf Dänemarks Vermittelung ein Friedenscongreß eingeleitet werden sollte und Hamburg bereits zum Ort der Versammlung bestimmt war, erhoben die Französischen Gesandten eine solche Menge von Schwierigkeiten, daß man nicht einmal die außerwesentlichsten Bedingungen zu Stande bringen konnte. Indessen gab der neue Kaiser dem Andringen der Kurfürsten nach, und berief auf den September 1640 einen Reichstag nach Regensburg, desgleichen seit sieben und zwanzig Jahren nicht gehalten worden war. Allein obgleich hier der Ruf nach Frieden laut genug ertönte, und über vier Monate berathen ward, konnte dennoch nichts entschieden werden, weil es nur den Schwachen Ernst mit der endlichen Beruhigung des Reiches war.

Bei dieser Gelegenheit dachte Baner einen kühnen Streich auszuführen. Er wollte sich heimlich aus seinen Winterquartieren aufmachen, Regensburg überfallen und den Kaiser sammt allen Reichsfürsten aufheben. Der Marschall Guebriant, welchem Baner Nachricht von seinem Entwurfe gab, war bereit, sich dazu mit ihm zu vereinigen, und so erschienen plötzlich beide Feldherren mitten im Winter, da

man sie weit entfernt glaubte (27. Jan. 1641) vor Regensburg, und setzten Alles, was darinnen war, in Angst und Schrecken. Allein plötzlich eintretendes Thauwetter löste die Eisdecke der Donau, und die Ueberlegenheit der anrückenden kaiserlichen Truppen zwang sie sich schnell zurückzuziehen. Baner schoß fünfhundert Kanonenkugeln in die Stadt, und zog sich dann, von dem Erzherzog Leopold Wilhelm, dem Bruder des Kaisers, der schon seit einiger Zeit für Gallas den Oberbefehl führte, und Piccolomini verfolgt, durch Sachsen nach Halberstadt, wo er an den Folgen dieser großen Anstrengungen, mit denen er nach seinem leidenschaftlichen Temperamente die unmäßigsten Ausschweifungen verband, in der Blüthe seiner Jahre starb (20. Mai 1641).

So viel treffliche Feldherren hatte dieser Krieg schon hingerafft, aber des großen Gustav Schule war zahlreich genug, um noch immer neue an die Spitze zu stellen. Zunächst war das geschwächte Heer in das Hildesheimische zurückgewichen, und schon glaubte man es seiner Auflösung nahe, als Torstenson mit Geld und siebentausend frischen Streitern aus Schweden erschien (Oct. 1641). Er hatte schon in den früheren Polnischen Kriegen, in denen er Gustav als Page begleitet, den Geist seines großen Lehrers in sich aufgenommen, und später längere Zeit an der Spitze des Geschützwesens gestanden; jetzt zeigte er sich kaum dem verwilderten Heere, als ein neuer Geist des Lebens und der Ordnung in dasselbe kam, und Thaten verrichtet wurden, die an Gustavs und Bernhards reißende Siege erinnerten. Und sollte man es glauben? Der Mann, der diese Thaten mit der Schnelle des Blitzes verrichtete, mußte sich meist in einer Sänfte tragen lassen, weil der unbändige Schmerz des Podagra ihm das Reiten und Fahren unmöglich machte. In einem Zustande, in welchem tausend Andere das Bett nicht würden verlassen haben, durchzog er dreimal das Deutsche Reich, und machte zwei Monarchen und zwei Kurfürsten zittern.

Zuerst ging er durch die Mark und die Lausitz nach Schlesien, eroberte Glogau mit Sturm (4. Mai 1642), und belagerte Schweidnitz. Diese Stadt zu entsetzen, eilte der mehrfach erwähnte Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, der damals in kaiserlichen Diensten war, mit einem Heere herbei, allein er war der Erste, der Torstensons Kraft kennen lernte. Er verlor zweitausend Mann, ward selbst gefangen, sah Schweidnitz an die Schweden übergehen, und starb an seinen Wunden (31. Mai). Siegreich brach Torstenson von da in Mähren ein, eroberte Olmütz (4. Juni) und hätte gern den Krieg in

das Herz der Oesterreichischen Staaten versetzt, wenn nicht Krankheiten sein Heer so geschwächt hätten, daß er auf den Rückzug denken mußte. Obgleich von Piccolomini, der nach des Herzogs Tode als Generalfeldmarschall befehligte, mit weit überlegenen Streitkräften verfolgt, zog er sich doch in bester Ordnung durch Schlesien und die Oberlausitz nach Sachsen zurück, brachte Verstärkungen an sich, und erwartete den immer nachsetzenden Feind in der Ebene von Leipzig. Hier, wo Gustav Adolf schon zweimal die Macht der Kaiserlichen gebrochen hatte, verherrlichte Torstenson den Ruhm der Schwedischen Waffen durch einen der glänzendsten Siege dieses Krieges zum dritten Mal (2. Nov. 1642). Piccolomini verlor an Todten und Gefangenen über zehntausend Mann, nebst 46 Kanonen, fast zweihundert Fahnen und Standarten, die Kriegskanzlei und die Kasse. Der Rest der Flüchtlinge sammelte sich erst in Böhmen wieder, wo sie nach altrömischer Weise durch Cassation mehrerer Offiziere und Hinrichtung des zehnten Mannes für ihre Feigheit bestraft wurden.

Der Sieg bei Leipzig öffnete den Schweden diese reiche, bisher noch von der Kriegswuth meist verschont gebliebene Stadt, wiewohl erst nach einer Belagerung von einigen Wochen (8. Dec.). Sie mußte eine beträchtliche Kriegssteuer und außerdem noch sechs und dreißig tausend Ellen Tuch zur Bekleidung des Schwedischen Heeres hergeben, zu deren Aufbringung die Bürger ungescheut die Niederlagen auswärtiger Kaufleute öffneten und plünderten. Wohlgestärkt brach Torstenson im nächsten Frühling (1643) wieder auf, und ging zum zweiten Male auf die kaiserlichen Erbstaaten los. Im Junius war er schon wieder in Mähren, wo er bei Dobitschau ein so vortheilhaftes Lager bezog, daß er alle Hülfsquellen des Landes benutzen und bis in die Nähe von Wien streifen konnte. Ins Reich hatte er zu gleicher Zeit seinen General Königsmark abgeschickt, der in Thüringen und Franken, ja bis an den Rhein hin brandschatzte und Alles in Schrecken setzte.

Um diese Zeit erfuhr man in Schweden, daß der König Christian IV. von Dänemark — der sich von Tillys und Wallensteins Züchtigungen allmählig wieder erholt hatte, und sich eifrig zum Friedensvermittler aufwarf, um Schwedens Festsetzung in Deutschland um so lebhafter hintertreiben zu können — ernstliche Anstalten mache, nöthigen Falls mit bewaffneter Macht und im Bunde mit mehreren Ständen Niedersachsens als dritte Partei zwischen den Kriegführenden auf-

zutreten. Oxenstierna beschloß diese Befürchtungen mit einem Schlage zu beendigen, und sandte Torstenson Befehl, einen Einfall in Jütland zu machen. Deshalb brach dieser sein Lager in Mähren plötzlich ab (Sept. 1643), zog sich durch Schlesien nach Torgau, und ließ überall das Gerücht ausstreuen, er wolle durch Meißen nach der Oberpfalz und Baiern gehen, um dort seine Winterquartiere aufzuschlagen. Dann wieder wandte er sich nach Barby, und schien das Magdeburgische zu bedrohen; aber auf einmal brach er über Havelberg und Braunschweig in das Holsteinische ein, und überschwemmte es nebst Jütland von einem Ende zum andern. Der Ueberfall geschah in solcher Geschwindigkeit, daß das Heer in funfzehn Tagen fast hundert Deutsche Meilen zurückgelegt haben soll. Die wenig zahlreichen, überraschten und besinnungslosen Dänischen Truppen, welche Torstenson entgegentraten, wurden mit leichter Mühe aus dem Felde geschlagen, und die Schweden erholten sich in diesen ihnen selbst unerwarteten Winterquartieren so trefflich, daß im folgenden Frühling wieder kräftige Unternehmungen gemacht werden konnten. Inzwischen war noch eine zweite Schwedische Armee unter dem Feldmarschall Horn in Halland und Schonen eingerückt, und hatte im Februar 1644 Helsingborg und Landscrona eingenommen, um die Dänen aus der Herrschaft des Sundes zu verdrängen. Malmö vertheidigte der bereits siebzigjährige König Christian in Person. Aber dieser Krieg wurde nicht bloß zu Lande geführt. Oxenstierna wußte wohl, daß die Hauptstärke Dänemarks in den Inseln und in seiner zahlreichen und geübten Flotte sey. Deshalb suchte er die Schwedische Seemacht auf alle Weise zu verstärken, um hierdurch einen Angriff auf Fünen und Seeland möglich zu machen. In diesen Bemühungen unterstützte ihn ein Holländischer Kaufmann, Ludwig van Geer, dem die Dänen einige Fahrzeuge im Sunde weggenommen hatten. Aus Rache schoß er sehr bedeutende Summen vor, um dreißig Schiffe für den Dienst Schwedens in seinem Vaterlande auszurüsten und zu bemannen. Schon im Mai ging er unter Segel; aber Christian begegnete ihm mit seiner Flotte an der Küste von Jütland und zwang ihn zur Rückkehr. Mit rastloser Thätigkeit wendete sich der alte König darauf gegen die Schwedische Seemacht, welche unter dem Admiral Klaes Fleming die Insel Femern genommen hatte. Am ersten Juli lieferte er diesem ein zehnstündiges hitziges Treffen. Während er am Hauptmast des Admiralschiffes stehend die Schlacht leitete, fuhren ihm die Splitter eines in der Nähe zerschossenen Brettes

ins Gesicht und beraubten ihn seines rechten Auges. Dennoch blieb er auf seinem Platze, bis er die Schweden zum Rückzuge in den Kieler Meerbusen gezwungen hatte. Solche Standhaftigkeit und Tapferkeit zu belohnen, erschien im August ein kaiserliches Heer unter Gallas in Holstein, wodurch sich Torstenson gezwungen sah, den Angriff auf die Inseln, zu dem alle Anstalten bereits getroffen waren, aufzugeben, und seine Kräfte gegen diesen Feind zu kehren. Mit seiner Entfernung war die höchste Gefahr für Dänemark vorüber, wenn auch noch einige Truppen in Jütland zurückblieben, der Admiral Karl Gustav Wrangel, durch van Geer's Schiffe verstärkt, die Dänische Flotte bei Laaland besiegte (13. Oct.) und im folgenden Jahr Bornholm gewann. Bald darauf wurde der Friede zwischen beiden Staaten zu Brömsebro (13. Aug. 1645) abgeschlossen; hauptsächlich weil Frankreich großen Unwillen über einen Krieg bezeigte, der Schweden zur Universalmacht im Norden erheben konnte, und deshalb alle Unterstützung in Deutschland zu entziehen drohte. Die Vortheile, welche Schweden aus dem glücklich geführten Kampf zog, waren indeß dennoch immer bedeutend genug. Es erhielt unbedingte Zollfreiheit im Sunde und in den Belten, außerdem die Norwegischen Provinzen Jämteland und Herjedalen, die Inseln Gotland und Oesel, und Halland auf dreißig Jahre.

So strahlte der Schwedische Ruhm, durch Oxenstierna, Baner, Torstenson, Wrangel erhoben, wieder in ebenso glänzendem Lichte als zu Gustav Adolfs sieggekrönter Zeit. Gallas, der sich dem kaiserlichen Hofe nur durch seine Treue werth gemacht hatte, war einem Gegner wie Torstenson an kriegerischer Geschicklichkeit durchaus nicht gewachsen. Mit leichter Mühe trieb ihn dieser aus einer Stellung in die andere die ganze Elbe hinunter, schloß ihn überall ein, schnitt ihm die Zufuhr ab, und als er ihn bis nach Jüterbock gedrückt hatte, schlug er seine Reiterei völlig, und zerstreute den Rest des Heeres so, daß Gallas kaum tausend Mann zurück brachte. Bei Magdeburg schlug Königsmark das Fußvolk. Da nun zu fürchten stand, daß der unwiderstehliche Feldherr zum dritten Male in die kaiserlichen Staaten eindringen werde, so brachten die Generale Hatzfeld und Götz mit größter Anstrengung ein neues Heer auf, und gingen von Baierischen Truppen verstärkt, damit nach Böhmen. Torstenson ließ nicht lange auf sich warten. Am 5. März 1645 begegnete er ihnen bei Jankowitz drei Meilen von Tabor. Nach achtstündigem Gefecht lag

Götz mit viertausend anderen Todten auf dem Schlachtfelde, Hatzfeld mit eben so vielen war gefangen, und das ganze Geschütz nebst sieben und siebzig Fahnen und Standarten ward eine Beute der Schweden. Der Kaiser, der sich damals zu Prag befand, floh nicht nur in größter Eile nach Wien, sondern schickte auch auf der Stelle seine Familie und alle Kostbarkeiten nach Gräz. Und wahrlich, seine Furcht war nicht ungegründet, denn Torstenson, mit dem Siebenbürgischen Fürsten Ragoczy, der als ein zweiter Bethlen Gabor auftreten wollte, vereinigt, eroberte im Fluge ganz Mähren, ging über Znaim und Krems bis an die Donau und nahm die Schanzen an der Wolfsbrücke vor Wien. Um in Mähren festen Fuß zu fassen, eröffnete er darauf die Belagerung der wichtigen Stadt Brünn, allein der hartnäckige Widerstand dieses Platzes und die Verheerungen, welche die Pest, mit der Ragoczy's Schaaren seine Truppen angesteckt hatten, unter diesen anrichtete, so wie der Umstand, daß die Franzosen, welche die Donau abwärts vordringen sollten, ausblieben, nöthigten ihn im August nach Böhmen zurückzukehren. Er führte nur noch zehntausend Mann. Hier war die Eroberung von Leutmeritz seine letzte That. Von Krankheit erschöpft und voll Unmuth, daß Ragoczy Frieden geschlossen hatte, legte Torstenson den Befehlshaberstab nieder, den er mit so großer Auszeichnung geführt hatte.

Am Rhein hatten unterdessen die Franzosen den Krieg auf ihre Hand fortgesetzt, obgleich Richelieu am 4. Dec. 1642 und fünf Monate darauf auch König Ludwig XIII. gestorben war. Richelieu's Nachfolger in der Leitung der Angelegenheiten Frankreichs nach innen und außen, der Cardinal Mazarin, widmete dem Deutschen Kriege noch größere Aufmerksamkeit und erlangte auch bedeutendere Erfolge, da man seit Bernhards Tode nichts einigermaßen Wichtiges bewerkstelligt hatte. Im Jahre 1643 drang Guebriant nach Rothweil vor und nahm die Stadt, aber von einer Kanonenkugel verwundet starb er wenige Tage darauf. Unmittelbar nach seinem Tode wurde sein Heer von dem Oesterreichisch-Baierischen unter Mercy und Werth bei Duttlingen überfallen und nach großem Verluste zerstreut. Diese Schmach zu rächen erhielten der Marschall Turenne und Ludwig von Bourbon Herzog von Enghien, Sohn des Prinzen Heinrich II. von Condé den Befehl in Deutschland, wo von den Eroberungen Bernhards nur noch Freiburg und Breisach in den Händen der Franzosen waren. Auch zum Ersatz der ersteren Stadt kamen Turenne und

Enghien zu spät; dennoch unternahmen sie am 3. und 5. August 1644 den Angriff auf die Baiern unter Mercy, welche neben dem eroberten Freiburg ein verschanztes Lager bezogen hatten, und nöthigten dieselben durch die ausdauerndste Tapferkeit am 9. August mit Zurücklassung ihres Geschützes aus der mannhaft vertheidigten Stellung zu weichen. In Folge dieses Sieges eroberte Enghien Manheim, Speier und Philippsburg, während Turenne Worms, Oppenheim, Mainz und Landau besetzte. Im folgenden Frühjahr suchte Turenne, auf diese Plätze gestützt, zur Erleichterung Torstensons tiefer in Deutschland einzudringen, wurde aber durch die große Geschicklichkeit Johanns von Werth am 5. Mai 1645 bei Mergentheim überfallen und geschlagen. Durch Enghien und Schwedisch-Deutsche Hülfsvölker verstärkt, lieferte er indeß den Baiern schon am 3. August wieder ein blutiges Treffen bei Allersheim, in welchem der Sieg lange schwankte, und sich zuletzt vorzüglich durch die Tapferkeit der Hessen, die hier als Verbündete Schwedens kämpften *), für die Franzosen entschied. Die Baiern hatten besonders den Verlust ihres wackern Führers Mercy zu beklagen, eines gebornen Lothringers, von dem die Franzosen sagten, sie hätten durch seinen Tod mehr gewonnen, als wenn sie eine ganze Provinz erobert und das zahlreichste Kriegsheer zu Grunde gerichtet hätten. Doch waren auch ihre Schaaren so geschwächt, daß Enghien dieselben nach Philippsburg zurückführen mußte, ohne die Früchte des heißen Tages ernten zu können.

In den zu Hamburg zwischen den Gesandten von Oesterreich, Frankreich und Schweden angestellten Berathschlagungen über den Frieden war man zwar zu Ende des Jahres 1641 so weit gekommen, daß eine Anzahl Präliminarpunkte über den Ort der Verhandlungen bestimmt waren, allein es vergingen wiederum zwei Jahre, ehe die Ratification dieser Beschlüsse von Wien und Madrid aus erfolgte. Hierauf ward die Eröffnung des wirklichen Congresses auf den 11. Julius 1643 festgesetzt, und zwar sollte der Kaiser zu Münster mit den Franzosen und zu Osnabrück mit den Schweden verhandeln. Gegen sechs Jahre waren also damit zugebracht worden, zu bestimmen, wo und wann mit den eigentlichen Berathschlagungen der Anfang

*) Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel, der eifrigste Verfechter der protestantischen Sache, der erste und ausdauerndste Bundesgenosse Schwedens (Th. VIII. S. 346), war zwar schon am 4. September 1637 gestorben, aber seine einsichtige Witwe, Amalie Elisabeth, ging auf dem von ihrem Gatten betretenen Wege unveränderlich fort.

gemacht, wer sich dabei einfinden, und welche Rang- und Titelordnung dabei Statt haben solle. Nur die große Menge der dabei betheiligten Personen, und die Verschiedenheit der Gegenstände, die auf diesem Congresse zur Sprache gebracht werden sollten, können diese Langsamkeit einigermaßen erklärlich machen und theilweise entschuldigen.

Indeß war das Schwedische Heer in die Hände eines Mannes gekommen, der nicht unwerth war, Torstensons Nachfolger zu seyn, des schon erwähnten Wrangels. Belehrt durch die Erfolglosigkeit der Unternehmungen Baners und Torstensons durch Böhmen und Mähren in die kaiserlichen Erblande vorzudringen, beschloß er vielmehr Gustav Adolfs Plan wieder aufzunehmen und sich durch Baiern einen Weg ins Oesterreichische zu bahnen. Bei dem geschwächten Zustande seiner Armee glaubte er überdieß nur in Verbindung mit den Französischen Truppen wirksam auftreten zu können. So verließ er im Frühjahr Böhmen, zog die Schwedischen Streitkräfte aus Westphalen unter dem General Königsmark an sich, und erwartete bei Gießen die Ankunft Turenne's, der erst spät eintraf. Im August drangen sie endlich nach Baiern vor, und die große Noth, in welche Maximilian durch diesen Einbruch versetzt ward, zwang ihn, der acht und zwanzig Jahre dem Kaiser treu geblieben war, dem Bündnisse zu entsagen und zu Ulm einen Waffenstillstand einzugehen (14. März 1647). Zwei Jahre zuvor hatte auch Sachsen einen Waffenstillstand mit den Schweden abschließen müssen. Jetzt lagen des Kaisers innerste Länder dem Feinde offen. Allein die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück waren bereits ziemlich weit gediehen; eine starke Verrückung des Gleichgewichts würde alles dort so mühsam Aufgebaute wieder umgestürzt haben. Auch mißgönnte Frankreich den Schweden die letzten Erfolge schon allzusehr, und daher ward Türenne aus Baiern zurückgerufen. Der verlassene Wrangel mußte sich nun nach Böhmen wenden, und der Kurfürst von Baiern, kaum seiner beschwerlichen Gäste los, war Oesterreichisch genug gesinnt, um den Waffenstillstand zu brechen und sich wieder mit den Kaiserlichen zu vereinigen. Ferdinand war jetzt so arm an tüchtigen Feldherren, daß er den Oberbefehl über sein letztes Heer einem Protestanten, dem von den Hessen zu ihm übergegangenen General Melander von Holzapfel, übertragen mußte. Dieser zog Wrangel bis in Niedersachsen nach, und hätte ihn bei dem traurigen Zustand, in welchem sich die Schwedischen Truppen befanden, leicht schlagen können, wenn er sich nicht zu lange mit der

Verwüstung Hessens aufgehalten hätte. Im folgenden Frühjahr vereinigte sich Turenne mit Wrangel zum zweiten Male (23. März 1648), und Beide brachen jetzt als Rächer der gebrochenen Treue grausamer als das erste Mal in Baiern ein, nachdem sie in der Schlacht bei Susmarshausen (17. Mai) das ihnen entgegentretende Heer des Kaisers zertrümmert hatten. Melander selbst war geblieben. Der Kurfürst flüchtete nach Salzburg; keine Truppen waren vorhanden, die den nach Oesterreich vordringenden Feinden in den Weg gestellt werden konnten. Da hemmte der durch Sommerregen heftig angeschwollene Inn, der keine Brücke tragen wollte, den weitern Zug der Schweden und Franzosen, und nach einer entsetzlichen Verheerung des Baierlandes zogen sich endlich Beide in die Oberpfalz zurück. Schon vorher hatte Königsmark von diesen Gegenden aus einen Versuch gemacht, Prag zu überfallen, und durch den Beistand eines Ueberläufers war es ihm auch gelungen, sich der sogenannten kleinen Seite zu bemächtigen. Diese That war die letzte des dreißigjährigen Krieges; zu Prag, wo er begonnen, fand er auch sein Ende. Eben wollte Wrangel dem Grafen Königsmark zu Hülfe ziehen, als die unerwartete Friedenspost aus Westphalen (Oct. 1648) allen weiteren Unternehmungen ein Ziel setzte.

---

17. Der Westphälische Friede.

(24. Oct. 1648.)

Da die Eröffnung der Verhandlungen zu Münster und Osnabrück durch die Hamburger Präliminarien auf den 11. Julius 1643 festgesetzt worden war, so hatten sich die kaiserlichen Gesandten, der Graf von Nassau-Hadamar und der Doctor Volmar, schon im Mai dieses Jahres in Osnabrück eingefunden, aber sie mußten über vier Monate harren, ehe sich die Abgeordneten der übrigen kriegführenden Mächte sehen ließen. Endlich im December traf der Schwedische Botschafter Johann Oxenstierna, ein Sohn des Reichskanzlers, ein; die Franzosen ließen sich jedoch bis zum April des folgenden Jahres erwarten. Sie erschienen hierauf mit außerordentlichem Pomp, betrugen sich wie die Gesetzgeber des Reichs, und sahen verächtlich auf die Deutschen Doctoren herab, die nur in einfachen zweispännigen Kutschen angefahren kamen. Der Französische Gesandte, Graf d'Avaux, hatte sogar am Tage, wo der päpstliche Nuntius Fabio Chigi seinen Einzug hielt, zwölf bewaff-

neten Reitern den Befehl gegeben, dem Spanischen Gesandten die Stränge zu zerhauen, wenn dieser ihm etwa vorfahren wollte. Allein der Spanier blieb lieber ganz weg, ehe er seinen Rang auf das Spiel setzte. In demselben Sinne begannen nun die weitläufigsten Verhandlungen über Ceremoniel, Titel, Sitz, Vollmachten und andere dergleichen Nebendinge, in welche die Staaten damals die Anerkennung ihrer Würde, die Fürsten die Befriedigung ihrer Eitelkeit setzten; ja man erkannte die Geschicklichkeit des Unterhändlers nicht darin, einen vortheilhaften Frieden bald abzuschließen, sondern den Abschluß möglichst zu verzögern und das Gehässige des Hinziehens auf den Gegner zu wälzen*). Mit großer Heftigkeit und in unanständigem Ton wurde über diese Sachen in Reden und Schriften hin und her gestritten.

Die Theilnahme der Stände des Deutschen Reichs wünschte der Kaiser auf die Communicationen seiner Gesandtschaft mit den bereits seit 1642 zu Frankfurt am Main versammelten Deputirten derselben zu beschränken; allein Frankreich und Schweden hatten die Reichsglieder bereits aufgefordert, sämmtlich Abgeordnete zu senden, um „ihre Libertät" und ihr „jus pacis et armorum" zu behaupten. So verging wiederum fast ein ganzes Jahr, bis der Kaiser nachgab und die Gesandten vollständig versammelt waren. Nach dieser Herbeiziehung der Stände und den Erklärungen der Schweden und Franzosen, welche zu jeder Zeit behauptet hatten, zur Beilegung der Streitigkeiten des Kaisers und der Fürsten in Deutschland Krieg zu führen, mußte man erwarten, daß mit der Wiederherstellung des Reiches und der Festsetzung des Verhältnisses der Protestanten zu den Katholiken der Anfang gemacht werden würde. Allein vergebens sprachen die Deutschen Gesandten dieß Verlangen aus; Schweden und Frankreich verlangten zuerst die Entschädigung für ihre Aufopferung und Anstrengungen bestimmt zu sehen, wodurch namentlich die protestantischen Fürsten die gerechte Besorgniß fassen mußten, daß Jene nach erhaltener Befriedigung sich zurückziehen und sie im Stich lassen würden, dem Kaiser und den Katholischen zum Raube. Endlich brachte es der Kurfürst von Baiern, der dem Reiche nur zu viel vergab, dahin, daß man sichs gefallen ließ, die Entschädigungssache der Franzosen zuerst vorzunehmen. Am 11. Juni 1645 überreichte der Graf d'Avaux zu Münster seine Forderungen. Sie bestanden, außer der völligen Hoheit über die schon seit 1552 von

*) Raumer Geschichte Europas. Bd. IV. S. 617.

Frankreich besessenen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, in dem ganzen Elsaß, dem Sündgau und Breisgau, der Festung Breisach, den vier Waldstädten in Schwaben, und dem Besatzungsrecht in Philippsburg. Die Schweden verlangten ganz Schlesien und Pommern, die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, und die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer, um an der Oder, Elbe und Weser stets offene Thore und Landungsplätze in Deutschland zu haben. Hierauf trat auch Hessen als beständiger Bundesgenosse der beiden Kronen mit einer ansehnlichen Forderung auf, welche die Stände noch mehr als die Ansprüche der Franzosen und Schweden aufbrachte.

Was die Franzosen verlangten, war fast durchgehends Oesterreichisches Eigenthum oder stand unter Oesterreichischer Hoheit, und schien um so wichtiger und kostbarer, da es zu der Vormauer des Reichs gegen diese räuberischen Nachbarn gehörte. Lange zauderte der Kaiser, und nur auf Baierns heftiges Dringen, das thöricht genug die Erhöhung der Macht Frankreichs für minder gefährlich hielt, als die der Protestanten und Schweden, gab er mehr nach, als die Franzosen selbst geglaubt hatten. Abgedrungen wurden ihnen nur die Waldstädte und das Breisgau und als eine geringe Entschädigung des Erzherzogs Ferdinand Karl, bisherigen Herrn des Elsaß, die Summe von drei Millionen Livres. Auch wurde es dem Könige von Frankreich zur Pflicht gemacht, die Reichsstädte (wozu besonders das wichtige Strasburg gehörte) so wie die übrigen unmittelbaren Stände im Elsaß in ihrer bisherigen Freiheit und ihrem Verhältnisse zum Deutschen Reiche zu lassen. Die Französischen Gesandten triumphirten, und sprachen es laut aus, daß Frankreich noch niemals einen so glorreichen Frieden geschlossen habe.

Die Schweden ließen dagegen von ihrer großen Forderung Schlesien bald fallen, und auch von Pommern bestanden sie zuletzt nur auf Vorpommern und Stettin; für das übrige wollten sie sich durch eine Geldsumme abfinden lassen. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der bereits im Jahre 1640 seinem Vater Georg Wilhelm gefolgt war, beharrte aber so fest dabei, daß ihm Stettin übergeben werden müsse, daß hier die Schwierigkeiten unauflöslich zu werden schienen. Der Kaiser ließ ihn endlich fragen, ob er verlange, daß das ganze Reich um seinetwillen im Kriege verbleiben solle, und der alte Maximilian von Baiern rieth dem Kaiser geradezu, mit den Schweden abzuschließen ohne ihn zu fragen. So mußte der Kurfürst freilich wohl

nachgeben; indessen wurde es bald für nöthig und billig anerkannt, ihm für den Verlust Stettins und Vorpommerns eine Entschädigung an geistlichen Gütern zuzuwenden. Zu dem Ende wurden das Erzbisthum Magdeburg und die drei Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin säcularisirt und ihm als weltliche Erbfürstenthümer überlassen; Magdeburg verblieb jedoch dem Sächsischen Prinzen August, so lange er lebte (o. S. 22), und vier Aemter des Erzbisthums kamen gänzlich an Kursachsen. Dagegen machten die Schweden eine ungeheure Geldforderung, von der man ihnen nach langem Handeln fünf Millionen Thaler zugestand, die auf alle Stände, mit Ausnahme des Baierischen, Oesterreichischen und Burgundischen Kreises, vertheilt wurden. Die Abtretungen an Frankreich wurden vom Reiche getrennt; dagegen erkannte die Krone Schweden die Lehnshoheit des Reiches über Pommern, Bremen und Verden an, und trat für diese Herzogthümer in die Rechte Deutscher Reichsfürsten. — Mecklenburg wurde für das verlorene Wismar durch die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg und zwei Johannitercommenden entschädigt. Braunschweig-Lüneburg erhielt für die verlorene Anwartschaft auf mehrere der säcularisirten Stifter das Recht der alternativen Folge in Osnabrück, so daß daselbst immer ein katholischer Bischof und ein Prinz aus diesem Hause mit einander abwechseln sollten. Dann bekam auch Hessen-Kassel die säcularisirte Abtei Hersfeld, vier Aemter und eine Summe von 600,000 Thalern, obschon es nicht das Geringste abgetreten hatte, und im Grunde gar keine Ansprüche zu machen berechtigt war. Aber die Schweden unterstützten dieses Fürstenhaus, weil Wilhelm V. von Hessen-Kassel der erste und treueste Bundesgenosse Gustav Adolfs gewesen war, und seine Witwe, die kluge und schöne Landgräfin Amalia Elisabeth, auch die Französischen Gesandten ungemein für sich einzunehmen gewußt hatte.

Für die Reichsstände, welche durch die Ereignisse des Kriegs an Gütern und Rechten beschädigt waren, sprach der Friede eine allgemeine Amnestie und Wiederherstellung in den Stand von 1618 aus, mit Ausnahme des Kurpfälzischen Hauses. Die Pfälzische Kur mit der Oberpfalz blieb bei Baiern; der Sohn des unglücklichen Friedrich V., Karl Ludwig, erhielt nur die Unterpfalz zurück, und für ihn und seine Nachkommen wurde eine neue, die achte Kurwürde errichtet. Den Schweizern ward ihre der That nach schon lange bestehende Unabhängigkeit vom Deutschen Reiche bestätigt, und die der Niederlande, mit

denen König Philipp IV. am 30. Januar 1648 ebenfalls zu Münster Frieden schloß, wenigstens stillschweigend anerkannt.

Am schwierigsten war die Ausgleichung der Religionsangelegenheiten. Der geistliche Vorbehalt und das Recht der Landesfürsten, in ihren Gebieten den Religionszustand zu bestimmen, waren Gegenstände, über welche die Parteien ihre Ansichten mit der größten Hartnäckigkeit behaupteten. Nach unsäglichen Schwierigkeiten und nach langem Hader vereinigte man sich endlich über folgende Grundsätze. In Ansehung des Besitzes geistlicher Güter wurde der erste Januar 1624 zur Norm bestimmt; sie sollten von nun an auf immer in dem Zustande bleiben, wie sie an diesem Tage gewesen waren. Dasselbe Jahr galt für den Religionszustand einer Landschaft oder Stadt. Evangelische und katholische Unterthanen einer Obrigkeit von anderer Religion, welche damals das Recht des öffentlichen Gottesdienstes hatten, sollten es auch behalten, andere in ihrer Hausandacht nicht gestört werden, letzteren sollte auch die Auswanderung frei stehen; in den kaiserlichen Erblanden wurde nur einem Theile der Evangelischen in Schlesien die erstere Begünstigung ertheilt; sonst wurde im Allgemeinen das Reformationsrecht der Landesherren anerkannt. In allen politischen Dingen so wie in allen Reichsverhältnissen sollten beide Religionsparteien durchaus gleich berechtigt seyn; in Sachen des Glaubens, der Lehre oder der Kirche aber sollte in den Collegien der Reichstage nicht Stimmenmehrheit, sondern gütlicher Vergleich zwischen beiden Parteien entscheiden. In Betreff der Reichsjustiz wurde festgesetzt, daß nicht nur geistliche Angelegenheiten, sondern auch weltliche, sobald diese zwischen katholischen und protestantischen Parteien oder bloß evangelischen verhandelt würden, beim Reichskammergericht durch eine gleiche Anzahl von Beisitzern aus beiden Religionen entschieden werden sollten. Als die Gesandten über diesen letzten Artikel einig geworden waren, entstand eine solche Bewegung der Gemüther, daß sie vor Freuden Thränen vergossen. Auch die Reformirten wurden diesmal, nicht ohne langes Widerstreben der Lutherischen und besonders Kursachsens förmlich in den Religionsfrieden aufgenommen.

Völlig berichtigt und bestimmt wurden in diesem Frieden auch die Verhältnisse der Stände zum Kaiser, die Rechte eines jeden, und die Deutsche Staatsverfassung überhaupt. Die Spaltung des Reiches in so viele besondere Staaten, deren jeder seine eigene Regierung hatte, schon seit vielen Jahrhunderten begründet und in deren Laufe ausge-

bildet, wurde jetzt durch neue Gesetze bestimmter anerkannt. Es wurde den Fürsten die Landeshoheit als ein ausdrückliches Regierungsrecht zugesprochen, in dessen freier Ausübung ein jeder befestiget und von Niemandem gestört werden sollte, und allen Reichsständen gestattet, theils unter einander, theils mit auswärtigen Mächten Verbindungen zu schließen, wenn sie nur nicht gegen Kaiser und Reich und gegen den Landfrieden gerichtet wären. Aber auch über die allgemeine Reichsregierung wurden Bestimmungen erlassen, welche die Gewalt des Kaisers allein auf die Leitung der Reichsgeschäfte mit Zuziehung der Reichsstände oder doch der Kurfürsten beschränkten. Er sollte künftig ohne Einwilligung des Reichstages und freie Abstimmung aller Stände kein Gesetz geben noch erklären, keinen Krieg beschließen, keine Werbungen anstellen, keinen Frieden oder Bündniß machen, keine Steuern auflegen. Eine Streitigkeit mit dem Venetianischen Gesandten, dem der Titel Excellenz gleich denen großer Mächte gegeben ward, hatte die Kurfürsten gereizt, denselben Titel auch für die ihrigen zu fordern, und sie setzten dies nicht nur durch, sondern erhielten es auch, daß künftighin jeder kurfürstliche Gesandte den Rang vor den Gesandten der Republiken haben sollte.

Einen umfassenderen und weitläufigeren Vergleich als diesen Westphälischen Frieden, wie derselbe nach fast zwölfjährigen Berathungen am 24. Oct. 1648 vollzogen wurde, hatte die Welt noch nicht gesehen. Daß man bei allen den ungeheuren Schwierigkeiten, bei allen den Schwankungen in den Forderungen und Bewilligungen, welche das wechselnde Kriegsglück der letzten Jahre bewirkte, doch endlich mit dem so künstlich zusammengesetzten Werke zu Stande kam, ist vornehmlich der Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit zweier kaiserlichen Abgeordneten, des Grafen von Trautmannsdorf, der seit dem Herbst des Jahres 1645 die Verhandlungen Oesterreichischer Seits leitete, und des schon erwähnten Doctors Volmar, zuzuschreiben. Der erstere hatte allein den wahrhaft würdigen Standpunkt für das ganze Friedensgeschäft erfaßt, daß Deutschland um jeden Preis im Innern beruhigt werden müsse, um dann kraftvoll und einig den fremden Mächten entgegentreten zu können. Seine Bemühungen hemmte aber nicht bloß Eigennutz und Habgier, sondern auch Neid, Vorurtheil, Unverstand und Fanatismus, sowohl von katholischer als von protestantischer Seite, vor Allem aber die heillose Ränkesucht der Französischen Politik. Namentlich war der zweite Botschafter Frankreichs, Servien, ein Meister in der Kunst, in einem

Athem zu versprechen und zurückzunehmen, zu betheuern und abzuleugnen, vorwärts zu gehen und wieder zurückzutreten. Auch durch Bestechung der Gesandten der kleineren Stände, namentlich der reichsstädtischen gelang es ihm so wie dem Grafen d'Avaux, die Reichsglieder zu trennen, nach ihrem Willen zu lenken und die Unterhandlungen immer mehr in die Länge zu ziehen.

Nach der Unterzeichnung des Friedens war noch eine zweite, nicht viel geringere Arbeit übrig, die Ausführung dessen, was für jetzt nur noch auf dem Papiere stand. Die Franzosen hielten noch lange die eroberten Festungen besetzt, und die Schwedischen Truppen wurden in die Reichskreise mit Ausnahme des Baierischen, Oesterreichischen und Burgundischen vertheilt, wo sie auf Kosten der Einwohner lebten, bis ihnen der letzte Heller bezahlt war. Ja im Münsterschen brandschatzten einige Schwedische Regimenter noch sechs Jahre nach dem Frieden die umliegende Gegend, und fast eben so lange dauerte es, ehe sie sich aus den Brandenburgischen Staaten entfernten, wo über die Pommersche Theilung endlose Streitigkeiten entstanden waren. Noch mehr; da der Kaiser und die Reichsstände, mit schmählicher Hintansetzung ihrer heiligsten Verpflichtungen, auf Frankreichs Forderung den Burgundischen Kreis, d. h. die Freigrafschaft Burgund, weil diese der Krone Spanien, deren Krieg mit Frankreich noch nicht beendet wurde, gehörte, so wie die Länder des Herzogs Karl von Lothringen, des Verbündeten Philipps IV., trotz seiner dem Oesterreichischen Hause geleisteten Dienste, von dem Frieden ausgeschlossen hatten, führte dieser letztere den Kampf weiter fort, weigerte sich mehrere von ihm besetzte Rheinfestungen herauszugeben, sandte im Jahre 1653 Gesandte auf den Reichstag, welche für die Zurückstellung dieser Eroberungen eine Entschädigungssumme von 300,000 Thalern begehrten, und forderte Durchmärsche und Brandschatzungen, wie mitten im Kriege. Alle Rheinischen Fürsten klagten laut, und baten um Hülfe. Auch boten Brandenburg und der Niedersächsische Kreis Truppen an, allein man konnte sich nicht vereinigen. Anstatt einmüthig zu den Waffen zu greifen, stritt man lange, wie viel Officiere katholisch und wie viel evangelisch seyn sollten, bis endlich, auf des Kaisers Ermahnen, die Gedrückten zusammenschossen und ihre Festungen wirklich für den geforderten Preis loskauften.

18. Die Folgen des dreißigjährigen Krieges. Innerer Zustand Deutschlands.

Die Bestrebungen und Absichten, durch welche der oben dargestellte Kampf, der Deutschland so lange und so furchtbar verwüstet und halb Europa in seinen Strudel gezogen hatte, herbeigeführt worden war, waren nicht zu ihrem Ziel gekommen, so nahe sie demselben mehrmals gestanden hatten. Der Krieg war hervorgegangen aus dem Streben des Katholicismus, sich wieder zur herrschenden und allgemeinen Kirche zu machen, die bereits den Protestanten bewilligten Rechte zurückzunehmen und zu vernichten, und aus den nebenhergehenden politischen Zwecken des Oesterreichischen Hauses zur Erhebung des kaiserlichen Thrones. Er endete mit noch größerer Schwächung desselben, mit der Zurückweisung der katholischen Kirche, mit der politischen Anerkennung des Protestantismus, dessen Ausbreitung durch äußere Mittel aber ebenfalls Grenzen gesteckt wurden. Die Romanischen Völker waren bei der alten Kirche geblieben, die Germanischen hatten das neue Princip aufgenommen. Deutschland blieb getheilt, nach seiner eigenthümlichen Bestimmung alle Richtungen und Bestrebungen Europas in sich aufzunehmen, zu pflegen und durchzubilden. Doch waren die Deutschen Protestanten dießmal so wenig als früher im Schmalkaldischen Kriege im Stande gewesen, den weltlichen Waffen des Katholicismus zu widerstehen, geschweige denn jene großen Resultate zu erkämpfen. Da nach den ersten Verlusten kein Moritz von Sachsen unter ihnen erstand, waren die auswärtigen evangelischen Mächte, welche wohl fühlten, daß in Deutschland das Schicksal der Reformation entschieden werden müsse, ihren Glaubensgenossen zu Hülfe gezogen. Als Dänemarks Versuch erfolglos blieb, trat Schweden an dessen Stelle; England wurde an kräftigerer Unterstützung zuerst durch die Schwäche seines Königs, darnach durch eigene innere Zerwürfniß gehindert. Dagegen hatte Spanien das verwandte und gleiche Principien verfolgende Fürstenhaus unterstützt, so wie Italien, so weit es unter Spanischem Einflusse stand. Ein sehr bedeutendes Hinderniß des vollkommenen Sieges des Katholicismus war indeß der schon länger als hundert Jahre vorhandene politische Gegensatz unter den Staaten, welche sich zu diesem Glauben bekannten. Frankreich hatte die Fortschritte der Spanisch-Oesterreichischen Macht mit Erfolg zu hemmen gesucht. Selbst die Päpste, Urban VIII. und dessen Nach-

folger Innocenz X., obwohl sie in ihren Ansprüchen nichts aufgaben und der letztere sogar eine Protestation gegen den Westphälischen Frieden einlegte, hatten Oesterreich aus Furcht vor der Habsburgischen Macht mit äußeren Mitteln nicht weiter unterstützt, und hiermit die Bahn der päpstlichen Politik verlassen, welche seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit Aufgebung aller eigenen politischen Rücksichten einzig und allein den Sieg des Katholicismus herbeizuführen bemüht gewesen war. Auch hatte der Kampf in den letzten Jahren durch das Uebergewicht der politischen Interessen Frankreichs und Schwedens, während die meisten protestantischen Stände schon im Frieden mit dem Kaiser waren, seinen eigentlichen religiösen Charakter fast ganz verloren.

Es bezeichnet diese Wendung des Krieges zugleich die neue Richtung, welche das geistige Leben der Völker und die Bewegung der Staaten Europas von dieser Zeit an genommen hat. Die religiösen Interessen sind äußerlich durchgekämpft und befestigt, allmählig verschmilzt in den einzelnen Staaten der Besitz des so theuer erkauften und behaupteten Glaubens mit dem Gefühl und dem innersten Bewußtseyn des Volkes; die Bande, welche die einzelnen Nationen an Rom gefesselt hatten, sind großen Theils zersprengt; wie das Kaiserthum tritt der päpstliche Stuhl mehr und mehr in den Hintergrund und die Völker Europas dürfen sich als fest in sich abgeschlossene Individualitäten fühlen. Von diesem neu gewonnenen Standpunkt aus, an welchem das Religiöse nur noch eine Seite ausmacht, versuchen die Staaten ihre Kräfte von Neuem zu entwickeln und gegen einander zu messen. Das Machtverhältniß der einzelnen Reiche, die Gewalt der Höfe im Innern, die Förderung oder Zurückhaltung des materiellen Wohles der Unterthanen bilden die Hauptmotive der neuen Gestaltungen, während zu gleicher Zeit an die Stelle der früheren Einheit Europas durch die Kirche das gemeinsame Interesse an denselben geistigen und politischen Fragen tritt. Nach den fast hundertjährigen Bestrebungen der Spanisch-Oesterreichischen Macht, den Katholicismus zur universalen Geltung zu erheben, unternimmt es kein Glaubensbekenntniß mehr, das andere mit Waffengewalt anzugreifen, und die nach langen Stürmen erfolgte Durchbildung Englands zu einem mächtigen protestantischen Staat setzte die beiden Glaubenslehren auch in äußeres Gleichgewicht ihrer Kräfte und Mittel. Was Spanien und Oesterreich erlangt hatten, war die Glaubenseinheit der

von ihnen unmittelbar beherrschten Länder; das erstere hatte diesen Sieg freilich mit dem Verluste der reichen Holländischen Provinzen erkaufen müssen; Oesterreich ging ohne eine solche Einbuße aus dem Kampf, indem seine ehemals evangelischen Unterthanen die Religionsprivilegien, deren Verletzung die nächste Veranlassung zum Kriege gegeben hatte, weder behauptet noch wieder erobert hatten. Aber selbst diese strenge Rechtgläubigkeit kann Oesterreich in seiner äußeren Politik nicht festhalten, indem es bald durch die Erhebung Frankreichs gezwungen wird, in enger Verbindung mit den streng protestantischen Ländern Norddeutschlands, mit Holland und England den von Westen her drohenden Gefahren entgegen zu treten. Ein vorzügliches Augenmerk der Französischen Politik wurde die Erhaltung der Deutschen Verfassung und der Deutschen Stände, welche Frankreich im Westphälischen Frieden gewährleistet hatte, um das Uebergewicht über die lose Zusammenhängenden, mehr Vereinzelten als Verbundenen behaupten, und dieselben namentlich Baiern nach Gefallen und Bedürfniß gegen Oesterreich gebrauchen zu können.

Wenn aber in der folgenden Zeit, nachdem die protestantische Kirche den Kampf auf Leben und Tod mit der katholischen bestanden hat, das religiöse Interesse zurücktritt, so ist darum jenes lange und angestrengte Ringen nicht vergebens geblieben. Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und des Denkens war im Allgemeinen errungen, es lag dies im Princip der protestantischen Kirche, auch wenn es von dieser nicht ausgesprochen und dieselbe noch weit entfernt war, es anzuerkennen. Das Christenthum war nicht mehr wie früherhin eine Sache der unbewußten Aufnahme und der naiven Hingebung; sein Bekenntniß war ein Werk des Nachdenkens, der Ueberzeugung geworden, es konnte fortan zwischen den neben einanderstehenden Glaubensformen gewählt werden. Zugleich war die protestantische Kirche in Verfassung und Lehre so fest geworden, daß sie ruhig Verschiedenheiten der Meinung und des Glaubens in ihrem Inneren mit ansehen konnte, ohne sie als Ketzereien verdammen oder mit Feuer und Schwert ausrotten zu müssen, in der festen Ueberzeugung, daß solche Abweichungen an ihrem sichern dogmatischen Bewußtseyn untergehen oder von demselben von innen heraus überwältigt werden und so nur zu dessen tieferer Begründung beitragen würden. Zunächst schien zwar der knechtische Autoritätsglaube, den man am Papstthum verworfen und verabscheut hatte, sich auch der protestantischen Kirche,

nur in andrer Form, bemächtigt zu haben. Schon gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte der lebendige und schöpferische Geist, den die Reformatoren ihrer Kirche eingeflößt hatten, sich mehr und mehr verloren und einer starren Verehrung des Buchstabens der bis dahin entstandenen und als Glaubensnormen angenommenen Bekenntnißschriften Platz gemacht, was der Geistesfreiheit nur einen geringen Spielraum übrig ließ. Die theologische Thätigkeit löste sich in eine Masse kleiner Controversen auf, und die Polemik wurde um so rechthaberischer, je mehr das wahre geistige Leben von ihr gewichen war. Nicht bloß die Schriften, auch die Kanzeln hallten von den leidenschaftlichsten und rohesten Ausdrücken gegen Andersdenkende wieder. Und doch war die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Kanzelberedtsamkeit auftrat und außer den theologischen Zwisten auch die im Schwange gehenden Laster an einzelnen Beispielen rügte, noch das Achtungswertheste des damaligen kirchlichen Lebens. Und nicht bloß gegen die Thorheiten und Sünden ihrer Gemeindeglieder, auch gegen die der Regenten und der Höfe eiferte die Geistlichkeit. Geheime Geschichten hoher Personen, die man sich späterhin nur in vertraulichen Gesprächen mitzutheilen wagte, ärgerliche Anekdoten von bekannten Räthen und Günstlingen wurden von der Kanzel herab mit scharfen Kritiken begleitet. Das damals noch weit höher als jetzt geachtete Amt berechtigte den Prediger zur höchsten Freimüthigkeit über das Thun und Denken Anderer, und wiederum trug dieselbe sehr Vieles bei, ihn selbst bei Großen gefürchtet zu machen. Auch gegen die starre Orthodoxie der Dogmatik erhoben sich nach einiger Zeit wieder die beginnenden Reactionen eines frischeren Lebens in zwei verschiedenen Richtungen, deren eine, den Glauben festhaltend, denselben zu subjectiven, nur gemüthlichen Regungen und Ausbrüchen vorzog, und auch nach der politischen Seite von der höchsten Bedeutsamkeit in England auftrat; die andere von der Philosophie her die Dogmatik, so wie den Glauben durch die Verbindung mit dem reflectirenden Gedanken auflöste und den Verstand an dessen Stelle zu setzen suchte.

Nach der Anerkennung des Protestantismus im Westphälischen Frieden konnte sich auch die Kirchenverfassung desselben, wie deren Grundsteine von den Reformatoren gelegt waren, ungehemmt von außen weiter entwickeln. Ihr Hauptunterschied von der katholischen besteht darin, daß das Wesen der protestantischen Kirche nicht in die äußere Vereinigung der Mitglieder und deren Leitung durch einen besonderen

Stand, der durch die Uebertragung der Weihen sich im unmittelbaren Besitz des Glaubens, der Lehre und der göttlichen Gnade befindet, gesetzt wird, sondern in die geistige Gemeinschaft des Glaubens, welche sich nach außen als eine Gesellschaft darstellen sollte, in der das Evangelium gelehrt und die Sacramente gereicht würden, und der das Recht zugesprochen war, sich in Glaubenssachen nach ihrer Ueberzeugung zu bestimmen. Die Jurisdiction der Kirchenlehrer sollte fortan nur darin bestehen, die notorisch Lasterhaften von der Gemeinschaft des Abendmahls auszuschließen und die, welche Reue zeigten, wieder darin aufzunehmen, was aber auch bald in Verfall kam. Die Prüfung der Geistlichen, ob sie im Stande seien, das Evangelium zu lehren, ihre Einsetzung, die Aufsicht über ihren Wandel und die Visitation der Kirchen, was nach den katholischen Einrichtungen den Bischöfen oblag, wurde einzelnen Pfarrherren unter dem Namen von Superintendenten übertragen, und für die Gesammtheit der ihnen untergebenen Kirchspiele die Benennung Diöcese beibehalten. Zur Entscheidung über Ehesachen, über Vergehungen der Geistlichen, über streitiges Kirchengut und andere rein kirchliche Verhältnisse, wurde dem Landesherrn die Errichtung sogenannter Kirchenräthe oder Consistorien überlassen, die derselbe wie andere Regierungsbehörden nach seinem Willen mit geistlichen und weltlichen Mitgliedern besetzte. So viel Gewalt hierdurch den Fürsten über die Kirche eingeräumt wurde, so sprachen ihnen die Reformatoren doch jede Art von Gesetzgebung über Glaubenssachen und Liturgie ab, es sey denn, daß ihre Vorschriften von der Kirche anerkannt würden; und Zwangsrechte derselben gegen die Ueberzeugung der Geistlichen und Unterthanen, sofern sich diese in den Grenzen der bis dahin angenommenen Bekenntnißschriften hielten, waren ebenfalls stets in Abrede gestellt worden. Die verschiedenen Weihen und mit ihnen die verschiedenen Klassen der Geistlichkeit fielen in der evangelischen Kirche weg; es gab nur noch eine Art der Ordination, welche ebenfalls nicht mehr als die mystische Uebertragung einer besonderen Heiligkeit, sondern nur als eine feierliche Uebergabe des Berufs der Seelsorge und der Verwaltung der Sacramente betrachtet wurde. Das Recht, die Geistlichen zu berufen, wurde im Allgemeinen der Kirche zugesprochen, allein da das Patronatrecht (Th. IV. S. 157) bestehen blieb, so gelangten wenige Gemeinden zu einem eigentlichen Wahlrecht; in den meisten Ländern wurde überdieß der Landesherr als Verleiher aller der Kirchenämter betrachtet, zu denen es keinen andern Patron gab; obschon dieß wider die

Absicht und Meinung der Reformatoren war. Die Klöster und Stifter waren zum Theil zu den Domänen der Landesherren gezogen, zum Theil zur Errichtung und Verbesserung der Schulen, Universitäten, Hospitäler u. s. w. verwendet worden. Auch die Magistrate der Städte und die Gutsherrschaften hatten zugegriffen und hierdurch die Einkünfte ihrer Pfarrer für die Zukunft übermäßig geschmälert. Nachdem der erste Sturm vorüber war, und die Ansprüche der katholischen Kirche auf Restitution des Kirchenguts bedächtiger machten, vergab man die Ausstattung der Prälaten, der Chorherren in den Collegiatstiften (Thl. IV. S. 208) und die Mönchsstellen theils als Sinecuren an Begünstigte, wodurch sie sowohl dem ursprünglichen Sinn ihrer Einrichtung als dem gemeinen Besten völlig entfremdet wurden, theils, namentlich in Sachsen und Würtemberg, verwandelte man dieselben in angemessenerer Weise in Erziehungsanstalten und Seminarien. Die Reformatoren hatten gewünscht, die Einkünfte dieser Güter für immer mit den Universitäten verbunden zu sehen. Auch von den reformirten Bisthümern hatte die protestantische Kirche keinen Gewinn, weil man dieselben in höchst ungebührlicher und niemals zu rechtfertigender Art in weltliche Fürstenthümer umschuf oder zur Erstattung der Verluste einzelner Landherren benutzte, ein Verfahren, welches im dreißigjährigen Kriege begonnen, auch auf die katholisch gebliebenen übertragen und bis zum Ende des deutschen Reiches fortgesetzt worden ist. Die Hochstifter wurden zu Gunsten des alten Adels erhalten, der, auf die Statuten der Capitel und die Gewohnheit, welche noch dazu an manchen Orten ganz neu war, sich berufend, das Recht auf die ausschließliche Wahl zu den Canonicatsstellen in Anspruch nahm und meisten Theils durchsetzte. Ebenso wurden lediglich zum Vortheil dieses Standes die meisten Nonnenklöster in Versorgungsanstalten für adeliche Töchter umgewandelt. Die Verwaltung der Güter der auf diese Weise reformirten Institute kam meisten Theils in die Hände der Landesherren *).

Von den durch den Westphälischen Frieden festgestellten Verhältnissen zwischen dem Kaiser und den Deutschen Ständen ist bereits die Rede gewesen. Das Reich war dadurch in der That für eine bloße Conföderation erklärt, die sich gewissen, dem Ganzen und dem Kaiser übertragenen Rechten der Oberherrschaft unterwarf. Für die Ertheilung der wenigen Privilegien, die dem Haupte des Reiches noch übrig wa-

*) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte Th. IV. S. 418–422.

ren, die Bestätigung der Reichslehen und die Entscheidung der über solche Verhältnisse entstehenden Streitigkeiten war der Reichshofrath die competente Behörde. Eine Abhängigkeit der Landesfürsten zeigte sich nur noch in ihrer Unterwerfung unter das Reichskammergericht, bei dem von ihren Mitständen und Unterthanen gegen sie geklagt werden konnte; ebenso durfte von den Aussprüchen der landesherrlichen an die Reichsgerichte in dritter Instanz appellirt werden, wogegen indeß die Fürsten allmählig Privilegien zu erlangen wußten. Wie das Ansehen des Kaisers so war aber auch der hervorragende Einfluß der Kurfürsten, den diese seit dem vierzehnten Jahrhundert behauptet hatten, durch den Friedensschluß dahin geschmälert, daß beinahe Alles, was der Kaiser bisher mit den Kurfürsten allein hatte entscheiden können, zur Sache des Reichstages geworden war, dessen langsame Verhandlungen nun einen um so schleppenderen Gang nahmen, je größer die Zahl der Berechtigten geworden war, je fester sich die herkömmlichen Formen stellten. Im Allgemeinen war bisher in der Abtheilung der Stände auf den Reichstagen in drei Collegien (Thl. VI. S. 194) nichts Bedeutendes verändert; eine weitere Ausbildung erhielt die Art und Weise der Berathungen erst durch die neue Abstimmung, welche auf dem Regensburger Reichstag im Jahre 1653 eingeführt wurde. Erst im funfzehnten Jahrhundert hatte man überhaupt angefangen die Stimmen zu zählen; vorher reichte es hin, wenn ein Beschluß von den mächtigeren Fürsten gefaßt worden war, dem dann die minder bedeutenden von selbst beitreten mußten. Da nun die Stimmen der einzelnen Grafen und Herren unmöglich so viel Gewicht als die der großen Reichsstände haben konnten, so bildeten sich allmählig Vereinigungen mehrerer zur Ablegung einer Stimme. Hierauf fußend wurde jetzt bestimmt, daß im fürstlichen Collegium nur die Fürsten Virilstimmen, dagegen die nicht gefürsteten Prälaten im Ganzen zwei Stimmen, die Grafen und Herren, welche zu dem Ende in die Schwäbischen, Wetterauischen, Fränkischen und Westphälischen Grafen getheilt wurden, vier Stimmen haben sollten. Dadurch stellte sich die Zahl der Stimmen auf folgende Weise. Mit Ausschluß der Curiatstimmen gaben neun und sechzig geistliche Fürsten und sechs und neunzig weltliche, so wie ein und sechzig Reichsstädte ihre Vota; mit den acht Kurfürsten gab es also im Ganzen zweihundert vierzig Reichstagstimmen. Die Zahl der unmittelbaren Stände belief sich auf dreihundert und siebzig ohne die Reichsritterschaft. Die im Mittelalter ihres Ortes erwähnten und haupt-

sächlich gegen die Städte gerichteten Verbindungen des Adels (Thl. VI. S. 11) im südlichen und südwestlichen Deutschland hatten nämlich einen großen Theil der in diesen Gegenden ansässigen Edelleute vor dem Schicksale der Ritterschaft in den übrigen Gegenden Deutschlands bewahrt, von den benachbarten Fürsten aus der Heerbannpflichtigkeit und Gerichtsfolge in die Landsässigkeit herabgedrückt zu werden. Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts erkannte man die Ritterschaft als Reichsstand an, und ihre Mitglieder waren bemüht, diesen Vorzug durch die Ausbildung einer corporativen Verfassung zu erhalten. Durch Begünstigung von Seiten der Kaiser unterstützt, gelang ihnen dies Bestreben vollkommen, und da sie durch deren Privilegien allmählig fast alle in den Besitz des Blutbanns kamen, so konnte jedes einzelne Rittergut für ein geschlossenes und selbständiges Territorium gelten. Die Reichsritterschaft theilte sich in drei Kreise, den Schwäbischen, Fränkischen und Rheinischen, zu denen nach dem Westphälischen Frieden noch die Verbindung der Ritter im unteren Elsaß kam, die sich aber wegen der Eingriffe Frankreichs nicht lange behaupten konnte.

Wie die Versuche zur Unterdrückung der neuen Lehre durch militärische Gewalt und Execution, welcher Weg seit der Schlacht auf dem weißen Berge eingeschlagen worden war, mit Anerkennung des Protestantismus geendet hatten, so war auch das Resultat der auf dieselbe bis dahin unerhörte Weise versuchten Unterwerfung der Reichsstände die Anerkennung ihrer vollständigen Unabhängigkeit. Es war die letzte Unternehmung dieser Art gewesen. Die einzelnen Territorien konnten sich seit dieser Zeit vollkommen unabhängig und individuell ausbilden. Zunächst erlangten die Fürsten, wie sie sich nach oben freier gemacht hatten, auch nach unten größere Rechte, und es erfolgte nun jene Concentrirung der Staatsgewalt in den einzelnen Ländern Deutschlands, welche die Kaiser dem Reichskörper als Ganzem nicht zu geben vermocht hatten. Die Macht der Landstände, des Adels sowohl als der Städte, war durch die Verluste und Verheerungen des Krieges bedeutend vermindert worden; durch die Länge der Zeit, während welcher alljährlich die Kriegssteuern aufgebracht werden mußten, hatten sie sich an eine regelmäßige Besteuerung ohne Anfrage gewöhnt. Besonders wichtig für die fürstliche Gewalt war es, daß man dadurch in den Stand gesetzt wurde, die Soldtruppen, welche so lange gebraucht worden waren, auch im Frieden beizubehalten. Hierdurch hatten die Herrscher ein stets bereites Mittel, jedem Widerstand zuvorzukommen. Der Ritterdienst,

der sich bei der immer mehr veränderten Kriegführung immer unbrauchbarer erwies, kam nun ganz außer Uebung und der Adel zahlte statt seiner persönlichen Stellung ein Geldäquivalent, verlor aber dadurch bedeutend an seinem frühern Einfluß, wenn er sich auch sonst meisten Theils in Besitz seiner Vorrechte wenigstens gegen die niedern Stände zu erhalten wußte. Ebenso büßten die Landstädte ihre freiere Stellung ein. Sie mußten schon jetzt häufig gestatten, daß die Gerichtsbarkeit in ihren Mauern durch landesherrliche Beamten ausgeübt ward, daß Kriegsvolk in ihre Häuser gelegt ward, weil sie weder die Kosten der neuen zusammengesetzten Befestigungsart aufbringen konnten, noch die weitläufigen Werke zu besetzen und zu vertheidigen im Stande waren. Die Folge dieser Umstände und der vermehrten Thätigkeit der landesherrlichen Regierungen war, daß auch die bis dahin selbstandigen städtischen Räthe zu fürstlichen Behörden herabgesetzt wurden. Auch die Bauern wurden in ihren früheren Rechten namentlich durch die Uebertragung Römischer Begriffe auf die Germanischen Eigenthumsverhältnisse vielfach gekränkt und beeinträchtigt, und ihre Dienste sowohl zum Besten des Landesherrn als der Gutsherrschaften ungebührlich ausgedehnt. Das Forstregal der Fürsten wurde so erweitert, daß es alle größeren Waldungen umfaßte, die nicht ausschließlich durch einzelne Personen oder Gemeinden benutzt wurden, und von der Jagd behauptet, daß der Landesherr dieselbe auch auf eigenem Grund und Boden untersagen könne. Diese Ausdehnung der landesherrlichen Gerechtsame erforderte größere Anstalten zur Wahrnehmung und Verwaltung derselben, als bisher vorhanden gewesen waren. Aus den Räthen des Fürsten wurde gewöhnlich ein Collegium gebildet, welches den Namen Hofrath, Kanzlei oder Regierung erhielt, an dessen Spitze der Kanzler zu stehen pflegte. In Ländern größeren Umfanges oder in solchen, die aus mehreren früher selbständigen Theilen zusammenwuchsen, gab es denn auch mehrere Regierungen. Auch aus den alten Landeshauptmannschaften (Thl. VI. S. 197) bildeten sich solche Behörden; daneben wurden dann noch besondere Collegien für abgesonderte Verwaltungszweige errichtet, namentlich für die fürstlichen Domänen, für das Kriegswesen u. s. w. Die Untergerichte wurden durch die landesherrlichen Aemter, die Patrimonial- und Stadtgerichte, die Obergerichte durch die Hofgerichte und die Regierungen gebildet. Für die Criminalgesetzgebung war bereits unter Karl V. von einem Ausschuß der Reichsstände eine peinliche Gerichtsordnung ausgearbeitet und im Jahre 1532

publicirt worden, die aber den einzelnen Ländern ihre Gewohnheiten und Gesetze ließ, und nur, wo diese nicht ausreichten, eintreten sollte; für die bürgerliche Gesetzgebung begnügte man sich in den einzelnen Ländern und Landestheilen mit der Aufzeichnung des Gewohnheitsrechtes, welches dann aber zugleich ein Act der Gesetzgebung von Seiten der Landesherren war und von den Juristen mit ihren aus dem Römischen Recht gewonnenen Ansichten in die möglichste Uebereinstimmung gebracht wurde. Von den Reichsstädten bildeten nur wenige ihr statutarisches Recht weiter fort, bei den meisten blieben die Stadtrechte auf dem Punkte stehen, welchen sie im Mittelalter erreicht hatten. Im Allgemeinen war das recipirte Römische Recht Princip und Grundlage der Jurisprudenz; die Grenzen der Anwendung sollten die Deutschen Rechte bestimmen, welche indeß den damaligen Juristen häufig unverständlich und unbekannt waren.*)

Die Unabhängigkeit der Deutschen Reichsfürsten so wie die Freiheit der Religion war durch Einmischung fremder Staaten erreicht worden, und mußte mit bedeutender Schmälerung des Reichsgebiets erkauft werden, deren bereits bei der Darstellung des Westphälischen Friedens gedacht ist. Es fehlte schon damals nicht an edlen Gemüthern, welche die Zerreißung des gemeinsamen Vaterlandes und die ausschweifenden Forderungen der auswärtigen Mächte tief und schmerzlich fühlten, und ihrem Zorn beredte Worte zu geben wußten. So rief ein gleichzeitiger vaterländischer Schriftsteller, Waffenberg, noch während der Unterhandlungen, im Jahre 1647, seinen Landsleuten zu: „Mit lauter Stimme rühmen sich Franzosen und Schweden, Deutschland sey von ihnen bezwungen, und die durch eigene Hände uns entrissenen Fahnen zeigen öffentlich Paris und Stockholm. Könige, die sonst dem Rufe des Kaisers folgen und sich zur Rechenschaft stellen mußten, entscheiden über Deutschland, berufen Reichstage, sitzen zu Recht und sind durch unsere Uneinigkeit unsere Herren geworden. Gerade in den Gegenden, wo unsere freien Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns recht zum Hohne, waffenlose Ausländer, ohne Legionen, allen Deutschen Trotz, und triumphiren über ganz Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie sprechen, wir hören's als Orakel an; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern wie Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe hier aus Stock-

*) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte Th. IV. S. 466.

holm, dort aus Paris*) auf den Tisch geworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Und was bleibt uns übrig als der Tod? Schon rathschlagen sie in Deutschland über Deutschland, was sie uns nehmen, was lassen, welche Federn sie dem Römischen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einsetzen wollen. Wir müssen's noch erwarten, was sie erst spät wollen und was sie endlich nicht wollen, was sie sich jetzt gefallen lassen und morgen mit Ekel und Ueberdruß wieder von sich werfen. Bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns selbst, verlassen wir über den Götzen fremder Völker unsere eigene schützende Gottheit und opfern jenen Leben, Freiheit und Ehre auf. Wie mit Judasküssen nahen diese unsere angeblichen Befreier. Und wir Thoren hoffen, daß so arge heimtückische Feinde uns retten, daß sie, die das herrlichste aller Reiche aufzulösen suchten, es heilen und herstellen werden. In geschmückten Bechern reichen sie uns ihr süßes und langsames Gift und erwecken in unserer Mitte mehr als einen Masinissa, durch welchen sie am Ende das ganze Reich unter ihre Botmäßigkeit zu bringen hoffen. Vom Rheine, der Ost- und Nordsee her erspähen sie von ihren Warten jede Gelegenheit, jeden Streit, der entsteht oder den sie herbeiführen, und sind, wie einst die Römer in Hellas, erst freundliche Zureder, dann Rathgeber, Schiedsrichter und endlich Herren. O Deutschland, erwache! Das Reich kann nur durch das Reich wieder geboren werden, nicht Römische oder Lutherische sollen uns davon abhalten. Als Glieder eines Leibes, eines Staats, als Brüder müssen wir uns Alle umfassen, mit allen Kräften und Tugenden jenem großen Ziel nachstreben. Dann verschwindet die geringe Kraft der wenigen Fremden; den langen Kriegsleiden wird ein ruhmvoller Friede folgen, ein Haupt des Doppeladlers mit Lorbeeren, das andere mit Oelzweigen sich kränzen." Auch war das Gefühl der Gemeinsamkeit und die Liebe zum Vaterlande in den Ständen und Fürsten noch so lebendig, daß d'Avaux und Servien damals in folgender Art an Mazarin berichteten: „Die Meinung der Deutschen Fürsten ist sehr verschieden von jener der Italienischen. Nämlich diese, als sehr einsichtsvoll und wohl berathen, billigen Alles, was dazu beitragen kann, sie unabhängig zu machen, und sind deshalb wohl zufrieden, daß Frankreich einige feste Plätze hat, um ihnen im Fall der Noth die Hand zu reichen. Aber diese Deutschen sind weit mehr gerührt von der Liebe zu ihrem Vaterlande, wollen nicht

*) Nach Ludwigs XIII. Tode (1643) führte dessen Gemahlin die Regentschaft in Frankreich.

genehmigen, daß Fremde das Reich zerstücken, und ziehen den Bestand einer Genossenschaft, deren Mitglieder sie sind, allen Vortheilen vor, welche jeder Einzelne durch die Zertheilung des Reiches gewinnen könnte. Mit einem Worte, sie wünschen wohl in ihre alten Rechte wiederhergestellt zu seyn; aber sie wollen nicht, daß ihnen dieses Gut durch Abtrennung einzelner Stücke ihres Staates zu Theil werde, oder daß die fremden Herrscher, um mehr Hülfsmittel zu haben ihnen beizustehen, sich auf ihre Kosten vergrößern. Wir werden bei Gelegenheit nicht unterlassen, ihnen begreiflich zu machen, daß sie andere Grundsätze zu ihrem eigenen Heil festhalten müssen; aber es wird schwer seyn, sie dessen, was wir wünschen, zu überreden, und zu hintertreiben, daß sie nicht am liebsten alle unsere Eroberungen zurückgestellt sähen." *)

So war es also beim Westphälischen Friedensschluß weniger Mangel an patriotischer Gesinnung als wirkliche Ohnmacht und die Neigung des Kaisers, eher dem katholischen Frankreich als dem protestantischen Schweden nachzugeben, welches die wichtigen Abtretungen am Oberrhein zu Wege gebracht hatte. Der materielle Wohlstand des Reiches war durch den Krieg, der keine Landschaft Deutschlands von Trident bis Skagen, von Metz bis Presburg verschont hatte, auf das Vollständigste vernichtet. Man behauptet, daß zwei Drittel der Bewohner Deutschlands umgekommen seyen. Die rückkehrenden Krieger fanden an der Stelle von Dörfern und Städten wüste Aschenhaufen und statt der Wiesen und Felder wild aufgeschossene Waldung. Nachdem der Landfriede zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts aufgerichtet, die Stürme der Bauernkriege und der ersten religiösen Zwistigkeiten vorüber waren, hatten sich Ackerbau, Gewerbe, Kunstfleiß und Handel im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland weit vor allen Staaten Europas mit Ausnahme der Italienischen erhoben. Während Frankreich durch Bürgerkriege zerfleischt, Spanien durch eine hartnäckige Politik seiner Kräfte beraubt wurde, stand der Handel der Deutschen Städte noch in der vorigen Blüthe, noch nicht beeinträchtigt von den neugefundenen Seewegen. Noch hatte die Hanse ihre Privilegien in Dänemark und England nicht verloren, wenn gleich der großartige Versuch des Lübeckischen Bürgermeisters Georg Wollenweber, die Herrschaft des Bundes über den Norden neu zu befestigen, durch Unverstand und Neid fehlgeschlagen war und mit der Hinrichtung des Urhebers

*) Woltmann, Geschichte des Westphälischen Friedens, Th. I. S. 63.

geendet hatte (1533). Philipp II. bestätigte die Vorrechte des Vereins in den Niederlanden, große Flotten brachten die Erzeugnisse des Nordens nach Lissabon. Rhein und Main waren durch den Verkehr Nürnbergs mit Antwerpen belebt; die rohen Producte, Schlesische Leinwand, Englische Tuche, Italienische Seide wurden dort bearbeitet, um weiter geführt zu werden. Die Handelsstraße, welche Danzig und Genua, Nürnberg und Lyon verband, ging über Lindau. In Augsburg wohnten die reichsten Wechsler der Welt, die Fugger, Welser und Baumgärtner. In Wien hatten Italien, Polen, Ungern und Böhmen ihren Verkehr. Dieser Betrieb und Zusammenfluß von Gold und Waaren war von den wohlthätigsten Folgen für die umliegenden Landschaften, überall war Wohlstand und Reichthum verbreitet *). Frisch und regsam waren auch die geistigen Bestrebungen, die Reformation hatte Alles in Bewegung gesetzt, und wenn auch die Wehrhaftigkeit des Adels und der Bürger durch das Aufhören der Fehden und mangelnde Uebung zu verfallen begann, so machten doch die Deutschen Landsknechte selbst dem Schweizerischen und Spanischen Fußvolke ihren Ruhm streitig.

Einen vollkommen entgegengesetzten Anblick bietet das Reich nach dem Frieden dar; wenn auch der Ackerbau sich durch den Fleiß der Bewohner allmählig wieder emporhob, lag der Handel doch für lange Zeit ganz darnieder. Schon früher hatte Elisabeth von England die Privilegien der Hanse nicht nur ganz aufgehoben, sondern an deren Stelle sogar ein völliges Verbot gesetzt. Mit dem Vertrieb der Englischen Waaren verlor der Bund auch bedeutend auf den übrigen Handelsplätzen und mußte Engländer und Niederländer an seine Stelle treten sehen. Den inneren Verkehr und Transport der Waaren durch das Reich hemmte der Krieg und nöthigte, auf andere Straßen zu denken. Maßregeln, dem Verfalle zuvorzukommen, hinderte die unglückliche Eifersucht der Landesherren gegen ihre Städte. So bestand der Hansebund nur noch dem Namen nach bis 1669. Hamburg, Lübeck und Bremen, welche schon 1630 ein besonderes Bündniß geschlossen hatten, blieben auch späterhin in einer Schutzverbindung, auf welche dann später der Name des größeren Vereins übertragen wurde. Baares Geld war nach so ungeheuren Ausleerungen wenig mehr im Reich und konnte nur allmählig durch mühsamen Fleiß wieder ins Land gezogen werden. Der fehlende Verkehr wirkte höchst nachtheilig auf Gewerbe und In-

*) Ranke, historisch-politische Zeitschrift Bd. I. S. 260 fg.

dustrie zurück; und da sich nun auch in den Regierungen und Fürsten, welche die Sorge dafür hätten übernehmen müssen, nachdem sie die Selbständigkeit der Städte aufgehoben hatten, wenig Sinn und Beweglichkeit für solche Veranstaltungen fand, kam Deutschland in dieser Beziehung weit hinter die Niederlande, hinter England und Frankreich zurück.

Schlimmer als alles äußere Unheil war, daß die alte Zucht und Tüchtigkeit durch die Unsittlichkeit des Krieges verschwunden war, daß auch das selbständige geistige Leben Deutschlands darniederlag, daß Frankreich mit der Zeit nicht bloß bedeutenden Einfluß auf die Fürsten, sondern auch auf die Gesammtheit des Volks in Sprache, Kunst, Wissenschaft, Sitte und Mode gewann. Die Franzosen waren im dreißigjährigen Kriege zuerst in Masse nach Deutschland gekommen, in Münster und Osnabrück lernten die bedeutendsten Männer Deutschlands dieselben auch von Seiten ihres Luxus, ihrer Zierlichkeit, ihres feinen geselligen Tones kennen. Wie man von jeher, der ganzen universellen Anlage des Deutschen Charakters gemäß, für fremde Vorzüge, als mangelnde Seiten der eigenen Ausbildung, eine zu große Achtung gehegt, so trachtete man auch jetzt mit Eifer danach, sich die Französischen Umgangsformen, die die Natur vermöge des langsamer fließenden Blutes den Deutschen versagt hat, zu eigen zu machen. Man reiste nach Frankreich, und wenn man sich dort durch plumpes Wesen hatte verspotten lassen, kam man in Französischer Tracht zurück, um diejenigen wieder zu verachten, die nicht so gekleidet waren und das Französische nicht sprechen konnten. Die bald darauf folgende blendende politische Erhebung Frankreichs, die schnelle und elegante Ausbildung der Sprache, eine Menge glänzender litterarischer Erscheinungen, der größere Verstand in der Behandlung der Personen und Verhältnisse hielten Deutschland nicht minder als fast alle übrigen Staaten Europas länger als anderthalb Jahrhunderte unter der Vormundschaft jenes Reiches. Französischer Luxus riß selbst in Deutschen Bürgerfamilien ein, die Kaufmannsfrauen mußten Wagen und Pferde haben und ihren Reichthum in Sammt, Seide, Gold und Perlen zur Schau tragen. Bisam und andere wohlriechende Stoffe, auch Puder und Pomade wurden allgemein. Das Tabackschnupfen lernte man von den Franzosen, das Rauchen von den Holländern. Die Moden wechselten häufig und zeigten sich oft in abenteuerlicher Gestalt. Ein weiter Umfang über den Hüften wurde unter andern bei den Frauen für eine große Schönheit ge-

halten, und nicht bloß durch eine Menge von Unterröcken hervorgebracht, sondern auch durch einen ringsum gelegten Wulst, den man Speck nannte, und der zuweilen fünf und zwanzig Pfund wog. Schleppen und weit ausgeschnittene Kleider, die Brust und Nacken entblößten, gaben einem damaligen Satiriker, dem Hamburger Lauremberg (geb. 1590, gest. 1658, zuletzt Prof. der Mathematik in Rostock) Stoff zu folgenden Spottversen im Niedersächsischen Dialekt:

„Tucht un Schamhafticheit is mit weggeschneden,
Mit half blotem Libe kommen sie hergetreden.
Int erste, da disse Mode noch was unbekannt,
Un men nich wuste, dat se was kommen int Land,
Blewen se vör ene Junker stahn un gapen,
As wenn se segen enes Quacksalbers Apen.
De Stratenjungens hüpsch hinder er lepen,
Un ener thom andern mit vollem Halse repen:
Süh, süh, dar geit en Wyff, dat vör er böse Sack
Schall uthgestreken werden öffentlich am Kak! (Pranger)
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgetagen,
Un will er mit de Rod de Flöh van'n Rüggen iagen! rc."

An den Schuhen wurden eine Zeit lang doppelte Hörner getragen. Taschenuhren gehörten auch schon zum Putze, selbst der Frauenzimmer, welche sich außerdem noch mit einer Messer- und Gabelscheide behängten. Die volle Deutsche und Spanische Männertracht, die den Körper so zweckmäßig als geschmackvoll bekleidet hatte, wurde kürzer und enger; in Frankreich begann man zuerst die Zipfel und Schöße der Wämser und Collette zurückzuschlagen, woraus allmählig der moderne Frack entstand u. s. w. Die breiten Halskragen schmolzen in Französische Jabots und Postillons, bei den Predigern in Bäffchen zusammen; der männliche Bart ward immer mehr beschnitten, und wie das Haupthaar mit Brenneisen geformt nach mancherlei Moden, „jetzt wie ein Zirkelbärtel, jetzt wie ein Schneckenbärtel, bald wie ein Jungfrawenbärtel, ein Dotterbärtel, ein Spitzbärtel, ein Maikäferbärtel, ein Entenwädele, ein Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Türkenbärtel, ein Spanisch Bärtel, ein Italienisch Bärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein Lillbärtel, ein Spillbärtel, ein Drillbärtel, ein Stutzbärtel, ein Trutzbärtel" *). Da fast alle neue Moden aus Frankreich kamen, so erhielten auch die Kleidungsstücke, besonders der Weiber, Französische

*) Gesichte Philanders von Sittewald, Th. II. S. 76.

Namen. „Kappen trägt man nun nicht mehr, sagt der angeführte Lauremberg —

— neen! weren all Cornetten,
Keen Hemd, kee Börmau gelt nich mehr ahn Points un Manchetten.
Et is keen Mensch, de mehr en Wamms un mehr en Rock anthût,
Dewyl men luter Camisols un Chambrelouquen sûht.
Wat schall ich van der dullen Dracht, von den Fontangen seggen,
De nu de Jungfern alltomahl ahn Underscheed anleggen?
Man legt dat Haar um isern Draht mit sünderlicken Flyt,
Man neiht dat Band up Isern up: O rechte isern Tydt!"

II. Spanien, Italien, die Niederlande und Frankreich bis zum Pyrenäischen Frieden.

1. Die Spanische Monarchie unter Philipp IV.

Der beginnende Verfall der Spanischen Macht, welcher, von Philipp II. vorbereitet, unter seinem Nachfolger deutlicher hervorgetreten war, ist im vorigen Bande geschildert worden. Alle Bewohner des weiten Reiches, die Spanier, Portugiesen, Neapolitaner, Sicilianer, die Mailänder und Belgier, hofften, wenn auch nicht auf Wiederherstellung und Achtung ihrer politischen Freiheiten und Rechte, so doch auf ein einsichtigeres Regiment, auf die Erhebung des gesunkenen Wohlstandes und bessere Förderung ihrer materiellen Interessen, als Philipp IV. den Thron bestieg. Das erste Geschäft des neuen, erst sechzehn Jahre zählenden Herrschers war die Entfernung der Günstlinge seines Vaters, des Herzogs von Uzeda, der ihn bisher tyrannisirt hatte, und Rodrigo Calderon's, aber nicht um selbst die Regierung zu verwalten, sondern nur dieselbe in die Hände neuer Favoriten zu legen. „Es ist besser, daß meine Minister irren als ich selber," pflegte er zu sagen. Nur die äußere Würde des Regenten strebte er der Spanischen Weise gemäß zu behaupten. Er lachte niemals, sondern zeigte sich stets streng und ernst und sprach oft ganze Wochen lang keine Silbe, denn selbst Gespräche zu führen dünkte ihm einem Könige von Spanien und Indien unangemessen. Doch zeigte er sonst Vergnügen an der Jagd und Theilnahme für Dichtkunst

und Musik. Sein vollstes Vertrauen besaß zuerst sein ehemaliger Erzieher Balthasar von Zuniga, der indeß bald in der königlichen Gunst von seinem Neffen, Gaspar Gusman Grafen von Olivarez, überflügelt wurde. Schon am 12. April 1622 erhielt dieser den Titel eines Herzogs und der nach zwei Jahren erfolgte Tod seines Oheims machte ihn zum alleinigen Lenker aller Angelegenheiten.

Olivarez war ein Mann von schönem Aeußeren und sicherem Benehmen, von großer Thätigkeit und Nüchternheit in seiner Lebensweise, und wenn er auch einen unersättlichen Ehrgeiz besaß, so zeigte er sich doch weder habgierig noch geldsüchtig, und hinterließ nach zwei und zwanzigjähriger Staatsverwaltung weniger Vermögen, als er im Beginn derselben besessen hatte. Um aber Spanien von den Uebeln, an denen es krankte, zu heilen, hätte es einer tieferen und umfassenderen Einsicht und größerer Kräfte bedurft, als diesem Manne verliehen war. Zwar erging unter dem 10. August 1624 eine königliche Verordnung, welche die übermäßige Zahl der Beamten der Rechtspflege und Verwaltung auf ein Drittel heruntersetzte, den für die Provinzen verderblichen Aufenthalt der Großen in der Hauptstadt beschränkte und die Auswanderung bei Strafe der Confiscation untersagte; allein die Ursachen der Uebelstände lagen tiefer. Es war die Verschwendung des Hofes, der Verfall des Handels, das stockende Gewerbe, die Untüchtigkeit der Verwaltung und die für die Armeen und Flotten nöthigen Summen. Da Olivarez die Theilnahme am dreißigjährigen Kriege, welche man bereits von Philipp III. überkommen, nicht aufgeben zu dürfen glaubte, um die Macht des Habsburgischen Hauses nicht sinken zu lassen, und in Beziehung auf die inneren Verhältnisse dem verderblichen leider in Spanien schon früh eingeschlagenen Wege der Handelssperren, der Aus- fuhr- und Einfuhrverbote und anderen mehr oder minder niederdrückenden statt erhebenden und aufhelfenden Maßregeln der Art folgte, mußte der Zustand des Landes sich immer trauriger gestalten und die Klagen über Steuerdruck, Entvölkerung und Verödung von Jahr zu Jahr steigen. Die Thätigkeit der Einwohner erlahmte unter den künstlichen Hemmungen und Schranken immer mehr; um die kleinste Unternehmung zu bewerkstelligen, mußten neue Anleihen gemacht oder Krongüter verkauft werden, und doch wurde niemals so viel zusammengebracht, um große und entscheidende Schläge ausführen zu können. Auf welche sonderbare, Handel und Wandel wie die persönliche Freiheit auf das Aergste beschränkende Maßregeln man durch das herrschende Finanz- und Regierungs-

system geführt wurde, mögen folgende Bestimmungen zeigen. Um die Waaren im Innern billiger zu haben, war schon längst die Ausfuhr von Tuch, Leder, Wolle, Getreide und Vieh verboten; sogar der Handel im Lande mit den beiden letzteren Producten war untersagt. Im Jahre 1643 erging eine Verordnung gegen die Anwendung von Gold, Silber oder Vergoldung zur Zierde von Meubeln, Geräthen, Waffen, Geschirren und Kleidern; ebenso wenig sollten dergleichen Sachen außer Landes verkauft werden. Die Stoffe sowohl als die Länge und Breite der Kleider wurden auf das Genaueste vorgeschrieben. Ein Familienvater, der ein Einkommen von zwei bis fünfhunderttausend Maravedis besitzt, darf seine Tochter nur mit dem fünften Theil dieser Summe ausstatten. Jeder Fremde, vorausgesetzt, daß er katholischen Glaubens sey, kann sich in Spanien niederlassen, aber nur in einer Entfernung von 20 Meilen von jedem Seehafen. Jede Frau, die sich vor dem achtzehnten Jahre verheirathet, ist auf vier Jahre von allen Steuern befreit.

Mit Philipps Thronbesteigung begann der Krieg gegen die Niederlande; Spinola stand in der Pfalz und Gomez Suarez, Herzog von Feria, der Spanische Gouverneur von Mailand, unterstützte den Aufstand, welchen die Veltliner gegen Graubünden, dem sie unterthan waren, erhoben hatten, um durch jene Landschaft eine freie und ununterbrochene Verbindung mit Tyrol und den Oesterreichischen Staaten zu erhalten. Im Herbst drang der Herzog von der einen und der Erzherzog Leopold von Oesterreich von der andern Seite ins Bündnerland, verwüsteten es weit und breit, und zwangen die Republik, das Veltlin an Spanien und Engadin an Oesterreich abzutreten (1622). Diese neue Verstärkung der Habsburgischen Macht auf den Grenzen Italiens weckte die Eifersucht Frankreichs, Savoyens und Venedigs, sie schlossen ein Bündniß zur Zurückstellung von Engadin und Valtelina an Graubünden (1623), worauf im folgenden Jahr der Marquis de Coeuvres mit einer Französischen Armee durch das Gebiet von Bern, welches ihm den Durchzug gestattete, in die eroberten Landschaften einbrach und dieselben befreite. Obgleich nun auch die Spanier von Deutschland aus Verstärkungen unter dem Befehl des Grafen Pappenheim erhielten, bestätigte der 1626 zu Monzon in Aragonien geschlossene Friede doch den Graubündnern ihre Besitzungen in dem Umfange, welchen sie vor dem Jahre 1617, als der Aufstand der Valtelliner ausbrach, gehabt hatten. Danach erhielten die Spanischen Truppen in Italien

Beschäftigung durch den Mantuanischen Erbfolgekrieg (1627—1631), dessen bereits oben Erwähnung geschehen ist, und im Jahre 1633 führte der Herzog von Feria dem Kaiser 12,000 Mann nach Deutschland zu Hülfe, auf welchem Zuge er zu München starb (1634). Sein Nachfolger wurde Diego de Gusman. Ein zweites Corps führte Philipps Bruder Ferdinand nach den Niederlanden, und nahm unter Weges an der Schlacht bei Nördlingen Theil (o. S. 20). Als Richelieu, durch Orenstierna und die Verluste, welche die Schweden in Deutschland erlitten hatten, bewogen, der Krone Spanien von Neuem den Krieg erklärte, konnte er in Oberitalien auf die Hülfe des Herzogs von Savoyen, Victor Amadeus, so wie auf den durch Frankreichs Mitwirkung eingesetzten Herzog Karl I. von Mantua und Odoardo I. von Parma zählen; dagegen erklärte sich der Herzog von Modena für Spanien. Der Herzog von Rohan, welcher Rochelle so tapfer gegen die königlichen Truppen vertheidigt (Abschn. 8), danach aber Verzeihung und Aussöhnung mit dem Hofe erhalten hatte, führte 1635 dreizehntausend Franzosen über Basel und St. Gallen nach Italien, und schlug die den Spaniern aus Tyrol zu Hülfe ziehenden Oesterreicher zuerst bei Tirano, an den Ufern der Adda, und zum zweiten Mal am 31. October bei Mazzo. Am 30. November besiegte er auch ein Spanisches Heer unter Serbelloni bei Morbegno. Indessen Rohan auf diese Weise von Norden her in das Mailändische eindrang, hatte der Marschall von Crequi, der mit zehntausend Mann zum Heere des Herzogs von Savoyen gestoßen war, das Gebiet von Mailand von Westen her angegriffen und Valenza belagert, allein er wurde genöthigt, mit Zurücklassung seines Geschützes die Unternehmung aufzugeben. Im folgenden Jahre machte Spanien großartige Zurüstungen, den Schauplatz des Krieges nach Frankreich zu verlegen; in die Picardie und in Burgund brachen zu gleicher Zeit starke Heeresabtheilungen ein (o. S. 25), eine Flotte bemächtigte sich der Lerinischen Inseln an der Küste der Provence, und im September drang ein viertes Spanisches Corps über die Pyrenäen nach Guienne vor. Das Schicksal der von den Niederlanden und Deutschland aus vorrückenden Truppen haben wir bereits erzählt; auch im Süden konnten die Spanier nur die Stadt Soroa behaupten. In Italien war Diego de Gusman in Parma eingefallen. Das Land dieses Bundesgenossen zu befreien, ging Crequi über den Tessino. Bei Tornavento traf er auf die Spanier und zwang sie nach einem funfzehnstündigen erbitterten Gefecht zum Rückzuge, den sie indeß ohne

Verlust bewerkstelligten. Im folgenden Jahre zwangen sie den Herzog Odoardo von Parma durch wiederholte Einfälle, seiner Verbindung mit Frankreich zu entsagen; wogegen die Franzosen unter dem Marschall Schomberg die Spanier ganz aus Guienne trieben, nachdem sie die einrückenden Verstärkungen geschlagen hatten, unter dem Grafen Harcourt die Lerinischen Inseln wiedereroberten und einen Versuch auf Sardinien machten, der aber mißlang. Glücklichere Erfolge begleiteten die Spanischen Waffen in Italien; der Marschall Crequi fiel bei Breme, und gegen seinen Nachfolger, den Cardinal de la Valette, eroberte Gusman Vercelli. Noch bedeutendere Vortheile schienen ihnen die Todesfälle Victors Amadeus von Savoyen und Karls von Mantua zu gewähren. In beiden Ländern folgten unmündige Söhne, und wenn die Franzosen auch die Gemahlin Victors, Christine, welche die Regentschaft führte und neutral bleiben wollte, zur Erneuerung der früheren Allianz mit Frankreich zwangen, so schloß sich doch Maria Gonzaga von Mantua, Karls Gemahlin, eng an Spanien an. Auch in Savoyen erhob sich bald eine bedeutende Partei gegen Frankreich. Der junge Herzog Franz Hyacinth folgte seinem Vater schon im October 1638 im Tode, und wegen der Vormundschaft über dessen jüngeren Bruder Karl Emanuel II., der erst vier Jahre zählte, entstanden Streitigkeiten zwischen der Herzogin Christine und den Brüdern ihres verstorbenen Gatten, den Prinzen Thomas und Moritz. Um ihre Ansprüche durchzusetzen, verbanden sie sich mit dem Statthalter von Mailand, während Christine sich fester an Frankreich anschloß. Im Herbst des Jahres 1638 und im folgenden Frühjahr eroberten die Prinzen mit Spanischer Hülfe fast das ganze Land, bis der Graf Harcourt das Commando über die Französischen Truppen erhielt und am 9. April den Marchese Leganes, der die Spanier befehligte, bei Casale schlug und den Prinzen Thomas nöthigte, Turin zu übergeben.

Der Krieg in den Niederlanden beschränkte sich, wie auch in früheren Zeiten, größten Theils auf Belagerungen. Noch befehligte hier der berühmte Spinola, der sein erstes Auftreten auf diesem Schauplatze vor zwanzig Jahren mit der Einnahme Ostende's bezeichnet hatte. Er eroberte Jülich (1622), welches Moritz von Oranien im Jahre 1610 besetzt hatte, und Breda (1624), nachdem die Belagerung von Bergen op Zoom durch die unerwartete Diversion Ernsts von Mansfeld und Christians von Braunschweig, deren oben Erwähnung geschehen ist, hatte aufgegeben werden müssen. Im folgenden Jahre

starb Prinz Moritz, dem in den letzten Zeiten keine Waffenthat mehr hatte glücken wollen; sein Bruder Friedrich Heinrich trat als Statthalter von Holland, Seeland, Geldern und Oberyssel und als Lenker des Krieges gegen Spanien in seine Stelle. Obgleich das Bündniß, welches die Generalstaaten um diese Zeit mit Richelieu abschlossen (o. S. 23), und eine Unterstützung von 6000 Mann, welche Jakob von England sandte, den Holländern das Uebergewicht zuzusichern schien, so konnten sie doch auch in den nächsten Jahren nicht viel ausrichten, bis der Admiral Peter Hein im Jahre 1628 die Spanische Silberflotte in der Bai von Matanzas wegnahm. Dieses Ereigniß mußte bei dem sonstigen zerrütteten Zustande ihrer Finanzen die Thätigkeit der Spanier für das nächste Jahr ganz lähmen, während es den Holländern reiche Mittel in die Hände gab. Friedrich Heinrich beschloß deshalb, mit vier und zwanzigtausend Mann Fußvolk und viertausend Reitern die Belagerung der wichtigen Feste Herzogenbusch zu unternehmen, und ließ sich von derselben weder durch die Angriffe Heinrichs von dem Berge, der an Spinola's Stelle das Commando der Spanischen Truppen übernommen hatte, noch durch das Vordringen eines starken kaiserlichen Heeres unter Montecuculi auf Amsterdam zurückschrecken. Am 14. September 1629 ergab sich Herzogenbusch. Ebenso nachtheilig für Spanien als der Verlust dieser Stadt war der Fall von Wesel, dessen sich Spinola aus der Jülich-Clevischen Erbschaft bemächtigt hatte, wegen des Rheinübergangs. Schon am 19. August hatte der Hauptmann Huygens von Emmerich aus diesen Platz überrumpelt und eingenommen. Diese Unfälle wieder auszugleichen, machte die Erzherzogin Isabelle, die Tochter Philipps II., welche nach dem im Jahre 1621 erfolgten Tode ihres Gemahls Albrechts von Oesterreich die Regierung allein führte, große Anstrengungen; auf einer starken Anzahl kleiner Schiffe wurde zu Antwerpen ein zahlreiches Heer eingeschifft, welches unter dem Schutz der Kriegsflotte gelandet werden sollte. Aber die Holländische Seemacht griff diese Expedition im Fahrwasser des Slaak, eines Armes der Schelde, am 12. September 1631 an und vernichtete sie nach einem hartnäckigen Gefecht. Die Spanier verloren 35 Fregatten und viele Transportschiffe, 126 Geschütze und fünftausend Mann an Gefangenen. Fünf Tage nach diesem Siege über die Spanier schlug Gustav Adolf die Streitkräfte des Kaisers und der Liga in den Ebenen von Leipzig. Auch die folgenden Unternehmungen der Holländer

waren glücklich. Prinz Heinrich eroberte Venlo und eröffnete die Belagerung von Mastricht. Diese Stadt zu retten, brachten die Spanischen Befehlshaber der Marquis de Santa Croce und Don Gonzalez de Cordova acht und dreißigtausend Mann zusammen, und Pappenheim, der nach der Schlacht bei Leipzig in Niedersachsen neue Werbeplätze eröffnet hatte (Th. VIII. S. 359), erhielt Befehl, seine Mannschaften zuerst zur Mitwirkung beim Entsatz Mastrichts zu verwenden. Er erschien mit sechzehntausend Kriegsleuten und wagte einen Angriff auf die Verschanzungen, mit denen Prinz Heinrich seine Belagerungswerke umgeben hatte. Trotz seiner Tapferkeit ward er, zum Theil aus Mangel an Unterstützung von Seiten der Spanischen Generale, zurückgeworfen (18. Aug. 1632), und zog mißvergnügt quer durch Norddeutschland nach Merseburg, um sich in diesen Gegenden mit Wallenstein zu vereinigen. Am 16. November starb er den Heldentod in der Schlacht bei Lützen (Th. VIII. S. 383). Schon am sechsten Tage nach Pappenheims Abzug wurde Mastricht übergeben.

Nach so schweren Verlusten beschloß die Erzherzogin Unterhandlungen mit den Generalstaaten zu eröffnen, welche sich dem Frieden nicht abgeneigt zeigten; aber Richelieu's gewandte Staatskunst wußte diese seinen Entwürfen hinderliche Annäherung zu unterbrechen, und Isabellens Tod, welcher von den Belgiern tief betrauert am 2. December 1633 erfolgte, benahm vollends alle Aussicht auf die Beendigung des Krieges. Die Verwaltung der Niederlande erhielt Philipps IV. Bruder, Ferdinand, der im November 1634 in Brüssel eintraf, nachdem er am 7. September an der Schlacht bei Nördlingen (o. S. 20) Theil genommen hatte. Durch den in Folge dieser Schlacht eingetretenen Umschwung der Dinge sah sich Richelieu zu thätigerer Unterstützung Schwedens veranlaßt. Er schloß deshalb ein enges Bündniß mit den Niederlanden, erklärte Spanien den Krieg, und ließ ein starkes Heer zu den Truppen des Prinzen Heinrich stoßen (1635). Aber der Cardinal Infant — dies war der übliche Titel Ferdinands — kämpfte dessenungeachtet zur See und zu Lande so glücklich, daß er im folgenden Jahre tief in Frankreich eindringen konnte. Eine Unternehmung auf Dünkirchen (1637) wußte er ebenfalls zu verhindern, und wenn die Verbündeten in diesem Jahre auch Breda wieder eroberten, so konnte Ferdinand den Gewinn von Venlo dafür in die Wage legen. Mit demselben Erfolge und Nachdruck führte er den Krieg trotz der ihm überlegenen feindlichen Streitkräfte fort, und ein Versuch der Hollän-

der auf Antwerpen wurde mit großem Verluste derselben zurückgeschlagen. Dagegen erlitt eine große Spanische Flotte unter Antonio de Oquendo, welche zwölftausend Mann zu einer Landung in Flandern bestimmter Truppen an Bord hatte, im Canal eine entschiedene Niederlage durch die Seemacht der Generalstaaten, welche Martin Harpertszoon Tromp führte; Oquendo verlor nach einem vierstündigen Gefecht vierzig Schiffe und viertausend fünfhundert Gefangene.

---

2. Reactionen gegen die Regierung Philipps IV. in Catalonien, Portugal und Neapel.

Nachdem die Einfälle der Spanier in Guienne in den Jahren 1636 und 37 vereitelt worden waren, beschloß der Cardinal Richelieu in diesen Gegenden zur Offensive überzugehen. Im Juli 1638 führte der junge Prinz Condé ein ansehnliches Heer über die Bidassoa, nahm Irun und eröffnete die Belagerung von Fuentarabia von der Landseite, während eine Französische Flotte den Platz von der See her blokirte. Die Spanischen Galeeren, welche zur Befreiung des Hafens herbeieilten, wurden geschlagen und zum Theil in Brand gesteckt; allein diese Vortheile blieben erfolglos, da der Admiral von Castilien vierzehn Tage später den Prinzen mit großem Verlust aus seinen Belagerungswerken jagte. Ein zweiter Einfall, welcher im folgenden Sommer in die Grafschaft Roussillon unternommen wurde, lief noch unglücklicher ab, — als der Stand der Dinge in diesen Landschaften durch ein unerwartetes Ereigniß dennoch plötzlich eine für Frankreich höchst günstige Wendung zu nehmen schien. Schon in den vorangegangenen Jahren hatten die Stände Cataloniens erhöhte Forderungen an Geld und Mannschaft, welche der an so verschiedenen Orten zu führende Krieg nöthig machte, zurückgewiesen und wie andere Provinzen den großartig gedachten Plan des Herzogs von Olivarez, alle Länder der Spanischen Krone mit Auslöschung der localen und territorialen Rechte und Eigenthümlichkeiten in ein umfassendes, nach gleichen Gesetzen und Grundsätzen zu verwaltendes Staatsganze umzuschaffen, mit entschiedenem Unwillen zurückgewiesen. Als nun bei dem Vordringen der Franzosen in Roussillon neue Abgaben gefordert wurden und zahlreiche Truppen ihre Winterquartiere in Catalonien erhielten, weil diese Gegenden dem Kriegsschauplatz zunächst lagen, stieg die Unzufrieden-

heit der Einwohner in dem Maße, daß dem Minister heftige Beschwerden überreicht wurden. Ueber diese Vorstellung äußerte sich Olivarez in einem Briefe an den Vicekönig jener Provinz Santa Colonna in folgender Art: „Kein Fürst in Europa, schreibt er, hat Unterthanen wie die Catalonier. Sie wollen zwar einen König haben; aber ihm nicht dienen, selbst wenn es auf ihre eigene Erhaltung ankommt. Besitzt ein Herrscher nicht die Gewalt, in seinem Lande zu befehlen, was er will, oder darf er nicht einmal das thun, was für das Wohl seiner Unterthanen nöthig ist? Soll der König die Catalonier vertheidigen, ohne daß sie daran Theil nehmen, soll die Kriegsmacht anderer Provinzen die Feinde aus Catalonien jagen und dann nicht einmal im Winter dort bleiben dürfen? Ein Recht solcher Art kann nicht vorhanden seyn; das höchste und erste Gesetz eines Staates bleibt sein Wohlseyn und seine Erhaltung" *). Obgleich sich diesen Gründen mit Fug und Recht nichts entgegenstellen ließ, bemerkte Santa Colonna, daß die Armuth in den Dörfern in der That auf eine solche Höhe gestiegen wäre, daß es den Bauern selbst nach den Berichten der Befehlshaber unmöglich sey, die Truppen zu ernähren. Ebenso unthunlich und verderblich schien aber auch, das Kriegsvolk zurückzuziehen, und als die Stände dabei beharrten, daß die Art, nach welcher die Soldaten mit der Last völliger Verpflegung eingelagert seyen, der Freiheit des Landes widerspreche, befahl Olivarez die Leiter der Opposition, Paul Claris, Franz Tamasit und Franz Vargas, zu verhaften. Durch diese Maßregel wurden die Leidenschaften noch stärker aufgeregt, es kam zu Gefechten zwischen den Landleuten und Soldaten; endlich begab sich ein Haufe der Empörer nach Barcelona, und befreite die drei Gefangenen, welche hier aufbewahrt wurden (22. Mai 1640). Noch größere Unordnungen fanden hier einige Wochen später statt, indem die Aufrührer das Zeughaus wegnahmen, an den Palast des Vicekönigs Feuer legten, und diesen selbst erschossen. Als Olivarez hierauf Anstalt machte, die durch die Provinz zerstreuten Truppen zu sammeln und zu verstärken, um den Aufstand mit Gewalt zu unterdrücken, setzten die Catalonier sämmtliche Behörden ab, übertrugen die Regierung einem Rathe von sechs und dreißig Personen, und wandten sich um Hülfe nach Frankreich. Sie erhielten zuerst nur fünftausend Mann, weil Richelieu sie erst in ärgere Noth gerathen lassen wollte, damit sie sich ihm

*) Raumer, Geschichte Europas. Th. V. S. 459.

dann auf alle Bedingungen in die Arme werfen sollten. So geschah es in der That, und als die Rebellen von den Königlichen trotz des Hülfscorps zurückgedrängt und geschlagen wurden, erwählten die versammelten Stände den König Ludwig XIII. zum Grafen von Barcelona (23. Jan. 1641). Von neuen Abtheilungen Französischer Truppen verstärkt, unternahmen die Rebellen hierauf die Belagerung der wichtigen Festung Taragona, während eine Französische Flotte, dreißig Schiffe stark, von Sourdis, dem Erzbischof von Bordeaux, befehligt, den Hafen dieser Stadt einschloß. Ein und vierzig Spanische Segel, welche die Blokade sprengen wollten, wurden gänzlich geschlagen, worauf die Hungersnoth in den Mauern den höchsten Grad erreichte. Doch nahte bereits zur Versorgung oder Befreiung der Belagerten eine zweite Flotte, welche größten Theils in den Neapolitanischen Häfen ausgerüstet worden war. Der Erzbischof ging derselben kühn entgegen, obschon sie doppelt so stark als die seinige war, mußte sich aber, nachdem er den ganzen Tag über muthig gekämpft (10. Aug.), am folgenden Morgen zum Rückzug entschließen, worauf auch das Landheer die Belagerung aufgab. Auch in der Grafschaft Roussillon hielten sich die Spanier, obgleich von ihren Hülfsquellen abgeschnitten und von überlegenen Französischen Streitkräften gedrängt, noch zwei Jahre lang. Aber selbst nachdem die festen Plätze dieses Landes, unter denen Perpignan der bedeutendste war (u. Abschn. 8), gefallen waren und die Franzosen den Rücken frei hatten, fanden sie in Catalonien solchen Widerstand von Seiten der königlichen Truppen, daß sie nicht über die Grenzen dieser Provinz vordringen konnten. Der Krieg wurde mit abwechselndem Glücke geführt, bis es dem Marschall Karl von Schomberg 1648 gelang, bis an den Ebro vorzudringen und Tortosa zu erobern. Dagegen vermehrte sich aber die schon seit einiger Zeit vorhandene Unzufriedenheit der Catalonier mit der Französischen Herrschaft, so daß die Spanier bald darauf von dieser Stimmung unterstützt jene Festung so wie einen großen Theil der empörten Provinz wieder einnehmen konnten (1650). Da das Französische Cabinet durch die Unruhen, welche Condé's Ehrgeiz im Inneren Frankreichs hervorrief, verhindert war, die nöthigen Verstärkungen zu senden, eröffneten die Spanier im folgenden Feldzuge ungehindert die Belagerung von Barcelona von der Land- und Seeseite, und erzwangen die Uebergabe nach vierzehnmonatlicher hartnäckiger Vertheidigung;

Mit dem Fall der Hauptstadt war die Unterwerfung der Provinz unter das Scepter ihres rechtmäßigen Königs entschieden.

Einen ganz anderen Ausgang nahmen die Bewegungen, welche um dieselbe Zeit mit den Catalonischen in Portugal ausgebrochen waren. Mit den übrigen Ländern Spaniens theilte dieses Reich die unerträgliche Last der Steuern, hatte aber zugleich die Unterdrückung seiner Nationalität, den Verlust seiner Colonien, der Quellen seines Handels und seines Reichthums, zu beklagen, und den Stolz so wie die Willkür der Spanischen Statthalter und Beamten, welche Portugal als eine eroberte Provinz betrachteten, zu ertragen. Ohne Zusammenberufung und Befragung der Stände wurden neue Abgaben auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gelegt, und die Alcavala (Th. VI. S. 317), obgleich man Zeit und Gelegenheit genug gehabt hätte, ihre Verderblichkeit für ein handelndes Land einzusehen, auch in Portugal eingeführt. Die Aemter des Staats und der Kirche wurden an die meistbietenden verkauft, über zweitausend Geschütze und dreihundert Schiffe waren nach und nach aus dem Lande gebracht worden. Indeß hatte das Haus Braganza die Hoffnung nicht aufgegeben, dereinst den Portugiesischen Thron zu besteigen *), und Herzog Johann, der Enkel dessen, welcher Philipps II. Mitbewerber gewesen war, besaß an liegenden Gütern und Gründen fast den dritten Theil des Königreiches. Doch ging von ihm die Verschwörung nicht aus, welche sich um diese Zeit zum Sturz der Spanischen Tyrannei bildete; als ihm aber die Absichten der Verbundenen mitgetheilt wurden, sicherte er ihnen seine Mitwirkung zu. Auf großen Widerstand war nicht zu rechnen, da wegen des Aufstandes in Catalonien fast alle Truppen weggezogen waren. Am Morgen des ersten December 1640 wurden die Wachen in Lissabon von einigen hundert Menschen überfallen und mit leichter Mühe entwaffnet, die Spanischen Zeichen abgerissen, und der Herzog Johann von Braganza zum Könige ausgerufen. Nur drei Personen kamen ums Leben. In wenig Tagen folgte das ganze Land so wie die Colonien dieser Erhebung des vaterländischen Gefühles in der Hauptstadt, und die zusammenberufenen Reichsstände, welche aus acht Bischöfen und Erzbischöfen, neun und zwanzig Häuptern adelicher Familien und den Deputirten von vier und dreißig Städten und Land-

---

*) Die Herzoge v. Braganza stammten in männlicher Linie von Alfons, dem natürlichen Sohne König Johanns des Unechten von Portugal (Th. VI. S. 325), und in weiblicher von Katharina, der Tochter des jüngsten Sohnes König Emanuels (Th. VII. S. 85), ab.

schaften bestanden, erklärten am 28. Juni 1641 Johann den vierten für den rechtmäßigen Inhaber des Thrones und die Succession der Spanischen Könige seit Heinrichs Absterben für Usurpation und Anmaßung. Die ersten Maßregeln des neuen Herrschers betrafen die Bildung eines Heeres und einer Flotte und den Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich, an welche Macht sich sämmtliche antispanische Interessen Europas anschlossen. Ludwig XIII. versprach (1. Juni 1641) eine Hülfsflotte von vierzig Kriegsschiffen. Doch schien man kaum fremder Unterstützung zu bedürfen, da die Spanier, auf allen Seiten im Kriege, nur unbedeutende Abtheilungen gegen Portugal ins Feld stellen konnten. Ohne Mühe behauptete Johann sechzehn Jahre hindurch den Thron. Er starb am 16. November 1656.

Die Aufstände in Catalonien und Portugal und das Unglück, welches die Spanischen Waffen zur Zeit ihres Ausbruchs in Italien traf, machten in Philipps IV. Gemüth Zweifel gegen Olivarez Verwaltung rege. Hierdurch ermuthigt, verbanden sich dessen Gegner, an deren Spitze die Königin Elisabeth, die Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, und der Marchese Grana, der kaiserliche Gesandte zu Madrid, standen, zu seinem Sturze. Die erstere wünschte selbst zu herrschen, der zweite glaubte, daß Spanien, von kräftigeren Händen geleitet, auch seinem Hofe nachdrücklichere Hülfe leisten würde. Lange Zeit widerstand Philipp ihren vereinten Bemühungen, bis er endlich am 17. Januar 1643 in die Entlassung des Ministers willigte. Sein Nachfolger wurde Don Luis de Haro. Obgleich milder und wohlwollender als Olivarez, mußte auch er einsehen, daß die Heilung der Uebel, an denen Spanien krankte, seine Kräfte übersteige, und die unter seiner Verwaltung ausbrechende Empörung Neapels zeigte deutlich, daß es nicht Olivarez Maßregeln allein gewesen waren, welche Catalonien und Portugal unter die Waffen gebracht hatten.

Neapel und Sicilien befanden sich in keinem bessern Zustande als Spanien selbst, wurden aber um so weniger mit außerordentlichen Anforderungen verschont, als man hier auf den geringsten Widerstand rechnen zu dürfen glaubte. Der Statthalter Emanuel de Gusman, welcher Neapel von 1631 bis 1637 regierte, hatte während dieser sechs Jahre vier und vierzig Millionen Ducaten allein an außerordentlichen Steuern erpreßt und vier und funfzigtausend Menschen nebst achttausend Pferden für die Spanischen Armeen ausgehoben. Dazu kamen

die Bedrückungen und der Unterschleif der Einnehmer und Steuerpächter, welches größten Theils Fremde und Kaufleute waren, die die Abgabenerhebung als Geldspeculation betrieben. In Sicilien erreichte die Noth durch einen Mißwachs im Jahre 1646 den höchsten Grad. Als dem ungeachtet noch Steuern von den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gezahlt werden sollten, brach der Pöbel von Palermo am 20. Mai 1647 los, öffnete die Gefängnisse, und zwang den Vicekönig, den Marquis de los Veles, die Auflagen für Oel, Salz und Mehl, Fleisch und Fische abzuschaffen. Da indeß auch dieß die Empörten nicht beruhigte, rief Veles den Adel zu Hülfe, welcher für seine Besitzungen und Güter fürchtete; allein das Volk stürmte unter der Führung Giuseppe da Lesi's, eines Golddrahtziehers, das Zeughaus, und trieb Alle, welche sich für die Spanier bewaffnet hatten, aus der Stadt (15. August). Dennoch gewannen diese bald wieder die Oberhand, da Giuseppe unter den Händen des Pöbels, dessen Unordnungen er steuern wollte, nach wenigen Tagen seinen Tod fand.

Bei weitem gefährlicher drohte der Aufstand zu werden, welcher in Neapel ausbrach. Hier hatte der Vicekönig, Don Rodrigo Ponce de Leon Herzog von Arcos, am 3. Jan. 1647 ein Edict publicirt, welches ebenfalls Abgaben von Getreide und Früchten zu zahlen gebot, und ließ dieselben streng eintreiben trotz der augenscheinlichen Unzufriedenheit, welche dieselben namentlich unter den ärmeren Klassen des Volkes erregten. Am 7. Julius, als die Bewohner Neapels zur Feier eines Marienfestes zahlreich in den Straßen versammelt waren, entstand auf dem Markte Streit, ob der Käufer oder der Verkäufer verpflichtet sey, die Steuer zu bezahlen. Der herbeigeholte städtische Beamte entschied gegen die fremden Verkäufer. Da gerieth ein Mann aus Puzzuoli, der Feigen zu Markte gebracht hatte, in heftigen Zorn, daß ihnen auf diese Weise nach allen Kosten nicht das geringste von ihren Waaren übrig bleiben solle. „Gott giebt Ueberfluß, rief er aus, aber die Beamten machen Theuerung! Da ich doch nichts davon habe, mögen alle essen!" Mit diesen Worten stieß er seinen Korb um. Sogleich sammelte sich ein Schwarm barfüßiger Jungen, und ein Verwandter jenes Verkäufers, Tommaso Aniello, oder wie ihn das Volk nannte, Masaniello, ein kühner Fischer aus Amalfi, dessen Frau schon früher einmal von den Zollbeamten beim Mehlkaufe mißhandelt worden war, sagte: „eßt, Kinder, eßt, dann wollen wir die Steuern abschaffen." Bald wuchs der Haufe bis zu viertausend Köpfen an und begann die Zoll-

häuser in der Stadt zu plündern und niederzureißen. Dann wurden die Gefängnisse erbrochen, und unter dem Rufe: es lebe der König, nieder mit der schlechten Regierung! zogen alle vor den Palast des Vicekönigs, und verlangten die Zurücknahme des letzten Steueredicts. Auf den Balcon heraustretend, suchte der Herzog die Unruhigen durch Versprechungen für den Augenblick zu besänftigen, da ihm nur einige hundert Soldaten zu Gebot standen, und gedachte sodann in das feste Castel nuovo, welches an den Hafen stößt, zu flüchten, wo er vor der Wuth des Pöbels in Sicherheit war. Aber das Volk erkannte ihn, als er sich auf dem Wege dorthin befand, riß ihn aus dem Wagen, und zerrte ihn in die nahe Kirche des heiligen Franz von Paula, um seine Versprechungen eidlich zu bekräftigen, bis der Erzbischof Filomarino herzukam, die Tobenden beruhigte und ihnen eine Urkunde vom Vicekönig über die Abschaffung sämmtlicher Steuern verhieß. Inzwischen benutzte der letztere die Nacht, um sich in das Castell zu retten, und überließ die Stadt den Rebellen.

Der Fischer von Amalfi übte nun eine unbeschränkte Herrschaft. Viele Häuser der Beamten und anderer dem Volke verhaßten Personen wurden geplündert, zerstört oder verbrannt; aber Alles ward mit Ordnung und Ruhe vollführt; zu stehlen enthielt sich auch der Aermste. Noch höher stieg Masaniello's Ansehen, als die von verschiedenen Seiten zur Unterstützung des Statthalters heranziehenden Truppen unter seiner Führung vom Pöbel zurückgeschlagen wurden. Auf dem Platze Toledo saß er alle Tage zu Gericht, Verdächtige und wirkliche Verbrecher wurden mit gleicher Strenge bestraft, und die Todesurtheile, welche er häufig aussprach, wurden auf der Stelle von einem Haufen Bewaffneter vollzogen. Alles zeigte den größten und strengsten Gehorsam; wie ein Fischer (Petrus) Rom vom Satan errettet habe, so rette jetzt ein zweiter Fischer Neapel vom Untergange, hieß es. Die Banditen und Räuber, welche haufenweise in die Stadt kamen, um an den Vortheilen der Anarchie Theil zu nehmen, wurden ergriffen und hingerichtet, oder nach heftigen Gefechten aus den Thoren getrieben. Am 10. Julius erließ Masaniello folgende Verfügung: „Im Namen des allergetreuesten Volkes und der allergetreuesten Stadt Neapel und aller derer, die hier den Oberbefehl führen, durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und seiner allerheiligsten Mutter Maria, immerdar Jungfrau, wird einem jeden, wes Standes und Gewerbes er auch sey, bei Todesstrafe verboten, Verkäufern von Lebensmitteln oder ande-

ren Handelsleuten weder bei Tage noch bei Nacht irgend ein Leides zu thun, so daß alle frei und ungestört Waaren einbringen und die Einwohner sicher in ihren Häusern und Buden leben können. Bei gleicher Todesstrafe wird den Hauptleuten der Stadtviertel befohlen, ihre Mannschaft zu jedem Auftrage in Bereitschaft zu halten und dieselbe nirgend herumstreifen zu lassen. Nicht minder werden als Rebellen gegen das allergetreueste Volk betrachtet alle diejenigen, welche durch Feuer oder auf andere Weise Häuser beschädigen. Gegeben zu Neapel in unserer Residenz zu Santa Maria del Carmine." Am folgenden Tage überreichte der Erzbischof Filomarino an demselben Orte seinem Versprechen gemäß dem Masaniello die verlangte Urkunde, und unterhandelte mit diesem über die Auslieferung eines Privilegiums, welches Karl V. einst der Stadt Neapel ertheilt hatte, so wie über Zusicherung völliger Amnestie für alles Geschehene, als mehrere vom Vicekönig oder dessen Anhängern gedungene Meuchelmörder sechs Schüsse auf Masaniello abfeuerten, jedoch ohne ihn zu verletzen. Das wüthende Volk zerriß die Banditen. Trotz dieser Störung setzte der Erzbischof die Unterhandlungen wegen einer förmlichen Capitulation zwischen dem Pöbel und dem Vicekönig fort, zu deren Abschluß sich Masaniello am 12. Juli, von mehr als hunderttausend Menschen begleitet, selbst zum Herzog von Arcos begab. Er ritt einen schönen Zelter und hatte auf Anrathen des Erzbischofs ein Kleid von Silberstoff angelegt. Ehe er in den Palast trat, befahl er dem Volke, dem Könige von Spanien ein Hoch zu bringen, und erklärte, daß er arm geboren sey und arm sterben wolle, daß er nichts aus Ehrgeiz gethan, noch sich gegen seinen Herrn habe auflehnen, sondern nur das gedrückte Volk habe befreien wollen. Sollte er innerhalb einer Stunde nicht zurückkehren, so möchten seine Freunde seinen Tod rächen. Als er den Vicekönig erblickte, der ihm entgegenkam, warf er sich nieder; aber jener richtete ihn auf und umarmte ihn. Da sich die Unterredung in die Länge zog, erhob die argwöhnische Menge von draußen ein wildes Geschrei, worauf Masaniello ans Fenster trat und seinen Finger an den Mund legte. Dieses Zeichen genügte, die Aufgeregten in das tiefste Schweigen zu versetzen. Der Inhalt des Vertrages war, daß nicht mehr Abgaben, als zur Zeit Karls V., erhoben werden und Abgeordnete des Volkes und der Stadtobrigkeit bei der Einführung neuer Steuern gehört werden müßten. Bis zur Ankunft der königlichen Bestätigung dürfe das Volk unter

Waffen bleiben, so wie dieselben wieder ergriffen werden könnten, sobald die Bestimmungen des Vertrags verletzt werden sollten.

Von diesem Augenblick an, nachdem man Alles beruhigt und billig geordnet glaubte, schien Masaniello, der sich schon seit dem ersten Mordanfall argwöhnischer und grausamer als zuvor gezeigt hatte, das Bewußtseyn seiner Stellung nicht nur, sondern auch den gewöhnlichen Verstand zu verlieren, sey es, daß er vom Schwindel der erstiegenen Höhe erfaßt ward, sey es, daß die ungewohnten geistigen Anstrengungen und Aufregungen oder der zu häufig und in zu großer Menge genossene Wein seinen Blick trübten; Andere beschuldigten seine Gegner unter dem Volke oder die Spanier der Vergiftung. Im Stillen arbeitete der Vicekönig mit allen möglichen Mitteln die Anhänger Masaniello's auf seine Seite zu ziehen, und als bei diesem Spuren offenbaren Wahnsinnes hervortraten, bedachte das Volk sich nicht, den „von Gott Gezeichneten" zu verlassen. Diese Veränderung entging dem Fischer in lichteren Augenblicken nicht; noch einmal berief er die Einwohner Neapels am 16. Juli zur Versammlung in die Kirche del Carmine und begann von seinen Verdiensten zu sprechen; aber was das erste Mal mißlungen war, konnte jetzt zu Ende geführt werden. Ausgesandte des Vicekönigs erreichten und tödteten den Demagogen im Carmeliterkloster, und das Volk jubelte dem Vicekönig entgegen, als er sich nach der That in den Straßen zeigte. Neun Tage hatte Masaniello geherrscht. Allein noch in der Nacht sammelten sich seine treuesten Anhänger und beschlossen den Befreier des Vaterlandes zu rächen. Mit dem dämmernden Morgen wurden die Häuser aller derer, welche sich in der letzten Zeit dem Ermordeten feindlich gezeigt hatten, geplündert, der Leichnam Masaniello's, der in den Stadtgraben geworfen worden war, herausgeholt, gesalbt und mit Blumen geschmückt. Nachdem man dem Todten eine Lorbeerkrone aufs Haupt gesetzt und einen Feldherrnstab und ein Schwert zur Seite gelegt hatte, begleiteten fünfhundert Priester und vierzigtausend Bewaffnete den Trauerzug in die Kirche del Carmine, wo Masaniello beigesetzt wurde.

Dieser Vorfall zeigte deutlich, daß der Aufruhr des Volkes durch die Wegräumung Masaniello's noch nicht beseitigt sey, aber dennoch glaubte der Vicekönig die Bestimmungen des Vertrages verletzen zu können. So erhob sich der Pöbel von Neuem, die wüthenden Haufen ermordeten alle Spanier, deren sie habhaft werden konnten, und zwangen den Herzog zum zweiten Mal in das Castel nuovo zu flüchten, wo

er diesmal von den Rebellen belagert wurde. Um einen Anführer zu haben, nöthigten sie den Fürsten von Massa an die Stelle des Ermordeten zu treten. Auch in den benachbarten Städten folgte das Volk dem Beispiele, welches Neapel gegeben, und auf dem Lande empörten sich die Bauern gegen den Adel, welcher es mit dem Vicekönig hielt. Man faßte sogar den Entschluß alle Spanier aus dem Lande zu treiben. In dieser Absicht wurde dem Herzog von Arcos am 7. September eine neue Capitulation abgedrungen, in der festgesetzt war, daß nur Eingeborne zu Aemtern gelangen sollten. So war die Lage der Dinge, als Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn Philipps IV., mit einer Spanischen Flotte zur Herstellung der Ordnung im Hafen von Neapel erschien. Die Häupter des Volkes hatten die besten Erwartungen von dem jungen Fürsten, welcher erst siebzehn Jahre zählte, aber Arcos wollte die Empörer seine Rache fühlen lassen und wußte ihn zu strengen Maßregeln zu bewegen. So verlangte er vor allem Andern die Auslieferung der Waffen, und als diese verweigert wurde, begann die Flotte plötzlich die Beschießung der Stadt, worin sie von dem Feuer der drei von den Spaniern besetzten Castelle, des Castel nuovo, del Uovo und S. Elmo, unterstützt wurde. Zu gleicher Zeit drangen die königlichen Truppen von allen Seiten vor. Aber Verzweiflung erhöhte und stählte den Muth der Empörer und nach einem zweitägigen Kampf in den Straßen mußten die Spanier aller Orten weichen. Nach diesen Vorfällen, welche die Leidenschaft des Volkes aufs Höchste entzündet hatten, wurde der Fürst von Massa, der in Verdacht geheimer Verbindungen mit den Spaniern gekommen war, am 22. October ermordet, und ein Büchsenmacher Gennaro Annese an seine Stelle gesetzt. Zugleich beschlossen die Empörer auswärtige Hülfe zu suchen und sich zu diesem Entzweck an König Ludwig XIV. zu wenden. Das Schreiben, welches an diesen abging, lautete: „Das allergetreueste Volk von Neapel und dessen Obrigkeit bittet Ew. Majestät mit blutigen Thränen, daß sie uns allergnädigst die Frucht ihrer Milde genießen lasse, mit ihrer Flotte der unglücklichen Stadt zu Hülfe komme und zugleich die des Feindes verbrenne. Durch Gottes Gnade ist der Spanische Stolz und ein Angriff von 60,000 Kugeln zurückgetrieben und die Flotte beträchtlich durch eine Kanone beschädigt worden, welche unser Oberhaupt acht Tage lang ununterbrochen abfeuerte. Wir verbeu-

gen uns auf das Tiefste und küssen Ihre königlichen Kleider." *) Ehe von Seiten Frankreichs hierüber eine bestimmte Antwort ertheilt wurde, fanden Deputirte des Neapolitanischen Volkes in Rom einen Sprößling ihrer alten Könige aus dem Hause Anjou, den Herzog Heinrich von Guise (Th. VIII. S. 77), der sich dort zufällig aufhielt. Er hatte früher wegen aufrührerischer Verbindungen aus Frankreich entweichen müssen, nachher aber Erlaubniß zur Rückkehr erhalten. Nach einigen Unterhandlungen mit der „königlichen Republik Neapel" schiffte sich der Herzog in freudiger Hoffnung, einen Thron zu erkämpfen, nach jener Stadt ein, und gelangte glücklich durch die Spanischen Schiffe in den Hafen (15. Nov.). Er ward mit Jubelgeschrei empfangen und zum Generalissimus der Armee des Volkes erklärt. Gennaro nöthigte ihn zum Zeichen ihrer Eintracht seine Wohnung im Carmeliter-Kloster zu theilen, wo es nach den Berichten eines Augenzeugen wie in einer Räuberhöhle aussah. Theils durch das Verhältniß zu diesem Haupte des Volkes, theils durch gänzlichen Mangel an Geld und anderen Mitteln, theils endlich durch den Argwohn Mazarin's, der damals die Französischen Angelegenheiten leitete, Guise möchte für sich allein, nicht aber für Frankreich thätig seyn wollen, war seine Stellung und Aufgabe ungemein schwierig. Zuvörderst suchte er die Stadt von dem Mangel an Lebensmitteln zu befreien, der sich in derselben fühlbar machte, da der bewaffnete Adel, von Spanischen Truppen unterstützt, seit längerer Zeit vom Lande wie die Flotte von der See her die Zufuhr sperrte. Die ersten Unternehmungen Guise's wurden von glücklichen Erfolgen begleitet. Er schlug die Königlichen an einigen Punkten, nahm Aversa und in Neapel selbst die am Meere gelegene Vorstadt Chiaja. Am 18. December zeigte sich eine Französische Flotte, welche die Spanische leicht hätte vernichten können; allein da Mazarin ihrem Befehlshaber angewiesen hatte, die Rebellen nur so weit zu unterstützen, daß die Spanier Beschäftigung fänden und von ihrem Kriege gegen Frankreich möglichst abgezogen würden, nicht aber die Plane Guise's zu seiner eigenen Erhebung zu fördern, so segelte diese nach einigen für die Spanier verlustvollen Gefechten und mit Zurücklassung einiger Munition für das Volk nach Toulon zurück. Inzwischen wurde der Herzog von Arcos nach Spanien zurückgerufen, was auf die Neapolitaner einen so günstigen Eindruck machte, daß

---

*) Raumer, Geschichte Europas Th. V. S. 494.

Don Juan in Geheim mit mehreren angesehenen Häuptern der Aufrührer Unterhandlungen eröffnen konnte, die schnelleren Fortgang erhielten, als ein allgemeiner Angriff Guise's auf die von den Spaniern besetzten Castelle und Posten am 12. Februar mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen wurde und die Hungersnoth in der Stadt auf eine bedenkliche Höhe stieg. Als der Herzog hierauf mit 8000 Mann aus der Stadt zog, um den Spaniern die Insel Nisida zu entreißen, wagten diese in der Nacht des 5. April 1648 einen Sturm auf die Stadt, welcher durch die angeknüpften Einverständnisse — Gennaro Annese war selbst gewonnen — leicht gelang. Der Herzog von Guise sah sich verrathen als er zurückkehrte, und ward auf der Flucht nach Rom von einer Abtheilung der Truppen des Adels gefangen und nach Gaeta geführt, von wo er erst nach langer Haft durch Vermittelung des Französischen Hofes befreit wurde. So war der Aufstand Neapels nach neun Monaten glücklich beendet, das Volk freute sich des hergestellten Friedens, den Juan den Häuptern des Volks auf billige Bedingungen zugesichert hatte; und wirklich wurde den dringendsten Forderungen in so fern abgeholfen, als die directen Steuern erhöht, von den indirecten aber die auf Früchte und Getreide gelegten ganz, die übrigen zur Hälfte aufgehoben wurden. Doch mußte Gennaro Annese mit vielen Anderen den Tod erleiden.

---

3. Philipps IV. Ausgang.

Während aller dieser Unruhen im Innern war der Krieg gegen die Generalstaaten und Frankreich in den Niederlanden und in Oberitalien, so wie zur See fortgeführt worden, aber die Wage des Kampfes, welche sich bisher meist im Gleichgewicht erhalten hatte, neigte sich von nun an mehr zum Vortheile Frankreichs, wenn gleich auch dieser Staat durch mannigfache Zerwürfnisse in seinen Unternehmungen nach außen gehemmt wurde. Im Jahre 1640 eroberten die Französischen Truppen Arras nach zweimonatlicher Belagerung, bei welcher der Herzog von Enghien, nachher Prinz Condé, damals neunzehn Jahr alt, seine ersten Waffenthaten verrichtete. Empfindlicher als dieser Verlust war für Spanien der Tod des Cardinalinfanten (9. Nov. 1642), welcher durch Francisco de Melos nur sehr ungenügend ersetzt wurde. Gleich im nächsten Feldzug brachte ihm der Herzog von

Enghien bei Rocroi (19. Mai 1643) eine verderbliche Niederlage bei, welche den Kern des Spanischen Fußvolks vernichtete. Nach diesem Siege konnten die Franzosen weit in Hennegau und Flandern vordringen; nach und nach fielen Gravelingen, Lens, Orchies, Courtray, Dünkirchen und andere wichtige Orte in ihre Hände. Diese Unglücksfälle brachten das Spanische Cabinet zu dem Entschlusse, mit den Generalstaaten, die ihrer Seits Frankreichs allzu hoch anwachsende Macht nicht ohne Besorgniß sehen konnten und im Fall der Eroberung der Spanischen Niederlande von Seiten dieses Staats einen viel gefährlicheren Nachbar zu fürchten hatten, Unterhandlungen zu eröffnen. Die Anträge Spaniens fanden deshalb leicht Gehör; auch hatte Prinz Friedrich Heinrich schon seit mehreren Jahren aus den eben angeführten Gründen im Felde nur unbedeutende Entwürfe und diese ohne Nachdruck verfolgt. Während beide Theile zu Münster ihre Bedingungen und Zugeständnisse vorlegten und gegeneinander abwogen, und die wichtigsten Punkte bereits festgestellt waren (1646), bot der Spanische Hof noch einmal alle Kräfte auf, die Franzosen aus Belgien zu treiben, und die Unternehmungen des Erzherzogs Leopold, des Bruders Kaiser Ferdinands III., dessen Händen die Leitung des Krieges anvertraut worden war, begleitete ein günstiger Erfolg, weil sie mit Geschick und Thätigkeit ausgeführt wurden. Mehrere der verlorenen Plätze wurden zurückerobert, und der am 30. Januar 1648 zu Münster wirklich unterzeichnete Friede mit den Generalstaaten, in welchem Philipp IV. die gesammten Stände der vereinigten Niederlande für frei und souverain erkannte, auf jeden Anspruch an die Oberherrschaft verzichtete, so wie den zur Zeit des Abschlusses vorhandenen Besitzstand in Europa, Asien, Afrika und Amerika zusicherte, erhöhte die Hoffnungen der Spanischen Regierung, dem nunmehr vereinzelten Frankreich seine Vortheile in kurzer Zeit wieder abringen zu können, zumal da die Unruhen der Fronde bereits das Innere des feindlichen Staates zerrissen. Der Erzherzog eroberte Courtray und Ypern und wollte nach der Einnahme von Lens in Frankreich eindringen, als er auf der Ebene der letzteren Stadt eine Niederlage durch den Prinzen Condé erlitt, die ihm siebentausend Gefangene nebst der ganzen Artillerie kostete und allen günstigen Aussichten ein Ende machte (20. Aug. 1648). Aber auch dieser Verlust konnte Don Luis de Haro nicht zum Abschluß der Unterhandlungen bringen, welche mit Frankreich ebenfalls seit einigen Jahren zu Münster betrieben wurden, da Mazarin, trotz

des lauten Verlangens aller Franzosen nach Frieden, auf den Besitz von Lothringen bestand, dessen Herzog schon vor vierzehn Jahren von Richelieu aus seinem Lande getrieben und im Westphälischen Frieden vom Kaiser und Reich der Willkür und Anmaßung des Französischen Kabinets schnöde preisgegeben worden war. So ging denn der Krieg fort. Bei Frankreichs damaliger Schwäche konnte der Erzherzog zunächst wieder einige Vortheile erkämpfen, und da Turenne, der sich nach der Verhaftung des Prinzen Condé (u. Abschn. 9) gegen den Hof erklärt hatte, mit einigen Truppen zum Spanischen Heere stieß, drang dasselbe bis Vincennes vor, wurde aber durch ein unglückliches Treffen bei Rethel (15. Dec. 1650) wieder zum Rückzuge genöthigt. Im Jahre 1652 eroberte der Erzherzog Gravelingen und belagerte Dünkirchen, während der General Fuensaldagna mit fünf und zwanzigtausend Mann in die Champagne eindrang, um den Prinzen von Condé, der in offener Empörung gegen den Hof war, zu unterstützen; allein er kam bereits zu spät und konnte nichts weiter thun, als den schon Ueberwundenen mit dem Rest seiner Truppen aufnehmen. Trotz dieser Vereinigung nöthigte Turenne, der wieder mit Mazarin versöhnt war und die königlichen Truppen befehligte, die Spanier ihre Winterquartiere außerhalb der Französischen Grenzen zu nehmen. Indeß gelang es dem Erzherzoge, der inzwischen Dünkirchen eingenommen hatte, den nächsten Feldzug wieder in Frankreich zu führen und bis über die Somme vorzudringen; allein als die Truppen Philipps im folgenden Jahre die Belagerung des wichtigen Arras eröffneten, wurden sie hier am 25. August in ihren Linien von Turenne angegriffen und geschlagen. Die Niederlage würde vollständig gewesen seyn, wenn nicht der Prinz von Condé, der im Spanischen Heer befehligte, an der Spitze der Cavallerie die Franzosen aufgehalten und den Rückzug mit Tapferkeit und Gewandtheit gedeckt hätte. Ersatz für diesen Unfall gab das Treffen, welches Don Juan d'Austria und der Prinz von Condé am 16. Juli 1656 dem Marschall de la Ferté-Sennecterre bei Valenciennes lieferten. Sie vernichteten seine Infanterie, zersprengten die Cavallerie und nahmen ihn mit sämmtlicher Artillerie und dem Feldgeräth gefangen. Auch das von Turenne bedrängte Cambray rettete Condé, indem er sich durch einen kühnen Marsch mit fünftausend Reitern in die Stadt warf (1657); als er aber im folgenden Jahre wider seinen Willen und Meinung mit Don Juan zum Entsatz des belagerten Dünkirchen heranrücken

mußte, ging ihm Turenne in den Dünen entgegen und erfocht einen seiner glänzendsten Siege, der die Uebergabe der Stadt zur Folge hatte.

In Italien war es den Franzosen gelungen, die Herzogin von Savoyen mit ihren Schwägern, den Prinzen Thomas und Moritz, zu versöhnen. Beide erhielten Statthalterschaften und traten in die Dienste Frankreichs. Ohne diesen Beistand waren die Spanier zu schwach, ihre Eroberungen in Piemont zu behaupten, ja sie verloren sogar im Mailändischen Tortona (1642). Die nächsten Jahre verflossen ohne bedeutende Ereignisse, außer daß der Uebertritt des Herzogs von Modena auf die Seite Frankreichs die Kräfte dieses Staates in Italien zu verstärken schien. Indeß sah sich der Herzog schon nach zwei Jahren nach einigen Verlusten gegen die Spanischen Truppen gezwungen, dieser Verbindung wieder zu entsagen. Bald darauf gewannen die Spanier auch den Herzog Karl II. von Mantua, der bisher mit den Franzosen verbündet gewesen war, indem sie ihm Casale in Montferrat, welches der Marquis von Caracena im Jahre 1652 eroberte, überließen. Die Franzosen hatten diesen Platz schon im Mantuanischen Erbfolgekrieg besetzt und seitdem gegen wiederholte Angriffe behauptet. Mit abwechselndem Glück ging der Kampf fort, bis Turenne's eben erwähnter Sieg in den Dünen und der Verlust von Dünkirchen und beinahe ganz Flanderns am 7. Mai 1659 einen Waffenstillstand herbeiführten, um Berathungen über eine Ausgleichung eröffnen zu können. Diese führten nach sechsmonatlicher Dauer am 7. November zum Abschluß des Pyrenäischen Friedens.

Die Verluste Spaniens waren nicht sehr bedeutend. Nur in den Niederlanden mußten der größte Theil von Artois und einige Flandrische Landschaften abgetreten werden. In Italien blieb Alles im vorigen Besitzstande; der Herzog Karl von Lothringen wurde wieder in sein Land eingesetzt. Mazarin trifft der Vorwurf, den Krieg unnützer Weise zehn Jahre verlängert zu haben, da Spanien auf dem Congreß zu Münster von freien Stücken vortheilhaftere Bedingungen angeboten hatte, wenn sich Frankreich nur in Beziehung auf Lothringen nachgiebiger gezeigt hätte. Dagegen muß das Verdienst und die Thätigkeit anerkannt werden, mit welcher Don Luis de Haro, trotz aller inneren Aufstände, trotz der Schwäche seiner Mittel, und des verfallenen Wohlstandes des Landes, dem Feinde solche Streitkräfte entgegenzustellen wußte, daß dieser doch bis zuletzt in den Niederlanden niemals ein entschiedenes Uebergewicht erlangen konnte. Bei weitem traurigere Folgen aber als jene

oben erwähnten Abtretungen an Land und Leuten hatte die lange nachdauernde Erschöpfung, welche der fast vierzigjährige Krieg in allen Spanischen Provinzen zurückließ. Doch wurden diesen auch jetzt noch nicht einmal die Segnungen des Friedens zu Theil, da das Cabinet, nunmehr seines gefährlichsten Gegners entledigt, die Unterwerfung Portugals vorzunehmen beschloß.

In diesem Lande war auf Johann IV. dessen dreizehnjähriger Sohn Alfons VI. gefolgt. Dieser hatte von jeher sehr schwache geistige Anlagen gezeigt, so daß er nicht einmal schreiben und lesen lernte, und wurde ein ausschweifender, verschwenderischer und leidenschaftlicher Jüngling. Anfangs führte seine Mutter mit Einsicht und Thätigkeit die Regierung, bis der junge König durch die Genossen seines wüsten Treibens gegen dieselbe aufgereizt wurde. Im Jahre 1662 mußte sie ihm die Staatssiegel übergeben. Da er indeß in seinem neunzehnten Jahre nicht besser im Stande war zu herrschen als im dreizehnten, ernannte er den Grafen von Castel-melhor zum ersten Minister und vertraute ihm die Leitung aller Angelegenheiten an. Dieser bemühte sich mit rühmlichem Eifer den unsittlichen Wandel des Königs vor den Augen des Volks zu verbergen und ihn selbst durch eine angemessene Vermählung von seinen Ausschweifungen zurückzuhalten. Die Prinzessin Maria Franciska Elisabeth von Nemours nahm den Antrag einer Verbindung mit Alfons VI. an (1666); aber kaum hatte sie ihren Gemahl und den Hof kennen gelernt, als sie sich mit dem Infanten Pedro, dem jüngeren Bruder Alfons VI., verband, um selbst an die Spitze des Staats zu treten. Beide verlangten die Entlassung Castel-melhor's, die Berufung der Reichsstände und die Mitregierung des Landes für sie selber. Da diese Forderungen zurückgewiesen wurden, verließ Maria den Palast, erklärte ihre Ehe für nichtig und trug auf die Auslieferung ihres Heirathsguts an, um nach Frankreich zurückzukehren, wie sie vorgab und vielleicht auch wirklich beabsichtigte. Unterdeß zog Peter mit seinen Anhängern und anderen Mißvergnügten am 23. Nov. 1667 nach dem Palast, nahm den König, von der Stimmung des Volks unterstützt, gefangen, und zwang ihn, die Regierung niederzulegen. Die gleich darauf versammelten Cortes bestätigten diese Absetzung. Peter nahm den Titel eines Regenten von Portugal an (30. März 1668), und nachdem der päpstliche Legat die Scheidung Marias von Alfons ausgesprochen hatte, heirathete diese den neuen Herrscher, während der entthronte König als Staatsgefangener nach einer der Azo-

rischen Inseln gebracht wurde. Nach einigen Jahren, als nichts mehr zu fürchten war, erlaubte man ihm die Rückkehr und räumte ihm ein kleines Landhaus zu Cintra in der Nähe von Lissabon ein, wo er seine Zeit in stumpfsinniger Muße verbrachte. Er starb 1683. Inzwischen hatten die Spanier alle durch den Frieden disponibel gewordenen Truppen zusammengezogen und betrieben den Krieg mit vielem Nachdruck. Aber die Königin Witwe, die damals noch am Ruder war, leistete ihren Anstrengungen kräftigen Widerstand. Mazarin, dem viel daran lag, die Spanische Herrschaft nicht wieder über Portugal ausgedehnt zu sehen, sandte im Geheim Hülfe aller Art, obgleich er sich in einem Artikel des Pyrenäischen Friedens zum Gegentheil verpflichtet hatte, und in dem Marschall Friedrich von Schomberg einen tüchtigen Feldherrn. Auch Karl II. von England gab eine Hülfsflotte und einige tausend Mann Landtruppen. Im Jahre 1663 drang Don Juan, der das Spanische Heer befehligte, weit in Portugal ein und nahm Evora; aber Schomberg schlug ihn am 8. Juni bei Almexial, und ein zweiter Sieg der Portugiesen (17. Juni 1665) bei Villa-Viçosa vernichtete alle Hoffnungen des Spanischen Cabinets, die Portugiesen seiner Herrschaft zu unterwerfen. Da Schomberg außerdem im nächsten Jahre tief in Andalusien vorrückte und große Verheerungen anrichtete, kam der Friede von Lissabon zu Stande (1668), in welchem Portugal als unabhängiges Reich anerkannt wurde.

Als Philipp IV. die Nachricht von der Schlacht bei Villa-Viçosa erhielt, rief er aus: es ist Gottes Wille! und sank bewußtlos den Umstehenden in die Arme. Den Abschluß des Friedens erlebte er nicht mehr, denn er starb, nachdem er seit jenem Vorfall drei Monat krank gewesen war, schon am 17. September 1665 im ein und sechzigsten Jahre seines Alters. Auf dem Todbette stiftete er 100,000 Seelmessen für seine Ruhe, und fügte hinzu, daß diese, im Fall er selbst ihrer nicht bedürfe, seinem Vater und seiner Mutter und den Seelen der gebliebenen Krieger zu Gute kommen sollten. Don Luis de Haro war seinem König schon 1661 nach achtzehnjähriger Staatsverwaltung vorangegangen. Die fortdauernden Kriegsstürme hatten seine Aufmerksamkeit nicht ganz vom Inneren ablenken können, er hatte den Ackerbau hier und da gehoben und sonst in den Handelsbeziehungen gethan, was in seinen Kräften stand, ohne jedoch durch so vereinzelte Mittel den Verfall des Reiches aufhalten zu können.

---

4. Italien in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Die großen Erfolge, welche der Katholicismus durch friedliche Bekehrung und Waffengewalt vom Beginn unseres Zeitraums bis gegen das Jahr 1630 davontrug, fallen unter die Pontificate Pauls V. Gregors XV. und Urbans VIII. Paul V. regierte seinen Staat, der im Jahre 1592 durch das Herzogthum Ferrara vergrößert worden war, und die katholische Kirche seit 1605 in dem strengen Sinn, welcher sich in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts wieder in der Curie geltend gemacht hatte. Auf das Eifrigste suchte er auch die Gerechtsame des heiligen Stuhles gegen die Regierungen der einzelnen Länder festzuhalten, und gerieth dadurch besonders in Italien in mannichfache Händel. Venedig setzte ihm einen kräftigen Widerstand entgegen; der theoretisch durch die Lehre ihres Staatsconsultors in kanonischen Rechtssachen, des Mönches Paul Sarpi*), „daß die fürstliche Gewalt unmittelbar von Gott stamme, und dieser Geistliche wie Weltliche unterworfen seien" unterstützt wurde; wogegen die Jesuiten mit der Behauptung auftraten, „daß die Priesterschaft keinen weltlichen Oberen anzuerkennen habe; es würde thöricht sein, wenn das Schaf den Hirten richten solle." Da der Papst nicht daran denken durfte, seine Forderungen mit Waffengewalt geltend zu machen, ohne eine bedenkliche Spaltung in der katholischen Welt hervorzurufen, mußte er sich am Ende mit einigen Zugeständnissen von Seiten Venedigs begnügen. — Bei einer feierlichen Procession, welche Paul auf die Nachricht vom Siege am weißen Berge veranstaltete, ward er vom Schlage befallen und starb bald darauf (28. Juni 1621). Nach ihm bestieg der Cardinal Alexander Ludovisio von Bologna, schon von Alter und Krankheit gebeugt, den heiligen Stuhl. Aber was ihm selber an Geist und Kühnheit abging, ersetzte sein Neffe Ludovico Ludovisio, welcher mit aller Entschiedenheit, die die damalige Lage der Dinge nöthig machte, in die Ereignisse eingriff. Er war von den Jesuiten erzogen, und sah in der Ausbreitung des Katholicismus das

*) Paul Sarpi war 1552 in Venedig geboren. Er trieb mit Eifer und Erfolg mathematische, chemische und physische Studien, und stand mit den ersten Männern der Republik in Verbindung. Während der Streitigkeiten mit dem Papst ward er am 5. Oct. 1607, als er eines Abends in sein Kloster zurückkehrte, von fünf Meuchelmördern angefallen, die ihm funfzehn Dolchstiche beibrachten. Er blieb für todt auf dem Platze liegen. Dennoch genas er und schrieb die Geschichte dieses Zwistes der Republik mit Paul V. Erst später wurde sein am meisten berühmtes Werk, die Geschichte des Tridentiner Conciliums, publicirt, an welchem er fast sein ganzes Leben hindurch gearbeitet haben soll.

einzige Heil, wenn auch sonst sein Sinn von der Welt und ihren Gütern nicht allzu entfernt war. Dem Kaiser wurden die Subsidien, welche er zum Kriege gegen die Lutherischen schon von Paul erhalten, weiter gezahlt, ja sogar erhöht; Spanien zu eifriger Kriegführung angetrieben; vornehmlich durch die Bemühungen Gregors erhielt Maximilian von Baiern die Pfälzische Kur; den Streit, welcher zwischen Frankreich und Spanien über die Besetzung des Veltlins ausbrach, suchte die Curie auf jede Weise zu hindern, weil man wohl einsah, was aus solcher Zwietracht für den Katholicismus entstehen müsse. Schon im dritten Jahre seines Pontificats starb Gregor, aber die Hoffnung, welche sich Ludovico gemacht hatte, nach dem Tode des Oheims die päpstliche Krone zu tragen, ging nicht in Erfüllung. Es folgte der Cardinal Maffeo Barberino aus Florentinischem Geschlecht unter dem Namen Urban VIII. Glänzende Siege über die Evangelischen in Frankreich und Deutschland bezeichneten auch den Anfang seiner Laufbahn. Das Restitutionsedict sollte nach Urbans Meinung deren Folgen für das letztere Reich auf alle Zukunft hinaus fest stellen, durch unaufhörliches Betreiben brachte er den Kaiser Ferdinand endlich zur Publication desselben. Auch für Englands Bezwingung hegte er Plane, Spanien und Frankreich hoffte er zu einem gemeinschaftlichen Angriff zu vereinigen und jenes Reich auf diese Weise in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Trotz dem war er entschlossen, nicht so fest an Spanien zu halten als seine Vorgänger, sondern auch als weltlicher Fürst selbständig aufzutreten. Den Kirchenstaat vergrößerte er durch eine bedeutende Erwerbung, die des Herzogthums Urbino. Die Stadt Urbino hatte Kaiser Friedrich II. den Montefeltri verliehen; nach dem Aussterben dieses Hauses war Montefeltre wie Urbino an die della Rovere gekommen. Die Oberherrlichkeit des Reiches wurde indeß von den Päpsten bestritten. Der letzte Herzog Franz Maria II. hatte keine Erben, und Urban wußte ihn zu der Erklärung zu bringen, daß Alles, was er besitze, ein Lehen des apostolischen Stuhles sey. So kam dieser beim Tode des Herzogs ohne große Schwierigkeit in den Besitz. Aber auch nach einer solchen Verstärkung konnte der Papst nicht daran denken, eine freiere Stellung gegen Spanien, das im Norden und Süden Italiens übermächtig herrschte, zu behaupten, er mußte sich zu diesem Endzwecke dem Französischen Cabinet nähern. So begünstigte er die Thronfolge des Herzogs von Nevers in Mantua, und als der Krieg von Seiten Spaniens eröffnet wurde, schrieb er an Ludwig XIII.: „er

möge seine Truppen ins Feld rücken lassen, selbst ehe Rochelle genommen sey; es werde dies ebenso gottgefällig seyn als die Vernichtung jenes Bollwerks der Hugenotten. Sobald Ludwig nur auf dem Wege sey und sich für die Freiheit Italiens erkläre, werde auch er ein Heer zusammenbringen und sich mit dem Könige vereinigen." *) Die Erfolge der Schweden in Deutschland erfüllten ihn sogar mit heimlicher Freude, sofern sie zur Schwächung der Habsburgischen Macht beitrugen und die drohenden Maßregeln, welche der Kaiser gegen Italien ergreifen wollte, für immer abwendeten. Ferdinand beklagte sich laut, daß der Papst ihn im Stich lasse, nachdem er ihn zum Restitutionsedict vermocht, daß er die Verbindung der Franzosen mit den ketzerischen Schweden nicht durch seine Amtsgewalt hintertreibe. Nicht eher entschloß sich Urban von seiner selbstsüchtigen, verkehrten und eines wahren Oberhauptes der Kirche ganz unwürdigen Politik zu lassen, bis Bernhard von Weimar die Pässe Tyrols einnahm (Th. VIII. S. 373), und ganz Deutschland den Waffen des Lutherthums zu erliegen schien. Aber es war zu spät, der Protestantismus konnte nicht mehr überwältigt werden. Dennoch widersetzte sich Urban in starrsinniger Hartnäckigkeit Allem, was einer Ausgleichung ähnlich sah; den Prager Frieden suchte er auf jede Weise zu hintertreiben. Eine solche eigensinnige, auf keine Machtmittel basirte Politik des heiligen Stuhles mußte denselben immer mehr den lebendigen und wirksamen Interessen entfremden und in eine luftige Höhe stellen, die ohne Verbindung mit den unter ihr vorgehenden Ereignissen blieb. Es kümmerte Niemand, als Innocenz X. (1644—1655), Urbans VIII. Nachfolger, der zur Spanischen Partei zurückgetreten war, gegen den Westphälischen Frieden feierlich protestirte, und die Abwendung der geistigen Entwickelung der Völker und Staaten von den unmittelbar religiösen Dingen, deren wir oben Erwähnung gethan, vermehrte diese Nachtheile für die Lage der Römischen Curie.

Auch in der Verwaltung der Kirche waren die alten, nur auf einige Zeit zurückgedrängten Uebel des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts wiedergekehrt. Nepoten leiteten die Geschäfte und bereicherten sich mit den Einkünften des heiligen Stuhles. Schulden wurden auf Schulden gehäuft, Egoismus und Genußsucht traten von Neuem hervor. Ueber die Ernennung zu kirchlichen Aemtern wurden die früheren

---

*) Ranke, Fürsten und Völker, Th. III. S. 544.

Klagen wieder gehört; wenn auch in Frankreich die Verleihung der Pfründen meist den Königen zustand (Th. VII. 223), wenn in Deutschland die größeren Capitel ihre Selbständigkeit behaupteten, so stand den Päpsten doch in Spanien noch die Vergebung der unteren, in Italien die Besetzung aller Kirchenämter zu. Diese Rechte wurden nun wieder ohne Rücksicht auf Würdigkeit der Personen zu Gelderwerb und Erpressung benutzt; die Mitglieder der Curie erhielten drei, vier und mehrere der reichsten Pfründen zu gleicher Zeit. Hierzu kam ein neuer Mißbrauch, indem selbst die Stellen, die man anderweitig vergabt, zum Vortheil eines Begünstigten mit Pensionen für diesen belastet wurden. Dies traf die Bisthümer wie die Pfarreien, so daß die Inhaber der bedeutendsten Stellen oft nur ein dürftiges Auskommen übrig behielten. Der Bischof von Urbino klagte, daß seine Einkünfte jährlich nicht mehr als sechzig Scudi betrügen, und im Jahre 1667 wurden in Neapel 28 Bischöfe und Erzbischöfe entsetzt, weil sie die ihnen aufgelegten Pensionen nicht bezahlten. Wenn sich auf diese Weise Günstlinge und Unfähige in die Kirchenämter theilten und der Dienst des göttlichen Wortes in die unwürdigsten Hände gerathen mußte, verfielen auch die Klöster und Congregationen, welche so viel zur Wiedererhebung des Katholicismus beigetragen hatten. Innocenz dem X. schien es nöthig, den Eintritt in die Orden zu beschränken, weil er sie bereits für überflüssig ansah. Im Jahre 1649 verbot er, Novizen in irgend ein Kloster aufzunehmen, bis das Einkommen berechnet und danach die Zahl der Personen bestimmt sey, welche von demselben leben könnten, und drei Jahre darauf wurde eine zweite Bulle publicirt (15. Oct. 1652), welche alle kleinen Convente, in denen die Clausur nicht beobachtet und die Officien nicht gehalten werden könnten, sämmtlich aufhob. Noch mehr. Als Innocenz des X. Nachfolger, Alexander VII., von den Venetianern um Unterstützung gegen die Türken gebeten ward, schlug ihnen das Oberhaupt der Kirche vor, einige Klöster aufzuheben. Paul V. war nicht der einzige, welcher mit den Regierungen über die gegenseitigen Rechte in Streitigkeiten kam, aber seine Nachfolger fanden um so größeren Widerspruch, je mehr sich indeß der kirchliche Sinn verloren hatte. Besonders klagte der Römische Hof über willkürliche Beschränkung der kirchlichen Jurisdiction; allein in den meisten Fällen ohne Erfolg. Nicht bloß die Plane auf eine allgemeine Herstellung des Katholicismus waren gescheitert, nicht bloß die Protestanten hatten sich behauptet; auch den Thronen seiner eigenen Bekenner gegenüber gerieth

der Papst in Nachtheil; in sich selbst beginnt die Kirche von Neuem zu zerfallen, der heilige Stuhl darf von nun an nicht mehr auf neue Erwerbung und Erhebung denken, er sucht sich nur so gut als möglich zu vertheidigen.

Das Großherzogthum Toscana wurde von Cosmus II. (1608 bis 1621) und Ferdinand II. (bis 1670) im Ganzen ruhig und glücklich regiert. Unter dem Letzteren verlor indeß der gewinnreiche Handel von Florenz (Th. VIII. 39) sehr bedeutend durch die größere Thätigkeit der Holländer und Engländer und das Land erlitt einigen Schaden durch mehrjährigen Mißwachs. Größeren verhütete Ferdinand, indem er allen Anforderungen Frankreichs widerstand, sich mit ihm gegen Spanien zu verbinden. Am Hofe dauerte nicht bloß die Pracht und der Luxus fort, welche die Mediceer in Europa berühmt gemacht hatte, sondern auch die frühere Unterstützung der Wissenschaften und Künste, durch die der erste Cosmus, der Vater des Vaterlandes, noch heut mit dankbarem Andenken genannt wird. Ein minder friedliches Loos als den Landschaften des Kirchenstaats und Toscana's war dem oberen Italien beschieden. Karl Emanuel, genannt der Große, Sohn und Nachfolger Emanuel Philiberts (Th. VIII. 39), vergrößerte Savoyen durch die Erwerbung der Markgrafschaft Saluzzo, deren Herrscherhaus schon früher ausgestorben war, und befriedigte die Ansprüche, welche Frankreich auf dieses Besitzthum erhob, durch die Abtretung einiger anderen ihm weniger wohlgelegenen Landstriche an der Rhone. Ein Versuch, die verlorenen Hoheitsrechte über die Stadt Genf mit Waffengewalt wieder herzustellen, schlug fehl. Schon hatte sich Karl Emanuel mit zweitausend Mann unter dem Schutz einer dunklen Nacht leise den Mauern genähert, schon waren mehrere hundert Kriegsleute glücklich hinüber, als die Bürger aus dem Schlafe erwachend herbeieilten, die Eingedrungenen hinaustrieben oder von den Mauern herabstürzten und die Gefangenen als Räuber, die in tiefem Frieden ihre Stadt überfallen hätten, aufhängen ließen. Danach gerieth der Herzog in Krieg mit Spanien, als er alte Rechte auf Montferrat gegen Mantua geltend machen wollte. Nach fünfjährigen Kämpfen (1612—1617) mußte er Frieden schließen, ohne einen Fuß breit Landes gewonnen zu haben. Einen günstigern Zeitpunkt, diese Ansprüche zu erneuen, glaubte er beim Ausbruche des Mantuanischen Erbfolgekrieges gefunden zu haben (Th. VIII. 327). Da ihm von Spanischer Seite die Hälfte Montferrats versprochen wurde, verband er sich mit dieser Macht gegen Frankreich. Er starb

indeß noch während des Krieges, nachdem er nach der Niederlage bei Susa die Spanier verlassen, bald darauf aber wieder zu ihrer Partei zurückgekehrt war, im acht und sechzigsten Jahre seines Alters und im funfzigsten seiner Regierung (26. Juli 1630). Sein Nachfolger Victor Amadeus I. gewann im Frieden von Chierasco Trino und einige andere Gebiete von Montferrat. Von der Theilnahme Savoyens an dem großen Kriege Frankreichs gegen Spanien ist schon oben die Rede gewesen, so wie von den Streitigkeiten, welche nach des Herzogs Tode über die Vormundschaft Karl Emanuels II. zwischen der verwitweten Herzogin und ihren Schwägern ausbrachen. Nach ein und zwanzigjähriger Verwüstung erhielt Savoyen, welches fast immer der Schauplatz des Kampfes gewesen war, im Pyrenäischen Frieden nur die Bestätigung dessen, was ihm der Vertrag von Chierasco zugesichert hatte.

Mit Spanien und Savoyen theilte Venedig die Herrschaft von Oberitalien. Gegen das Uebergewicht des ersteren Staates hielt sich die Republik in natürlicher Opposition, und der glückliche Widerstand gegen die Forderungen Papst Pauls V. vermehrte Muth und Meinung von der vorhandenen Kraft. Als Karl Emanuel von Savoyen in den oben erwähnten Krieg mit Spanien gerieth (1612), zahlte ihm die Republik ansehnliche Hülfsgelder. Zu derselben Zeit kam Venedig selbst mit dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark in einen Kampf, worin dieser von Neapel und Mailand aus unterstützt wurde. Schon seit funfzig Jahren hatten Flüchtlinge und Ausgewanderte aus Dalmatien, Bosnien und andern Slavischen den Türken unterworfenen Landschaften sich an der Küste des Adriatischen Meeres festgesetzt, und beunruhigten die zunächst gelegenen Osmanischen Provinzen durch Räubereien zur See und zu Lande. Die Pforte forderte von den Venetianern, als Beherrschern des Adriatischen Meeres, diesem Unwesen zu steuern, welches auch die Schiffahrt der Republik beeinträchtigte. Allein der Erzherzog nahm die Uskoken, wie jene Schaaren genannt wurden, in seinen Schutz, weil sie den Oesterreichischen Heeren in den Türkenkriegen gute Dienste leisteten. Darauf blokirten Venetianische Galeeren die von den Uskoken bewohnte Küste, Landtruppen brachen in Friaul ein (Febr. 1616), eroberten einige Orte, belagerten Gradiska und blieben gegen Ferdinands Heer im Vortheil. Im folgenden Jahre wurde zu gleicher Zeit zwischen Spanien und Savoyen und zwischen Venedig und dem Erzherzog Friede geschlossen, in welchem sich der Letztere verpflichtete, die Fahrzeuge der Uskoken zu verbrennen und alle

Unruhige in das Innere seines Landes bringen zu lassen, wogegen die Republik ihre Eroberungen aufgab. Zahlreiche Söldner, die sich jetzt nach dem Friedensschluß entlassen und dienstlos in Venedig aufhielten, und die Gesinnungen des Vicekönigs von Neapel, des Herzogs von Ossuna, der trotz der friedlichen Absichten seines Hofes der Republik auf jede Weise zu schaden dachte und bestimmte Aussicht auf Unterstützung gewährte, gaben einigen Französischen Officieren im Dienste Venedigs Veranlassung zu einem Complotte, sich der Stadt zu bemächtigen, dieselbe zu plündern und den Spaniern zu übergeben. Allein ehe die Sache zur Reife gedeihen konnte, erhielt der Rath der Zehen Anzeige. Er ließ die Verschworenen einziehen und die Rädelsführer hinrichten *). Dieser Vorfall konnte die feindselige Stimmung Venedigs gegen Spanien nicht mindern, wenn auch diese nicht schon in der Natur der Verhältnisse gelegen hätte; doch dachte die Republik nicht daran, offen und kühn die Waffen in der Hand aufzutreten, wie ehemals. Zwar war man noch immer reich und mächtig und gut bewaffnet, aber man fühlte sich doch im Stillen den großen Mächten gegenüber nicht mehr gewachsen, und begnügte sich deshalb mit Bündnissen und Demonstrationen; nur erhalten wollten die Venetianer, was einst glorreichere Zeiten ihrem Staate verschafft hatten. Als der Herzog von Feria die Valtellina besetzte, als der Mantuanische Krieg ausbrach, schloß sich die Republik an Frankreich an; dem Herzog Karl von Nevers gab sie nach und nach über vierzehntausend Krieger, die er in seine Hauptstadt legte, achtzehntausend andere rückten zum Entsatz heran; aber Gallas zog ihnen mit streitgeübten Deutschen Haufen entgegen und schlug sie bei Valezzo. Darauf folgte die Erstürmung der Stadt. Weiter nahm Venedig wie das übrige Italien, mit Ausnahme Sardiniens und des Mailändischen, keinen Theil am dreißigjährigen Kriege und ließ die Weltgeschicke von Andern auskämpfen. Man ersparte sich auf diese Weise die Verheerungen, welche Deutschlands Wohlstand vernichteten, seine Einwohner zu Hunderttausenden hinrafften und die Denkmale seiner Vorzeit zerstörten. Wenn aber hier eben durch und nach dem Kampf neue Kräfte hervorgerufen wurden zum Ersatz des Verlornen und zur Erzeugung neuer Entwickelungen, — so erschlaffte Italien in tiefer Ruhe, und zeigte sich in der Folgezeit noch weniger

*) Ranke, Verschwörung gegen Venedig.

im Stande, den Ansprüchen und Kräften der Fremden zu widerstehen, als früherhin.

---

5. Die vereinigten Niederlande.

Nach der Abwerfung des Spanischen Joches war die höchste Gewalt in den freien Niederländischen Provinzen an die Generalstaaten gekommen, wie man die Versammlung der ständischen Deputirten der einzelnen Landschaften nannte. Jede Provinz sandte gewöhnlich sechs bis sieben Abgeordnete, und obgleich die Länder an Ausdehnung, Wohlstand und Reichthum sehr verschieden waren, führte jedes doch nur eine Stimme. Der Vorsitz wechselte von einer Woche zur andern, die Deputirten waren mit genauen Instructionen von den Provinzialständen versehen und erhielten ihre Vollmacht auf drei oder sechs Jahr oder auch auf Lebenszeit. Der Statthalter wie alle Kriegsleute waren von den Generalstaaten ausgeschlossen. Wichtige Beschlüsse, z. B. über Krieg und Frieden, neue Steuern, Bündnisse, Abänderung der Grundgesetze, erforderten Einstimmigkeit aller Provinzen. Wie die Versammlung auf diese Weise die gemeinsame Regierung leitete, empfing sie auch die fremden Gesandten.

Für die Vollziehung ihrer Beschlüsse sorgte der Statthalter, welcher von den einzelnen Provinzen gewählt wurde; ihm zur Seite stand der hohe Rath, der zugleich die Rechte der Generalstaaten verwaltete, wenn diese nicht versammelt waren, er schied sich in drei Collegien, für Polizei, für Finanzen und für die Marinesachen. Ein höchstes Gericht besaßen die vereinigten Lande nicht. Der Statthalter führte außerdem die Verwaltung des Kriegswesens, wie er Oberanführer der Land- und Seemacht war und die Officiere ernannte. Die Verfassung so wie der Einfluß des Statthalters in den einzelnen Provinzen war sehr verschieden; gewöhnlich theilten sich Adel und Städte in die Souveränetätsrechte, nur in Gröningen und Friesland sendeten auch die nicht adelichen Besitzer eines Grundeigenthums von gewisser Größe Abgeordnete zu den Landtagen. In Utrecht hatte auch die Geistlichkeit Sitz und Stimme in den Provinzialständen. Bei weitem am mächtigsten unter den verbundenen Landschaften war Holland, welches über die Hälfte zu allen gemeinsamen Ausgaben beisteuerte. Viermal im Jahre trat hier der Landtag zusammen; er bestand aus den berechtigten

Edelleuten, die aber alle nur eine Curiatstimme führten, und sechs und dreißig Abgeordneten von achtzehn Städten mit ebenso viel Stimmen. Den Vorsitz hatte hier der Anwalt von Holland, oder wie er später genannt wurde, der Rathspensionar, welchen die Stände dieser Provinz gewöhnlich auf fünf Jahre wählten. Derselbe Beamte leitete auch die Angelegenheiten im Rathe von Holland, der die Verwaltung dieser Provinz dirigirte, und fehlte niemals unter den Deputirten Hollands zu den Generalstaaten, so wie er auch stets Sitz und Stimme in dem Finanz-, Polizei- und Marinerathe der Vereinigung hatte. Er war der erste Beamte nach dem Statthalter.

Den großen Einfluß jenes Mannes, der am Ende des sechzehnten und im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts (1586—1619) diese Stelle bekleidete, Johanns von Oldenbarneveld, haben wir schon bei der Erhebung des Prinzen Moritz von Oranien gegen den Grafen Leicester und bei dem Abschluß des Waffenstillstandes mit Spanien gegen den Willen des Statthalters kennen gelernt. Die Stellung, welche der Rathspensionar bald nach dieser Zeit in den kirchlichen Angelegenheiten des jungen Freistaates einnahm, gab Moritz von Oranien Gelegenheit seinem Haß gegen diesen Mann, der seine auf größeres Ansehen, vielleicht auf Oberherrschaft in den Provinzen gerichteten Plane durchkreuzt hatte und fortwährend hinderte, Nachdruck und Geltung zu verschaffen. Zu Leiden war damals zwischen zwei Professoren der Theologie, Jakob Hermannszoon oder Arminius und Franz Gomarus, der Zwist über die Lehre von den göttlichen Rathschlüssen und dem freien Willen des Menschen, der seit jenem Streite zwischen Augustinus und Pelagius (Th. III. S. 375) in der christlichen Kirche von Zeit zu Zeit immer wieder hervorgetreten ist, von Neuem mit Heftigkeit ausgebrochen. Gomarus wollte das Augustinische Dogma Calvins von der Gnadenwahl, „es sey durch einen ewigen göttlichen Rathschluß bestimmt, welche Menschen selig und welche verdammt werden sollten; Gott ziehe daher seine Auserwählten durch die wunderbarsten Mittel zur Besserung, und lasse Andere in ihren Sünden", in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten wissen. Arminius dagegen konnte sich in seinem Gewissen nicht bei einer Lehre beruhigen, welche Gott, wie er es ansah, zum Urheber der Sünde machte, und lehrte daher: „Gott schenke Allen, die ihre Sünden bereuten und ihre Hoffnung auf Christum setzten, Vergebung und das ewige Leben, er wolle, daß Alle zur Seligkeit gelangten". Der Streit verbreitete sich

bald durch die Schüler jener Männer im ganzen Lande; doch hatte die erstere Lehre, als die von Calvin und Beza bestätigte, bei weitem die meisten Anhänger. Auf allen Kanzeln hörte man vom Rathschlusse Gottes predigen, und in allen Bierhäusern darüber streiten. Dazu kam, daß die Arminianer dem Staate größere Rechte über die Kirchenverwaltung und über die Lehre einräumten als ihre Gegner, welche die Selbständigkeit der presbyterianischen Kirche streng aufrecht erhalten wissen wollten. Da Oldenbarneveld auf Seiten der Arminianer stand, erklärte Moritz sich öffentlich und entschieden für die Gomaristen, obwohl er an dem Grunde des Streits gar kein Interesse nahm und einmal äußerte, er wisse nichts von der Prädestination, ob sie grau oder blau sey. Arminius starb schon 1609; aber der von ihm angeregte Zwist überlebte ihn. Im folgenden Jahre übergaben seine Anhänger als der schwächere Theil den Staaten von Holland, der einzigen Provinz, in der sie einiger Maßen zahlreich waren, eine Vorstellung (Remonstrantie), und baten, daß man sie in einer freien und rechtmäßigen Synode hören, und wenn kein Verein möglich wäre, ihren Gegnern wenigstens Stillschweigen auflegen möchte. Dagegen überreichten die Gomaristen eine Contraremonstrantie, worin sie Jene Mameluken und Teufel nannten, und sie mit den Cananitern verglichen, die Gott zu vertilgen befohlen, und mit den Baalspfaffen, die Elias geschlachtet habe. Seitdem nannte man die beiden Parteien Remonstranten und Contraremonstranten. Auf den Rath Oldenbarneveld's und des Pensionars (Anwalt) der Stadt Rotterdam Hugo de Groot, gewöhnlich Hugo Grotius genannt, erließen die Staaten von Holland im Januar 1614 ein Edict, worin sie den Predigern befahlen, den Streit über die Vorherbestimmung auf keine Weise mehr unter das Volk zu bringen und sich mit einander in Liebe und Einigkeit auszugleichen. Die Remonstranten unterwarfen sich dieser billigen Verordnung sogleich, nicht aber die Contraremonstranten, welche laut klagten, daß hierdurch das Predigen der Wahrheit verboten sey, und an eine allgemeine Versammlung der Niederländischen Geistlichkeit appellirten. Amsterdam, die mächtigste Stadt des Landes, erklärte sich gegen die Arminianer, und der Pöbel störte die Versammlungen und den Gottesdienst derselben trotz aller Gegenbemühungen Hugo de Groot's. Auch andere Orte folgten diesem Beispiel; die Gomaristen bemächtigten sich gewaltsam der Kirchen und vertrieben die Remonstranten. Da die Arminianer auf diese Weise ihre Sicherheit, hie und da sogar ihr Leben bedroht

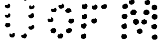
sahen, wußten sie es bei den Holländischen Ständen durchzusetzen, daß diese den Magistraten erlaubten, zum Schutze der Bedrohten eigene Stadtwachen, Waardgelders genannt, anzunehmen (4. August 1617). Doch widersprachen die Gomaristisch gesinnten Städte Hollands diesem Beschlusse und der Statthalter als Befehlshaber der Kriegsmacht betrachtete ihn als einen Eingriff in seine Rechte und als eine Beschränkung seines Ansehens. Zunächst gelang es ihm trotz Oldenbarnevelds Widerspruch durch die Stimmen der Provinzen Seeland, Geldern, Friesland und Gröningen in den Generalstaaten die Berufung einer Nationalsynode nach Dordrecht beschließen zu lassen; dann bereisete er mehrere Holländische Städte, um diese für sich zu gewinnen. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, auch die Provinz Oberyssel erklärte sich für ihn. In Utrecht, einem bedeutenden Stützpunkte der remonstrantischen Partei, änderte er eigenmächtig die Verfassung, so daß an die Stelle jährlich erwählter lebenslängliche Stadtbeamte traten, und dankte dann die auch hier errichteten Waardgelders ab, obgleich die Stände von Holland zwei Gesandte, die Pensionare von Leiden und Rotterdam, Högerbeets und de Groot, nach Utrecht gesandt hatten, diese Aufhebung zu hindern. Hierdurch war die Stärke der remonstrantischen Partei auf wenige Holländische Städte, Rotterdam, Leiden, Alkmar, Gouda und Hoorn, beschränkt, und Moritz glaubte bei dieser Lage der Dinge den religiösen Haß der Gomaristen gegen ihre kirchlichen Widersacher zur Ausübung eines politischen Streiches benutzen zu können. Am 28. August 1618 erhielt der Rathspensionar, der sich bei der Versammlung der Generalstaaten im Haag befand, eine Warnung von zwei Freunden, daß man damit umginge ihn zu verhaften. Er dankte ihnen und sagte: es sind böse Menschen; zog es aber dennoch vor, seinen Amtspflichten gemäß zu bleiben als furchtsam zu entfliehen. Als er sich am folgenden Morgen in die Sitzung begab, wurde er in ein Seitenzimmer gerufen, unter dem Vorwande, daß ihn der Prinz zu sprechen wünsche. Den Eingetretenen verhaftete die Leibwache des Statthalters; dasselbe Schicksal traf de Groot und Hogerbeets. Auch der Secretär der Utrechter Stände, Ledenberg, wurde eingezogen. Moritz wagte diese kecken Schritte ohne das Wissen der Generalstaaten, nur im geheimen Einverständniß mit einigen Mitgliedern von seiner Partei. Große Unzufriedenheit im Lande war die Folge dieses willkürlichen Verfahrens; am lautesten klagten die remonstrantisch gesinnten Städte Hollands über das Schick-

sal ihrer Verfechter, Rotterdam und Leiden behaupteten, daß ihre Pensionare nur in ihrem Auftrag gehandelt und nur von ihnen gerichtet werden könnten, ebenso protestirten die Stände von Holland gegen die Verhaftung des Rathspensionars. Moritz machte jedoch dieser Widersetzlichkeit sehr bald ein Ende, indem er schnell entschlossen mit einem Haufen Kriegsvolk die Provinz Holland durchzog und alle remonstrantisch gesinnten Magistrate absetzte und seinen Absichten günstige Leute ans Ruder brachte. Hierdurch mußte auch die Opposition der Holländischen Stände von selbst aufhören, da diese meist aus städtischen Abgeordneten zusammengesetzt waren. Sie gaben die Rechte ihrer Provinz auf und überließen den Generalstaaten das Loos der Gefangenen. Auch hier besaß der Prinz nunmehr das entschiedenste Uebergewicht, und brachte es dahin, daß eine Commission von vier und zwanzig Männern, zum Theil aus persönlichen Feinden der Angeklagten bestehend, beauftragt wurde, einen Proceß gegen Oldenbarneveld, Grotius, Hogerbeets und Ledenberg wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Versuche zur Trennung der vereinigten Niederlande zu eröffnen. Ledenberg brachte sich selbst ums Leben, da man ihm mit der Folter drohte, und Oldenbarneveld ward von den parteiischen Richtern, welche ihn schuldig finden wollten, zum Tode durch das Schwert verurtheilt, „weil er behauptet, es stehe jeder Provinz allein zu, in ihrem Gebiete in Kirchensachen Einrichtungen zu treffen, weil er Gottes Kirche durch Beförderung irrgläubiger Lehren sehr betrübt, weil er eine Verschwörung der remonstrantisch gesinnten Städte in Holland zu Stande gebracht, eigenmächtig die Werbung von Kriegsvolk veranlaßt, Geschenke von fremden Mächten angenommen und den Prinzen Moritz verläumdet habe". Der alte Rathspensionar verschmähte es um Gnade zu bitten. Am Abend vor seiner Hinrichtung schrieb er an seine Familie: „Sehr liebe geliebte Hausfrau, Kinder, Schwiegersöhne und Enkel. Ich grüße euch insgesammt sehr freundlich. In dieser Stunde empfange ich eine sehr schwere und traurige Zeitung, daß ich alter Mann für alle meine Dienste, die ich dem Vaterlande so viele Jahre lang treu und redlich erwiesen (da ich seiner prinzlichen Excellenz mit wahrer Liebe alle guten Dienste, die mein Amt und Beruf zuließen, demüthig geleistet, vielen Leuten aller Art Freundschaft bewiesen und meines Wissens Niemand Unrecht gethan habe), mich vorbereiten muß morgen zu sterben. Ich tröste mich in Gott dem Herrn, der ein Kenner der Herzen ist und alle Menschen richtet und bitte euch, dasselbe zu thun.

Ich habe meinen Herren, den Ständen von Holland, fromm und treu gedient und gerathen, um sie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, womit sie so lange bedroht wurden, und ebenso habe ich mich bemüht, daß in den Städten dieser Provinz jeder möge beschirmt und Niemand beschädigt werden. Lebt mit einander in Liebe und Friede, und bittet Gott den Allmächtigen für mich, daß er uns alle gnädiglich in seinen heiligen Schutz nehme. Aus meiner Kammer der Betrübniß den 12. Mai 1619." Dieselbe Ruhe des reinen Gewissens begleitete den Edlen am folgenden Morgen auf seinem letzten Gange. „Männer, sprach er zu dem versammelten Volk, glaubt nicht, daß ich ein Landesverräther bin! Ich habe aufrichtig und fromm als ein guter Patriot gehandelt und so will ich sterben." — Auf diese Weise endete der zwei und siebenzigjährige Greis, der neben den Oraniern das Meiste zur Befreiung der Niederlande beigetragen hatte. Hogerbeets und de Groot wurden von derselben Commission zu ewigem Gefängniß und zur Confiscation ihrer Güter verurtheilt. Nach zwei Jahren gelang es aber dem Letzteren, vom Schlosse zu Lövestein, wo er gefangen saß, zu entkommen. Seine Gemahlin Maria, die Tochter des Bürgermeisters van Reigersberg zu Veer in Seeland, die ihrem Manne hierher gefolgt war, kam nämlich auf den Gedanken, da er öfter Kisten mit Büchern erhielt und wieder fortschickte, ihn in einer solchen heraustragen zu lassen. Anfangs hatte der Commandant den Inhalt derselben stets untersucht, allmählig aber in dieser Vorsicht nachgelassen, und so wurde Grotius eines Tages glücklich nach Gorcum zu befreundeten Leuten geschafft, die ihn verkleidet über die Grenze brachten*). Hogerbeets wurde 1626 aus dem Gefängniß entlassen, starb aber kurz darauf.

Inzwischen war die Kirchenversammlung zu Dordrecht am 13. November 1618 eröffnet worden. Außer der Niederländischen Geist-

*) Grotius ging nach Frankreich, wo er sein berühmtes Buch de jure belli ac pacis herausgab, welches die Grundlage des neueren Staats- und Völkerrechts geworden ist, und eine Apologie seines Benehmens während der arminianischen Streitigkeiten publicirte. Gustav Adolf von Schweden wollte ihn in seine Dienste ziehen, starb aber darüber; jedoch beschied ihn Oxenstierna im Jahre 1634 nach Frankfurt a. M., besprach sich mit ihm und sendete ihn als Schwedischen Gesandten nach Paris, in welcher Würde er zehn Jahre blieb, immer zugleich mit mannichfaltigen gelehrten Arbeiten beschäftigt. Als er sodann von der Königin Christina nach Schweden zurückgerufen ward, wollten ihm der Hof und das Klima nicht gefallen. Auf seiner Rückreise starb er zu Rostock 1645. Außer den angeführten Werken hat er die alte Litteratur, die Theologie, die Geschichte und die Philosophie mit Geist und Ruhm bearbeitet.



lichkeit waren Abgeordnete der Englischen Kirche und einiger Deutschen und Schweizerischen Gemeinden, welche zur reformirten Lehre hielten, erschienen; im Ganzen zählte man neun und achtzig Personen. Die Remonstranten waren in den Niederlanden schon größten Theils bei den Wahlen der Deputirten ausgeschlossen worden, und die Synode erklärte alsbald, daß diese nicht als Stimmberechtigte, sondern als Beschuldigte erscheinen müßten. Zu diesem Endzweck wurden an funfzehn Mitglieder jener Partei vorgefordert, die sich indeß, mit dem gelehrten Episcopius, dem Nachfolger des Arminius zu Leiden, an der Spitze, würdig und gründlich vertheidigten. Im Allgemeinen führten sie an, daß keine protestantische Synode Ansprüche auf ausschließliche Geltung und Unfehlbarkeit zu machen habe, falls ihre Beschlüsse nicht mit noch größerem Rechte verworfen werden sollten, als die Tridentinischen von den Lutherischen und Calvinisten überhaupt nicht anerkannt worden wären. Um die Disputationen abzukürzen, wurde den Berufenen am 19. Januar 1619 eröffnet, daß sie heimgehen könnten, man würde ihre Lehre genugsam aus ihren Schriften beurtheilen können. So kam denn bald die Verurtheilung der Arminianer als Schismatiker und Neuerer zu Stande, und alle remonstrantischen Prediger wurden ihrer Stellen für verlustig erklärt. Am 9. Mai wurde die Synode mit der hundert vier und funfzigsten Sitzung geschlossen und dieser glückliche Ausgang durch ein großes Fest bezeichnet, worauf sich die inländischen Geistlichen noch einige Zeit mit der Abfassung einer Kirchenordnung beschäftigten. In Folge der Dordrechter Entscheidungen wurden aber nun nicht bloß die arminianischen Geistlichen entfernt, sondern auch die dieser Partei anhängenden Lehrer der Leidener Universität abgesetzt, alle Remonstranten auch der geringsten Aemter entkleidet, und die Widerspenstigkeit, welche Rotterdam, Gouda und Hoorn zeigten, durch einquartiertes Kriegsvolk beseitigt.

Die äußeren Verhältnisse der Niederlande so wie die Ereignisse des wieder begonnenen Krieges mit Spanien haben ihre Darstellung bereits in früheren Abschnitten gefunden. Besonders dem erneuten Kampfe hatte es der Prinz Moritz zu danken, daß viele Bestrebungen gegen ihn und seine Partei, welche er durch sein Verfahren gegen Oldenbarneveld und die Remonstranten hervorgerufen hatte, nach außen hin abgelenkt wurden. Als Moritz im Jahre 1625 starb, folgte ihm sein Bruder Friedrich Heinrich in der Statthalterschaft, da er keine Söhne hinterließ. Heinrich zeigte sich im Ganzen milder und versöhnlicher und

die Maßregeln gegen die Remonstranten wurden unter seiner Verwaltung nicht mehr mit der vorigen Härte aufrecht erhalten. Auch Heinrich erlebte den Abschluß des Friedens nicht; er starb 1647, nachdem er schon früher seinem einzigen Sohne Wilhelm die Nachfolge in der Statthalterschaft hatte zusichern lassen.

Der Westphälische Friede erkannte die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande nach mehr als sechzigjährigem Kampfe an. Außerdem behielten diese beträchtliche Stücke von ihren Eroberungen in Brabant, Flandern und im Limburgischen, die fortan unter dem Namen der Generalitätslande als Domänen der Verbindung betrachtet wurden, ja Spanien bewilligte ihnen das Recht, die Schelde nach Gefallen zu schließen. Die Kräfte und Mittel, den langen Krieg zu führen und auszuhalten, waren dem kleinen Küstenlande aus seinem ausgebreiteten Handel und einer geduldigen und ausdauernden Betriebsamkeit erwachsen, in welcher es kein Volk in Europa seinen fleißigen und sparsamen Bewohnern zuvorthat. Um das Bild des Holländischen Lebens vollständig zu übersehen, wird es nöthig seyn, einige Blicke auf die Schifffahrt und die Colonien zu werfen. Schon lange hatten die Holländischen Städte einen beträchtlichen Handel mit dem Osten und Westen Europas betrieben, der meistentheils in Frachtschifffahrt bestand. Er vermehrte sich bedeutend, als die Umgestaltung der inneren Verhältnisse Deutschlands und der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die Rivalität der Hansestädte (o. S. 56) vernichtete. Seines Orts ist dann erwähnt worden, wie die Niederländer selbständig den Weg nach Ostindien suchten und fanden, wie die Ostindische Compagnie bald in den Besitz großer Reichthümer gelangte, und die Festsetzung der Holländer auf verschiedenen Punkten die bisherigen Verhältnisse der Colonien gänzlich umgestaltete. Im Jahre 1599 hatte Stephan van der Hagen die erste Verbindung mit den Einwohnern von Amboina in den Molukken angeknüpft, wodurch ihm diese den ausschließlichen Handel mit Gewürznelken versprachen, und hier ein Fort gegen die Portugiesen errichtet. Weitere Fortschritte der Holländer in den dortigen Portugiesischen und Spanischen Besitzungen zu verhindern, wurde im Jahre 1601 eine Flotte von dreißig Schiffen auf Befehl Philipps III. ausgerüstet. Nur mit fünf Schiffen wagte Wolfert Hermannszoon den Kampf gegen diese Uebermacht in der Nähe von Bantam, beschädigte die feindliche Seemacht und schloß dann festere Bündnisse auf Java, Banda und Ternate, wobei ihm der Haß der Einwohner gegen die Portugiesen bedeutend zu Statten kam. Auch

der Beherrscher von Ceilon wünschte die Hülfe der Holländer in seinem Kriege, den er gegen die Portugiesen begonnen hatte, ja die Kühnheit der ersteren ging so weit, Goa und Ormus, die alten Hauptsitze der Portugiesischen Niederlassungen, anzugreifen. Die Ostindische Compagnie ließ darauf Colonien und Festungen auf den Molukkischen Inseln anlegen, und konnte den Ostindischen Handel nach einiger Zeit schon durch die jährliche Absendung von vierzig großen Schiffen betreiben. Weniger bedeutend war der Westindische Verkehr; doch entdeckte Hudson weiter nordwärts die Mündung des nach ihm benannten Flusses, an welchem bald mehrere Niederländische Colonien angelegt wurden. Ungleich wichtiger war die Anknüpfung des Verkehrs mit Japan, wo die Holländer freundlich empfangen wurden. Da die Wahrnehmung und Beaufsichtigung so vieler Beziehungen eines Mittelpunktes zu bedürfen schien, ward im Jahr 1610 zuerst ein Generalgouverneur nach Indien geschickt. Er nahm seine Residenz zu Bantam auf Java, von wo dieselbe jedoch später nach häufigen Feindseligkeiten mit den Eingebornen nach dem neu gegründeten Batavia 1619 an der Nordküste verlegt wurde. Allmählig wurden die Portugiesen ganz aus den Molukkischen und Sundischen Inseln verdrängt, auf Ceilon blieb ihnen nur Colombo, welches sie jedoch auch im Jahre 1656 verloren. 1641 eroberten die Holländer Malacca, 1657 und in den folgenden Jahren Tutocoryn, Negapatnam, Cochin und Cananor, wodurch der ganze dortige Pfefferhandel in ihre Hände gelangte. Hierauf kam endlich der Friede zwischen den Niederlanden und Portugal zu Stande. Das große Aufblühen der Ostindischen Compagnie führte zu dem Entschlusse, auch den Westindischen Handel einer ähnlichen privilegirten Gesellschaft zu übergeben. Gleich nach dem Wiederausbruch des Krieges mit Spanien ward sie errichtet und wendete ihr Augenmerk zuerst auf Brasilien. Im Jahre 1624 nahm der Admiral Jakob Willekens die damalige Hauptstadt S. Salvador, aber diese Eroberung ging bald an eine große Spanische Flotte verloren. Nach einigen andern vereinzelten Unternehmungen gelang es den Holländern seit der 1629 erfolgten Einnahme Olinda's in Pernambuco sich in Brasilien immer fester zu setzen. Recife bei Olinda wurde ihr Hauptwaffenplatz; und als endlich den Erpressungen und Grausamkeiten, mit welchen Niederländischer Seits gegen die Portugiesen verfahren worden war, Einhalt geschah, unterwarfen sich die Capitanerien von Pernambuco, Paraiba und Rio Grande, so daß Johann Moritz von Nassau, ein Vetter des Statthalters

Friedrich Heinrich; der als Generalgouverneur im Jahre 1636 in Brasilien anlangte, ein blühendes Reich fand, dessen See- und Landmacht über sechzigtausend Mann betrug. Dennoch gelang es ihm nicht S. Salvador zu erobern, wenn er auch sonst nach allen Seiten hin bedeutende Fortschritte machte. Als Portugal endlich das Spanische Joch abschüttelte, beeilte sich Johann IV. mit den Niederländern einen Stillstand zu schließen, um weiteren Verlusten in den Colonien vorzubeugen. Die bisherigen Eroberungen sollten den Holländern bleiben. Da indeß Johann Moritz aus kleinlichen Gründen abberufen ward (1643) und die Kaufleute, in deren Hände das Regiment der eroberten Landschaften kam, durch niedrigen Geiz, gewinnsüchtige Habgier und schmählichen Uebermuth die Portugiesen aufbrachten, kam es zu einer Empörung der Unterdrückten unter Don Juan de Vieira, in welcher die letzteren von ihrem Heimathlande zuerst heimlich, dann öffentlich unterstützt, allmählig die Oberhand gewannen. Der Krieg wurde mit großer Erbitterung und Grausamkeit geführt, doch mit entschiedenem Nachtheile für die Holländischen Truppen, welche auf die festen Plätze beschränkt waren und denen der Geiz der Compagnie auch die nöthigsten Bedürfnisse nur in schlechtem und mangelhaftem Zustande aus Europa zukommen ließ. Nach einer äußerst tapferen und ausdauernden Vertheidigung wurde Recife am 23. Januar 1654 den Portugiesen übergeben, und der Fall dieses Platzes zog den Verlust aller noch übrigen Holländischen Besitzungen in Amerika nach sich. Erst 1662 wurde der Friede abgeschlossen. So hatten die Niederländer durch unverständige Maßregeln, Habsucht und Selbstsucht den Besitz der reichsten und wichtigsten Erwerbungen verscherzt, deren Ertrag in den ersten Jahren auf den ungeheuersten Gewinn für die Zukunft hatte schließen lassen. In Europa war der Friedenszustand zwischen Portugal und den Niederlanden bis ins Jahr 1658 ungestört geblieben, wo die Holländer angefangen hatten die feindlichen Küsten zu blokiren.

Dieselben Uebelstände, welche diese Verluste in Brasilien verursacht hatten, zeigten sich auch bald in den übrigen Niederlassungen. Die Einwohner wurden nach und nach unterworfen und mit großer Härte zur Gewinnung der Landesproducte angehalten, mit habgieriger Angst wachte die Compagnie über die Aufrechthaltung ihres Monopols. Eine eigentliche Besetzung der Colonien durch Holländer fand nicht Statt, da man sich weder durch Ueberfluß an Menschen noch durch andere Gründe genöthigt sah, das Vaterland in großer Anzahl zu verlassen; nur das

Cap der guten Hoffnung, welches 1651 von den Holländern in Besitz genommen worden und vorzüglich als Station für die nach Ostindien segelnden Schiffe von Wichtigkeit war, ward als eine Ackerbaucolonie angesehen und behandelt, und auf einigen der Molukkeninseln mußten Pflanzer angesiedelt werden, da man durch zu große Härte und übermäßig auferlegte Dienste die Eingeborenen ganz ausgerottet hatte. Doch zeichnete sich die Verwaltung der Holländischen Colonien vor der der Spanischen und Portugiesischen durch bessere Ordnung und strengere Aufsicht über die Beamten, durch gänzliches Verbot des Handels für die Angestellten und durch eine den Verdiensten angemessene Beförderung derselben von den niedrigsten zu den höchsten Plätzen aus. Doch nicht allein aus den Colonien flossen den Holländern ihre Reichthümer zu; auch der Ausfuhrhandel aus den Ostseehäfen, aus Rußland durch das weiße Meer war sehr bedeutend, 1624 konnte man eine eigene Kammer zur Direction des Levantischen Verkehrs errichten, und die Heringsfischerei wie der Wallfischfang in den nördlichen Gewässern warfen einen ungemeinen Gewinn ab. Im Jahre 1640 sandte die einzige Stadt Enkhuizen mehr als 400 Schiffe auf den Heringsfang. Im Innern des Landes gelang es durch Entwässerung und Eindeichung viele Seen auszutrocknen und bedeutende Landstrecken zu gewinnen; Manufacturen in Wolle, Hanf, Leinen und Papier wurden in Menge und mit großer Leichtigkeit angelegt, da die unermeßlich sich anhäufenden Capitalien die nöthigen Mittel im Ueberfluß darboten. Das Bewußtseyn dieser Tüchtigkeit in Handel und Wandel, die Ueberzeugung, daß auf diesem Wege, der die Freiheit gebracht habe, zum Heile des Staats wie zum Wohlbefinden der Einzelnen, fortgeschritten werden müsse, schlug um die Mitte unseres Jahrhunderts immer tiefere Wurzeln in den Gemüthern der Niederländer, zumal da um dieselbe Zeit jene Abwendung der geistigen Richtung Europas vom Religiösen erfolgte, deren wir schon früher Erwähnung gethan haben. Es begann ein Streben nach merkantilen und commerciellen Zwecken, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte, und Hollands Beispiel trug ohnstreitig am meisten dazu bei, auch die übrigen Staaten Europas in diese Bahnen zu reißen. Fabriken und Colonien galten seitdem als einzige Quelle des Nationalreichthums, den man außerdem durch Eingangszölle oder Einfuhrverbote heben zu können vermeinte, und diese Ansichten erzeugten allmählig einerseits ein umfassendes System von drückenden Finanzmaßregeln und Besteuerungskünsten, von dem sich viele Staaten bis auf den

heutigen Tag noch nicht wieder befreit haben, andrerseits eine engherzige, kalt verständige, kaufmännisch rechnende und speculirende Politik, die allen höheren Interessen immer entfremdeter wurde, und kein Bewußtseyn darüber hatte, daß die Staaten noch zu anderen Zwecken bestimmt seyen, als ihre Seelen und Quadratmeilen zu zählen und die Summe ihrer jährlichen Ausfuhren zu vergrößern.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Westphälischen Friedens brachen neue Zwistigkeiten im Innern der Vereinigung über die Abdankung des Kriegsvolkes aus, welches Prinz Wilhelm II. in stärkerer Anzahl beibehalten wissen wollte, als die Stände von Holland. Die Generalstaaten waren auf der Seite des Statthalters; dennoch entließen die Holländer eigenmächtig neun und zwanzig Fahnen, welche von ihnen bezahlt wurden. Vergebens bereiste der Prinz die Städte dieser Provinz, um sie zu andern Beschlüssen zu bringen; der Streit, ob die Souveränetät bei den Generalstaaten oder bei den Provinzialständen sey, der schon bei Gelegenheit der remonstrantischen Unruhen zur Sprache gekommen war, brach mit neuer Heftigkeit aus, und Wilhelm entschloß sich, wie früher sein Oheim Moritz, zu einem Gewaltstreich. Er ließ sechs Mitglieder der Holländischen Stände im Haag verhaften und nach Lövestein abführen und sandte Truppen ab, um an demselben Tage Amsterdam zu besetzen, von welcher Stadt der Widerstand vornehmlich ausging. Allein so gut die Vorbereitungen getroffen waren, mißglückte dieser Plan dennoch, indem sich die ersten Reiter auf der Gooiländer Haide verirrten, und so die Nachricht von heranziehenden Truppen in die Stadt gelangte. Als diese nun herbeikamen, fanden sie die Thore wohl verwahrt und die Mauern besetzt, ja als der Prinz am folgenden Morgen selbst erschien, waren bereits die Schleusen geöffnet, mittelst deren die niedrige Umgegend Amsterdams unter Wasser gesetzt werden kann. So mußte er den Generalstaaten die Vermittelung dieser Angelegenheiten überlassen, welche es denn auch bald dahin brachten, daß die Holländischen Stände, um weiteren militärischen Maßregeln zu entgehen, das Recht der Truppenhaltung und Abdankung für alle Zeiten den Generalstaaten überließen. Noch in demselben Jahre (1650) starb Wilhelm II., im dritten seiner Statthalterschaft und im vier und zwanzigsten seines Lebens, ein feuriger, kühner und leidenschaftlicher Mann. Erst acht Tage nach seinem Tode gebar seine Gemahlin einen Knaben, der nachher Wilhelm Heinrich genannt wurde. Diesen günstigen Augenblick glaubten die Provinzial-

stände, besonders Hollands, benutzen zu müssen, um ihre Rechte für immer gegen Beeinträchtigungen zu wahren und sicher zu stellen. Die Gefangenen von Lövestein wurden losgelassen, und eine allgemeine Versammlung in Vorschlag gebracht, um die Regierungsform der Verbindung zu berathen und festzustellen. Am 18. Januar 1651 trat dieselbe wirklich im Haag zusammen, und faßte den Beschluß, um allen Eingriffen in das aristokratische Regiment der Stände zuvorzukommen, für die Zukunft keinen Statthalter mehr zu erwählen.

England war bisher der erste und älteste Bundesgenoß der Niederlande gewesen, weil diese der Spanischen Macht gegenüberstanden, der es selbst aus religiösen und politischen Rücksichten entgegenwirken mußte; doch hatte sich bereits seit dem Anschluß Hollands an Frankreich ein gewisser Kaltsinn von Seiten des Englischen Cabinets gezeigt, der sich während der inneren Umwälzung in England zum förmlichen Bruche zwischen beiden Ländern steigerte. Da die Niederländer die angetragene Vereinigung mit der damals errichteten Englischen Republik, vermöge welcher sie auch die Witwe Wilhelms II. an der Unterstützung ihres Bruders, des Sohnes des hingerichteten Königs Karl von England, verhindern sollten, zurückwiesen, erließ das Parlament am 9. October 1651 die berühmte Navigationsacte, welche dem von den Holländern betriebenen Handel zwischen England und den Colonien und den übrigen Europäischen Staaten, so wie dem Verkauf der von den Niederländern eingefangenen Fische im Britischen Reiche ein Ende machen sollte. Es bestimmte jenes Gesetz nämlich, daß keine Waaren aus Afrika, Asien und America auf anderen als auf Englischen Schiffen nach England gebracht werden sollten, daß die Producte der Europäischen Länder nur auf Fahrzeugen der Staaten, in denen sie gewachsen und gearbeitet wären, oder auf Englischen in Englische Häfen geführt werden dürften, und daß endlich auch Heringe, Stockfische und Wallfische nur auf Britischen Schiffen ein- und ausgebracht werden könnten. Noch wurde über die Zurücknahme dieser Acte unterhandelt, als eine Holländische Flotte von zwei und vierzig Schiffen unter Martin Harpertszoon Tromp einer Englischen von funfzig Schiffen unter Robert Blake auf der Höhe von Dover begegnete. Im Vorbeisegeln ließ der Niederländische Admiral bei der Begrüßung seine Flagge nicht herunter, worauf Blake mit seinem Schiffe den Kampf gegen Tromp begann, an dem bald die beiderseitigen Flotten Theil nahmen. Die Holländer verloren zwei, die Engländer sechs

Fahrzeuge (29. April 1652). So begann einer der hartnäckigsten Seekriege, der von beiden Seiten mit großer Anstrengung geführt wurde. Im Verlauf von sechzehn Monaten wurden zehn Seeschlachten geliefert. Blake nahm zuerst eine bedeutende Anzahl Heringsfänger an den Englischen Küsten weg, worauf Michael Adrianszoon de Ruyter, der vom Matrosen zum Admiral emporgestiegen war, die Engländer unter Ascue bei Plymouth schlug. Am 8. October griff er mit der Trompschen Flotte, welche jetzt Witte Corneliszoon de Witte befehligte, vereinigt die beiden Englischen Admirale Blake und Ascue an der Flandrischen Küste an, mußte sich aber nach Verlust von vier Schiffen in guter Ordnung zurückziehen. Diesen Unfall ersetzte Tromp, als er am 10. December eine Flotte von dreihundert Kauffahrern durch den Canal in die Holländischen Häfen begleitete und den sich ihm entgegenstellenden Blake in die Themse zurückdrängte. Nicht so glücklich war eine zweite Expedition derselben Art im Anfange des nächsten Jahres; das Gefecht auf der Höhe von Portland währte drei Tage, und Tromp verlor durch die ihm an Zahl doppelt überlegenen Engländer elf Kriegsschiffe nebst dreißig Kauffahrern. Bald darauf (14. März) besiegte van Galen, der das Holländische Geschwader im Mittelmeer führte, eine Englische Flotte in der Nähe von Livorno; doch die Entscheidung sollte in den nördlichen Gewässern fallen. Neu verstärkt lief Tromp im Junius 1653 aus, und traf die Engländer auf der Höhe von Nieuport; die Zahl der Schiffe war auf beiden Seiten ziemlich gleich, jeder zählte etwa hundert Segel, doch waren die Englischen ungleich größer und stärker bemannt. Da die Schlacht am ersten Tage ohne Resultat blieb, wurde der Kampf am folgenden Morgen erneuert; aber die Engländer, welche eine Verstärkung von achtzehn Schiffen erhalten hatten, trieben nunmehr die Niederländer in die Schelde nach Vliessingen zurück, und nahmen eine bedeutende Anzahl Küstenfahrer, bis Corneliszoon de Witte mit sechs und zwanzig Schiffen vom Texel her zu Tromp stieß. Nun kam es bei Scheveningen zu einem wüthenden Gefecht, welches Tromps Tod, der durch eine Musketenkugel getroffen wurde, zum Nachtheil der Holländer entschied; sie verloren zehn, die Engländer acht Kriegsschiffe.

Der Ausgang dieser Schlacht mußte die Holländer belehren, daß ungeachtet aller Anstrengungen, ungeachtet der ausgezeichneten Tapferkeit, mit welcher sie fochten, die Kräfte ihres kleinen Freistaats der aufblühenden Macht Englands auf die Dauer nicht gewachsen seyn würden,

da mit einer so umfassenden Kriegführung, wie sie jetzt von ihren Gegnern, ganz anders wie ehemals von den Spaniern, betrieben wurde, und bei der günstigen Lage des Inselreichs zugleich eine völlige Störung ihres Handels verbunden war. Mehr als sechzehnhundert Holländische Kauffahrer waren von Englischen Kapern aufgebracht worden, kein Schiff kam durch den Canal, der Wallfischfang lag ganz darnieder, und selbst der Ostseeverkehr erlitt bedeutende Verluste. Unter solchen Umständen eröffnete Johann de Witt, der 1653, erst acht und zwanzig Jahr alt, zum Rathspensionar ernannt wurde, Unterhandlungen mit Cromwell), der sich um diese Zeit als Protector an die Spitze der Englischen Republik gestellt hatte), die nach langen Verzögerungen zum Abschluß eines Friedens führten (1654), in welchem die Niederländer versprachen, daß sie niemals die geflüchtete Königsfamilie von England unterstützen würden und daß ihre Fahrzeuge in den Britischen Gewässern stets vor Englischen Kriegsschiffen die Flaggen streichen sollten.

---

6. Frankreich unter der Regentschaft Marias von Medici.
(1610—1617.)

Heinrichs IV. ältester Sohn, Ludwig, zählte kaum neun Jahre beim Tode des Vaters. Gleich am Tage nach der Ermordung ihres Gemahls begab sich Maria von Medici ins Parlament, und ließ sich von diesem mit Uebergehung der Prinzen von Geblüt, der Nachkommen Ludwig Condé's, die Regentschaft übertragen Um die Ansprüche der Großen und der Religionsparteien, die Heinrichs weise Regierung im Gleichgewicht erhalten hatte, zu befriedigen, nahm sie Männer von allen Farben in großer Anzahl in den Staatsrath auf, war aber dabei entschlossen, wie ihre Vorgängerin Katharina von Medici die Angelegenheiten des Reiches nach eigenem Willen zu lenken. In den Verhältnissen Frankreichs zu den auswärtigen Mächten schlug sie sogleich den entgegengesetzten Weg von dem bisher befolgten ein; die Richtung gegen Oesterreich und Spanien wurde aufgegeben, im Innern hatte sie die Absicht, die Rechte der Protestanten zu beschränken. Um Freunde und Anhänger zu gewinnen, streute Maria die unter Heinrich IV. gesammelten Schätze mit vollen Händen aus, alle Maßregeln der vorigen Regierung wurden untergraben oder geradezu zurückgenommen; so daß der wackere Sully, der Schöpfer und Begründer der meisten Einrichtungen Heinrichs IV., welcher der Königin als Reformirter ver-

haßt war, schon im Januar 1611, durch allerlei wider ihn in Bewegung gesetzte Ränke gereizt, seine Entlassung begehrte und erhielt. Nachdem mit ihm die letzte Stütze des bessern Sinnes gefallen war, überließ sich Maria gänzlich ihren Vertrauten, den Botschaftern Spaniens und des heiligen Stuhles, dem Jesuiten Cotton, und dem Italiener Concini. Dieser, der Sohn eines Florentinischen Edelmannes, war in Begleitung der Königin nach Frankreich gekommen und hatte hier auf deren Wunsch ihre Milchschwester Leonore Galigai geheirathet. Er war ein körperlich schöner so wie geistig gewandter Mann, und da die Königin eines solchen bedurfte, stieg sein Einfluß täglich höher: er wurde nach der Reihe zum Marquis von Ancre, zum Gouverneur von Amiens, zum Großstallmeister und im Jahre 1614 zum Marschall von Frankreich ernannt.

Diese Erhebung eines Emporkömmlings, die maßlose Verschwendung und Verschleuderung der Staatsgelder an diesen und andere Günstlinge, die jährliche Vermehrung der ohnehin von Heinrich nicht ganz getilgten Schuldenlast, wozu die willkürlichsten Hemmungen des Rechtsganges kamen, erregten laute Unzufriedenheit unter den zurückgesetzten Prinzen und andern minder begünstigten Großen, wie unter dem gedrückten Volke, welche die Königin durch das Versprechen der Zusammenberufung der Reichsstände beschwichtigen zu müssen glaubte.

Nachdem der junge Dauphin sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, wurde er, einem Gesetze Karls V. gemäß, in einer feierlichen Sitzung des Parlaments, für mündig erklärt, worauf er selbst seine Mutter in eingelernten Worten bat, die Regierung auch noch fernerhin zu führen (2. Oct. 1614). Hierauf traten am 27. Oct. die Stände zusammen. Es waren 140 Geistliche, 132 Adeliche und 192 Abgeordnete des dritten Standes. Sie rathschlagten getrennt in drei Sälen des Augustinerklosters zu Paris; jeder Stand zerfiel nach den zwölf Provinzen, in welche Heinrich IV. das Reich getheilt hatte, in zwölf Abtheilungen mit zwölf Stimmen; die Mehrheit derselben entschied für jeden Stand insbesondere, in den Abtheilungen die Mehrheit der einzelnen Stimmen. Eine Hauptfrage betraf die Beibehaltung oder Abschaffung der Verkäuflichkeit der Beamtenstellen. Wie seines Orts erwähnt ist, hatte schon Karl V. Aemter verpachtet (Th. VI. S. 93); später war man hierin weiter gegangen, und Franz I. hatte Stellen und Einkünfte schon in großer Anzahl verkauft (Th. VII. S. 224). Unter Heinrich IV. wurden dieselben durch die Einführung der Pau-

lette erblich; doch war die Auflegung dieser Steuer (Th. VIII. S. 142) damals nur auf neun Jahre bewilligt worden, welche Frist jetzt zu Ende lief. Obgleich Adel und Geistlichkeit auf die Abschaffung drangen, scheiterte diese dennoch an dem Widerspruch des dritten Standes, dessen Repräsentanten größten Theils selbst Inhaber erkaufter Stellen waren, und an der Unlösbarkeit der Frage, wie man den hierdurch entstehenden Ausfall in den Finanzen decken sollte. So wurde denn auch späterhin trotz verschiedener Versuche der Aufhebung diese Verfassung des Beamtenstandes bis auf die Zeiten der Revolution beibehalten. Die Anträge der Versammlung in Betreff der die Einnahmen weit überschreitenden Ausgaben, der Einziehung der hohen an Unwürdige und Geschäftslose vom Hofe bezahlten Jahrgelder, setzte die Königin nicht in Vollzug, und dem Verlangen der beiden ersten Stände auf Einführung der Beschlüsse des Tridentinet Conciliums und Zurückstellung des reformirten Kirchenguts in Bearn setzten die unter dem dritten Stand befindlichen Hugenotten heftigen Widerspruch entgegen. So löste die Königin, der die Uneinigkeit der Versammlung erwünscht kam, dieselbe auf, ohne daß die von dem Volke, dessen Unzufriedenheit täglich höher stieg, auf die Reichsstände gesetzten Hoffnungen im Geringsten befriedigt worden wären. Seitdem ist in hundert vier und siebzig Jahren kein Reichstag in Frankreich mehr berufen worden.

Wenn die Krone im Sinne uneingeschränkten Gebahrens auf diese Weise vermied, die Rechte der Stände zur Anwendung kommen zu lassen, so fühlten sich von nun an die Parlamente immer mehr berufen, den Schutz derselben gegen Willkür und Gewalt zu übernehmen. Wir kennen die Entstehung so wie die Vermehrung dieser Gerichtshöfe (Th. V. S. 324), ihre Anzahl stieg nach der der Gouvernements allmählig bis auf zwölf. Vor Allem war es das Pariser Parlament, als der ehemalige höchste Lehnshof des Königs und des Reichs, in welchem bei Anklagen hoher Barone auch noch die königlichen Prinzen und die Pairs von Frankreich saßen, das mit größerem oder geringerem Erfolg diese Vertretung durchzuführen suchte. Anlaß dazu gab gewöhnlich die lange hergebrachte Gewohnheit, den Parlamenten die neuen Gesetze und Verordnungen vorzulegen, da sie als oberste Rechtsbehörden vornehmlich über deren Ausführung zu wachen hatten. Hierbei machten sie dann Gegenvorstellungen, und die unteren Beamten und Behörden erklärten sich mit Recht durch

keine Bestimmung gebunden, welche ihre Vorgesetzten nicht in die Gesetzregister eingetragen hätten. Dagegen behaupteten die Könige, es hange nur von ihrem guten Willen ab, die Vorstellungen (remontrances) der Parlamente anzunehmen oder zurückzuweisen, und zwangen die Räthe gewöhnlich durch persönliches Erscheinen in ihren Sälen (lit de justice) die Gesetze einzutragen. Indeß hielten sich die Parlamente auch sonst berechtigt, über öffentliche Angelegenheiten mitzusprechen. So übergab das Pariser Parlament gleich nach Auflösung der Reichsstände am 22. Mai 1615 der Königin eine große Vorstellung, die hauptsächlich gegen die Mißbräuche der Finanzverwaltung gerichtet war; allein Maria, durch den Tadel ihrer Regentschaft, „der glücklichsten, die Frankreich gesehen", wie sie sich ausdrückte, erbittert, befahl den Abgeordneten, sich niemals wieder dergleichen herauszunehmen, sonst werde der König die Schuldigen zu strafen wissen.

Einen nachdrücklicheren Widerstand drohte die Aufregung der Protestanten dem Hofe zu bewirken, als Maria durch die Vermählung Ludwigs XIII. mit der Tochter König Philipps III. von Spanien, Anna, ihre Absichten und Zwecke auf das Deutlichste an den Tag legte; mit ihnen vereinigten sich die unzufriedenen Großen, an deren Spitze der junge Heinrich Condé, Sohn des 1588 gestorbenen Prinzen gleiches Namens und Enkel Ludwig Condé's, stand. Man rüstete und begann die Feindseligkeiten von beiden Seiten, worauf der Hof zu seinem gewöhnlichen Mittel griff, den Prinzen durch Geld wiederzugewinnen. Er erhielt 1,500,000 Livres und den Vorsitz im königlichen Rath, worauf der Friede zu Loudun (6. Mai 1616) geschlossen wurde, welcher den Hugenotten einige Vortheile zusicherte, die aber nachher nicht bewilligt wurden und neue Zwistigkeiten und Bewaffnungen herbeiführten. Inzwischen zog sich ein gefährlicheres Ungewitter über dem Haupte der Königin und ihrer Vertrauten zusammen. Der Gesellschafter Ludwigs und Gefährte seiner kindlichen Spiele, Albert de Luynes, früher Page Heinrichs IV., hatte sich dessen ausschließende Gunst zu erwerben gewußt. Dem Uebermuth, mit welchem Concini und seine Frau den jungen Herrscher behandelten, die unwürdige Vernachlässigung, die er von seiner Mutter erfuhr, und die Eifersucht, mit welcher ihn diese zugleich von allen Geschäften entfernt hielt, benutzte der Vertraute, der selbst nach d'Ancre's Macht begierig war, des Königs Gemüth gegen diesen und Maria immer mehr einzunehmen. Er sprach von Planen, die der Marschall gegen

ihn im Schilde führe, von Vergiftung und andern Dingen, so daß Ludwig endlich in die Verhaftung d'Ancre's und dessen Ermordung im Fall der Widersetzlichkeit willigte. Als der Marschall am 24. April 1617 gegen zehn Uhr Morgens in's Louvre kam, wurde das große Thor hinter ihm geschlossen, und der Befehlshaber der königlichen Leibwache, Vitry, trat auf der Brücke mit den Worten auf ihn zu: Ich verhafte Euch im Namen des Königs. In demselben Augenblicke wurde Concini durch drei Pistolenschüsse, welche die Begleiter Vitry's abfeuerten, niedergestreckt. Auf den Ruf der Mörder, es lebe der König! erschien dieser am Fenster und sprach: „Ich danke euch, zu dieser Stunde bin ich König. Ruft die alten Diener meines Vaters; nach ihrem Rathe will ich regieren." Welchen Grad die Wuth eines gedrückten Volks erreichen kann, wenn es seiner Tyrannen endlich mächtig wird, sah man auch hier. Man hatte d'Ancre's Leichnam still in der Kirche St. Germain begraben, aber der Pöbel erfuhr nicht sobald den Begräbnißort, als er in großen Schaaren hinstürmte, ihn herausriß, durch die Straßen schleppte, an einen Galgen hängte, den er selbst hatte erbauen lassen, dann das Herz ausriß, das Fleisch in Stücke zerschnitt, Alles in einem großen Feuer verbrannte, und endlich Asche und Knochen in die Seine warf. Gleich nach dem Morde des Marschalls ließ Ludwig seiner Mutter sagen, sie möge auf ihrem Zimmer bleiben, er werde fortan für die Geschäfte sorgen. Hierauf wurde sie, nachdem ihre Leibgarde entwaffnet war, streng bewacht. Vergebens wünschte sie den jungen König, ihren Sohn, zu sprechen; man deutete ihr vielmehr an, daß sie den Hof verlassen und sich auf ihre Besitzungen begeben solle. Mit verbissenem Schmerze entschloß sie sich endlich nach Blois zu gehen, und nahm am Tage der Abreise die Abschiedsbesuche des Hofes mit ziemlicher Fassung an. Auch der König erschien mit seinem Bruder Gaston von Orleans und dem Herrn von Luynes, und sagte ihr einige kalte Worte. Sie hatte gehofft, ihn noch bei dieser Gelegenheit zu rühren und umzustimmen; da er sich aber auf nichts einließ, und sogar ihrer Umarmung durch eine schnelle Verbeugung auswich, stürzten ihr die Thränen der Verzweiflung von den Wangen, und weinend stieg sie in die Sänfte (4. Mai 1617), welche sie in Begleitung einiger Damen, von einer starken Bedeckung umgeben, nach Blois führte. Ludwig sah ihre Abreise vom Balcon des Louvre herab mit seiner Gemahlin an, aß sehr heiter zu Mittag, und jagte dann im Gehölz von Vincennes. Gegen

Concini's Frau, welche ebenfalls verhaftet worden war, mußte das Parlament ein Verfahren eröffnen, in Folge dessen dieselbe als der Verletzung himmlischer und irdischer Majestät schuldig und als Hexe zum Tode verurtheilt wurde, obgleich man ihr nichts hatte beweisen können und sie mit Festigkeit geantwortet und ihre Sache wohl vertheidigt hatte. Mit ähnlicher Standhaftigkeit benahm sie sich bei der Hinrichtung, worauf ihr Leichnam verbrannt wurde.

---

7. Unruhen in Frankreich während der Regierung Ludwigs XIII. (1617—1624.)

Durch den Sturz der Königin und den Fall der Concini wurde die traurige Lage Frankreichs wenig verbessert. Ludwig, dessen Geburt einst seinem großen Vater Freudenthränen entlockt hatte, war schwach an Körper und Geist, und fühlte selbst das Bedürfniß, von Andern regiert zu werden; der träge Gang seiner Gedanken stand ganz still, sobald er nicht von lebhafteren Köpfen unaufhörlich angestoßen ward. So erlangte Luynes mit den Gütern bald auch den Einfluß des Marschalls auf die Regierung, nur daß er im Ganzen noch unfähiger war als jener. Nicht blos die Kenntniß, sondern auch die zu Staatsgeschäften nöthige Gewandtheit mangelte ihm.

Gleich nach der Ermordung d'Ancre's hatte der König eine Bekanntmachung erlassen, in der er sagte, daß er um der Unzufriedenheit seiner Unterthanen ein Ende zu machen und dem Aufruhr vorzubeugen, selbst die Regierung angetreten habe; der Marschall wäre zur Untersuchung gezogen worden, wenn er nicht durch Widersetzlichkeit seinen Tod herbeigeführt hätte*). Danach berief er zur Abhülfe der Beschwerden eine Versammlung der Notablen des Reiches, aus mehreren Geistlichen, Edelleuten, hohen Steuerbeamten und Parlamentspräsidenten bestehend, nach Rouen, auf welcher indeß eben so wenig ausgerichtet wurde, als auf der Ständeversammlung seiner Mutter. Der Gang der Ereignisse unter der Regentschaft wiederholte sich unter dem Könige; der Adel, welcher mit dem Marschall unzufrieden gewesen war, daß er ihn von allem Einfluß auf die Angelegenheiten ausgeschlossen hatte, betrachtete Luynes aus demselben Grunde bereits mit nicht minderem

*) Raumer, Geschichte Europas Bd. IV. S. 44.

Hasse. Hierauf baute die unruhige Königin Mutter einen Plan, wieder an das Ruder zu gelangen. Sie setzte sich mit mehreren Unzufriedenen heimlich in Verbindung, obgleich sie streng beobachtet wurde, und fand, daß sie am meisten auf den mächtigen Herzog von Epernon rechnen könne, der Gouverneur von Angoumois und Saintonge war und reiche Landschaften in Guienne besaß. Zunächst kam es darauf an, der Gewalt des Königs zu entfliehen. In der Nacht vom 21. zum 22. Februar 1619 stieg die Königin mit Hülfe ihres Stallmeisters auf einer Leiter aus dem Fenster ihres Zimmers im Schlosse von Blois hinab, und eilte nach Angouleme in den Schutz des Herzogs. So gesichert, trug sie ihre Beschwerden dem Könige vor, wendete sich an die Statthalter der übrigen Provinzen und an die unzufriedenen Edelleute, suchte den König von Spanien zu gewinnen, und ließ durch den Herzog von Epernon Werbungen und Bewaffnungen anstellen, um ihre Plane nöthigen Falls mit Gewalt durchzusetzen. Nicht ohne Unruhe sah Luynes den Keim des Bürgerkrieges hervorgehen; und nachdem auch ein Versuch, die Königin von dem Herzoge von Epernon zu trennen, mißlungen war, beschloß er mit ihr zu unterhandeln und sich zu diesem Zwecke des Bischofs von Luçon zu bedienen.

Armand Jean war der dritte Sohn Franzens du Plessis, des Herrn von Richelieu im Lande Poitou. Er war zu Paris am 5. September 1585 geboren, und früh schon trat in dem rastlos thätigen Knaben das Bestreben hervor, sich weit über seines Gleichen emporzuschwingen. Anfangs als jüngerer Sohn zum Kriegsdienste bestimmt, war er der erste in allen Leibesübungen gewesen; als ihm aber Heinrich IV., nachdem sein zweiter Bruder ins Kloster gegangen, die Aussicht auf dessen Bisthum Luçon gab, legte er sich mit dem größten Eifer auf theologische Studien, und bewirkte es durch seine vorzügliche Geschicklichkeit, daß er schon in seinem zwei und zwanzigsten Jahre in Rom die bischöfliche Weihe erhielt. Aber nicht zufrieden mit dieser ungewöhnlichen Begünstigung, richtete er sogleich den Blick nach größeren Höhen. Auf der Ständeversammlung von 1614 ward er der Königin und dem Marschall d'Ancre bekannt, worauf er bald von diesem zum Staatsrath und im Jahre 1616 sogar zum Staatssecretär befördert wurde. Nach dem Sturz des Günstlings verlor er natürlich seine Stelle. Er begleitete die Königin in ihre Verbannung nach Blois, ward aber, weil man seinen Verstand und sein Urtheil fürchtete, auf Luynes Betreiben von hier nach Avignon verbannt. Jetzt wünschte

der neue Günstling selbst sich Richelieus Einfluß auf die Königin bedienen zu können, und der Letztere zeigte keine Abneigung zu einem Geschäfte, welches ihn über beide Parteien stellte. Durch seine Vermittelung ward dann auch wirklich am 30. April 1619 ein Vergleich zwischen dem Könige und seiner Mutter zu Stande gebracht, bei welchem die Letztere das Gouvernement von Anjou sammt der Stadt Angers und volle Verzeihung für alle ihre Anhänger erhielt. So waren nun zwei Höfe in Frankreich, der königliche in Paris und der der Königin Mutter in Angers. Da diese in den ihr gemachten Zugeständnissen nur den Anfang größeren Gelingens sah, anderseits die Unzufriedenheit des Adels mit dem Günstlinge fortdauerte und sogar durch einige Veränderungen in der Besetzung der Gouvernements zum Vortheil von Luynes Freunden und Verwandten stieg, konnte der Ausbruch neuer Mißhelligkeiten nicht entfernt sein. Ehe ein Jahr verging, sammelte Epernon und der Herzog von Mayenne, Gouverneur von Guienne, Truppen gegen Luynes und den König. Der ganze Adel der Normandie, der Bretagne, von Maine, Anjou, Guienne und Gascogne erklärte sich für die Königin. Bei dieser Stärke seiner Gegner glaubte Luynes mit Recht durch bloße Unterhandlungen ohne den Nachdruck der Waffen nichts durchsetzen zu können. Mit dem Könige und achttausend Mann Fußvolk und einiger Reiterei brach er schnell gegen die Normandie auf, nahm Rouen, Caen, Dieppe, und wendete sich gegen die Bretagne, wo sein Vorrücken von ähnlichen Erfolgen begleitet wurde. „Eine Partei, die aus losen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, sagt Richelieu in seinen Memoiren über diese Ereignisse, und keinen andern Mittelpunkt hat als Unzufriedenheit mit der Regierung, die Aenderungen will, aber ohne recht zu wissen welche, wird der rechtmäßigen Regierung gegenüber wenig Kraft und Bestand zeigen." In diesem Sinne rieth er der Königin, der er seit dem letzten Vertrage wieder eifrig zur Seite stand, dringend, sich mit Ludwig zu versöhnen. Auch Luynes durfte die Gegenpartei nicht aufs Aeußerste treiben und hatte namentlich den Anschluß der Hugenotten an die Mißvergnügten zu fürchten, so daß er die Vorschläge Marias nicht zurückwies, obgleich er schon bis in die Nähe von Angers vorgedrungen war. So kam am 10. August 1620 ein neuer Vertrag zu Stande, in Folge dessen die Königin gegen die Erlaubniß der Rückkehr an den Hof sich von den Mißvergnügten lossagte. Außerdem erhielt sie die Zusage, daß der König für den Bischof von Luçon in Rom um den Cardinals-

hut anhalten wolle, und dessen Nichte, ein Fräulein von Pontcourlai, mit einem Neffen des nunmehrigen Herzogs von Luynes vermählt werden sollte, zur dauernden Versöhnung beider Parteien. Der König umarmte hierauf seine Mutter zu Brissac mit großem Schein von Zärtlichkeit, und alle Mißvergnügten, welche binnen acht Tagen die Waffen niederlegten, erhielten Verzeihung.

So war die Ruhe des Reiches wiederhergestellt und die Königin am Ziel ihrer Entwürfe, aber die Entscheidung des noch übrigen Streitpunktes, ob sie oder Luynes größeren Einfluß auf den König und den Gang der Geschäfte erlangen würde, wurde durch Begebnisse anderer Art aufgehalten. Wie in Deutschland hatte auch in Frankreich von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an eine innere Zusammennahme und Reaction des Katholicismus statt gefunden, welche in blutige Bürgerkriege übergehend, durch Heinrichs IV. Thronbesteigung nicht gehemmt ward. Dieser trug vielmehr, obgleich durch die protestantische Partei emporgekommen, durch eine bessere und würdige Besetzung der Kirchenstellen, welche durch das Concordat von 1516 (Th. VII. S. 223) in der Hand des Königs von Frankreich war, sehr bedeutend zu dessen Erhebung bei. Die Kirche selbst war mit eifrigen Reformen in ihrem Innern beschäftigt, die Benedictiner, Dominicaner, Franziscaner traten zu neuen Congregationen zusammen, die ersteren übernahmen es ganz besonders sich der Erziehung und dem Unterricht des Adels und der Geistlichen zu widmen, und ihren daneben betriebenen eigenen Studien haben wir die wichtigsten und umfassendsten Werke namentlich für die Geschichte Frankreichs zu danken. Vincenz von Paula stiftete eine Vereinigung von Geistlichen zu Missionen unter den Landpfarrern und dem Landvolke; Peter von Berulle gründete ein Institut zur Bildung von Geistlichen für den Kirchendienst, ohne weitere Gelübde von den Mitgliedern zu fordern; für den ersten Unterricht der Kinder brachte Romillon eine Verbindung zu Stande. Ein ähnlicher Geist der Sorge für Erziehung, Unterricht, Krankenpflege, Wohlthätigkeit, für eigene Befestigung und Erbauung im Glauben lebte in den Congregationen der Frauen und vermehrte dieselben *). Dies hatte bedeutende Rückwirkungen; schon begannen die Reformirten über Abtrünnige zu klagen. Gleich nach dem Tode Heinrichs IV. war von einigen Eiferern die völlige Unterdrückung der Protestanten in Vorschlag gebracht,

*) Ranke Päpste. Th. II. S. 430 fg.

von den Vernünftigen und Gemäßigten aber noch die Bestätigung des Edicts von Nantes durchgesetzt worden. Die Zurückstellung des Kirchenguts in Bearn, das von Heinrich IV., ehe er den Thron Frankreichs bestieg, eingezogen worden war, welche schon auf der Reichsversammlung im Jahre 1614 in Antrag gebracht wurde, führte zu neuen Streitigkeiten, als Luynes dieselbe im Jahre 1617 durch ein Edict anbefahl. Nach der Versöhnung des Königs mit Maria von Medici, während man fortwährend mit den Reformirten unterhandelte, ließ Papst Paul V. ernstlich darauf dringen, den günstigen Augenblick nun endlich zu einer großen Unternehmung gegen die übermächtigen Ketzer zu benutzen. Es hatten diese damals in Frankreich über siebenhundert Kirchsprengel inne, viertausend Adelige hielten sich zu ihnen, zweihundert befestigte Orte waren in ihren Händen. Man rechnete, daß sie gegen fünf und zwanzigtausend Bewaffnete ins Feld stellen könnten. Zur Wahrnehmung ihrer gemeinsamen Interessen hielten sie von Zeit zu Zeit Versammlungen, welche die verschiedenen reformirten Landschaften und Kirchspiele durch Abgeordnete beschickten; und diejenige, welche im Herbst des Jahres 1620 zu La Rochelle zusammentrat, beschäftigte sich die schon länger vorbereitete Eintheilung und Organisation ihrer Länder in sieben Kreise zu Stande zu bringen, und ernannte Befehlshaber für die Kriegsleute derselben; wie denn überhaupt die Reformirten seit längerer Zeit einen festen, für sich abgeschlossenen Staat in Frankreich bildeten. Trotz dieser Ehrfurcht gebietenden Macht wurden jetzt zuerst die eingezogenen Kirchengüter in Bearn den Katholiken mit Gewalt zurückgegeben und ihnen die Hauptkirche des Landes in Pau wieder eröffnet, zur selben Zeit als die Böhmen in der Schlacht am weißen Berge unterlagen, und im folgenden Jahre beschloß Luynes, der sich deshalb mit der Würde des Connetable von Frankreich bekleiden ließ, offenen Krieg gegen die Reformirten zu erheben. In den nördlichen Provinzen wurden dieselben mit leichter Mühe entwaffnet, weil sie hier in unverhältnißmäßiger Minderzahl waren; ihre Hauptstärke war im Süden von der Loire bis zu den Pyrenäen. Der König selbst, mit dem erlesensten Theile des Französischen Adels, begleitete die Truppen, welche etwa funfzehntausend Mann stark einige Plätze, Saumur, St. Jean d'Angely, Clerac und andere, eroberten. Vor Montauban scheiterten Luynes Anstrengungen, und bei der Belagerung von Monheur, die hierauf unternommen wurde, fiel der Günstling in ein Fieber, welches seinem Leben, im drei und vierzigsten Jahre seines Alters,

ein Ende machte (15. Dec. 1621). Selbst der König war seiner in der letzten Zeit überdrüßig geworden, und hatte seine Anmaßungen mit Unwillen ertragen. Im Felde hatte er noch einmal soviel Gepäck als Ludwig mit sich geführt, und in den Quartieren wurde immer zuerst für ihn gesorgt. In seinen letzten Augenblicken mußte der Günstling noch empfinden, wie wenig ein bloß äußeres Ansehen ohne innere Würdigkeit vermag; denn seine Diener und Genossen erwarteten nicht einmal seinen Tod, um ihn zu verlassen; in den beiden letzten Tagen seiner Krankheit war sein Zimmer leer, die Thüren standen offen, und Niemand bekümmerte sich um ihn. Ja als sein Leichnam nach Maille in Touraine, dem Hauptort seines kleinen sogenannten Herzogthums, abgeführt ward, sah man nicht selten, anstatt betender Geistlichen, die ihn hätten begleiten sollen, einige Diener auf seinem Sarge Karten spielen.

Nunmehr stand die Königin Mutter wieder allein neben und über ihrem Sohne. Allein sie benahm sich mit größerer Mäßigung als zur Zeit ihrer Regentschaft, ein Verdienst, welches weniger ihr selbst als den ausgezeichneten Geistesgaben ihres Günstlings, nunmehrigen Cardinals von Richelieu, beizumessen ist. Indeß ging der Krieg gegen die Reformirten fort, zu dem die katholische Geistlichkeit eine sehr bedeutende Summe hergegeben hatte; aber die tapfere Gegenwehr derselben zwang den König am 19. October 1622 zu einem Frieden, dessen wesentlicher Inhalt die Bestätigung des Edicts von Nantes war. Die Reformirten behielten die ihnen durch die früheren Bestimmungen zugestandene eigene Gerichtsbarkeit und eigene Beamten, nur sollten sie in Zukunft ohne königliche Bewilligung keine allgemeinen Versammlungen über politische Angelegenheiten halten dürfen. Die Leitung der Geschäfte des katholischen Frankreichs hatte nach Luynes Fall zunächst der Finanzminister Vieuville übernommen mit mehreren andern Ministern und Räthen, welche sämmtlich noch von jenem ernannt worden waren. Um diese zu verdrängen, suchte die Königin, nachdem sie selbst Zutritt zu den Berathungen erhalten hatte, auch ihren Vertrauten in den Staatsrath zu bringen, und setzte diese Absicht endlich nach zweijährigen Bemühungen durch, trotz des Widerstrebens des Königs, der wie die Uebrigen den überlegenen Geist Richelieus fürchtete. Am 29. April 1624 ward dieser in den Staatsrath unter der Bedingung aufgenommen, seine Meinung zu sagen, wenn er aufgefordert werde, ohne sich weiter in die nähere Verhandlung der Geschäfte zu mischen. Kaum

aber hatte der gewandte Mann hier Fuß gefaßt, als auch nach einem halben Jahre Vieuville gestürzt und er selbst an die Spitze der Regierung gestellt war. Jener hatte auf dringendes Anliegen der Königin Mutter selbst die Aufnahme des Cardinals in den Staatsrath in der Hoffnung befördert, immer noch die Superiorität behaupten und Richelieu, durch Dankbarkeit an ihn gefesselt, als Mittel für seine Zwecke brauchen zu können. Hierin hatte er sich über seine eigenen Talente getäuscht, obwohl er sonst ein redlicher Mann war und die gegen seine Verwaltung angestellte Untersuchung ihn keiner Unterschleife im Finanzwesen überführen konnte.

---

8. Richelieus Staatsverwaltung.
(1624—1642.)

„Als ich die Geschäfte übernahm, schreibt Richelieu, benahmen sich die Großen, als wären sie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Landschaften, als wären sie unabhängige Herren. Jeder maß seine Verdienste nach seiner Kühnheit, Niemand begnügte sich mit dem, was ihm zukam. Auswärtige Verhältnisse und Bündnisse wurden vernachlässigt, das öffentliche Wohl überall dem persönlichen Vortheil nachgesetzt und die königliche Gewalt verachtet.“ — So verhielt es sich in der That, es war aber auch in Richelieu der Mann erschienen, der diesen großen, das Reich mit innerer Auflösung bedrohenden Uebeln kräftig und nachdrücklich entgegen zu arbeiten verstand. Ein neuer Geist war der Regierung eingehaucht, seitdem Ludwig sich ganz seiner Leitung überließ und die Zügel der Herrschaft völlig in seine Hände legte. Zunächst traten die Wirkungen dieser Veränderung in der äußeren Politik hervor, die sich bisher so schwach gezeigt, und in dem Grade unter Spanischem Einflusse gestanden hatte, daß Französische Vermittelung, wie oben erwähnt worden ist, im Jahre 1620 den Ulmer Waffenstillstand zwischen dem Kaiser Ferdinand und der Union herbeigeführt hatte. Richelieu nahm sofort die Politik Heinrichs IV. wieder auf, um die Habsburgische Macht in Oesterreich und Spanien zu vermindern. Die Holländer wie die Deutschen Kriegsfürsten Mansfeld und Christian von Braunschweig erhielten Subsidien, und schon im November 1624 brachte er einen Vermählungsvertrag zwischen der Schwester Ludwigs, Henriette Maria, und dem Prinzen von Wales,

dem nachmaligen Könige Karl I., zu Stande; Spanien zwang er 1626 nach einigen Feindseligkeiten zu einem Vergleich, in dem es die besetzte Valtellina aufgab. Den Mantuanischen Erbfolgestreit, bei welchem Ludwig und Richelieu selber im Felde erschienen, endete der Friede von Chierasco im Jahre 1631 in der Art, daß der Kaiser und der König von Spanien Karln von Nevers als Herzog von Mantua anerkannten, und Savoyen die wichtige Festung Pignerol an Frankreich abtreten mußte. Von Richelieus Verbindung mit Schweden, seiner Theilnahme am dreißigjährigen Kriege, die zuerst nur in Subsidien bestand, dann aber durch eigene Heere am Rhein, in den Niederlanden, in den Pyrenäen und in Italien kräftiger eingriff, ist bereits die Rede gewesen. Doch erntete er die Früchte aller dieser Saaten noch nicht.

Im Innern verließ Richelieu mit der Uebernahme der Geschäfte seine Stellung als Parteimann und faßte einzig und allein das Wohl des Staates ins Auge. In der Verfolgung der hierauf bezüglichen Zwecke konnte es nicht fehlen, daß er die mannichfaltigen unberechtigten Interessen, die unter der vorhergehenden schlaffen Verwaltung hervorgetreten und befriedigt worden waren, verletzte und sich zahlreiche und leidenschaftliche Feinde machte. Am Hofe fühlte sich der Bruder und wahrscheinliche Nachfolger des Königs, Gaston von Anjou, obgleich er damals erst achtzehn Jahr alt geworden war, durch den Minister herabgesetzt und von dem ihm gebührenden Einfluß ausgeschlossen. Als daher Maria von Medici und der Cardinal wünschten, daß er sich mit der Prinzessin von Montpensier, aus dem Hause Guise, vermählen möchte, glaubte er hierin nicht ganz mit Unrecht eine neue Maßregel zu sehen, um ihn des Ansehens, das für ihn aus der Ehe mit einer auswärtigen Fürstin hervorgehen würde, ein für alle Mal zu berauben. Von seinen ehrgeizigen Günstlingen und Umgebungen wurde dieser Argwohn immer höher gesteigert. Von geheimen Planen zur Erhebung Anjou's auf den Thron und von einer zu diesem Zweck angeknüpften Verbindung des Prinzen mit Spanien und anderen Mächten unterrichtet, ließ Richelieu den Erzieher und Vertrauten desselben, den Marschall von Ornano, verhaften. Wie diese durchgreifende Maßregel die Anhänger des Prinzen einerseits mit Furcht erfüllen mußte, trieb sie dieselben anderseits auch zur Schnelligkeit im Handeln und zur Rache. Man beschloß, unter dem Vorwande einer Jagd, den Cardinal auf seinem Landgute Fleury zu besu-

chen, und sich entweder seiner Person zu bemächtigen, um ihn nach der Bretagne, deren Gouverneur, Cesar von Vendome, im Einverständnisse war, zu entführen, oder mit vorgehaltenen Dolchen zu entehrenden Versprechungen zu zwingen, oder endlich ihn zu tödten. Der Graf von Chalais, ein leidenschaftlicher junger Mann, der den Plan entworfen hatte, suchte auch den Commandeur von Valençay ins Geheimniß zu ziehen, allein dieser entdeckte das Vorhaben dem Cardinal. Die Jäger fanden unvermuthet das Schloß zu Fleury mit starken Wachen besetzt, und gleich darauf wurden auf königlichen Befehl der Graf von Chalais, der Herzog von Vendome und dessen Bruder, der Großprior von Bourbon, beide natürliche Söhne Heinrichs IV. und der schönen Gabriele d'Etrées, gefangen gesetzt. Dem Grafen von Chalais ward, mit unverzeihlicher Verletzung des rechtmäßigen Laufes der Gesetze, der Proceß vor einem außerordentlichen Gerichte gemacht, welches ihn zum Tode verurtheilte. Er sollte zu Nantes, wo er gefangen saß, enthauptet werden. Seine Freunde bestachen den Scharfrichter dieser Stadt, daß er sich wie zufällig entfernte. Allein das Urtheil mußte an demselben Tage, da es dem Marschall angekündigt wurde, auch vollzogen werden. In der Verlegenheit trug man jetzt zweien Verbrechern, denen man dafür Begnadigung versprach, das Amt des Scharfrichters auf, und dies machte den Tod des Grafen sehr schmerzlich, denn er erhielt einige zwanzig Hiebe, ehe der Kopf herunter fiel. Ornano war bereits im Gefängniß gestorben; die beiden Vendome, deren königliches Blut man nicht vergießen wollte, blieben in enger Haft. Selbst die Gemahlin Ludwigs, Anna von Oesterreich, wie die Spanische Prinzessin als Tochter Margaretas von Oesterreich in Frankreich genannt wurde, die der Mitwissenschaft beschuldigt war, durfte sich nicht aus dem Louvre entfernen und ward vom Könige mit der größten Mißachtung behandelt. Der Herzog von Anjou, ein eben so großer Schwächling als der König, hatte sich beim Mißlingen des Planes leicht gefügt und ohne Gewissensbisse die gefährlichen Absichten seiner Genossen den Richtern offen dargelegt, und hierauf eine Erklärung unterzeichnet, in welcher er seine bösen Entwürfe eingestand und Besserung gelobte. Danach mußte er auch in die Heirath mit der Prinzessin von Montpensier willigen, wurde aber dafür so freigebig bedacht, daß er die Herzogthümer Orleans und Chartres, die Grafschaft Blois und außerdem noch 660,000 Livres jährlicher Ein-

künfte erhielt. Am 5. August 1626 wurde die Vermählung des Herzogs von Orleans (so wurde er von jetzt an genannt) gefeiert.

Nach dem Sturz der feindlichen Hofpartei schien Richelieus Ansehen für immer befestigt, da er sich überdieß im vollkommensten Einverständniß mit der Königin Mutter befand. Er beschloß, diesen Augenblick zur gänzlichen Entwaffnung der Partei, welche seit hundert Jahren so viele Unruhen in Frankreich veranlaßt und zu anderen den Vorwand hatte hergeben müssen, der Reformirten, zu benutzen, um sie nicht länger als einen Staat im Staate mit eigenen Heeren, Festungen und Steuern fortbestehen zu lassen. Den Frieden, welcher 1622 geschlossen worden war, hatte man von Seiten des Hofes so wenig als die früheren ernstlich gehalten. An vielen Orten wurde der protestantische Gottesdienst gehindert, die Reformirten sollten ihre religiösen Lieder und Psalmen nicht mehr öffentlich singen, man machte Versuche, die Wahl der Magistrate in den reformirten Städten in die Hände des Königs zu bringen. Dazu kam die innere Schwächung der Calvinisten durch den Erfolg der katholischen Missionen. Die Jesuiten hatten in Lyon, Aix, Pau neue Sitze ihres Ordens gegründet, die Capuziner bekehrten zahlreiche Abgefallene in Poitou und Languedoc, der Franciscaner Villele führte die ganze Stadt Foix in den Schooß der katholischen Kirche zurück; selbst angesehene Männer traten über, andere ließen sich durch Geschenke und Ehrenstellen vom Hofe gewinnen; und daß allmählig in der Mehrzahl der reformirten Städte die Einwohnerschaft sich wieder theilweise zum Katholicismus bekannte, mußte deren Widerstandsfähigkeit ungemein vermindern, wenn nicht ganz aufheben. Schon im Jahre 1625 hatten die Protestanten aufs Neue die Waffen ergriffen, um sich gegen diese vielfachen Unbilden zu schützen und weiteren Verlusten vorzubeugen, und hatten dadurch Richelieus Plane gegen Oesterreich und Spanien gestört. Es war ein heftiger, aber kurzer Kampf geführt worden; denn die Kunde von dem mit Spanien abgeschlossenen Vertrage zwang die Reformirten schon im April 1626 zum Frieden, da sie beim Beginn des Krieges auf die Beschäftigung der katholischen Streitkräfte Frankreichs durch jene Macht gehofft hatten (Th. VIII. S. 317). Aehnlichen Störungen vorzubeugen, setzte Richelieu jetzt alle Kräfte gegen sie in Bewegung. Er näherte sich zu diesem Zwecke sogar dem Könige von Spanien wieder, und schloß mit ihm ein Bündniß gegen England, um die Reformirten der Hülfe dieser Macht zu berauben. Selbst die Holländer

gaben Schiffe gegen ihre Glaubensgenossen, da Frankreich nur eine unbedeutende und ungeübte Seemacht hätte, mehrere Hauptfestungen der Reformirten aber an der Küste lagen. Dagegen traten die kriegsversuchten Anführer der Reformirten, Rohan und Soubise, mit England in Verbindung und begannen im Frühjahre 1627 ihre Werbungen. In Languedoc eröffnete hierauf der Prinz von Condé den Krieg von Seiten des Hofes; die Belagerung von La Rochelle, des Hauptwaffenplatzes der Reformirten, wollte Richelieu selber leiten. Im Sommer setzten sich die Truppen in Marsch, die der König in Person begleitete. Man eroberte mehrere kleinere Plätze, und wandte sich hierauf gegen La Rochelle, wobei sich der Cardinal ebenso gewandt und thätig in kriegerischen als früher in politischen Dingen zeigte. Inzwischen war der Herzog von Buckingham, der neben dem König Karl von England eine ähnliche Stelle einnahm, wie Richelieu neben Ludwig XIII., bereits mit einer mächtigen Flotte auf der Insel Rhe in der Nähe von La Rochelle gelandet, und hatte dieselbe bis auf das Fort St. Martin erobert. Die erste Aufgabe war, diesen Punkt zu retten und die Engländer aus ihrer wichtigen Stellung zu vertreiben. Das Gelingen der hierauf bezüglichen Unternehmungen war vor Allem Richelieus Anstalten zuzuschreiben. Am 28. September brachen vierzehn Französische Schiffe durch die Hafensperre und verproviantirten das Fort; bald nachher gelang es dem Marschall Heinrich von Schomberg, sich mit einem zahlreichen Corps auf der Insel festzusetzen, wodurch Buckingham zur Aufhebung der Belagerung und zum Rückzuge auf die Flotte genöthigt wurde, bei welchem er über 2000 Mann verlor. Darauf wurde La Rochelle durch ungeheure Verschanzungen von der Landseite eingeschlossen; denn die Stadt schien durch Lage und Festungswerke so unüberwindlich, daß man kein anderes Mittel sah, als die Besatzung auszuhungern. Um auch von der Seeseite her die Zufuhr zu versperren, ließ Richelieu quer durch den 740 Toisen breiten Canal, der von der Stadt nach dem Hafen führte, einen festen Damm ziehen, der als ein Meisterstück der Wasserbaukunst bewundert und vor seiner Vollendung für unmöglich gehalten wurde. Jetzt verzweifelten die Rocheller selbst an ihrer Rettung, denn eine zweite Englische Flotte, die im Mai 1628 an dem Hafen erschien, kehrte bald wieder um, da sie die gewaltigen Anstalten der Belagerer gesehen hatte, und als Buckingham, der den Krieg gegen Frankreich vornehmlich betrieben hatte und leitete, das Commando derselben übernehmen wollte, um sie zum zweiten Mal

gegen den Feind zu führen, ward er am 23. August zu Portsmouth von einem fanatischen Puritaner ermordet, der auf diese Weise die Rettung seiner Glaubensgenossen verhinderte. Schon im März war die Hungersnoth in der Stadt so hoch gestiegen, daß die Herzogin von Rohan und ihre Tochter nichts als Pferdefleisch und höchstens drei oder vier Unzen Brots täglich zu sich nahmen; aber die Prediger ermahnten das Volk zur Standhaftigkeit im Glauben und zum Tode der Märtyrer. Den höchsten Heldenmuth bewies Johann Guiton, ein Mann von kleinem Körper, aber entschlossener Seele. Man bat ihn einmüthig, nachdem die Belagerung schon ein halbes Jahr gedauert hatte, in dieser Noth das Amt des Maire zu übernehmen. Er sträubte sich lange, endlich sagte er (4. März 1629): „Weil ihrs denn haben wollt, so will ich Maire seyn, aber mit dem Beding, daß es mir erlaubt sey, dem Ersten, der von Uebergabe spricht, den Dolch in die Brust zu stoßen. Mir selbst soll man dies thun, sobald ich dazu geneigt werden sollte." Er behielt diese Standhaftigkeit bis ans Ende. Als der Mangel schon sehr hoch gestiegen war, zeigte ihm Jemand einen matt vorüberschleichenden, vom Hunger ganz abgezehrten Menschen. Guiton antwortete: „Und das befremdet Sie? Es wird uns Beiden eben so gehen, wenn wir keine Hülfe bekommen." Ein Anderer sagte ihm, es stürben so viel Leute Hungers, daß bald Niemand mehr da seyn würde. „Nur immerhin, sagte Guiton, wenn nur Einer zum Thorsperren übrig bleibt." So hielt sich die Stadt noch sieben Monate. Immer hoffte sie noch auf Entsatz von den Engländern; allein obgleich am 28. September hundert und vierzig Englische Schiffe anlangten, so verursachten widrige Winde, Nachlässigkeit des Befehlshabers, des Grafen von Lindsai, und schlechter Wille der Engländer überhaupt, daß die ganze Flotte, nachdem sie die Französische einen Tag lang (3. Oct.) beschossen hatte, unverrichteter Sache wieder absegelte. Nachdem dieser letzte Hoffnungsschimmer verblichen war, sandten die Bürger Abgeordnete ins königliche Lager, welches ebenfalls von Krankheiten und Seuchen heimgesucht wurde. Auf Richelieus Versprechen der Sicherheit des Lebens und Eigenthums und freier Religionsübung ergaben sich endlich die wenigen Menschen, die der Hunger nach einer vierzehnmonatlichen Einschließung noch übrig gelassen hatte. Die Besatzung, die nur noch aus vier und sechzig Franzosen und neunzig Engländern bestand, erhielt freien Abzug, die Officiere mit ihren Waffen, die Gemeinen mit weißen Stäben. Kraftlos wie Schatten wank-

ten sie zum Thore hinaus. Am 30. October 1628 zog die Französische Leibwache ein. Am Thore fand man den braven Guiton, der die Schlüssel mit einer kurzen Anrede überreichte; worauf ihm der Marschall von Schomberg ankündigte, daß sein Amt und alle Freiheiten der Stadt aufgehoben wären. Zur Verhütung der Plünderung waren die strengsten Befehle gegeben. Dagegen fielen die Einwohner die einziehenden Soldaten an, um ihnen das an ihren Bandelieren hangende Brot zu entreißen, und diese, durch den traurigen Anblick gerührt, wehrten sich nicht, sondern gaben es freiwillig hin. Der König konnte erst am 1. November seinen Einzug halten, weil die Stadt so voller Pestluft und Unreinigkeit war, daß man zwei Tage brauchte, um sie zu säubern. Man rechnet funfzehntausend, Andere sogar fünf und zwanzigtausend Menschen, welche dem Hunger und den übrigen Leiden der Belagerung erlegen waren. Von diesen lagen viele noch unbegraben in ihren Häusern, viele auf den Kirchhöfen, wohin sie sich wenige Stunden vor ihrem Ende selbst geschleppt hatten, um wenigstens auf geweihter Erde den Geist auszuhauchen. Nach der Entfernung des Königs wurden die Festungswerke geschleift, selbst die Stadtmauer niedergerissen, und die Stadt aller Privilegien beraubt. Im folgenden Jahre (27. Jun. 1629) ward mit den Reformirten im ganzen Reiche ein Friede geschlossen, dem gemäß die Befestigungen aller Sicherheitsplätze zerstört wurden; doch erfolgten sonst keine Bestrafungen, der Herzog von Rohan erhielt sogar für sich und seine Anhänger unbedingte Verzeihung. Die Hauptsache war, daß der Partei alle ihr durch das Edict von Nantes eingeräumten religiösen Rechte gelassen wurden; nur als ein eigener politischer Körper sollten die Reformirten nicht länger bestehen. Es geschah dieß zu derselben Zeit, als auch in Deutschland Kaiser Ferdinand alle Versuche der Protestanten, ihm zu widerstehen, zu Boden geschlagen und den Gipfel seiner Macht bestiegen hatte; aber statt sich zu begnügen, den Ungehorsamen die Mittel zum Widerstande zu nehmen, wie hier der Cardinal der römischen Kirche that, wollte Ferdinand II. den Protestantismus in seinen Erblanden wie im Reiche mit gewaltsamen Maßregeln ausrotten.

In demselben Maße als Richelieus Ansehen durch den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen stieg, hatte sich die Gunst seiner vormaligen Beschützerin, der Königin Mutter, von ihm abgewendet, besonders da sie verschiedene Male genöthigt worden war, in der Berathung über die Angelegenheiten des Staats sich seiner überlegenen Ein-

sicht unterzuordnen. Zum Ausbruch kam diese Feindschaft zuerst bei Gelegenheit des Mantuanischen Erbfolgestreits, als Richelieu wiederum gegen Spanien auftreten wollte, eine Politik, die Marias von Medici lang genährten Ansichten und Wünschen auf das Bestimmteste widersprach. Der König vermittelte indeß eine Versöhnung, Richelieu schrieb der Königin Mutter einen demüthigen Brief und überreichte ihr denselben in kniender Stellung. Als aber Ludwig im Jahre 1630 zu Lyon in eine schwere Krankheit fiel und Maria ihn sogleich pflegte, benutzte sie das dadurch für sie in der Seele des Königs erzeugte Wohlwollen, um ihm das Versprechen abzulocken, den Cardinal von allen Geschäften zu entfernen; jedoch fügte Ludwig hinzu, daß dieß ohne Nachtheil des Staats erst nach Beendigung der Italienischen Händel geschehen könne. Als der König aber auch nach dieser Frist mit der Erfüllung seiner Zusage zögerte, und Richelieu, im Allgemeinen von den Absichten Marias unterrichtet, ihn nicht aus den Augen ließ, stellte sich die Königin krank, um auf diese Weise eine ungestörte Zusammenkunft mit ihrem Sohne zu haben. In der That ermangelte dieser nicht, ihr seinen Besuch abzustatten (11. Nov. 1630), und jetzt drang sie mit allen Waffen weiblicher Beredtsamkeit auf ihn ein. Schon schwankte der König, als auf einmal Richelieu hereintrat, der eine Kammerfrau der Königin bestochen hatte, ihm eine Seitenthür zu öffnen. „Sie hier, Cardinal?" rief Maria erschrocken. — „Sie sprachen also von mir?" fragte dieser. Die Königin wollte es anfangs leugnen, dann aber brach sie in die Worte aus: „Nun ja, wir sprachen von Ihnen, als von dem undankbarsten und schlechtdenkendsten Menschen." In diesem Tone überschüttete sie ihn dann noch mit einer Fluth von Vorwürfen, und bat den König dringend um seine Verweisung. Der Cardinal stellte auf den Knien liegend unter Thränen die Redlichkeit seiner Absichten dar, aber da der Zorn Marias nicht zu erweichen war, bat er den König, der sich wie auf der Folter befand, daß er ihm erlauben möchte, den Hof zu verlassen und sich in die Einsamkeit zu begeben, um daselbst lebenslang das Unglück zu beweinen, die Gnade der Königin Mutter verloren zu haben. Ludwig war geneigt ihn zu behalten, und redete selbst zu seinen Gunsten; allein Maria bestand auf ihr Begehren, und fragte ihn wiederholt, ob er seiner Mutter einen Diener vorziehen wollte? Um sich aus dieser peinigenden Lage zu ziehen, sagte der König endlich: es sey spät, er müsse nach seinem Jagdschlosse Versailles, ohne eine bestimmte Antwort zu geben. Unter Weges be-

klagte er sich gegen seinen Begleiter, den Herzog von St. Simon, über die Intriguen seiner Mutter, welches dieser mit dem Lobe des Cardinals erwiederte, gegen den er große Verbindlichkeiten hatte, und der König stimmte ihm bei. Inzwischen traf Richelieu alle Anstalten zur schleunigen Abreise von Paris. Jedermann glaubte bereits an seinen Sturz und drängte sich glückwünschend um die Königin, welche von den Herrlichkeiten einer neuen Regentschaft träumte. Aber sie sollte schnell enttäuscht werden. St. Simon hatte dem Cardinal la Valette, einem Freunde Richelieus, von den Aeußerungen des Königs Nachricht gegeben; Beide eilten auf der Stelle nach Versailles, Richelieu erhielt Zutritt, stürzte zu den Füßen des Monarchen, dankte für die ihm erwiesene Huld, und nannte ihn den besten Fürsten, der in der Welt sey. „Und ich, versetzte Ludwig, habe an euch den treuesten und ergebensten Diener, den man finden mag. Ich bin Zeuge von der Ehrfurcht und Dankbarkeit gewesen, die ihr jederzeit für die Königin, meine Mutter, gehabt habt. Hättet ihr eure Schuldigkeit gegen sie aus der Acht gelassen, so würde ich die Hand von euch abgezogen haben, allein ich weiß, daß sie ohne Noth über euch klagt. Sie hat sich von einer Partei einnehmen lassen, die ich schon werde zu trennen wissen. Fahret fort mir so zu dienen, wie ihr bisher gethan habt, so will ich euch gegen alle feindseligen Ränke beschützen." Der Cardinal betheuerte, daß er sich lieber entfernen als zu der geringsten Uneinigkeit zwischen dem König und seiner Mutter Anlaß geben wolle; aber Ludwig befahl ihm zu bleiben, versicherte ihn aufs Neue seines Schutzes, und sagte ihm, daß er künftig seine Wohnung im Schlosse nehmen solle *).

Diesen Ausgang des Tages, welchen die Franzosen wegen seiner Täuschungen la journée des dupes genannt haben, hatte Maria von Medici nicht erwartet. Obgleich Richelieu, wie er sich bisher stets ehrerbietig, besonnen und untadelhaft gegen die Königin benommen hatte, in dieser Verhaltungsweise fortfuhr, so mußte sie doch aus der Entsetzung mehrerer Mitglieder ihrer Partei von ihren Würden und Ehrenstellen und aus der Einziehung anderer schließen, daß man damit

*) Einige Historiker sind der Meinung, daß der König nie daran gedacht habe, Richelieu zu entlassen, und dieser den Willen Ludwigs sehr wohl gekannt habe, vielmehr sey der ganze Hergang von ihnen selbst eingeleitet worden, um die Königin und ihren Anhang bloß zu stellen; cf. Siri, Memorie recondite, ad. ann. 1630. Capefigue: Richelieu, Mazarin et la Fronde, tome V. p. 324. ed. Brux.

umgehe, ihren Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ganz zu vernichten. Neue Versuche, dies ihrer Seits zu vereiteln, bewogen Ludwig, die Sache dem Staatsrathe zur Ueberlegung vorzulegen. Auch Richelieu, obgleich selbst so stark betheiligt, sollte seine Meinung sagen. Er that es unbefangen und freimüthig. Die eingetretenen Mißverhältnisse, erklärte er, sind groß und bedenklich, da man nicht bloß Theilnahme vieler Großen, Ungehorsam der Parlamente und Unruhen im Volke, sondern auch Einmischung der feindlich gesinnten fremden Mächte fürchten muß. Die Königin Mutter werde man nicht umstimmen können, denn sie sey unversöhnlich, wolle herrschen und sich rächen. Man könne ihn vom Staatsruder entfernen, aber auch dies würde keineswegs alle Uebel heilen und alle Unzufriedenen versöhnen. Deshalb sey es vielleicht am besten, wenn der König seine Mutter eine Zeit lang von Paris und allen ihren schlechten Rathgebern fern halte, eine Maßregel, die seinem persönlichen Rufe freilich sehr schaden würde, da man ihn als den grausamen Urheber derselben verwünschen werde. Auch könne dieser Beschluß große Gefahren erzeugen, wenn man nicht fest entschlossen sey ihn durchzuführen. Da die übrigen Räthe der Ansicht des Cardinals beitraten, und ein nochmaliger Versuch des Königs, seine Mutter zur Aussöhnung mit Richelieu zu bringen, vergeblich blieb, beschloß der König dieser Meinung zu folgen. Der Hof befand sich damals in Compiegne, und als Ludwig am 23. Februar 1631 noch vor Tagesanbruch nach Paris abgereist war, kündigte der Marschall d'Etrées der Königin Mutter an, daß er Befehl habe, sie nicht zu verlassen, und am folgenden Morgen ward ihr ein Schreiben ihres Sohnes eingehändigt, worin sie ersucht ward, sich auf einige Zeit in das Schloß zu Moulins zu begeben. Höchlich bestürzt ergoß sich Maria in Klagen, dann erklärte sie, kein Mensch solle sie von Compiegne wegbringen, und ihr Trotz wurde durch die Furcht verstärkt, daß man am Ende gar damit umgehe, sie nach Italien zurückzuschicken.

Richelieu hatte nicht viel Zeit sich seines Triumphes zu freuen, denn schon harrte eine zweite Aufgabe ähnlicher Art der Lösung von seiner Hand. Der Bruder des Königs, der Herzog Gaston von Orleans, hegte denselben Ehrgeiz und eine ähnliche Eifersucht gegen den gewaltigen Minister wie seine Mutter, obwohl er noch ungeschickter und unfähiger zur Führung der Geschäfte war als diese. Seines ersten verunglückten Planes und der ihm zugestandenen großen Bewilligungen ist bereits gedacht worden. Dessenungeachtet fuhr er in sei-

nen herrschsüchtigen Bemühungen fort, in denen er, wie Maria von Medici, vom Spanischen Hofe, welcher Richelieus Ansehen zu hemmen und selbst wieder Einfluß auf Frankreich zu gewinnen wünschte, unterstützt ward. So hatte er sich schon im Jahre 1629 zum Herzoge Karl IV. von Lothringen begeben, und dem Cardinal hatte es die größte Mühe gekostet, ihn durch die Vermehrung seiner Einnahme und neue Zugeständnisse zur Rückkehr zu bewegen. Nach der Gefangenschaft der Königin verließ er den Hof, weigerte sich zurückzukehren, so lange seine Mutter von Richelieu in Gefangenschaft gehalten werde, und sammelte zu Orleans mit größtem Eifer Geld und Truppen. Richelieu glaubte diesen Keim des Bürgerkrieges auf das Schnellste unterdrücken zu müssen; er rief einige Regimenter zusammen, und mit diesen eilte der König auf sein Anrathen selbst nach Orleans. Der Herzog, so unerwartet überrascht, floh (im März 1631) nach der Bourgogne, dann, auch hier verfolgt, nach der Franche-Comte, und endlich wieder nach Lothringen. Richelieu ließ darauf im Namen des Königs alle Anhänger des Herzogs für Beleidiger der Majestät erklären, und wollte, daß das Pariser Parlament diese Erklärung registrire.

Hierbei stieß er auf einen neuen Widerstand. Das Parlament lehnte die Forderung unter dem Vorwande, daß die Gründe dieses Verfahrens nicht triftig genug seyen, ab (25. April 1631). Diese Weigerung betrachtete Richelieu als einen Eingriff in die königliche Gewalt, der kräftig zurückgewiesen werden müsse. Es ward eine außerordentliche Versammlung des Staatsraths (12. Mai) zusammenberufen, und darin beschlossen, daß das Protocoll des Parlaments vom 25. April öffentlich cassirt und in dessen Büchern eine Acte eingetragen werden solle, wodurch dasselbe für gesetzwidrig und nichtig erklärt würde. Sämmtliche Parlamentsräthe mußten im Louvre erscheinen, vor dem Könige niederknien, und von dem Siegelbewahrer einen scharfen Verweis anhören, daß sie sich unterstünden, Staatssachen ohne königliche Erlaubniß zu untersuchen, da sie doch nur dazu bestellt wären Recht zu sprechen. Der König drohte, sechs oder sieben von ihnen in ein Regiment zu stecken, damit sie Gehorsam lernten, und ließ sich das Register geben, worin das Protocoll der Berathschlagung vom 25. April eingetragen war, riß das Blatt heraus, vernichtete es vor Aller Augen, und befahl, den Ausspruch des Staatsraths dafür hinzuschreiben. Doch waren die Mitglieder des Parlaments beherzt genug, nach einigen Tagen

eine schriftliche Vertheidigung ihrer alten Rechte einzureichen, wofür aber der Präsident Barillon und zwei Räthe sogleich aus Paris verwiesen wurden. Auch hierdurch nicht geschreckt, hielt das Parlament sogleich um die Zurückberufung der drei Verwiesenen an, und erhielt dieselbe in der That nach einiger Zeit, da der vorsichtige Richelieu Bedenken trug den Bogen allzu stark zu spannen.

Bald nachher entkam die Königin Mutter, da man ihre Flucht absichtlich erleichterte, um sich ihrer zu entledigen, aus Compiegne nach Brüssel, wo sie Schutz bei der Erzherzogin Isabella, ihrer Tante, der damaligen Regentin der Spanischen Niederlande (oben S. 64), fand, und den Herzog von Orleans wiedersah, der sich von Lothringen zu ihr begab. Beide erließen Rechtfertigungsschriften ihres Benehmens, klagten den Cardinal auf das Leidenschaftlichste an, und trafen Anstalten zum Kriege wider den Verhaßten und wider Frankreich. Richelieu war zunächst darauf bedacht sich im Inneren zu sichern. Jener dem Parlamente aufgedrungenen Verordnung gemäß, wurden die Ehrenstellen und Güter aller Anhänger des Entflohenen nach richterlichem Spruch in Beschlag genommen, und um den Unzufriedenen ein abschreckendes Beispiel des Nachdrucks in der Strenge zu geben, wurde gegen den Marschall von Marillac, der schon früher als einer der vornehmsten Anhänger der Königin eingezogen worden war, der Proceß wegen Erpressungen, unerlaubter Steuererhebung und rechtswidriger Bedrückung der Unterthanen vor einer von Richelieu ernannten Commission eröffnet. Obschon der Angeklagte die Competenz des Gerichtshofes mit Recht verwarf, erkannte die Mehrzahl der Richter auf Todesstrafe. Trotz aller Fürbitte seiner Verwandten und vieler Adelichen ward ihm am 10. Mai 1632 das Haupt auf dem Greveplatze zu Paris abgeschlagen. Vier Wochen darauf brach der Herzog von Orleans mit zweitausend Mann unter Mordthaten und Plünderungen der wilden Söldner in Burgund ein und richtete seinen Marsch nach Languedoc (13. Juni 1632). Eine pomphafte Erklärung ging ihm voran, in der er sich „den Generalstatthalter des Königs zur Abschaffung der vom Cardinal Richelieu gestifteten Mißbräuche" nannte, und versicherte, daß er gekommen sey, das Land von diesem Feinde des Königs und des Volks zu befreien. Zu seiner Verwunderung wirkte jedoch dies Manifest nicht das mindeste; Alles blieb ruhig, und die Städte, die er um den Durchzug bat, hielten ihre Thore verschlossen. Dennoch geschah was Richelieu durch Marillac's Hinrichtung zu verhindern ge-

dacht hatte; der Statthalter von Languedoc, Heinrich von Montmorency, erklärte sich für Orleans und schien hierdurch der ganzen Angelegenheit eine bedenkliche Wendung zu geben. Dieser war nämlich ein Mann von großem Ansehen, tapfer und kriegserfahren, und bis um diese Zeit mit dem Cardinal im besten Vernehmen. Er hatte die Hoffnung gehegt Connetable von Frankreich zu werden; da aber Richelieu diese Würde als eine zu einflußreiche nicht wiederherstellen wollte, glaubte er sich hintangesetzt, und seine Gemahlin, eine Italienerin aus dem Hause Ursini, eine Verwandte der Königin Mutter, bestürmte ihn mit Bitten, sein Vaterland und die königliche Familie von der Tyrannei des hochmüthigen Priesters zu befreien. So hatte er denn dem Herzoge von Orleans Unterstützung in der Hoffnung zugesagt, daß durch seine Vermittelung ein gütlicher Vergleich zwischen dem Herzoge und dem Könige zu Stande kommen werde. Das unbesonnene Verfahren Gastons und die schnelle Eröffnung der Feindseligkeiten versetzten ihn aber jetzt in die traurige Nothwendigkeit, entweder an dem Könige oder an dem Prinzen zum Verräther zu werden; endlich gab die Unzufriedenheit mit Richelieu den Ausschlag. Im August 1632 vereinigte er sich mit dem Prinzen, so wenig zweckmäßige Anstalten er auch bis jetzt zur Führung eines Krieges hatte treffen können, und so wahrscheinlich ihm selbst das Mißlingen des Unternehmens war. Wie gegründet diese Besorgniß sey, sah er mit voller Ueberzeugung schon bei seiner ersten Zusammenkunft mit den Günstlingen des Prinzen. Sie stritten um die Befehlshaberstellen, und keiner hatte Ohren für des anderen Rath. Unterdessen gingen einige tausend Mann königlicher Truppen unter den Marschällen Heinrich von Schomberg und La Force nach Languedoc. Der Herzog von Orleans stand bei Beziers, und wollte von da aus das Städtchen Castelnaudari besetzen, als der Feind sich in der Ferne zeigte. Beide Heere stellten sich in Schlachtordnung, und der Graf Moret, ein natürlicher Sohn Heinrichs IV., der des Herzogs linken Flügel führte, that den Angriff mit großer Heftigkeit. Montmorency folgte mit dem rechten. Der Mittelpunkt des Heeres, in dem sich der Prinz selbst befand, blieb auf eine ganz unbegreifliche Weise unthätig, so daß die Vorgedrungenen in Verwirrung geriethen, der Graf tödtlich verwundet ward, und Montmorency, der ritterlich Allen vorankämpfte, von siebzehn Wunden entkräftet, unter sein Pferd sank, auf welches noch ein anderes, auch schwer verwundetes, stürzte. Gefangen wurde er nach Castelnaudari gebracht. Diesen Erfolg rechnete Schomberg für einen Sieg, und ließ das übrige Häuflein des

Prinzen auf dem Schlachtfelde unangegriffen (1. September 1632). In der That blieb dem Herzoge nach dem Verluste des Mannes, auf dessen Ansehen und Talente er sein ganzes Unternehmen gebaut hatte, nichts übrig, als des Königs Gnade anzuflehen, und diese erhielt er gegen das Versprechen, allen Verbindungen mit dem Auslande zu entsagen, seinen Aufenthalt nach der Bestimmung des Königs zu nehmen und diesem die Bestrafung seiner Anhänger zu überlassen. Am 29. September ward der Vertrag zu Beziers unterzeichnet, der den beklagenswerthen Montmorency seinem Schicksale Preis gab. Vergebens erinnerte die Gemahlin dieses unglücklichen Mannes den Prinzen an seine ihr oft wiederholten Schwüre, ohne ihren Gemahl keinen Frieden zu schließen. Nach der nun ohne Schwierigkeit bewerkstelligten Beruhigung Languedocs wurde Montmorency nach Toulouse gebracht, dessen Parlament gegen ihn verfahren sollte. Da er in den Waffen gefangen worden war, so konnte kein Zweifel über den Ausfall des Spruches statt finden; allein viele und seine Richter selbst verließen sich auf die Gnade des Königs, der nicht zugeben würde, daß der letzte Sprößling eines so edlen und um das Reich so verdienten Hauses sein Leben auf dem Blutgerüste endige. Aber Richelieu stellte vor, wie sehr die Lage der Dinge ein großes, abschreckendes Beispiel erfordere. Ohne ein solches würde sich immer wieder Aufruhr erheben, da Orleans sich doch nur aus Noth unterwürfe. Würde Montmorency aber hingerichtet, so könne der Prinz nie wieder Anhänger von Bedeutung finden. Diese Vorstellungen wirkten auf Ludwig in dem Grade, daß er entschlossen war, sich durch nichts erbitten zu lassen. So wurden demnach die beiden Schwestern des unglücklichen Herzogs, nebst vielen anderen Freunden, die nach Toulouse gekommen waren, um die Milde des Königs anzuflehen, an der Thür abgewiesen. Selbst der Prinz von Condé, St. Simon, der Günstling des Königs, und die Herzoge von Cheuvreuse und Epernon konnten das Herz des Monarchen nicht erweichen. Umsonst erzählte man ihm, die Richter selber hätten dem Herzoge sein Todesurtheil weinend verkündigt, in Toulouse herrsche tiefe Trauer, das Volk bete in den Kirchen und schreie auf den Gassen um Barmherzigkeit für den Unglücklichen — denn Montmorency war in seiner Provinz sehr geliebt worden —; umsonst sagte der Marschall von Chatillon, der König würde unzähligen Personen durch die Begnadigung des Herzogs eine Freude machen. Ludwig antwortete: „Ich würde nicht König seyn, wenn ich den verschiedenen Meinungen einzel-

ner Personen folgen wollte." Darauf kam der Graf von Charlus, und überreichte ihm den dem Herzog abgeforderten Marschallsstab und Orden. Er konnte sich nicht enthalten, dem König, der am Schachbrett saß, zu Füßen zu fallen und ihn weinend um Gnade zu bitten. Alle, die im Zimmer waren, warfen sich mit ihm auf die Knie, und unterstützten seine Bitte. Dennoch sagte der König: „Nein, er muß sterben! Man darf sich über den Tod eines Mannes, der ihn so sehr verdient hat, nicht beschweren; man kann ihn nur über das Unglück beklagen, in das er gefallen ist." Die Hinrichtung geschah am 30. October 1632 im Hofe des Rathhauses zu Toulouse. Der Herzog bereitete sich durch Gebete und geistliche Werke fromm und christlich zum Tode vor, ließ den König um Vergebung bitten, und verzieh selbst dem Cardinal Richelieu, dem er sogar zum Zeichen seiner Versöhnung ein kostbares Gemälde, ein Meisterwerk des großen Raphael, vermachte. Als er mit entblößtem Halse in den Hof des Rathhauses geführt ward, grüßte er freundlich nach seiner Gewohnheit alle Anwesende, kniete nieder, und versuchte es, sein Haupt auf den Block zu legen, welches ihm wegen einer Wunde am Halse sehr schwer fiel. Als er endlich die rechte Lage aufgefunden hatte, rief er: „Nun haut beherzt zu! Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" — Er starb im acht und dreißigsten Jahre seines Alters. Seine trostlose Witwe ging in ein Kloster. Erst nach Richelieus Tode konnte sie die Erlaubniß erhalten, ihrem theuren Gemahl ein öffentliches Denkmal zu setzen. Von den übrigen Anhängern des Herzogs wurden nur wenige mit Verbannung bestraft, den andern aber verziehen.

Sobald der Urheber dieses Unheils von der erfolgten Hinrichtung Montmorency's Kunde erhielt, verließ er Frankreich zum dritten Mal und begab sich wiederum nach Brüssel. Diesen Schritt zu vertheidigen, schrieb er dem Könige, es sey ihm bei der Unterzeichnung des Vertrages die Hoffnung gemacht worden, daß der Herzog dennoch begnadigt werden würde, und nur in dieser Aussicht habe er so viel nachgegeben, aber auch ohne dieß hätte die Rücksicht auf seine Ehre die Vollstreckung des Urtheils hindern müssen. Zu gleicher Zeit erfuhr man, daß der Herzog von Orleans bereits seit seiner ersten Flucht nach Lothringen mit Margarete, der Tochter des dortigen Herzogs Karl IV., in Geheim vermählt sey; die Prinzessin von Montpensier war schon früher gestorben. Da Karl IV. sich überdieß seit längerer Zeit den Feinden Frankreichs günstig gezeigt und dem Kaiser Hülfstruppen geschickt

hatte, Richelieu aber damals mit den Schweden und Protestanten im Bunde stand, so forderte ihn dieser jetzt auf, seine Werbungen einzustellen und seine Truppen zu entwaffnen. Auf die verweigernde Antwort des Herzogs brach Ludwig selbst in Lothringen ein, nahm Bar le Duc, St. Mihiel und Luneville, und ließ Nancy einschließen, aus welcher Stadt Margarete in männlicher Kleidung unter tausend Gefahren zu ihrem Gatten nach Brüssel floh. Karl selbst sah sich bald zu dem Versprechen genöthigt, Nancy den Franzosen zu öffnen und bis zum Ende des Krieges in Deutschland in deren Händen zu lassen, worauf Ludwig am 25. September 1633 feierlich in diese Stadt einzog. Außerdem mußte der Herzog geloben, aller Unterstützung der Feinde Frankreichs zu entsagen. Kaum hatten die Französischen Truppen das Herzogthum geräumt, so legte Karl, um seinen Verbündeten treu bleiben und seiner Kriegslust ohne weiteren Schaden seiner Länder nachhängen zu dürfen, am 19. Januar 1634 die Regierung in die Hände seines Bruders Franz, und trat mit zweitausend fünfhundert Kriegern und vielen Edelleuten in kaiserliche Dienste, wo wir ihn zuerst beim Siege von Nördlingen gefunden haben (oben S. 21). Die Hoffnung aber, sein Herzogthum verschont zu sehen, ging nicht in Erfüllung. Denn auf die Nachricht, daß Karl, den Bestimmungen des Vertrages zuwider, gegen die Freunde Frankreichs kämpfe, erklärte Richelieu seine Entsagung für nichtig, ließ den neuen Herzog durch den Marschall de la Force zu Luneville aufheben, nach Nancy abführen, und das ganze Land besetzen, welches erst nach sieben und zwanzig Jahren von den Franzosen wieder geräumt wurde. Der Herzog selbst entzog sich der Gefangenschaft durch die Flucht. Am Abend des 31. März begleitete er als Diener und seine Gemahlin als Edelknabe verkleidet einen Vertrauten, der sie auf dem Schlosse zu Nancy besucht hatte, nach Hause. Bei diesem blieben sie die Nacht versteckt, um am andern Morgen in einer neuen Verkleidung, als Bauersleute, Körbe voll Mist auf dem Rücken tragend, zum Thor hinaus zu kommen. Eine nach der Stadt gehende Bäuerin erkannte sie, und zeigte ihre Entdeckung der Thorwache an; allein da gerade der erste April war, so glaubten die Soldaten, es sey Scherz. Unter fortwährender Angst und großer Beschwerde, zumal für die Herzogin, kamen sie endlich nach einer Stunde an den Ort, wo ein Wagen bereit gehalten wurde, der sie glücklich nach Besançon brachte. Von hier begaben sie sich nach Florenz; später nahmen sie ihren Aufenthalt

zu Wien. Vergebens drang Karl IV. im folgenden Jahre mit den siegreichen kaiserlichen Schaaren über den Rhein vor, sein Herzogthum wieder zu erobern, vergebens suchte er im Jahre 1636, mit Gallas und Spanischen Truppen vereinigt, von der Grafschaft Burgund aus vorzudringen. Alle Erfolge und einzelnen Eroberungen gingen durch die Fortschritte Bernhards von Weimar und der diesem folgenden Französischen Feldherren in den nächsten Jahren wieder verloren.

Inzwischen hatte der Herzog von Orleans, der in Brüssel auch mit seiner Mutter, obgleich die Natur, gemeinsames Interesse und gemeinsames Unglück sie auf die engste Verbindung angewiesen hatten, zerfallen war, wieder mit dem Hofe verhandelt, und nachdem seine Ehe mit der Lothringischen Prinzessin anerkannt worden war, kehrte er im October 1634 nach Frankreich zurück. Im folgenden Jahr erhielt er sogar die Mitanführung des Heeres, welches in den Niederlanden gegen die Spanier fechten sollte. Ebenso theilte er 1636 mit dem Grafen von Soissons, dem dritten Sohne des ersten Ludwig Condé, den Marschällen de la Force und Chatillon das Commando der Abtheilungen, welche sich dem Eindringen der Spanier in die Picardie widersetzten; wobei er sich aber ziemlich ungeschickt zeigte *). Nach dem Rückzuge der Feinde belagerte man vereinigt Corbie, wo jene eine Besatzung zurückgelassen hatten (oben S. 25). Bei dieser Gelegenheit wurde ein neues Complott gegen Richelieu geschmiedet. Da alle bisherigen Pläne fruchtlos geblieben waren, beschloß man ihn zu ermorden, und der mißvergnügte Graf von Soissons versprach seine Beihülfe. Ausgegangen war der Entwurf von dem Grafen Montresor, einem unwürdigen Günstling des Herzogs von Orleans, und dessen Vetter St. Ibar. Als nun der König mit dem Cardinal nach Amiens kam, um die Belagerungsarbeiten vor Corbie zu beschleunigen, und hier öfter Kriegsrath gehalten wurde, beschlossen die Verschworenen ihr Vorhaben bei dieser Gelegenheit auszuführen. Der Herzog von Orleans begab sich deshalb mit dem Grafen und vielen Edelleuten zur bestimmten Zeit nach Amiens; nach geendeter Berathung sollte er und der Graf das Zeichen zur That durch einen Wink geben. Alles ging erwünscht, der König fuhr gleich nach dem Schlusse der Sitzung nach Hause, und der Cardinal blieb ohne Begleitung mitten unter seinen Feinden zurück. Er ging lange mit ihnen im vertraulichen Gespräche

*) Laurentie, histoire des ducs d'Orléans, tome 2. p. 119.

auf und ab, während Montresor kein Auge von dem Herzog von Orleans abwandte. Aber die Furcht und Unentschlossenheit des Letzteren war so groß, daß er, statt das Zeichen zu geben, verwirrt und außer Fassung davon eilte. Montresor faßte ihn auf der Treppe beim Rocke. „Wollen Sie sich unglücklich machen? rief er ihm zu. Soll ichs noch vollführen? Noch ist es Zeit!" — Nein, nein, stammelte der Prinz, und rannte davon. Dieselbe Gemüthsbewegung theilte der Graf von Soissons. Auch ihm sah Saint Ibar unaufhörlich nach den Augen, allein er konnte sich nicht entschließen. Unterdessen stieg der Cardinal ruhig in den Wagen, ohne zu wissen, welcher Gefahr er entgangen.

Der empfindlichste Schlag traf den Herzog von Orleans, der der Nachfolge im Reiche schon gewiß zu seyn glaubte, nach einigen Jahren durch die unvermuthete Geburt eines Dauphins. Die Königin Anna war ungeachtet ihrer zwei und zwanzigjährigen Ehe kinderlos geblieben, und lebte nicht in der geringsten Gemeinschaft mit ihrem Gemahl, wovon theils dessen natürliche Kälte, theils sein Unwille über die fortdauernde Verbindung Annas mit dem Spanischen Hofe und über ihre Opposition gegen das herrschende Regierungssystem die Ursachen waren. Nach langer Trennung bemühten sich plötzlich ihre Freunde, sie dem Könige wieder näher zu bringen. Es geschah, daß dieser zu Paris in dem Kloster der heiligen Maria seine Freundin, das Fräulein von Lafayette, die des Hoflebens überdrüssig sich früh der Welt entzogen hatte, und deren geistreiche Unterhaltung Ludwig sehr hoch schätzte, am Sprachgitter besuchte, als ein so böses Wetter einfiel, daß er nicht nach Versailles kommen konnte. So ließ er sich überreden, die Nacht im Louvre bei der Königin zuzubringen, und neun Monate nachher erscholl die Nachricht, es sey ein Thronerbe geboren*) (5. Sept. 1638).

Wie sehr auch das Ansehen des Herzogs von Orleans durch dieses unerwartete Ereigniß geschwächt werden mußte, welche Hoffnung und Stütze hierdurch dem unruhigen Adel geraubt wurde, wie fruchtlos alle bisherigen Unternehmungen gegen den Cardinal geblieben waren, es fehlte dennoch nicht an neuen Versuchen, diesen zu verderben. Nach

*) Der nachher so berühmt gewordene Ludwig XIV. Er brachte drei Zähne mit auf die Welt, womit er seinen Ammen so beschwerlich fiel, daß man zuletzt eine Bäuerin zu dem Geschäft nahm, die ihm in der Angst durch Zuschlagen das Beißen abgewöhnte. Hugo Grotius gab dieß scherzhaft in einem Briefe an Oxenstierna für eine Vorbedeutung künftiger Raubgier aus, welches nur zu sehr eintraf. — Die in den Text aufgenommene Erzählung, wie es mit Ludwigs Erzeugung zugegangen, ist die einfachste und wahrscheinlichste, und findet sich in den Mémoires de Madame de Motteville, T. I. p. 82.

dem vereitelten Mordplan begab sich Gaston nach Blois, und der Graf von Soissons zum Herzog von Bouillon nach Sedan, aus Furcht, daß ihre üblen Absichten verrathen werden könnten. Nach vielfachen Unterhandlungen erhielten beide sogar noch Zugeständnisse als Preis der Ruhe und Versöhnung. Trotz dem verband sich der Graf von Soissons im Jahre 1641 wieder mit Heinrich II., Herzog von Guise, Enkel des zu Blois getödteten (Th. VIII. S. 126), der vor zehn Jahren bei Gelegenheit des Montmorencyschen Aufstandes aus dem Reiche verbannt worden war, und dem Herzog von Bouillon, dem Herrn von Sedan, „um die Ordnung in Frankreich wieder herzustellen." Spanien und Oesterreich versprachen ihnen Unterstützung an Geld und Truppen. Am 6. Juli schlugen die Empörer die gegen sie ausgesandten königlichen Kriegsvölker in der Nähe von Sedan aufs Haupt, als nach beendigtem Treffen der Graf von Soissons durch einen Pistolenschuß von unbekannter Hand *) getödtet wurde, was die Auflösung des ganzen Unternehmens, welches bedenkliche Gefahren hätte herbeiführen können, zur Folge hatte. Der Herzog von Bouillon erhielt Verzeihung; der Herzog von Guise war schon früher nach Brüssel gegangen.

Nach Besiegung aller ihm entgegenstehenden Parteien des Hofes und der Großen entspann sich eine neue Gefahr für Richelieu in dem Gemüth des Königs selbst, welches die Eigenschaften eines neuen Günstlings zu fesseln und dem Einfluß des Cardinals zu entziehen drohten. Heinrich von Cinqmars, der Sohn des Marschall d'Effiat, ein Jüngling von einnehmendem Aeußern, gehörte seit einigen Jahren zu den liebsten Gesellschaftern des Königs, und war durch Richelieu selbst zu dieser Stellung gekommen, der für seine Person weder Lust noch Zeit hatte, mit dem Könige von andern Dingen als von Staatsgeschäften zu reden. Cinqmars gewann die Gunst Ludwigs in hohem Grade, so daß dieser ihn zu seinem Garderobe- und dann zu seinem Oberstallmeister (grand écuyer) machte, von welcher letzteren Würde derselbe gewöhnlich le Grand genannt wurde. Hierdurch übermüthig gemacht, forderte der junge Mann, man solle ihn zum Herzoge und Pair erheben, seine Heirath mit der Prinzessin Maria von Mantua befördern, ihm den Oberbefehl über ein Heer anvertrauen und Sitz und Stimme im höchsten Rathe bewilligen. Vom Cardinal in seine Schranken zurückgewiesen, gelangweilt durch seinen anstrengenden Dienst

*) Vgl. Capefigue: Richelieu, Mazarin et la Fronde, tome 6. p. 41 ed. Brux.

bei dem Könige, der ihn immer um sich haben wollte, beschloß er sich an Richelieu zu rächen, um nach dessen Sturz selbst über den schwachen Ludwig herrschen zu können. Es fehlte ihm nicht an Freunden, die ihm ihre Unterstützung zusagten. Am meisten hoffte er durch den König selbst auszurichten, über den er viel vermochte, und der seine bitteren Reden über Richelieus Herrschsucht und über das große Elend, das dessen fortdauernde Kriege über Frankreich verbreiteten, in Augenblicken der Verstimmung mit sichtbarem Beifall anhörte. Hierauf fußend, ging Cinqmars allmählig weiter, und stellte ihm vor, daß der Cardinal ihn selbst in schmählicher Abhängigkeit erhalte, ihm nichts als den königlichen Titel lasse, und daß die ganze Nation die Entlassung des Tyrannen sehnlich wünsche. Aber auch dabei blieb es nicht. Der Günstling wagte zuletzt sogar von Ermordung des Cardinals zu sprechen, worauf Ludwig nur erwiederte, daß dieses den Bann der Kirche nach sich ziehen würde, den Gedanken aber keinesweges mit dem Unwillen und der Verachtung von sich wies, die eines Königs und eines solchen Vorschlags würdig gewesen wären. In manchen Stunden schien es ihm wünschenswerth, der drückenden Abhängigkeit vom Cardinal entledigt zu seyn, obgleich sein besserer Sinn ihm sagte, wie sehr das Reich dieses Mannes bedürfe. Cinqmars glaubte indeß, nun Alles wagen zu können, und zog mit großer Unbedachtsamkeit mehrere Officiere an sich, konnte aber keinen finden, der das Wagstück ohne höhere Bewilligung auf sich nehmen wollte. Dagegen gelang es ihm, die Herzoge von Orleans und Bouillon für seinen Plan zum Sturze Richelieus zu gewinnen. Auch der Parlamentsrath de Thou, der Sohn des berühmten Geschichtschreibers dieses Namens, Cinqmars Freund, ein Mann von Geist und Einsicht, dessen Einfluß und Emporsteigen Richelieu verhinderte, weil er sich zur Partei der Königin Anna hielt, wurde in die Verschwörung gezogen. Die Verbündeten wandten sich an die Spanische Regierung, und diese, in der frohen Hoffnung, ihren gefährlichsten Feind beseitigen zu können, schloß mit ihnen am 13. März 1642 einen Vertrag folgenden Inhalts: Der König von Spanien bewilligt den Unzufriedenen zum Besten der Christenheit siebzehntausend Mann Hülfstruppen und bedeutende Jahrgelder. Dafür giebt Frankreich alle seine Eroberungen zurück, und erklärt sich für einen Feind der Schweden und aller Feinde Oesterreichs und Spaniens. Dies geschah, während der König sich wegen des Krieges mit Spanien, der seit 1639 auch in Roussillon geführt und durch einen im

folgenden Jahr ausgebrochenen Aufstand der Catalonier unterstützt wurde, mit dem Hofe zu Lyon aufhielt (oben S. 66). Zum Unglück wurde der Cardinal auf der weiteren Reise nach dem Kriegsschauplatze in Narbonne krank, und mußte sich auf den Rath der Aerzte nach Tarascon an die Ufer der Rhone begeben, um den dortigen Brunnen zu brauchen. Jetzt triumphirte Cinqmars vollends, denn bisher hatte Richelieu den König fast niemals verlassen. Aber vielleicht gereichte diese Abwesenheit dem Cardinal zum Glück. Der König fand nämlich die Herrschaft eines übermüthigen Thoren weit lästiger, als die besonnene des vorsichtigen Staatsmannes, der doch Alles, was er that, nur als Diener und im Namen des Monarchen zu thun begehrte. Zu gleicher Zeit erhielt der Cardinal, der durch das wachsende Ansehen des Cinqmars bereits aufs Aeußerste beunruhigt war, auf dem Wege nach Tarascon auch eine Abschrift jenes Vertrages mit Spanien, der ihm über die Plane der Verschworenen vollständigen Aufschluß gab. Indem er dem Könige, welcher sich im Lager vor Perpignan (welche Stadt damals berannt wurde) mit seinem Günstlinge aufhielt, diese wichtige Schrift durch den Staatssecretär Chavigny vorlegen ließ, konnte er den überzeugendsten Beweis geben, daß diejenigen, die an seinem Sturze arbeiteten, ihn mit der Erniedrigung Frankreichs erkaufen wollten. Nach einigem Bedenken befahl der König Cinqmars, de Thou und den Herzog von Bouillon zu verhaften (14. Juli 1642). Um den Herzog von Orleans zu täuschen, wurde ihm das Commando über einen Heerhaufen in der Champagne angetragen, so daß er glauben konnte, daß von seiner Theilnahme an Cinqmars Verrath nichts bekannt geworden sey. Dennoch erweckten bald einige Maßregeln, welche auf eine genaue Beobachtung von Seiten des Hofes deuteten, seinen Verdacht, und er beschloß, sich wieder um den Preis des Verraths seiner Freunde mit dem Cardinal zu versöhnen. Nachdem er Alles entdeckt hatte, erhielt er Erlaubniß, sich nach Annecy in Savoyen zu begeben. Auch der Herzog von Bouillon, der gerade damals das Commando der Französischen Armee, welche in Italien gegen die Spanier focht, geführt hatte, bekannte seine Plane ohne Umstände, und wurde gegen die Ueberlieferung seiner Herrschaft und Festung Sedan an die Krone zum zweiten Mal begnadigt. Selbst der König fühlte sich seinem mächtigen Minister gegenüber in einer peinlichen Lage, da er sich von der Schuld, Cinqmars mittelbar zu jenen Plänen angereizt und in seinem Vorsatze bestärkt zu haben, nicht freisprechen konnte. Obgleich ebenfalls krank, ließ

er sich in der Sänfte zu Richelieu nach Tarascon tragen, und sein Bett neben dem Lager des Cardinals aufschlagen. Unter Thränen, die von beiden Seiten vergossen wurden, kam es zu Erklärungen und zu völliger Aussöhnung. Der Cardinal begab sich darauf von Tarascon, die Rhone hinauf, nach Lyon, wo eine Commission von vierzehn Personen niedergesetzt war, welche das Urtheil über die Angeklagten sprechen sollte. An Richelieus Barke war ein Schiff befestigt, auf welchem sich der gefangene de Thou befand; Cinqmars wurde von der Citadelle von Montpellier unter starker Bedeckung ebenfalls nach Lyon gebracht. Da beider Verbrechen klar zu Tage lag und von ihnen eingestanden wurde, konnte über die Strafe kein Zweifel seyn. Beide litten den Tod, obgleich de Thou nur um die Verschwörung gewußt, aber nicht thätig eingegriffen zu haben behauptete, am 12. September zu Lyon mit Standhaftigkeit und christlicher Ergebung. Der letztere starb im sieben und dreißigsten, Cinqmars im zwei und zwanzigsten Jahre seines Alters; jener von allen rechtschaffenen Männern, dieser von der Jugend und den Damen betrauert.

Dies war Richelieus letzter Triumph. Seine stets schwachen Körperkräfte waren durch die Bewegungen und Anstrengungen der letzten Zeit so erschöpft, daß seine Krankheit in ein hitziges Fieber überging, und ein hinzukommender Blutsturz, auf welchen große Engbrüstigkeit folgte, verrieth den Aerzten sein nahes Ende. Auf die Nachricht davon eilte der König zu ihm. Der Cardinal dankte ihm für diese Ehre, und sagte: „Sire, dieß ist der letzte Abschied, den ich von Ihnen nehme. Ich habe dabei den Trost, daß ich Ihr Königreich auf dem höchsten Punkte des Ruhmes, auf dem es je gestanden, hinterlasse. Ich empfehle Ihnen meine Verwandten, unter der Bedingung, daß sie in Treue und Gehorsam verharren." Er schlug darauf den Cardinal Mazarini zu seinem Nachfolger vor, rühmte auch die Geschicklichkeit der beiden Staatssecretäre Chavigny und Desnoyers und des Kanzlers Seguier. Als der König fortgegangen war, reichte man ihm das Abendmahl, vor dessen Genuß er betheuerte, daß er bei seiner Staatsverwaltung nie etwas Anderes als das Beste der Religion und des Staats zur Absicht gehabt habe. Als ihn der Beichtiger ermahnte, seinen Feinden zu verzeihen, sagte der Sterbende: „Ich habe niemals andere Feinde gehabt als die des Staats." Er starb am 4. Dec. 1642 im acht und funfzigsten Jahre seines Alters.

Der Ausspruch des Königs, als er die Botschaft von Richelieus

Tod erhielt: „es ist ein großer Staatsmann gestorben", ist von Freunden und Feinden jeder Zeit durch ihr Urtheil bestätigt worden. Richelieus Staatsverwaltung war ein beständiger Kampf nach innen und nach außen, in keinem Jahre ruhte der Krieg. Am beschwerlichsten und drückendsten für ihn war die Opposition der Mitglieder der königlichen Familie, weswegen er mehrmals ernstlich daran dachte, sich zurückzuziehen. Er verfuhr hier immer mit der lobenswürdigsten Schonung, aber dennoch lebten die Königin Mutter und der Herzog von Orleans am Ende seiner Regierung im Auslande. Strenger trat er gegen die Großen und den Adel auf, welche ihren Einfluß durch die Prinzen des Hauses behaupten oder neu erkämpfen wollten, wie er denn so wenig als der König von Natur zur Milde geneigt war, und hier ist es besonders sein eigenmächtiges, regelloses und willkürliches Rechtsverfahren, welches ihm mit Grund vorgeworfen werden muß. Seine Politik zeigt das Uebergewicht, welches der ordnende Verstand in der geistigen Entwickelung erlangt hatte; Richelieu war sich klar über die Principien, er führte sie gedankenmäßig aus, er hat sie in seinen hinterlassenen Memoiren gerechtfertigt. Im Innern hat er das Werk Ludwigs XI. im Ganzen und Großen vollendet. Dieser hatte die mächtigen Lehnsträger bezwungen, aber danach hatten sich die Herren aus den reichen und vornehmen Familien an den Hof gedrängt, um die Rathschläge und die Politik ihrer Könige zu beherrschen; und die zu Gouverneuren der Provinzen ernannten Herzoge und Grafen glaubten an die Stelle der alten Besitzer derselben getreten zu seyn. Doch war es hauptsächlich nur noch das militärische Element ihrer vormaligen Gewalt, welches sie noch furchtbar erscheinen ließ; die Verwaltung des Rechts, der Einkünfte und der übrigen Hoheitsrechte war in die Hände der reichen Bürgerlichen übergegangen, welche die Stellen erkauft hatten und nun auch vererbten. An der Spitze dieser Beamtenwelt, der noblesse de robe, wie sie späterhin genannt wurde, welche sich ebenso wie früher die Feudalherren dem Thron gegenüber zu befestigen drohte, standen die Parlamente, mit dem Bestreben, vor Allem die Rechte ihres Standes zu hüten und zu wahren. Beide Aristokratien unterlagen dem überlegenen Geiste Richelieus; der Adel wurde durch mehrere Hinrichtungen und zahlreiche Verbannungen gedemüthigt und erschreckt; gegen die Parlamente erging ein Edict, welches das Remonstrationsrecht auf eine einfache Bitte reducirte, ohne daß die Befehle des Königs jemals aufgehalten werden konnten. In jeder Provinz

wurden den obersten Gerichtshöfen und den Gouverneuren Intendanten zur Seite gesetzt, welche der Minister ernannte und wieder abrief, und ihnen die höhere Aufsicht über die Finanzen und die Polizei gegeben; mit Ausnahme Montmorency's wurden alle des Verraths gegen den Staat Beschuldigte vor besondere Commissionen und nicht vor die Schranken der Parlamente gestellt. Die Privilegien und Rechte der Communen waren längst in Verfall; Widerstand, einzelne Empörungen, die Unterdrückung der Hugenotten gab Gelegenheit sie hie und da ganz aufzuheben. Die Reichsstände wurden nicht zusammenberufen; ungehemmt in allen Dingen, über alle sollte der König gebieten. Neben diesen politischen Zwecken behielt Richelieu das materielle Wohl der Unterthanen unverrückt im Auge, und die Bewohner Frankreichs erfreuten sich einer geordneten Verwaltung und inneren Ruhe, von der die übrigen Länder Europas damals weit entfernt waren. Für Vermehrung der Seemacht, Erweiterung des Handels, Unterstützung der Colonien, Anlage von Canälen und wissenschaftlichen Anstalten sorgte er mit unermüdlicher Thätigkeit.

Ludwig liebte den Cardinal nicht, aber er erkannte die Wichtigkeit des Zieles, welches dieser sich gesetzt hatte, so wie dessen Fähigkeit trotz aller Schwierigkeiten dasselbe zu erreichen. Luynes, auch Cinqmars in späteren Zeiten waren ihm persönlich weit bequemer und angenehmer; aber Richelieu war der Repräsentant eines glücklichen politischen Systems. Der König war nicht ohne Einsicht, jedoch zu träge, zu unlustig und zu schwach zu einer fortdauernden Thätigkeit, wie sie eine Selbstherrschaft nothwendig gemacht haben würde; nur zuweilen glaubte er seine Kraft durch strenge Maßregeln zeigen zu müssen. Das Gefühl, welches sich mit dem Bewußtseyn, eigentlich auf einem untergeordneten Platz zu stehen, verbinden mußte, machte ihn argwöhnisch, mißtrauisch und trübsinnig, welche Stimmung durch seine anhaltende Kränklichkeit vermehrt wurde. Seine liebste Beschäftigung war die Jagd, besonders mit Falken; am Kriegswesen zeigte er ebenfalls großes Interesse, und arbeitete die Ereignisse der Feldzüge und Belagerungen, welchen er beiwohnte, eigenhändig auf das Genaueste aus. Richelieu übergab ihm öfter Denkschriften über seine Gemüthsart und Regierungsweise, in denen es unter andern heißt: „Ew. Majestät sind argwöhnisch und eifersüchtig, für Launen und vorübergehende Eindrücke leicht empfänglich. Sie müssen alle Kraft auf die großen Angelegenheiten des Staats wenden, das Kleine als Ihrer unwürdig bei Seite

lassen, nie Ihre hohe Stellung aufgeben, um selbst Partei zu nehmen, niemals Schwätzern und untergeordneten Dienern Gehör geben. Da Sie von Natur nicht mit freundlichem Wesen begabt sind, müssen Sie sich um so mehr hüten Unangenehmes zu sagen, und die mit Recht beschränkten Großen durch Herablassung zu entschädigen suchen. Auf Ihre Diener dürfen Sie nicht eifersüchtig seyn, wenn dieselben Geschäfte übernehmen, welche Sie selbst nicht ausführen können. Möchten Ew. Majestät sich bestreben, die Meinung zu widerlegen, daß Sie empfangener Dienste kaum drei Tage lang eingedenk seyn, und erwägen, daß ein böses Wort den Diensteifer mehr erkältet, als alle Belohnungen ihn zu erhöhen vermögen. Ew. Majestät halten mit zu geringem Nachdruck auf die Beobachtung der Gesetze; man soll Gerechtigkeit ohne Leidenschaft üben, nie an der Strafe Vergnugen finden, allein von gefährlichen Umtrieben werden die meisten nur durch Furcht zurückgeschreckt." *) Ludwig ehrte den Cardinal auch nach seinem Tode, indem er auf dem von ihm vorgezeichneten Pfade weiter zu gehen versuchte; nur die Verwiesenen wurden großen Theils zurückgerufen. Mazarin ward, wie Richelieu auf dem Sterbebette gewünscht hatte, in den Staatsrath gezogen; da er aber nicht Titel und Rang eines Premierministers führte, auch eher durch Mäßigung, Schlauheit und Gewandtheit als durch Kraft und durchgreifendes Benehmen die Angelegenheiten zu führen trachtete, konnte es bei den Ansprüchen der starken Gegenpartei, welche Richelieus Grundsätze mit eben dem Haß als einst ihn selber verfolgte, nicht an mannichfachen Schwankungen fehlen, welche durch Zwistigkeiten im Staatsrathe und durch eine schlimme Wendung, welche die Kränklichkeit des Königs im Februar 1643 nahm, vermehrt wurden. Alles drängte sich in voraus zur neuen Regentschaft, welcher die Kindheit des Thronfolgers — er zählte erst fünf Jahr — eine lange Dauer verhieß; alle so lange und streng zurückgehaltenen Interessen hofften jetzt endlich den freiesten Spielraum zu finden. Diesen Streitigkeiten ein Ende zu machen und etwaigen Unruhen nach seinem Tode vorzubeugen, ordnete Ludwig selbst einen Regentschaftsrath an, in welchem die Königin, Orleans, Condé, Mazarin, Seguier, Bouthillier und der Finanzminister Chavigny sitzen und alle wichtigen Angelegenheiten nach Stimmenmehrheit entscheiden sollten. Die Königin Anna sollte den Titel der Regentin führen. Wenige Wochen darauf starb Ludwig XIII. (14. Mai 1643). Er fürchtete

*) Raumer, Geschichte Europas, Th. IV. S. 101 fg.

den Tod nicht, und wiederholte häufig die Worte Hiobs: Taedet animam meam vitae meae. In seinen letzten Augenblicken mußte der anwesende Gaspard von Coligny, Marschall von Frankreich, entfernt werden, weil er ein Protestant war. Endlich verließ den König die Sprache, und so endete er um zwei Uhr Nachmittags, zwei und vierzig Jahr alt, nach einem drei und dreißigjährigen Thronbesitz. Seine ehrgeizige Mutter, Maria von Medici, die sich von Brüssel nach England begeben, und sich zuletzt in Köln aufgehalten hatte, war an dem letztern Orte ein Jahr vor ihm (3. Juli 1642), drei und sechzig Jahr alt, beinahe in Dürftigkeit, gestorben.

---

9. Der Cardinal Mazarin und die Fronde.
(1643—1651.)

Das Parlament zu Paris, welches Richelieu zum Range eines bloßen Gerichtshofes herabgedrückt hatte, versuchte jetzt sein früheres Ansehen in allgemeinen Reichsangelegenheiten wieder herzustellen; es entschied auf Annas Wunsch, mit Umstoßung der Verordnung Ludwigs, in einer feierlichen Sitzung am 18. Mai 1643, bei welcher auch der junge König gegenwärtig war, daß die Königin die unumschränkte Vormundschaft führen und ihre Räthe nach Belieben wählen solle. Demnach mochte man den Sturz des Richelieuschen Systems und aller seiner Anhänger für gewiß ansehen; Mazarin bereitete sich zur Abreise, die Aristokratie triumphirte, schon sahen sich die Prinzen und die übrigen treuen Anhänger der Königin während ihrer Vernachlässigung von Seiten Ludwigs und des Cardinals, durch den Besitz der Statthalterschaften, der ersten Aemter und Ehrenstellen reich belohnt. An der Spitze dieser Partei, welche demnächst ans Ruder zu kommen hoffte, stand der Sohn des von Richelieu verfolgten Cesar von Vendome, der Herzog von Beaufort, den ausgezeichnete Körperkraft und unbegrenzte Freigebigkeit zum Liebling des Pariser Pöbels machten. Allein die Königin zeigte bald, daß es ihr nur darum zu thun gewesen sey, die Kraft des Regentschaftsrathes zu brechen, daß sie ebenso unabhängig vom Adel und den Prinzen herrschen wollte, als ihr Gemahl, und daß sie, obgleich klüger und fester als dieser, dennoch, mit gleicher Scheu vor angestrengter Arbeit zurückschreckend, nach seinem Beispiele die Regierung in die Hände eines Staatsmannes legen wollte; doch

war es ihr fester Entschluß, daß dieser ihr gegenüber niemals Richelieus überlegene Stellung einnehmen sollte.

Julius Mazarini, von den Franzosen Mazarin genannt, war am 14. Julius 1602 zu Piscina in Abruzzo geboren, und erhielt in Rom eine sorgfältige Erziehung. Späterhin studirte er die Rechte in Alcala, trat in die Dienste des Papstes, und die Vermittelung des Friedens von Chierasco (o. S. 116) zeigte seine Geschicklichkeit in einem so glänzenden Lichte, daß er zum Botschafter in Paris ernannt wurde. Im Jahre 1639 trat er auf Richelieus Veranlassung in französische Dienste. Mazarins Geist war bei weitem nicht so großartiger Ideen fähig als Richelieu, und die Mittel, welche er zur Erreichung seiner Plane in Bewegung setzte, waren um vieles kleinlicher. Selten suchte er auf anderm Wege als durch Geschmeidigkeit, List, Intriguen und Zweideutigkeiten zu seinem Ziel zu kommen. Dies war der Mann, dem Anna jetzt gegen die Erwartungen der Meisten die Verwaltung des Staates nach innen und außen mit dem Vorsitze ihres Raths übertrug. Der Herzog von Beaufort, der sich bedenkliche Reden gegen den Cardinal erlaubte, und der Graf von Montresor wurden verhaftet, die Herzoge von Vendome und von Guise wurden verbannt, und der Krieg gegen Spanien und Oesterreich mit verstärkten Kräften und Heeren fortgeführt, trotz des Verlangens nach Frieden, welches von allen Seiten laut geäußert wurde. Doch zeigte sich die geringere Kraft oder die Milde Mazarins, der den Adel nicht bloß demüthigen und erschrecken, sondern auch gewinnen wollte, in großer Freigebigkeit und vielfachen Begünstigungen im Hofleben, welche den Mitgliedern dieses Standes ertheilt wurden.

Die hierdurch entstehenden Ausgaben, verbunden mit den für die Heere nöthigen Summen, erregten aber von einer anderen Seite her den ersten bedenklichen Widerstand gegen die neue Regierung. Allgemein wurde über den jährlich steigenden Steuerdruck und die Erpressungen des Finanzministers, eines Italieners Namens Particelli Herrn von Emery, geklagt, durch den Mazarin den früheren Minister Bouthillier ersetzt hatte. Als der erstere nun im Jahre 1644, mit Bezug auf ein Gesetz Heinrichs II., welches neue Häuser außerhalb der Ringmauer von Paris zu bauen untersagte, die inzwischen entstandenen Häuser der Vorstädte mit einer Steuer belegte, entstand ein Auflauf in Paris, und das Parlament that ernsthafte Vorstellungen gegen diese Abgabe sowohl als die Finanzverwaltung im Allgemeinen. Dies hatte die

willkürliche Verfügung zur Folge, daß zwei Präsidenten und zwei Räthe des Parlaments gefangen genommen und aus Paris weggebracht wurden. Sogleich griff das Parlament zu seinem gewöhnlichen Mittel, den Stillstand aller seiner gerichtlichen Geschäfte zu erklären, und nöthigte den Cardinal, der das Parlament, welches bald neue Steueredicte registriren sollte, nicht aufs Aeußerste treiben wollte, durch wiederholte Beschwerden die Verhafteten freizulassen. Um allem Widerspruch für die nächsten Verordnungen vorzubeugen, wurde eine feierliche Parlamentssitzung im Beiseyn der Großen und der Prinzen des Hauses (Lit de Justice) auf den 7. September 1645 anberaumt. Der junge König sprach: „Meine Herren, ich bin gekommen, mit Ihnen von meinen Angelegenheiten zu sprechen; mein Kanzler wird Ihnen meine Meinung sagen." Dieser stellte nun die Nothwendigkeit neuer Auflagen sehr beredt vor, worauf neunzehn Steueredicte eingetragen werden mußten. Dennoch erschien bereits im nächsten Jahr wieder eine Verordnung, welche alle in Paris eingebrachten Waaren und Lebensmittel einem hohen Zoll unterwarf. Diesem steigenden Drucke beschloß das Parlament nachdrücklich entgegenzutreten und trug die neue Verordnung erst nach so bedeutenden Modificationen ein, daß die Auflage nur noch wenig abwerfen konnte. Die Finanznoth und den Widerstand des Parlaments auf einmal zu beseitigen, kam die Königin auf den Gedanken, zwölf neue Parlamentsrathsstellen zu creiren und dieselben an nachgiebig Gesinnte zu verkaufen, um dann durch deren Stimmen auch eine Erhöhung der Paulette durchzusetzen. Diese Maßregel sollte mit einigen anderen in einem Lit de Justice am 15. Januar 1648 registrirt werden, als der General-Advocat Omer Talon folgende freimüthige Worte an die Königin richtete: „Seit zehn Jahren, sprach er, ist das Land ruinirt, die Bauern liegen auf Stroh, ihr Geräth ist verkauft, und die Unglücklichen müssen von Hafer- und Gerstenbrot leben. Bedenken Sie, Madame, dieses Elend des Volks in Ihrem Herzen; alle Ehre gewonnener Schlachten, aller Ruhm eroberter Landschaften kann Die nicht ernähren, welche kein Brot haben und Myrthen, Palmen und Lorbeeren nicht zu den ernährenden Pflanzen der Erde zählen können. Ist es nicht eine moralische und politische Täuschung, zu glauben, daß die Edicte, welche den Grundgesetzen der Monarchie widersprechen, welche die souveränen Kammern des Parlaments verwerfen, angenommen und begründet sind, wenn sie der König in seiner Gegenwart verlesen läßt? Eine so des-

polische Regierung mag für die Scythen und die Barbaren des Nordens passen, welche nur das Antlitz der Menschen tragen; in Frankreich sind wir gewohnt frei geboren zu werden und als wahre Franzosen zu leben.“ Diese Rede bestimmte das Parlament, die neuen Edicte trotz der königlichen Sitzung zu verwerfen, und als eine Bitte um Aenderung der Finanzverwaltung vom Hofe nicht beachtet wurde, traten am 13. Mai die höchsten Staatsbehörden, der Steuerhof und die Oberrechenkammer, mit dem Parlament zu einem gemeinsamen Beschluß zusammen, selbständig über die Abstellung der Uebelstände zu berathen und sich darüber mit den andern Parlamenten des Landes zu vereinigen. Hierauf beschloß die Königin, gegen Mazarins Meinung, dessen unentschlossenes Benehmen einen bedeutenden Unterschied von dem seines Vorgängers bei ähnlichen Widersetzlichkeiten darbot, strengere Maßregeln anzuwenden, und ließ am 25. Mai von Neuem mehrere Räthe verhaften. Zu gleicher Zeit erging ein Verbot gegen die gemeinsamen Berathungen. Dennoch beharrte das Parlament in seiner Opposition, welche um so bedenklicher zu werden drohte, als die Bürgerschaften aller Städte Frankreichs bereit schienen, dasselbe als den Vertreter ihrer Rechte nöthigen Falls mit bewaffneter Hand zu unterstützen. Am 26. Junius erhielt die Königin eine Botschaft vom Parlament durch den Präsidenten Molé, welcher ihr vorstellte, daß sie es vorziehen möge, das Volk durch Milde als durch Härte zu leiten und die Vermittelung der Behörden zwischen Herrschern und Beherrschten zu gestatten, worauf die Königin am folgenden Morgen die Gefangenen frei ließ, und ihre Erlaubniß ertheilte, die gemeinsamen Berathungen im Saale des heiligen Ludwigs fortzusetzen. Hier wurde nun beschlossen, die Intendanten der Justiz und Polizei, als von den Parlamenten unabhängige Beamte, abzuschaffen, die Taillen auf den vierten Theil herabzusetzen, keine neuen Aemter ohne Zustimmung des Parlaments einrichten und kein Steuergesetz ohne Eintragung in die Register gelten zu lassen. Commissionen, außerordentliche Gerichte, königliche Sitzungen sollten für immer aufgehoben seyn. Gegen diese Angriffe auf das ganze Regierungssystem suchte der Minister bei den Prinzen des Hauses Hülfe, und bewilligte, um diese zu gewinnen, dem Herzog von Orleans, ebenfalls gegen die Grundsätze Richelieus, das Gouvernement von Languedoc und dem Sohne des Prinzen Condé, dem Herzog von Enghien, das der Champagne. Dafür übernahm der erstere, mit dem Parlament zu unterhandeln, das früherhin

seine Unternehmungen gegen Richelieu zu begünstigen getrachtet hatte (o. S. 125). Aber vergebens suchte der Herzog die Popularität der damaligen Zeit geltend zu machen, vergebens entließ Mazarin den Finanzminister, vergebens wurde die Grund- und Weinsteuer bedeutend reducirt. Auch das Versprechen, die Intendanten dem Beschluß des Parlaments gemäß abzuschaffen, konnte ihm diese Behörde nicht wieder gewinnen. Gegen solche Hartnäckigkeit beschloß die Königin strenger aufzutreten und die günstige Stimmung, welche sich auf die Nachricht von dem großen Siege bei Lens, den der Herzog von Enghien über die Spanier davongetragen hatte, unter dem Volk von Paris verbreitete, zur Verhaftung der kühnsten Sprecher des Parlaments zu benutzen. Nachdem das Tedeum in der Kirche Notre Dame in Gegenwart des Hofes gesungen worden war (26. August 1648), begab sich der Hauptmann der Garde der Königin, Gaston von Comminges, nach dem Hause des Raths Broussel, eines siebzigjährigen, sehr beliebten Greises, und führte ihn trotz der Zusammenrottungen und dem Geschrei des Volkes nach St. Germain. Dasselbe Schicksal traf den Präsidenten Blanc Mesnil; mehrere Andere, die ebenfalls verhaftet werden sollten, konnten in ihren Wohnungen nicht aufgefunden werden. Die Nachricht von diesen Begebenheiten brachte ganz Paris unter die Waffen. Auch der Prevot des Marchands und die Schöffen der Stadt ließen ihre Compagnien vor dem Rathhause versammeln und die Straßen durch Ketten sperren. Vergebens suchten die Marschälle de la Meilleraye und l'Hopital an der Spitze einiger Gardetruppen das Volk zur Ruhe zu bringen.

Im Hintergrund dieses Tumults standen selbstsüchtige Absichten, welche denselben auch zum Theil hervorgerufen hatten. Es war Johann Franz Paul von Gondi, aus einer alten Florentinischen Familie, Neffe und Coadjutor des Erzbischofs von Paris, ein Mann von unruhiger Ränkesucht und den verdorbensten Sitten, aber nicht ohne Geist und Kraft zum Handeln, welcher als Parteihaupt emporzukommen gedachte. Als Geistlicher war ihm nichts Höheres mehr zu erreichen übrig als der Cardinalspurpur; außer diesem fühlte sich aber auch sein brennender Ehrgeiz getrieben, in anderen Kreisen Geltung und Herrschaft zu erlangen. Die Neigung des Volks hatte er sich durch vorgespiegeltes Interesse am öffentlichen Wohl und große Geldspenden bereits zu erwerben gewußt; und jetzt beförderte er die Unruhen gegen den Hof, um sich, wenn er dieselben durch seine Volksbe-

liebtheit gestillt, der Königin als Retter unentbehrlich zu machen. Er begab sich deshalb ins Palais Royal, setzte die Regentin von den drohenden Gefahren in Kenntniß, rieth die Gefangenen frei zu geben und bot ihr seine Dienste zur Besänftigung des Aufruhrs an. Allein Anna, von den Machinationen des Coadjutors im Allgemeinen durch Mazarin unterrichtet, antwortete sehr heftig, daß sie Broussel eher erwürgen als freigeben würde, und Gondi mußte sich unverrichteter Sache, vom Spott der Hofleute verfolgt, zurückziehen. Tief gekränkt und fest entschlossen sich zu rächen, verließ er das Louvre.

Den kurzen Zeitraum der Nacht benutzte er seine Gedanken zu sammeln und neue Entwürfe zu fassen *). Er entschied sich nunmehr ganz gegen den Hof, und beschloß zunächst, die Aufregung der Bürger zu vermehren, welche diesem Impulse folgend am Morgen in allen Straßen Barricaden in großer Anzahl zu errichten begannen. Als der Kanzler Seguier ins Parlament fahren wollte, um demselben im Namen der Königin anzuzeigen, daß es sich forthin nicht mehr um Staats-angelegenheiten zu bekümmern habe und im Fall weiterer Widersetzlichkeit aufgelöst werden würde, konnte er nicht durchkommen, sondern mußte sich vor dem erbitterten Volke in den nahen Palast Luynes retten. Auch hieher verfolgt, verbarg er sich in einen Wandschrank, während die Thüren erbrochen und die Zimmer geplündert wurden. Endlich erschien der Marschall de la Meilleraye mit vier Compagnien Garden, und brachte den von Todesangst Gefolterten glücklich in Sicherheit. Bei dieser Gelegenheit hatten die Truppen zuerst in Masse Feuer gegeben, ohne den Pöbel zurückschrecken zu können. Ein Weib warf sogar dem Marschall einen Stein an den Kopf, worauf sie derselbe durch einen Pistolenschuß tödtete. Dennoch blieben die Bürger bei fortgesetztem Kampfe überall im Vortheil, da die Gardesoldaten, mit Ausnahme der Schweizer, keine große Lust zum Fechten bezeigten. Unterdeß ging das ganze Parlament, nachdem es die Verhaftung des

*) Wie sehr es ihm an aller innern Haltung und Tüchtigkeit der Gesinnung mangelte und wie schlechte Beweggründe ihn leiteten, geht aus seinen eigenen Worten hervor, indem er die Betrachtungen erzählt, welche er in dieser Nacht anstellte: Je permis à mes sens de se laisser chatouiller par le titre de chef de parti que j'avois toujours honoré dans les vies de Plutarque. Mais ce qui acheva d'étouffer tous mes scrupules, fut l'avantage que je m'imaginai à me distinguer de ceux de ma profession par un état de vie qui les confond tous. Le dérèglement des moeurs très-peu convenable à la mienne me faisoit peur.... Les affaires brouillent les espèces, elles honorent même ce qu'elles ne justifient pas, et les vices d'un archevêque peuvent être dans une infinité de rencontres les vertus d'un chef de parti. Mém. du Card. de Retz, éd. d'Amst. 1718. T. I. p. 132.

Hauptmanns von Comminges und die Eröffnung eines Verfahrens gegen Alle, welche der Regentin zu gewaltsamen Maßregeln gerathen, beschlossen hatte, hundert und sechzig Mitglieder an der Zahl, in einem feierlichen Aufzuge ins Louvre, die Königin um die Befreiung der beiden Gefangenen zu ersuchen. Eine unermeßliche Volksmenge begleitete die Bittsteller; überall ertönte der Ruf: es lebe der König, es lebe das Parlament! Anna unterbrach die Anrede des ersten Präsidenten Molé mit dem Einwurfe, der Tumult sey nicht so groß, als man ihr vorstelle, das Parlament möge die Bewegungen zur Ruhe bringen, die es selbst veranlaßt habe. Auch die Bitten Mazarins und des Herzogs von Orleans hatten keinen bessern Erfolg. Neugierig erwartete das Volk die Zurückkehrenden unten auf der Straße; aber bald erhob sich ein lautes Murren und wildes Geschrei, als man vom Ausgange der Unterhandlung Kunde erhielt. Doch vertröstete Molé die Bürger, so gut er konnte, und suchte sie zur Ruhe zu bewegen. Umsonst; der Pöbel schrie, wenn die Räthe Broussels Befreiung nicht bewerkstelligten, sollten sie keinen Schritt weiter kommen, ja bei der dritten Straßensperre wurden dem ersten Präsidenten Piken und Hellebarden auf die Brust gesetzt mit dem Ruf: „Zurück, Verräther! wenn dir dein Leben lieb ist, so schaff uns Broussel, oder bring uns Mazarin und den Kanzler als Geiseln!" Voll Schrecken kehrte der Präsident mit allen Räthen wieder um und ward von dem Pöbel mit Gewalt in den königlichen Palast zurückgedrängt. Nach einiger Berathung entschloß sich die Königin, geschreckt durch die nachdrückliche Sprache des Präsidenten und das Toben des Volks, wiewohl ungern, den eingeschlagenen Weg aufzugeben und dem Parlament zu erklären, es möge die nöthigen Maßregeln für die Sicherheit des Staates treffen. Mit heiterm Gesichte verließen die Räthe diesmal den Palast. Das Volk brach in ein Jubelgeschrei aus, allein die Straßen leerten sich nicht eher als am folgenden Tage, da man Broussel und Blanc Mesnil wirklich ankommen sah. Der erste ward mit einer Abfeuerung der Gewehre empfangen, und wie im Triumph in sein Haus begleitet. Wenige Stunden darauf waren die Straßen wieder frei und alle Läden offen, und dieser so leichten Kaufs über die Regentin errungene Sieg befestigte die Bürger in dem Entschluß, das Parlament mit allen Kräften zu vertheidigen. Nicht wenig erstaunt über den Ernst und Nachdruck, mit welchem die Partei des Parlaments aufgetreten war, die ihre Höflinge bis dahin mit dem Spottnamen der Fron-

deurs *) bezeichnet hatten, verließ die Königin Paris und begab sich mit ihren Prinzen nach Saint Germain. Das Parlament glaubte seine Vortheile verfolgen zu müssen, und verlangte durch eine Gesandtschaft die Abstellung der bereits früher erhobenen Beschwerden und die Rückkehr des Königs nach Paris. Die Gesandten bestanden sogar, vornehmlich auf Gondi's Betreiben, auf die Ausschließung Mazarins von den Unterhandlungen. Man fügte sich, bei der bedenklichen Stimmung der Pariser Bürger, der Nothwendigkeit; worauf nach längeren Verhandlungen die Regentin ein Gesetz sanctionirte, durch welches fast alle Beschlüsse, welche von den vereinigten Behörden in Betreff der Abschaffung der Intendanten, Commissionen, neuer Aemter und Steuern gefaßt worden waren, zugestanden wurden, 24. Oct. Nur die Aufhebung der königlichen Sitzungen wurde nicht bewilligt. Diese Erfolge verbreiteten allgemeine Freude über das ganze Reich, und als der König am 31. October nach Paris zurückkehrte, schienen alle Unruhen beseitigt.

Indeß hoffte die Regentin im Stillen, die ihr abgedrungenen Gesetze bei günstigerer Lage der Dinge bald wieder umstürzen zu können. Zu diesem Ende kam es vor allen darauf an, den Herzog von Enghien, seit seines Vaters Tode (1646) auch Prinz von Condé, zu gewinnen. Dieser war bereits seit einiger Zeit aus dem Felde zurückgekehrt, wo er, erst einige zwanzig Jahr alt, in Deutschland und in den Niederlanden reiche Lorbeeren erfochten hatte. Seine Tapferkeit, seine Großmuth und sein offenes Wesen machten ihn zum Vorbild und Liebling der adelichen Jugend Frankreichs, wie ihm dieselben Eigenschaften auch die Liebe des Heeres im hohen Grade erworben hatten. Dieser letztere Umstand mußte um so wichtiger erscheinen, da der Hof, nachdem der Friede zu Münster abgeschlossen war und der Sieg des Prinzen bei Lens die Spanischen Streitkräfte in den Niederlanden auf lange Zeit gelähmt hatte, daran dachte, Truppen von den Grenzen herbeizuziehen, um die Widerspenstigen mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen. Aus denselben Gründen bemühte sich aber auch der Coadjutor, mit dem Prinzen in nähere Gemeinschaft zu treten und ihn auf seine Seite zu ziehen. Allein vergebens, Condé war zu stolz auf seine Geburt, zu ritterlich und feudal gesinnt, um als Beschützer rebellischer Magistrate aufzutreten. Besser gelang es dem Coadjutor mit Condé's Bruder, dem Prinzen von Conti, der aber bei weitem dessen Ansehen

*) Schleuderer. So nannte man die Straßenjungen, wenn sie nach einer damaligen Sitte kleine Kriege mit Schleudern gegen einander führten.

nicht besaß, und nur als Prinz von Geblüt einige Geltung hatte. Wichtiger schien der Gewinn der schönen und geistreichen Herzogin Anna von Longueville, Condé's Schwester, für die Fronde. Sie so wie der Prinz von Conti fühlten sich von dem Stolze ihres ältern Bruders empfindlich gedrückt. Auch die Herzoge von Bouillon und Beaufort wußte Gondi für seine Absichten zu stimmen. Diese bedeutende Verstärkung der Gegenpartei, so wie die Spaltung der Großen beunruhigte den Hof, der deshalb nichts unversucht ließ, was wenigstens Condé selbst in seiner Gesinnung befestigen konnte. Weinend und liebkosend nannte ihn die Königin ihren dritten Sohn *), der junge König umarmte ihn, Mazarin versprach ihm Statthalterschaften und andere Vortheile, so wie den Befehl über die zusammenzuziehenden Truppen. Es bedurfte solcher Schritte kaum, den Prinzen zum Unwillen gegen eine Gesellschaft von Rechtsgelehrten aufzuregen, welche das Ansehen des Hofes mit Füßen treten und den Großen keinen Einfluß verstatten wollten, während sie doch selbst nie einen Degen gezogen hatten. Seine Gesinnungen zeigte er zuerst öffentlich in einer Sitzung des Parlaments, dem übrigens die Umtriebe Gondi's ganz fremd waren. Man war durch die Nachricht vom Heranzuge der Truppen aufgebracht und es kam hierüber zu langen Debatten. Condé unterbrach seinen Gegner, den Parlamentsrath Quatre-Sous, mit großer Heftigkeit und erlaubte sich eine drohende Bewegung mit der Hand, die lautes Murren verursachte (Dec. 1648). Dies herrische und ungestüme Auftreten beunruhigte auch die Bürger, welche darin eine Vorbedeutung härterer Maßregeln sahen.

In der That waren Condé's Plane gewaltsam genug. Er wollte sich der Stadtthore, der Bastille und des Zeughauses bemächtigen, und wenn die Bürger sich widersetzten, die Straßen von Paris in ein Schlachtfeld verwandeln. Allein der Hof zog es vor, sich zuerst in Sicherheit zu bringen und dann durch den Prinzen die Belagerung der Hauptstadt eröffnen zu lassen. Da man mit Grund fürchtete, daß die Einwohner die Abreise des Königs hindern würden, so fuhr die Königin mit diesem, dem Cardinal, Condé und einiger anderer Begleitung in der Nacht des 6. Januar 1649 vom Hause des Marschalls Grammont, wo man das Dreikönigsfest gefeiert hatte, in zwei Wagen heimlich durch das Thor St. Honoré nach Saint Germain, wo man, um Aufsehen zu vermeiden, keine Anstalten zum

*) Sie hatte 1640 einen zweiten Prinzen, den nachmaligen Herzog Philipp von Orleans, geboren.

Empfange des Hofes hatte treffen können. So mußten die Herzogin von Orleans und ihre Stieftochter, die Prinzessin von Montpensier, aus Mangel an Betten auf dem Stroh schlafen, ja der König selbst und seine Mutter litten an dem Nothdürftigsten Mangel. Diese Entweichung gab dem Pöbel Stoff zu den zügellosesten Spöttereien. Besonders wurde die Königin nicht ohne einen beschimpfenden Zusatz genannt, und ihr Interesse für den Cardinal in ein zweideutiges Licht gestellt. Dagegen fertigte das Parlament, welches am folgenden Tage vom Hofe Befehl erhielt, sich ebenfalls aus Paris zu entfernen und nach Montargis zu gehen, Gesandte nach St. Germain ab mit Gegenvorstellungen und Einladungen zur Rückkehr; als diese aber gar nicht vorgelassen und mißachtend behandelt wurden, erklärte ein Beschluß desselben Mazarin für einen Feind des Staats. Hierauf vereinigten sich der Vorsteher der Kaufleute, die Schöffen, Viertelmeister und Obersten der Bürgerabtheilungen zu Paris mit dem Parlamente zu gemeinsamer Vertheidigung. Jedes der sechzehn Stadtviertel stellte ein Regiment, an welches sich in dringenden Fällen die bewaffneten Handwerker und Tagelöhner anschließen sollten. Außerdem sollten zehntausend Fußgänger und fünftausend Reiter geworben werden. In diesen Augenblicken der Aufregung trat auch der Coadjutor wieder hervor. Er brachte auf seine Kosten allein ein Reiterregiment zusammen. An Anführern fehlte es nicht, da außer Conti, Beaufort und Bouillon, sich noch mehrere Prinzen und Herren einfanden, verlockt durch die Hoffnung, auf den Trümmern der gegenwärtigen Regentschaft ihre eigene Größe zu gründen. Es war der Prinz von Marsillac, der Liebhaber der Herzogin von Longueville, deren Gemahl, der Herzog von Elboeuf, der Marschall von la Motte, die Marquis von la Boulaye und Noirmoutier, die Herren von Montresor, St. Ibar u. a. Mit vollen Händen gaben die Bürger und Parlamentsräthe Geld zur Besoldung der Truppen, die Thore und Mauern wurden eifrig bewacht, und der Enthusiasmus erreichte den höchsten Grad, als die Herzoginnen von Longueville und Bouillon sich im Stadthause zeigten und erklärten, daß sie hier unter dem Schutz der Bürger als Pfänder für die Treue und den Eifer ihrer Eheherren zu wohnen begehrten. So schienen Parlament, Volk und Adel auf das Engste vereinigt, die Herrschaft des Hofes und seines Ministers zu brechen.

Die Lage der Regentin war in der That nicht ohne Gefahr. In den Provinzen zeigte sich die Stimmung überall dem Hofe ungünstig.

Die Parlamente der Bretagne, der Normandie, der Provence und von Languedoc folgten dem Beispiel, welches das Pariser gegeben hatte, und erklärten sich gegen Mazarin. Schon wurden hie und da Gewaltthätigkeiten gegen die Anhänger Annas und des Cardinals begangen; in Poitou sammelte der Schwager des Herzogs von Bouillon, der Herzog de la Tremouille, Truppen zur Unterstützung der Aufrührer in Paris; Turenne, der Bruder des Herzogs von Bouillon, neigte sich ebenfalls auf diese Seite und gedachte, die Deutsche Armee, welche er so ruhmwürdig befehligt hatte, gegen den Hof zu führen; und der Erzherzog Leopold von Oesterreich, Statthalter der Niederlande, erbot sich mit funfzehntausend Mann in Frankreich einzufallen, wenn die Fronde mit ihm in Verbindung treten wolle. Dagegen hatte der Prinz von Condé nur etwa zwölftausend Mann unter seinem Commando, so daß von einer ernstlichen Einschließung der großen Hauptstadt gar nicht die Rede seyn konnte. Doch nahm er Longwy, Corbeil, St. Cloud, St. Denys und Charenton, wohin die Bürger Besatzungen geworfen hatten, letztern Platz nach tapferem Widerstande; dagegen hatten die Pariser die Bastille erobert, die darin befindlichen Truppen gefangen genommen, und brachten einige Transporte von Lebensmitteln glücklich in ihre Thore. Im Ganzen ward der Krieg ziemlich lässig betrieben: von der Fronde, weil ihre zahlreichen Häupter gewöhnlich unter einander uneins waren; von Condé, weil er sich dessen schämte. Er nannte diese Händel nur la guerre aux pots de chambre. Bei dieser Lage der Dinge begann der Hof die anfangs zurückgewiesenen Unterhandlungen mit dem Parlamente, welches trotz der Anreizungen des Adels eine lobenswerthe Mäßigung zeigte, seiner Seits anzuknüpfen. So kam am 11. März 1649 den Meisten unerwartet zu Ruel ein Friede zu Stande, in welchem die Regentin die Bestätigung des Gesetzes vom 24. October 1648, so wie eine allgemeine Verzeihung versprach; dagegen sollte Mazarin Minister bleiben, und alle seit dem 6. Januar bekannt gemachten Parlamentsbeschlüsse sollten für null und nichtig erklärt werden. Dieser Vertrag entsprach den Erwartungen des Adels keineswegs, auch ein Theil des Parlaments erklärte sich gegen den Präsidenten Molé, dessen für das Wohl des Staats besorgte Gesinnung vorzüglich den Abschluß betrieben hatte, und das Volk von Paris schrie laut über Verrath. Während das Parlament noch mit den Prinzen über die Annahme des Friedens rathschlagte, drang der Pöbel, von den Parteimännern auf alle Weise aufgehetzt, in den Palast, und

der Advocat Deboisle forderte an der Spitze einiger hundert Bewaffneten unter wildem Geschrei die Auslieferung Molé's. Als der Präsident Novion heraustrat, die Wüthenden zu beruhigen, packte ihn ein Bürger beim Kleide, und rief: „Her mit den Friedensartikeln, daß des Henkers Hand sie verbrenne! An den Galgen mit den Bevollmächtigten, die diesen Frieden unterzeichnet haben!" Andere Stimmen riefen: „Keinen Frieden! Keinen Mazarin! Fort mit allen Mazarinern in die Seine!" Der Tumult wuchs, als Molé erschien, um sich durch die tobende Menge nach Hause zu begeben. Alle hatten ihn aufgefordert sich zu verbergen; er aber antwortete: „Das Parlament verbirgt sich niemals; wenn ich den Tod vor Augen sähe, würde ich diese Feigheit nicht begehen." Ohne eine Bewegung auf seinem Gesichte zu zeigen, schritt er durch die Haufen, und als ihm einer der Frechsten das Messer auf die Brust setzte, sprach er ruhig: „Mein Freund, wenn ich todt bin, brauche ich nur sechs Fuß Raum." Erst am folgenden Tage konnten die Berathungen fortgesetzt werden. Man beschloß, neue Abgeordnete nach St. Germain zu schicken, um die Entfernung des Cardinals zu bewerkstelligen und dem Hofe die Forderungen der Prinzen und Edelleute zu überbringen. Allein zwei übele Nachrichten stimmten jetzt den Muth der Fronde herab. Turenne, der sich bereits in Marsch gesetzt hatte, war plötzlich von seinem Heere verlassen worden. Mazarin hatte zur rechten Zeit eine Summe von 800,000 Livres an den Generallieutenant Erlach gesandt, der dieselbe unter die Obersten vertheilt hatte. Hierdurch gewonnen, hatten diese letzteren dem Oberbefehlshaber den Gehorsam aufgekündigt, und ihn genöthigt sich durch die Flucht zu retten. Von Rouen hatte der Herzog von Longueville mit sechstausend Mann herbeieilen wollen, allein auch von ihm erfuhr man, daß er bereits mit dem Hofe in Unterhandlungen stehe. Da nun vollends einigen von den Häuptern der Fronde bedeutende Versprechungen gemacht wurden, so bequemte sich einer nach dem andern zur Annahme des Vergleichs, und der innere Krieg war zu Ende, ehe man es selbst recht gewollt hatte.

So hatte sich Mazarin freilich gegen die Angriffe des Parlaments und des Adels zu gleicher Zeit gehalten, aber dabei doch auch lange nicht die Umsicht, Thätigkeit und Kraft gezeigt, welche Richelieu in solchen Augenblicken zu entwickeln pflegte. Für den Augenblick waren die Gegner zur Ruhe gebracht, aber nicht besiegt. Da das Volk in Paris noch in großer Aufregung war, verzögerte er die Rückkehr des

Hofes absichtlich, um die Zeit zur Beruhigung der Gemüther mitwirken zu lassen. Zu dem Ende ging die Königin nach Compiegne, wo sie einige Monate zubrachte, und hielt erst am 18. August mit dem Cardinal und dem Prinzen Condé ihren Einzug in Paris. Um ganz sicher zu gehen, hatte Mazarin bedeutende Summen unter die Zünfte und den Pöbel austheilen lassen. So umringte das Volk denn nicht bloß den König, welchen es wirklich liebte, mit Jubelgeschrei, sondern begrüßte auch den Cardinal mit freudigem Zuruf. „Das ist (bemerkt der Prinz von Marsillac, als Schriftsteller bekannter unter dem Namen Rochefoucault, den er ein Jahr nach diesen Begebenheiten durch den Tod seines Vaters erhielt) die Weise unseres Volkes; mit demselben Leichtsinn, mit dem es aus seiner Schuldigkeit heraustritt, kehrt es zu derselben zurück, und geht in einem Augenblicke von Aufruhr zum Gehorsam über." Die Häupter der Fronde und vor Allen der Coadjutor bezeigten der Königin ihre Hochachtung und Unterwerfung, so wie sie selbst dem Prinzen von Condé öffentlich als ihrem Erretter dankte.

Allein der bloße Dank genügte diesem hochstrebenden Manne nicht; er war nie der Freund des Cardinals gewesen, und da er diesen während des Krieges kennen gelernt, ihn schwach und unschlüssig gesehen hatte, glaubte er ihn sogar verachten zu dürfen. Nicht den Minister; das Ansehen des Thrones, der königlichen Familie und des fürstlichen Bluts hatte er gegen die Bürger und die Beamten vertheidigen wollen. Sein Ziel war die Herstellung der alten Freiheit und Unabhängigkeit des Adels und die eigene Herrschaft im Cabinette. Diese Gesinnung trug er bald so offen zur Schau, daß er sich sogar zu Unanständigkeiten gegen den Cardinal hinreißen ließ. Seinem Charakter getreu gab Mazarin lange nach; da indessen der Trotz des Prinzen, auch gegen die Königin, immer weiter ging, so dachte er endlich auf gewaltsame Mittel. Der Herzog von Orleans, der den Prinzen längst beneidete, ward leicht gewonnen; die Königin selbst übernahm es, den Coadjutor durch eine geheime Zusammenkunft auf ihre Seite zu ziehen; auch mit den übrigen Häuptern der Fronde, welcher sich der Prinz nach dem Frieden genähert hatte, hatte Mazarin ihn durch verwickelte Intriguen wieder zu entzweien gewußt. Nur auf seine Familie, mit der er sich ganz ausgesöhnt hatte, und den Herzog von Bouillon durfte Condé zählen. Nachdem Alles im Stillen vorbereitet war, ersuchte ihn der Cardinal am 18. Januar (1650) Nachmittags mit seinem Bruder Conti und dem Herzoge von Longueville auf das Schloß zu

kommen, da im Rathe Sachen von besonderem Interesse für sie verhandelt werden würden. Arglos erschienen alle drei. Im Vorzimmer traf Condé den Cardinal und sprach mit ihm, bis sie benachrichtigt wurden, daß der Kanzler, Conti und der Herzog bereits im Saale seyen. Condé trat hinein, Mazarin blieb einen Augenblick zurück und gab dem Hauptmann der Garde der Königin ein Zeichen, worauf dieser die Thür öffnete und den Prinzen ihre Verhaftung anzeigte. Durch eine Reihe von Bewaffneten wurden sie nach einer Hinterpforte geführt, wo ein Wagen wartete, der sie von Gensdarmen umgeben um zehn Uhr Abends nach Vincennes brachte.

Das Volk, das ehemals den Sieger bei Rocroy und Lens vergöttert hatte, empfing am andern Tage die Nachricht mit lautem Jubelgeschrei. Die Säle des Palais Royal füllten sich mit den Häuptern der Fronde, welche nach dem Sturze des Prinzen die Zügel der Herrschaft zu ergreifen gedachten. Indeß war dieser noch nicht von allen Freunden und Anhängern verlassen. Turenne, der nach erfolgter Amnestie nach Paris zurückgekehrt war, sammelte einige Truppen zur Befreiung der Prinzen und vereinigte sich mit dem Erzherzog Leopold. Gemeinschaftlich wollten beide durch die Champagne vordringen. Die Herzogin von Longueville entfloh mit dem Prinzen Marsillac und vierzig Bewaffneten zu Pferde in die Normandie, die Statthalterschaft ihres gefangenen Gemahls, um diese gegen den Hof unter die Waffen zu bringen. In Burgund, dessen Gouverneur der Prinz Condé selbst war, zeigten sich unruhige Bewegungen; in Limousin warb der Herzog von Bouillon Truppen und führte sie der Gemahlin des Prinzen Condé, einer Nichte Richelieus, zu, welche mit denselben nach Guienne zog, wo sie in Bordeaux vom Volke mit Begeisterung aufgenommen wurde. Zahlreich erklärten sich die Edelleute der Provinzen für Condé, in welchem sie den Beschützer ihres Standes und den Verfechter ihrer Freiheiten sahen. Gegen alle diese drohenden Bewegungen zeigte Mazarin diesmal schnelle Entschlossenheit. Mit dem Könige, der Regentin und einigen Truppen verließ er Paris und durchzog Burgund, welches sich fast ohne Schwertstreich unterwarf. Um den Rebellen nirgend Zeit zu gönnen, wendete er sich darauf schleunigst gegen die Normandie und wurde zu Rouen von den Bürgern mit Jubelruf empfangen. Die Herzogin von Longueville mußte sich nach Dieppe retten; allein nach einigen Tagen tapferen Widerstandes zwang sie ein Aufruhr der Einwohner auch diese Stadt und den Französischen Boden

zu verlassen. Sie ging nach England. Größere Schwierigkeiten erwarteten den Cardinal in Guienne. Die Bürger von Bordeaux vertheidigten sich mit großer Entschlossenheit, und erst zu Anfang Octobers kam ein Vergleich auf die Bedingungen zu Stande, daß die Truppen der Prinzessin frei abziehen könnten, um sich mit Turenne zu vereinigen, und daß die Gemahlin Condé's selbst ihren künftigen Aufenthalt zu Montrond, einem festen Platz in Berry, nehmen dürfe. Ihren Anhängern so wie den Bürgern von Bordeaux wurde Verzeihung zugesichert. Inzwischen war der Erzherzog Leopold mit Turenne gegen Paris vorgedrungen und hatte sich Rethels bemächtigt, der Marschall Hocquincourt, der ihnen den Weg versperren wollte, ward geschlagen, und Turenne setzte sich an der Spitze der Cavallerie in Marsch gegen Vincennes, um die Gefangenen zu befreien; allein diese waren bereits auf Befehl des Herzogs von Orleans nach Marcoussis gebracht worden, von wo sie Mazarin zu noch größerer Sicherheit am 25. November nach Havre abführen ließ. In Paris stieg die Verwirrung auf den höchsten Gipfel, die Landleute flüchteten schaarenweise in die Hauptstadt, wo auch ein Abgesandter des Erzherzogs erschien und die Erklärungen wiederholte, welche dieser schon auf dem Marsche hatte ergehen lassen, daß er nur Krieg führe, um Frieden zu erhalten, den Mazarin hartnäkkig verweigere. Bald darauf kam dieser selbst mit dem Hofe aus Guienne zurück und begab sich sogleich mit dem Marschall du Plessis in die Champagne, um die Fortschritte des Feindes aufzuhalten. Am 15. December griffen sie Turenne bei Rethel unvermuthet an und schlugen ihn vollkommen. Er verlor 5000 Mann, die Cavallerie war zersprengt, die Artillerie und das Gepäck verloren. Nach einem vergeblichen Versuch, die Truppen wieder zu sammeln, mußte der Feldherr selbst nach Stenay fliehen.

Dieser Sieg rettete Frankreich und den Cardinal, erfüllte diesen aber auch zu gleicher Zeit mit zu großem Selbstvertrauen, während die Besorgniß vor seiner neu befestigten Stellung und überwiegenden Gewalt den Coadjutor und die anderen Häupter der alten Fronde den Anhängern des Prinzen, welche seit einiger Zeit die neue Fronde genannt wurden, wiederum näherte. Das Parlament bat um Befreiung der Gefangenen, ward aber ebenso wie die alten Frondeurs, die Condé jetzt als Gegengewicht gegen Mazarin zu brauchen gedachten, mit diesem Verlangen zurückgewiesen. Aber schon hatten die Feinde des Cardinals im Stillen rüstig weiter gearbeitet; auch der Herzog von Orleans ließ der Königin sagen, daß er dem allgemeinen Wunsche beitrete und

sie nicht eher sehen werde, bis die Prinzen befreit seyen. Mazarin sah das heraufziehende Wetter, und da außerdem ein Aufstand des durch den Coadjutor bearbeiteten Volkes der Hauptstadt, wohin der Cardinal nach dem Siege bei Rethel zurückgekehrt war, zu erwarten stand, beschloß er sich der persönlichen Gefahr zu entziehen, und verabredete mit der Königin, daß er nach Havre de Grace gehen und so viel Truppen als möglich sammeln wolle; könne sie aber unterdeß in Paris nicht die Oberhand behaupten, so möge sie ihm nachkommen. Im schlimmsten Falle würde man alsdann dem Prinzen die Bedingungen seiner Befreiung machen und sich durch seinen Arm wieder an der alten Fronde und dem Parlament rächen. Am 6. Februar 1651 Abends um acht Uhr begab sich Mazarin in der Kleidung eines Cavaliers mit drei Begleitern zu Fuß vor das Thor Richelieu, wo eine Bedeckung von dreihundert Pferden seiner wartete. Als seine Entfernung bekannt wurde, erließ das Parlament einen Beschluß, welcher ihn aus allen Ländern des Königreichs verbannte. Bei dieser entschieden gegen Mazarin ausgesprochenen Gesinnung wollte auch die Königin nicht in der Stadt bleiben, und schon war Alles zur heimlichen Abreise bereitet, als ihre Absicht dem Coadjutor verrathen ward. In der größten Schnelligkeit brachte dieser nun in einer einzigen Nacht nicht nur die Frondeurs, sondern auch das ganze Volk unter die Waffen, welches tumultuarisch bis in das Schlafzimmer Annas drang. Erschreckt und beschämt erklärte die Königin jetzt, es sey nie ihr Wille gewesen zu entfliehen, vielmehr wolle sie gern Alles thun, was die Ruhe herstellen könne. Hierauf drang man ihr einen Freiheitsbrief für die Prinzen ab, welcher sofort nach Havre geschickt wurde. Unter diesen Umständen schien es Mazarin am angemessensten, sich selbst das Verdienst der Befreiung Condé's zu erwerben. Am 13. Februar ließ er sich zu Havre in den Thurm führen, wo die Prinzen saßen, und kündigte ihnen ihre Entlassung an. Er fand bei Condé wenig Dankbarkeit, und seine Versicherung, daß Orléans und Gondi die Haupturheber der Verhaftung gewesen wären, keinen Glauben. Aller Hoffnung beraubt, von seinen Anhängern verlassen, entwich er aus Frankreich, nachdem ihm ein zweiter Beschluß des Parlaments von Paris mitgetheilt war, welcher seine Verhaftung und die Einziehung seiner Güter verfügte, und begab sich mißmuthig nach Lüttich und von da nach Köln, um wenigstens den ersten Sturm vorübergehen zu lassen.

Hatte Mazarin den Widerstand des Parlaments und der mit diesem vereinigten Edlen mit Hülfe der Condéschen Partei gebrochen

oder wenigstens beseitigt, hatte er dann mit Hülfe derselben Gegner, der alten Frondeurs, Condé gefangen und dessen Anhänger besiegt, so war er jetzt selbst durch die Vereinigung beider Parteien gestürzt. Seine einzige Hoffnung ruhte auf der Regentin, aber auch diese befand sich in einer schlimmen Lage. Zwar umgaben sie noch Mazarins Geschöpfe, die Staatssecretäre Le Tellier, Servien und Lionne im Rathe, zwar stand sie noch in geheimem Briefwechsel mit diesem selbst; aber Condé's Ansehen, dem jetzt Adel, Parlament und Volk mit gleicher Neigung anhingen, schien Alles zu erdrücken. Bereits hatten ihm seine Freunde gerathen, die Königin ins Kloster zu sperren und selbst die Zügel der Regentschaft zu ergreifen. Nur die Entzweiung der Gegner schien wieder günstigere Aussichten zu eröffnen. Dazu machte denn die Königin auch bald durch die verwickeltsten Ränke und Intriguen Anstalt, und die verschiedenartigen Ansprüche und Interessen der Verbündeten erleichterten ihr diese Absichten. Die Häupter des gesammten Adels, achthundert Prinzen, Herzoge und Edelleute, hatten sich eigenmächtig in Paris versammelt und hielten regelmäßige Berathungen über die Gewaltsamkeiten und Unterdrückungen, welche seit mehreren Jahrhunderten gegen ihre Rechte, Freiheiten und Immunitäten begangen worden seyen, und über die Mittel diesen Uebelständen abzuhelfen; es war die Rede davon, die alte Verfassung des Königreichs wieder herzustellen. Dagegen machte das Parlament geltend, die Versammlung des Adels sey ungesetzlich und dem königlichen Ansehen nachtheilig, der Adel könne ohne die übrigen Stände nichts beschließen und werde im Parlamente durch die Pairs genügend vertreten. Als die Edelleute aber hierum unbekümmert alle Mitglieder ihres Standes zur Erscheinung in der Versammlung bei Verlust des Adels aufforderten, erließ das Parlament ein Verbot gegen diese Zusammenkünfte; worauf die Adelichen beschlossen, die Räthe für ihre Frechheit zu züchtigen und den Präsidenten Molé in die Seine zu werfen. Beide Parteien suchten den Beistand des Hofes, der sich für das Parlament erklärte. Darauf überwarf sich Condé auch mit dem Präsidenten, Molé, wie er bereits mit Bouillon, Turenne und Gondi, dem die Königin den Cardinalshut auszuwirken versprochen hatte, entzweit war; den Adel im Allgemeinen hatte er sich durch Beobachtung einer strengen Neutralität während jenes Streites mit dem Parlamente entfremdet. So war die große Verbindung, welche Mazarin gestürzt hatte, durch die Rivalität des Adels und der Bürger, durch Condé's unbesonnenes und zweck-

widriges Benehmen zersprengt, und der günstige Augenblick, an die Spitze der Regierung zu treten, für den letzteren auf immer dahin. Schon bereitete sich Anna, um den Minister zurückrufen zu können, wieder stärker gegen ihn aufzutreten, als er aus Furcht vor einer zweiten Verhaftung eiligst entfloh, und sich auf sein Landgut Saint Maur zurückzog (6. Juli 1651), wo sich denn auch bald sein Bruder, seine Schwester und der Herzog von La Rochefoucault einfanden.

Diese Entfernung des Prinzen bedrohte Frankreich von Neuem mit einem Bürgerkriege, wohin es Anna nicht kommen lassen wollte. Durch die größten Zugeständnisse suchte man Condé zur Rückkehr an den Hof zu bewegen. Wirklich entschloß er sich hiezu, als die Königin die Staatssecretäre Le Tellier, Servien und Lionne entlassen hatte, empörte aber durch seinen Trotz den Hof heftiger als jemals. Einmal fuhr er rasch vor dem Könige vorbei, ohne ihn zu grüßen; wenn er durch die Straßen ritt, war sein Gefolge bei weitem zahlreicher als das des Königs, und wenn er fuhr, umringten bezahlte Schreier seinen Wagen, die unaufhörlich riefen: „Es leben die Prinzen, aber kein Mazarin!" Um es ihm gleich zu thun und seine Person zu sichern, ließ sich der Coadjutor von einem ähnlichen Gefolge, das oft aus vierhundert Edelleuten und einigen tausend Bürgern bestand, begleiten. Da der Prinz fortfuhr die Königin zu beleidigen, im Stillen Werbungen anstellte, die Besetzung der erledigten Ministerstellen hinderte und mit Spanien unterhandelte, beschloß Anna, von Zorn hingerissen, ihn im Parlamente anklagen zu lassen. Es geschah. Am 19. August ging Condé in die Sitzung, um sich zu vertheidigen und Gondi zu vernichten, den er für den Urheber dieses Schrittes hielt. Feurig wie er war, griff er seinen Feind mit den heftigsten Worten an. Gondi blieb ihm nichts schuldig, und vergebens bemühte sich der erste Präsident, den Wortwechsel beizulegen. Einige Begleiter des Prinzen vergaßen sich bis zu Schimpfworten, und nun waren in einem Augenblicke alle Degen der zahlreich gegenwärtigen Anhänger des Coadjutors und des Prinzen entblößt. Ein schreckliches Blutvergießen würde erfolgt seyn, wenn nicht der Marquis von Crenan, Gardehauptmann des Prinzen, mit männlicher Stimme gerufen hätte: „Ein Schelm, der seinen Degen nicht einsteckt!" Dies einzige Wort ausgesprochen von einem tapfern Manne, brachte augenblicklich Alles zur Ruhe. Condé befahl darauf dem Herzog von Rochefoucault, alle seine Begleiter aus den anstoßenden Sälen und den Umgebungen des Palastes zu entfernen, worauf der Coadjutor hinaus-

ging, um seinem Gefolge die nämliche Weisung zu ertheilen. Beim Zurückkommen begegneten sich beide, Rochefoucault vor Zorn außer sich, klemmte den Coadjutor zwischen die Flügelthüren und rief überlaut: „Stoßt ihn nieder! stoßt ihn nieder!" Und schon war ihm ein Dolch nahe, als der Parlamentsrath Champlatreux dem Mörder in den Arm fiel, und jenen befreite. Der Lärm nahm hierauf von Neuem überhand; der Herzog von La Rochefoucault schalt den Coadjutor einen Verräther, dafür drohte ihm der Herzog von Brissac mit Stockschlägen, worauf der erstere wieder schwur, er wolle ihn mit seinen Sporen zerfleischen. Mit kochendem Blute ging die Versammlung auseinander. Condé verließ darauf Paris und begab sich nach Montrond.

Am 5. September 1651 erreichte der junge König sein vierzehntes Jahr und damit zugleich das Alter der Mündigkeit. Er erschien daher im Parlamente, erklärte in einer Rede, daß er nun nach den Gesetzen des Staats die Regierung selbst übernehmen wolle, in Hoffnung, Gott werde ihn mit den erforderlichen Kräften unterstützen, um als ein frommer und gerechter König herrschen zu können. Hierauf legte auch die Königin die bisher geführte Regentschaft mit einigen Worten nieder und beugte das Knie vor ihrem Sohne. Der König hob sie auf, umarmte sie, dankte für ihre bisherigen Bemühungen um seine Erziehung und den Staat, und bat sie, ihn ferner mit ihrer Einsicht zu unterstützen und an der Spitze des Staatsraths zu bleiben. In der That konnte durch diese Förmlichkeit in der Führung der Staatsangelegenheiten nichts geändert werden, da die Natur kein Wunder für Ludwig den Vierzehnten gethan und die Königin seine Erziehung gänzlich vernachlässigt hatte.

---

10. Condé's Empörung.

(1651—1654.)

Condé hatte dem Hofe und dessen ganzem Anhang tödtlichen Haß geschworen, und fühlte sich stark genug, das ganze Reich vor seiner Rache erzittern zu machen. Ein Bürgerkrieg sollte sich jetzt erheben, in welchem nicht, wie in jenen Hofgefechten, Weiberlist und Italienerränke, sondern Tapferkeit und Mannskraft den Ausschlag geben sollten. Das Spanische Cabinet, welches noch immer mit Frankreich im Kriege war, und dem nichts erwünschter seyn konnte als diese inneren Zerwürfnisse, zeigte sich wie gewöhnlich zur Unterstützung bereit, und das Volk von Guienne, wohin der Prinz mit la Rochefoucault eilte, nahm

ihn mit offenen Armen auf. In Bordeaux bemächtigte er sich aller königlichen Einkünfte, um seine Werbungen bestreiten zu können, suchte aber vergebens dem dortigen Parlamente, welches sich mit Besonnenheit und Vorsicht benahm, eine entschiedene Erklärung gegen den Hof abzulocken. Durch diese Schritte Condé's sah sich die Königin genöthigt, nachdem sie ihm wiederholt die ausgedehntesten Bewilligungen angeboten hatte, den Bürgerkrieg zu eröffnen. Mit viertausend Mann brach sie gegen Guienne auf und vereinigte sich zu Poitiers mit einem ebenso starken Heerhausen versuchter Krieger, welchen der Graf Harcourt aus der Picardie herbeiführte. Der Prinz hatte ungefähr eine gleiche Anzahl unter seinen Fahnen, blieb aber bei den ersten Unternehmungen im Nachtheile. Inzwischen bereitete sich der Cardinal Mazarin nach Frankreich zurückzukehren, aber nicht hülflos und um Gnade bittend, sondern an der Spitze von einigen tausend Mann, die er in Deutschland hatte werben lassen. Die Nachricht, daß er mit diesem Heerhaufen die Grenze überschritten, setzte in Paris das Parlament und die Bürger in die unruhigste Bewegung. Vergebens suchte Molé, erzürnt über die Verbindung Condé's mit den Feinden des Reichs, und durch so viele erfolglose Anstrengungen das Gesetz gegen die Anmaßungen der Factionen aufrecht zu erhalten entmuthigt, die Parlamentsräthe auf die Seite der Königin zu bringen; sie erklärten Mazarin für einen Hochverräther und setzten einen Preis auf dessen Kopf, worauf Condé Unterhandlungen mit dem Parlamente eröffnete. Dessenungeachtet zog Mazarin mitten durch das Reich nach Poitiers, wo er am 28. Januar 1652 eintraf. Eine halbe Meile weit waren ihm der König und sein Bruder an der Spitze der Leibwache entgegengeritten, und empfingen ihn mit großer Freundlichkeit; die Regentin hatte bereits zwei Stunden am Fenster gestanden und konnte ihr Entzücken nicht bergen. Noch an demselben Abend nahm Mazarin seinen alten Platz im Cabinette wieder ein.

Mit dem Anbruch des Frühlings begannen die kriegerischen Unternehmungen von Neuem. Condé, der nun vom Hofe für einen Majestätsverbrecher erklärt worden war, zeigte sich seines alten Feldherrnruhms nicht unwürdig Er überfiel einen Theil der königlichen Truppen in ihren Quartieren bei Blesneau in der Nacht zum 6. April 1652 so unerwartet, daß diese Abtheilung fast gänzlich niedergemacht ward, ehe der tapfere Turenne, der die andere befehligte, davon Nachricht erhielt. Doch verhinderte dieser den Prinzen durch seine geschickte

Stellung, am folgenden Tage die Früchte seines Sieges zu ernten und sich der Person des Königs zu bemächtigen. Da dem Hofe hierauf von mehreren Seiten Verstärkungen zuzogen, sah sich der Prinz genöthigt, aus Mangel an Mannschaft mehr vertheidigungsweise zu verfahren. Gelangweilt durch diese Art der Kriegführung und durch die Unterhandlungen, welche er mit den Bürgern der einzelnen Städte, um sie zu gewinnen oder nach seinem Willen zu leiten, betreiben mußte, wozu Niemand weniger passen konnte als er, beschloß Condé sich kühn nach Paris zu wagen, um diese Stadt, so wie das Parlament auf seine Seite zu ziehen. Die Politik, welche das Parlament während dieser Verwirrungen eingeschlagen hatte, war sowohl gegen Mazarin als gegen Condé gerichtet. Vergebens versuchte der Prinz die standhaften Räthe, die selbst während der äußersten Opposition gegen den Minister die dem Könige schuldige Loyalität und Treue bewahrten, von diesem Pfade abzubringen, vergebens suchte der Pöbel, der für den Prinzen war, sie einzuschüchtern; die Bürger wußten die Ruhe zu erhalten und untersagten dem Prinzen jede Werbung in ihren Mauern. Unter diesen Umständen mußte Condé bedauern, seine Armee verlassen zu haben, welche durch Desertion und Turenne's geschickte Bewegungen immer mehr benachtheiligt wurde. Endlich wandte sich der letztere gegen die Hauptstadt, da man nicht wissen konnte, ob die Anstrengungen des Prinzen und seiner Anhänger am Ende nicht dennoch durchdringen würden, und schlug Condé's Heer, das sich ihm bei Etampes entgegenstellte, mit einem Verlust von beinahe dreitausend Mann aus dem Felde. Hierdurch sah sich der Prinz genöthigt, das Commando wieder selbst zu übernehmen und den Rest seiner Truppen nach Charenton zurückzuführen, wo er beim Zusammenfluß der Seine und Marne eine feste Stellung nehmen wollte, um die Spanischen Hülfstruppen, die von den Niederlanden heranziehen sollten, zu erwarten. Auf diesem Rückzuge, dessen Linie die Mauern von Paris berührte, von Turenne ereilt und angegriffen, machte der Prinz an der Vorstadt St. Antoine Halt, und besetzte die Verschanzungen, welche dieselbe beschützten. Um eine zweite Vertheidigungslinie zu haben, sperrte er außerdem die Eingänge der drei Straßen, aus denen die Vorstadt bestand, durch Barricaden, und besetzte die daran stoßenden Häuser mit Musketieren. Das Gepäck erhielt seinen Platz unter den Kanonen der Bastille, welche unmittelbar an das Thor St. Antoine stieß. Die Vertheidigung der mittleren Straße hatte er selbst über-

nommen; in der Straße Charenton (zur rechten Hand) befehligte der Herzog von Nemours, und in der Straße Charonne (linker Hand) der Marschall von Tavannes. Diese Vorbereitungen waren in den letzten Stunden der Nacht vom ersten auf den zweiten Julius getroffen worden; um sieben Uhr Morgens zeigte sich die Spitze der Colonnen Turenne's. In eifriger Verfolgung des Feindes begriffen, hatte dieser nur die Cavallerie und einen Theil der Infanterie bei sich; das übrige Fußvolk war mit der Artillerie unter dem Befehl des Marschalls La Ferté noch einige Meilen zurück. Er wünschte daher den Angriff zu verschieben, aber die Ungeduld des jungen Königs und des Cardinals trieben ihn vorwärts. So stellte er sich denn selbst dem Prinzen gegenüber, links und rechts befehligten die Marquis von Navailles und Saint Maigrin. Der letztere überwältigte nach einem erbitterten Gefechte zuerst das Retranchement und die Barricade von der Straße Charonne, trieb den Feind nach tapfrer Gegenwehr bis an den Platz am Thor der Stadt, wurde aber von dem Prinzen, der den Fliehenden mit einem Geschwader zu Hülfe eilte, wieder durch die lange Straße zurückgejagt, und verlor selbst in dem heftigen Feuer, das allenthalben aus den Fenstern auf seine Leute herabdonnerte, das Leben. Aber auch die wenigen von dieser Abtheilung, welche unversehrt über die Barricade zurückkamen, waren so entmuthigt, daß sie den Angriff nicht wieder zu erneuen vermochten. Noch hitziger war der Kampf in der Straße Charenton. Hier fochten die Herzoge von Beaufort, Nemours und La Rochefoucault gegen die königlichen Truppen mit unbezwinglicher Tapferkeit. Dreimal wurden sie zurückgedrängt, dreimal erneuerten sie den Angriff wieder, und jagten durch Blut und Leichen ihre Gegner wieder über die Barricade hinaus. Auch in der mittleren Straße, wo Turenne einen Haufen nach dem andern anführte und das Gedränge am wüthendsten ward, konnte Condé selbst nach einer siebenstündigen Arbeit nicht überwältigt werden. Nach einem fürchterlichen Feuer und unzähligen hingestreckten und im Getümmel zertretenen Leichen mußte sich Turenne zurückziehen. Dennoch schien hierdurch wenig für den Prinzen gewonnen, da zu derselben Zeit La Ferté ankam und sogleich drei starke Batterien den Straßeneingängen gegenüber aufgefahren wurden.

Mazarin und der Hof hatten diesem wüthenden Gefecht auf der Anhöhe von Charonne, und die Pariser von den Mauern, Dächern und Thürmen ihrer Stadt zugesehen. Das Thor zur innern Stadt war indeß fest verschlossen geblieben. Zwar hatten die Anhänger Condé's

noch vor wenigen Tagen das Parlament zur Verbindung mit diesem durch einen Pöbelaufstand zwingen wollen; die Hausen waren in die Säle gedrungen mit dem gewöhnlichen Geschrei: Tod den Anhängern Mazarins, Union mit dem Prinzen! und hatten die Räthe, bevor sie sich für Condé erklärt, nicht nach Hause lassen wollen. Mehrere Parlamentsglieder waren verwundet worden, bis die Compagnien der Stadtsoldaten und Bürger zur Rettung der standhaften Magistrate herbeigekommen waren. Ungestört durch diese Bewegungen hatten die Schöffen beschlossen, die Stadt nicht zu öffnen, was ihnen dann auch noch durch ausdrückliche königliche Befehle vorgeschrieben wurde. Am Tage des Kampfes kam es darauf an, den Pöbel in Schranken zu halten und die Bemühungen der Partei des Prinzen, ihn unter die Waffen zu bringen, zu vereiteln. Gondi, der inzwischen zum Cardinal erhoben worden war, sprengte zu diesem Ende aus, der ganze Lärmen sey nur ein Spiegelgefecht, Condé sey längst mit dem Hofe versöhnt, jener Kampf sey nur darum verabredet, damit es scheinen solle, als habe er den Vortheil seiner Anhänger bei der Abschließung des Friedens nicht bedenken können, und Mazarin suche eine Gelegenheit, die ihm verhaßten Pariser zu verderben, wenn sie das bedrängte Heer aufnähmen. Dagegen wurde von einer andern Seite her für die Rettung des Prinzen thätig gearbeitet. Die Tochter des Herzogs von Orleans, die Herzogin von Montpensier, hatte ihrem Vater schon seit längerer Zeit angelegen, sich offen und entschieden für Condé zu erklären, der die Sache aller Mitglieder des königlichen Hauses, des gesammten Adels so heldenmüthig und ritterlich vertheidigte. Seitdem der Kanonendonner in der Frühe ertönte, ruhte sie nicht, bis sie dem Herzoge eine Vollmacht zu den Schritten, welche sie thun wollte, entrissen hatte. Uneingedenk ihres Geschlechtes und Standes eilte sie durch die murrenden Volkshaufen auf das Rathhaus, wo der Prevot und die Schöffen versammelt waren, bereits erschreckt durch das Geschrei des auf dem Greveplatze versammelten Pöbels. Sie suchte die Behörden für den Prinzen umzustimmen, bat sie mit allen Mitteln weiblicher Beredtsamkeit, Befehl zur Oeffnung des Thores zu geben, und drohte, als die Beamten widersprachen, daß sie in diesem Falle für ihre Sicherheit und für ihr Leben nicht einstehen könnte. Endlich erhielt sie die erwünschten Zeilen und begab sich in der höchsten Eile an das Thor St. Antoine und auf die Bastille, wo sie in demselben Augenblick ankam, als das aufgefahrene Geschütz Turenne's zu schießen begann, und

den in den Straßen zusammengedrängten Braven Condé's kein anderer Ausweg als ein ehrenvoller Tod zu bleiben schien. Bei diesem Anblick befahl die Prinzessin von Montpensier dem Commandanten der Bastille, Feuer auf die Königlichen zu geben, und als dieser sich weigerte, wandte sie sich an die Soldaten und soll das erste Geschütz mit eigener Hand losgebrannt haben. Diese unerwartete Hülfe und die Oeffnung des Thores retteten Condé. Alsbald kam er in die Stadt, seiner Wohlthäterin zu danken, die ihn in einem der zunächst an der Vorstadt liegenden Häuser erwartete. Mit Schweiß und Blut bedeckt, das bloße Schwert in der Hand, warf sich der Held in einen Sessel und weinte über das Schicksal seiner verwundeten oder getödteten Freunde. Die Prinzessin tröstete ihn und bat ihn, die Truppen in die Stadt zu ziehen. „Man soll mir nicht vorwerfen, antwortete er, daß ich vor den Mazarinern am hellen Tage geflohen sey." Nachdem das Gepäck und die Verwundeten hereingebracht waren, unterhielt der unermüdliche Condé das Gefecht noch bis zum Abend, unterstützt von den Kanonen der Bastille, und ließ dann seine Truppen unter dem Schutze der Dunkelheit in die Stadt rücken.

Der Prinz war vom Rande des Untergangs gerettet; um dem Hofe aber von Neuem mit Erfolg die Spitze bieten und ihn endlich besiegen zu können, mußte man sich jedes Falls des Beistandes der Bürgerschaft von Paris und des Parlaments versichern. Condé's Partei beschloß, zu diesem Endzweck noch einmal zum Terrorismus Zuflucht zu nehmen. Während man eine Zusammenkunft der angesehensten Bürger veranstaltete, wurde der Pöbel im Stillen immer mehr aufgereizt, aber trotz der drohenden Anstalten fanden sich die Zusammenberufenen unerschrocken auf dem Rathhause ein. Um sechs Uhr Abends, nachdem der Prinz schon am Vormittag auf Unterstützung angetragen, jedoch durch die längsten Debatten nichts hatte erlangen können, trat er auf den Balkon hinaus, und sprach zum Volke: „diese Leute wollen nichts für uns thun, es sind Mazariner, macht mit ihnen, was ihr wollt." Als er sich entfernt hatte, wurden einige Schüsse gegen die Fenster des Rathhauses losgebrannt, welche bald in ein regelmäßiges Feuer übergingen. Vor den verschlossenen Pforten wurde Brennmaterial aufgehäuft und schnell in Flammen gesetzt. Als diese aber mit den Thüren herunterbrannten, fanden die Stürmenden die eingeschlossenen Bürger und Behörden hinter Tischen und Bänken verschanzt, bereit, ihr Leben theuer zu verkaufen. Mehr als zweihundert der gedungenen Mörder fanden ihren Tod, und als

die Rathsherren sich bis Mitternacht vertheidigt hatten, war die Wuth der Angreifenden verraucht. Verwundet und erschöpft, mit Zurücklassung mehrerer Leichen, schlichen die Versammelten nach Hause. Nach diesen Vorgängen wagten die Behörden der Stadt nicht mehr ihre Amtsgewalt auszuüben; die Herrschaft des Pöbels war entschieden, und das Parlament, welches sich bisher in den langen Jahren der Unruhen stets so treu, fest und seinen Pflichten angemessen benommen hatte, ließ sich, nachdem ein Drittel seiner Mitglieder, aus Paris entwichen oder geschreckt, die Sitzungen nicht mehr besuchte, nachdem die Prinzen alle Mittel der Verführung und Einschüchterung angewendet hatten, endlich durch eine Majorität von fünf Stimmen einen Beschluß abnöthigen, welcher in Ansehung des unfreien Zustandes, in welchem der König durch Mazarin gehalten werde, den Prinzen zum Generalissimus des Heeres und den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs ernannte, in gehässiger Erinnerung an jene revolutionären Zeiten, da der Herzog von Mayenne den letzteren Titel geführt hatte.

Mazarin fand diese Umstände sehr bedenklich, zumal da er erfuhr, daß der Herzog Karl von Lothringen, der schon vor Abschluß des Westphälischen Friedens aus den kaiserlichen in Spanische Dienste getreten war, und der General Fuensaldagna mit fünf und zwanzigtausend Spaniern aus den Niederlanden in Anmarsch wären (S. 79), die Partei des Prinzen zu unterstützen. Er ließ sogar schon bei dem Statthalter der Normandie anfragen, ob man wohl den König sicher dahin flüchten könne. Allein Turenne verwarf diese schimpfliche Maßregel der Furchtsamkeit. Auf seinen Rath ward der Hof nach Pontoise gebracht, während er selbst bei Compiegne mit dem Heere eine vortheilhafte Stellung nahm. Mazarin flößte darauf durch falsche Briefe dem Spanischen Befehlshaber Verdacht gegen Condé's Redlichkeit ein, und hielt denselben hiedurch einige Zeit an der Grenze zurück. An das Parlament sandte er einen königlichen Befehl, sich nach Pontoise zum Sitze des Hofes zu begeben, dem die Mehrzahl seiner Mitglieder gehorchte. Aber auch hier bestanden diese auf die Entlassung des Ministers. Bei dieser allgemeinen Stimmung der Hauptstadt und des Landes entschloß sich Mazarin zu einer zweiten Selbstverbannung, und ging nach Sedan. Doch blieb er nicht nur auch dort in der engsten Gemeinschaft mit dem Hofe, sondern er hatte auch das feste Versprechen des Königs und seiner Mutter, auf das Ehrenvollste zurückgerufen zu werden, so-

bald ihr Ansehen und die öffentliche Ruhe wiederhergestellt seyn würden (19. Aug. 1652).

Jetzt war dem Prinzen aller Vorwand zum fernern Kriege abgeschnitten. Auch war das Volk der Hauptstadt und der Umgegend durch die Drangsale des Krieges bereits sehr lau und widerwillig gegen ihn geworden. Der Pöbel schrie nach Brot, so daß die Gegenpartei ihr Haupt erheben und die angesehenen Bürger, welche durch Mazarins Entfernung vollkommen befriedigt waren, sich wiederum zu zeigen und ihre dem Hofe günstigen Gesinnungen geltend zu machen wagten. Eine durch Ausschweifungen entstandene Krankheit zwang den Prinzen überdieß in dem entscheidendsten Zeitpunkte zur Unthätigkeit, und da die Pariser nun vollends dem König für Mazarins Entlassung dankten, und ihn um seine Rückkehr in die Hauptstadt ersuchten, so glaubte sich jener in derselben nicht mehr sicher, und ging mit dem Rest seiner Truppen in die Champagne, wo er sich den Spaniern in die Arme warf. Am 21. October hielt Ludwig XIV. seinen Einzug, und ward dankbar und liebreich von seinem Volke empfangen. Alle Anhänger des Prinzen erhielten Verzeihung; nur die vornehmsten derselben, unter denen auch der Herzog von Orleans und dessen heldenmüthige Tochter waren, mußten Paris verlassen. Am schlimmsten ging es dem Cardinal von Retz, dessen Planen und Ränken der Hof für die Zukunft ein Ziel setzen wollte. Er ward im Louvre festgenommen (18. December), und zuerst nach Vincennes, hernach nach Nantes gebracht. Am letztern Orte entkam er zwar aus dem Gefängniß und irrte eine Zeitlang flüchtig umher, starb aber zuletzt doch in der Einsamkeit unter frommen Uebungen (1679), weit entfernt von dem glänzenden Ziele, das er sich einst in glücklicheren Jahren vorgesteckt haben mochte. Seine Entfernung erleichterte Mazarins Rückkunft ungemein. Dieser hatte inzwischen an den Grenzen viertausend Mann geworben, und mit denselben den Spaniern einige eroberte Französische Plätze wieder abgenommen. Mit dem Ruf dieser Verdienste erschien er am 8. Februar 1653 vor den Thoren von Paris, wo ihn der junge Monarch selbst, umgeben von vielen Prinzen und Edelleuten, empfing. Da der Cardinal in einiger Entfernung aus dem Wagen stieg, so that Ludwig dasselbe, und umarmte ihn bei der Begrüßung. Er nahm ihn darauf in seinen eigenen Wagen, und das Volk, ermüdet durch die Länge und Noth der Unruhen, war unerschöpflich in Jubelrufen und Freudenbezeigungen.

Von nun an erlebte Mazarin nichts als Triumphe. Guienne, welches die Freunde Condé's noch im Aufruhr erhalten hatten, ward durch Waffengewalt beruhigt; der Krieg mit Spanien, der während der inneren Unruhen nachlässig hatte geführt werden müssen, ward jetzt mit Nachdruck fortgesetzt, und obgleich Condé an der Spitze der Vaterlandsfeinde stand, so konnte er doch gegen den vorsichtigen Turenne nichts ausrichten. In Paris vergaß man den Helden bald, der seine glänzenden Gaben nur zur Störung seines Vaterlandes angewendet hatte; seine eigenen Geschwister sagten sich von ihm los, die Herzogin von Longueville ging in ein Kloster, um ihrem auf Buhlereien und Ränke verwendeten Leben ein ernsteres Ende zu geben, und ihr Bruder Conti söhnte sich mit der Hofpartei so vollständig aus, daß er sogar eine Nichte Mazarins heirathete. Nach solchen Schritten konnte es der Hof wohl wagen, dem ältern Bruder den Proceß zu machen. Er ward vom Parlament als Hochverräther des Todes schuldig erklärt, und aller seiner Würden und Güter entsetzt (24. März 1654).

---

11. Ludwig XIV. unter Mazarins Leitung.
(1654—1661.)

Durch Standhaftigkeit, ruhige Ueberlegung, rechtzeitiges Nachgeben und klare Auffassung der Verhältnisse hatte Mazarin alle seine Widersacher besiegt. Mit ihrem Unterliegen waren zugleich die letzten der absoluten Herrschergewalt in Frankreich noch entgegenstehenden Schranken zu Boden geworfen. Der Adel wagte seit dieser Zeit keine Ränke, keine Umtriebe und Empörungen mehr; statt wider den Hof aufzutreten, suchte er fortan nur durch feine, geschmeidige Sitte und gewandtes Bezeigen in dessen Mitte zu glänzen; seine Selbständigkeit war für immer dahin. Auch das Parlament, der Repräsentant des erblichen und darum unabhängigen Beamtenstandes, welches in den letzten funfzig Jahren, seitdem die Reichsstände nicht mehr berufen worden waren, Ansprüche auf die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten mit Nachdruck und Besonnenheit geltend gemacht hatte, wurde gedemüthiget und bot nur zu bald zur Ausführung despotischer Entschlüsse die Hand; nur wenn der Glanz der Krone sich auf Augenblicke verdunkelte, wagten es die Räthe zuweilen in der frühern Weise wieder hervorzutreten. Dem jungen hochfahrenden und herrschsüchtigen König waren unter diesen Unruhen die Folgen zügelloser Willkür und

selbstsüchtiger Widerspenstigkeit so stark entgegengetreten, daß ihm das entschiedenste und durchgreifendste Verfahren und unbedingter Gehorsam für seine Befehle zur Ruhe des Staats unumgänglich nothwendig schienen. Mazarins Lehre und Beispiel fand unter solchen Umständen den günstigsten Boden. Er zeigte seinem Zögling, den er in den nächsten Jahren noch vollkommen leitete, wie viel ein Herrscher sich erlauben dürfe, der durch Festigkeit und strenge Uebereinstimmung seiner Handlungsweise die Unterthanen an den Glauben zu gewöhnen vermöge, daß sein Wille das höchste Gesetz und sein Vortheil der oberste Zweck alles gemeinschaftlichen Strebens seyn müsse. Ludwig war noch nicht sechzehn Jahre alt, als er einmal auf die Nachricht, das Parlament habe sich eigenmächtig versammelt, um gegen eine vom Hofe bekannt gemachte Verordnung eine Vorstellung abzufassen, plötzlich von Vincennes nach Paris gesprengt kam, und wie er war, in Jagdkleidern, Stiefeln und Sporen, die Reitpeitsche in der Hand, in die Rathsversammlung trat, um dieser in den härtesten Ausdrücken ihre Widersetzlichkeit vorzuwerfen. Die alten, meist der höchsten Achtung würdigen Männer fühlten sich durch dieß außerordentliche Verfahren tief gekränkt, und thaten deshalb bescheidene Vorstellungen, allein die despotische Handlung war doch einmal ausgeübt, und als bei einer andern Gelegenheit das Parlament sich nochmals eine Prüfung königlicher Befehle erlauben wollte, wurden einige Mitglieder desselben sofort ins Elend verwiesen. Auch Mazarins Anmaßungen fanden keinen Widerspruch mehr, ungeachtet sie mit seiner Sicherheit zunahmen. Er behandelte die vornehmsten Herren wie seine Diener, ließ sich auf seinem Zimmer während des Bartscheerens und Ankleidens, oder während er mit seinen Affen spielte, die Staatssachen vortragen, und erlaubte Niemandem mehr, selbst dem Kanzler nicht, in seiner Gegenwart niederzusitzen. Da sein Verhältniß zur Königin Mutter allmählig erkaltete, wußte er den jungen Monarchen um so mehr an sich zu fesseln, theils durch die überlegene Einsicht, die er in allen Staatsangelegenheiten zeigte, und den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen, theils durch große Nachgiebigkeit gegen dessen für alle Leidenschaften und Genüsse empfängliches Gemüth. Einen ungeziemenden Umgang mit einer seiner Nichten, Maria Mancini, sah er dem jungen Monarchen, der schon früh eine ausschweifende Neigung gegen das weibliche Geschlecht zeigte, gern nach; als aber der König am Ende wirklich erklärte, dieselbe heirathen zu wollen, überwog das Interesse des Staats-

mannes bei Mazarin alle übrigen Vortheile, welche eine solche Verbindung versprach. Er erklärte dem Könige, wenn er bei diesem Entschlusse bleiben sollte, so müsse er, der Cardinal, Frankreich verlassen und alle seine Verwandten aufgeben. „Ich besitze, sagte er, allen Ehrgeiz, den ein rechtlicher Mann haben darf, und gehe vielleicht in einigen Punkten über die Grenze hinaus. Ich liebe meine Nichte, aber ich liebe den König von Frankreich noch mehr, und interessire mich mehr für Ihren Ruhm und die Erhaltung Ihres Staates, als für alle andere Dinge in der Welt."

Mazarin hatte eine ganz andere Verbindung für Ludwig XIV. in Vorschlag. Philipp IV. von Spanien hatte nur eine Tochter, Maria Theresia, und einen Sohn (den nachmaligen König Karl II.), dessen schwache Gesundheit weder ein langes Leben noch Nachkommen erwarten ließ. Gelang es nun, die Vermählung Marias mit Ludwig zu Stande zu bringen, so fielen diesem nach dem Ableben ihres Bruders alle Rechte der Succession zu; die Macht Spaniens und Frankreichs, in deren Gegensatz Europa seit den Zeiten der Reformation seine Freiheit gesehen hatte, war vereinigt, und alle andern Reiche mußten vor solchen kolossalen Kräften den Nacken beugen. Diese großartigen Absichten und Plane im Auge beschloß Mazarin, den langen Krieg, welcher besonders durch Turennes Verdienste in den letzten Jahren in den Niederlanden sehr glücklich geführt worden war, obgleich Condé ihm gegenüber befehligt hatte, zu beendigen. Im Jahre 1659 kam man wegen eines Waffenstillstandes überein und die Unterhandlungen begannen. Ein besonderes Hinderniß bildete die Wiedereinsetzung des Prinzen von Condé in seine Güter und Rechte, welche der Spanische Hof als eine Ehrensache betrachtete. Nach dem Abschluß der Präliminarien begab sich Mazarin und der erste Minister Philipps IV., Don Luis de Haro, zu den weiteren Conferenzen auf die Fasaneninsel in dem Flusse Bidassoa, der innerhalb der westlichen Pyrenäen Frankreich und Spanien scheidet. Dieselbe Förmlichkeit und Kleinlichkeit in Beziehung auf Ceremoniel und Etiquette, welche wir bei den Unterhandlungen zu Münster bemerkt und getadelt haben, herrschte auch hier. Auf der Mitte der Insel war ein zeltartiges Gebäude errichtet, das halb auf Spanischem, halb auf Französischem Boden stand. Zu beiden Seiten waren Eingänge angebracht, damit Mazarin und Haro zu gleicher Zeit eintreten könnten; ihre Stühle standen nahe bei einander, so daß sie sich sprechen konnten, ohne den Boden ihrer Reiche zu ver-

lassen. Am 7. November 1659 ward die Urkunde, die aus hundert vier und zwanzig Artikeln bestand, unterzeichnet. Frankreich gewann in diesem Frieden nicht nur bedeutende Landstriche und Festungen in Artois, Flandern, Hennegau, Luxemburg und zwischen der Sambre und Maas, sondern auch an der Südgrenze die Grafschaften Roussillon und Cerdagne, und eine baare Summe von fünfhundert tausend Goldkronen als Brautschatz für die Infantin Maria Theresia. Obgleich Haro es durchgesetzt hatte, daß Ludwig und die Infantin auf jede Art von Erbfolge in den Ländern und Reichen der Spanischen Krone in Voraus Verzicht thun sollten, unterschrieb und beschwor Mazarin auch diesen Punkt unbedenklich, überzeugt, daß dennoch sich nach den Umständen größere oder geringere Ansprüche machen und durchsetzen lassen würden. Andere Punkte des Pyrenäischen Friedens betrafen die Wiedereinsetzung Condé's und die Zurückstellung des Herzogthums Lothringen, auf welche Bedingung Spanien, rühmlicher als Kaiser Ferdinand und das Deutsche Reich, ebenfalls bestanden hatte. Doch mußte Herzog Karl mehrere Plätze seines Landes, nebst einer mitten durch dasselbe gehenden Heerstraße, eine halbe Meile breit und dreißig Meilen lang, von Metz nach dem Elsaß, an Frankreich abtreten. Condé kam nach Frankreich zurück, und erhielt seine Güter wieder. Zu Aix stellte er sich dem jungen Könige vor, dankte, und bat um Verzeihung. Mit Französischer Höflichkeit antwortete ihm Ludwig: „Mein Vetter, nach den großen Diensten, die Sie meiner Krone erwiesen haben, erinnere ich mich eines Uebels nicht mehr, das nur Ihnen selbst geschadet hat."

Am 9. Junius 1660 empfing der junge Monarch seine neue Gemahlin zu Saint Jean de Luz, und hielt mit ihr einen äußerst glänzenden Einzug in Paris. Einige Monate früher war der Herzog von Orleans, des Königs Oheim, im zwei und funfzigsten Jahre seines Alters gestorben (2. Februar). Auch Mazarin hatte von seiner Reise in die Pyrenäen einen äußerst geschwächten Körper zurückgebracht, und ging von der Zeit an langsam dem Tode entgegen. Die ihm noch übrige Zeit benutzte er, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen und dem Könige Rathschläge für die Zukunft zu ertheilen. Er rieth ihm, keinen ersten Minister mehr zu ernennen, sondern selbst zu regieren. Den bisherigen Oberaufseher der Finanzen, Marquis von Fouquet, schilderte er ihm als einen eigennützigen und gefährlichen Mann; dagegen empfahl er ihm Colbert als den trefflichsten

Kenner dieses Zweiges, und zu Staatsräthen die beiden gewandten Secretäre Le Tellier und Lionne. Nicht ohne Gewissensunruhe konnte der Sterbende an die ungeheuren Schätze denken, die er während seiner Herrschaft zum großen Theil auf unrechtmäßige Weise an sich gerissen hatte. Mehrere Schriftsteller schätzen seine Verlassenschaft bis auf funfzig Millionen Livres. Der Krone vermachte er achtzehn der schönsten und größten Diamanten, die man noch lange nach ihm die achtzehn Mazarins genannt hat, der Königin Mutter einen Ring mit einem großen Diamant und einige andere werthvolle Kostbarkeiten, der jungen Königin einen Strauß von funfzig Diamanten, und dem Bruder des Königs ein und dreißig Smaragde. Dem Papste schenkte er 600,000 Livres zur Führung des Türkenkrieges in Candia. Seiner Schwester setzte er ein Jahrgeld von 18,000 Livres aus; seinem Neffen als Haupterben vermachte er das Herzogthum Nevers, beträchtliche Einkünfte von einigen andern Gütern, die Hälfte seines Hausgeräths und sein ganzes Vermögen zu Rom, das sich auf mehrere Millionen belief. Wie Mazarin nach Richelieus Vorgang stets einen großen Theil seiner Einkünfte für Schauspiele, Feste, Gemäldesammlungen, Statuen, Bildsäulen und Bibliotheken verwandt hatte, so ließ er es auch in seinem Testamente an Vermächtnissen für Gelehrte, Künstler und Bauunternehmungen nicht fehlen. Das Collegium der vier Nationen zu Paris ist seine Stiftung; ihm vermachte er auch seine Bibliothek. Während seiner letzten Tage, da er schon von großen Schmerzen niedergedrückt war, spielte ein Anderer für ihn in seinem Zimmer und sagte dem Kranken, daß er gewinne. „Ich verliere unterdeß im Bette weit mehr," antwortete dieser. Kurz vor seinem Tode ließ er sich noch einmal sorgfältig kleiden und durch seinen Palast und Garten tragen, um von den Herrlichkeiten, deren Anblick ihn so lange erfreut hatte, Abschied zu nehmen. Am 9. März 1661, im neun und funfzigsten Jahre seines Alters, starb er mit großer Standhaftigkeit, welche indeß weniger aus christlicher und dem Himmel zugekehrter Gesinnung, als aus der Absicht hervorging, keine Schwäche zu zeigen. Ludwig selber, obgleich er seinen ganzen Hof die Trauer anlegen ließ, war zufrieden, eines Führers entledigt zu seyn, dessen er nicht mehr zu bedürfen glaubte. Ganz frei wurde der König indessen erst einige Zeit später, als auch seine Mutter im Jahre 1666 im vier und sechzigsten ihres Alters ihre Tage beschloß.

III. England vom Tode der Elisabeth bis zur Restauration Karls II.

1. Jakob I.
(1603—1625.)

Mit Elisabeth erlosch das Geschlecht der Tudor auf dem Englischen Thron. Das Erbrecht sicherte die Nachfolge dem König Jakob VI. von Schottland aus dem Hause Stuart, der von einer Schwester Heinrichs VIII. abstammte, obgleich Elisabeth seine unglückliche Mutter Maria hatte hinrichten lassen; und die Engländer, weit entfernt, sich zu Gunsten eines andern Thronbewerbers zu erklären, sahen ihrem neuen Herrscher mit Vertrauen und Hoffnung entgegen, eine Stimmung, welche Jakobs Erscheinung und Betragen bald verscheuchten. Sein Aeußeres konnte weder Furcht noch Liebe erwecken, seine Gestalt war unmännlich, seine Haltung von Würde und Anmuth entblößt, seine Sprache schwerfällig, seine Kleidung ärmlich und vernachlässigt. Er war gelehrt und selbst Schriftsteller, vornehmlich interessirten ihn theologische Streitfragen; aber seine Beurtheilung zeigte weder Scharfsinn noch Umsicht, seine Kenntnisse bestanden meist in pedantischen Kleinigkeiten, und nichts konnte ihn mehr erfreuen, als wenn Jemand in seiner Gegenwart Fehler gegen die Lateinische Grammatik beging, weil er dadurch Gelegenheit erhielt, dieselben zu verbessern. So blieb seine Bücherweisheit eine ganz unfruchtbare, da ihm praktisches Talent, im Leben und Staate das Rechte zu fühlen und zu ergreifen, so wie wahrer Adel des Geistes und der Gesinnung gänzlich abgingen. Die Kunde, daß er in England zum König ausgerufen sey, erfüllte ihn mit Freude und Entzükken; längst war er seines Schottischen Thrones müde, wo Geldmangel ihn hinderte, seinen Neigungen und Launen nachzugehen, und der starre Sinn der presbyterianischen Geistlichkeit, so wie der Trotz des Adels seinen hohen Begriffen von der Größe und Unumschränktheit der königlichen Würde, zu deren Aufrechterhaltung ihm doch Klugheit und Kraft fehlten, hemmend in den Weg traten. Auf seiner Reise von Edinburg nach London strömte das Volk von allen Seiten herbei, seinen Herrscher jubelnd zu empfangen, aber Jakob ließ dieß

aus angeborner Aengstlichkeit untersagen, und verstimmte dadurch von vorn herein die Gemüther. Die Engländer dachten an Elisabeths alle Herzen gewinnende Herablassung und Freundlichkeit bei solchen Gelegenheiten, und weissagten sich schon aus diesem ersten Zuge eine traurige Regierung. Der verdiente Staatssecretär Elisabeths Sir Robert Cecil, der Sohn Burleigh's, blieb in seinem Amte, und wurde zum Grafen von Salisbury erhoben; aber zugleich mißfiel, daß Jakob seine mitgebrachten Schottischen Höflinge mit Würden und Ehren überhäufte und sechs derselben in den Staatsrath aufnahm. Doch ließ er es auch an Gunstbezeigungen gegen seine neuen Unterthanen nicht fehlen; innerhalb der ersten drei Monate seiner Regierung wurde die Ritterwürde an sieben hundert Personen verliehen, so daß ein an die Paulskirche gehefteter satirischer Anschlag Unterricht in der Kunst anbot, die Namen des neuen Adels zu behalten.

Die Katholiken hegten große Erwartungen von einem Könige dessen Mutter sie als eine Märtyrin für ihren Glauben verehrten. Papst Clemens VIII. schrieb ihm, noch ehe er den Englischen Thron bestieg, daß er für ihn bete als den Sohn der tugendreichen Maria, daß er ihm alles geistliche und weltliche Heil wünsche, und daß er hoffe, ihn dereinst katholisch zu sehen. Seine Krönung wurde in Rom mit Gebeten und Processionen gefeiert. Auch war Jakob nicht abgeneigt, den Katholiken Einiges zu gewähren und die feindselige Richtung der Englischen Politik gegen Spanien nach und nach aufzugeben, nur mußte er aus Rücksicht auf die Mehrzahl seiner Unterthanen vorsichtig zu Werke gehen. Indeß erhöhte sich die Thätigkeit der katholischen Missionäre in England zusehends, und die Puritaner klagten, daß die Messe wieder öffentlich gehalten werde und binnen kurzer Zeit an funfzigtausend Personen in die alten Irrthümer zurückgefallen seyen. In dem ersten Parlamente Jakobs, welches am 19. Mai 1604 zusammentrat, wurden deshalb nicht allein die Verordnungen Elisabeths gegen die Katholiken erneut, sondern auch Jeder, der in einem überseeischen Collegium oder Seminar studirt hätte, für unfähig erklärt, bewegliches oder unbewegliches Gut zu erben, zu kaufen oder zu genießen, und allen denen der Unterricht des Volks und der Jugend untersagt, die nicht eine Erlaubniß des Diöcesanbischofs aufzuweisen hätten. Jakob bestätigte diese Beschlüsse, da er entschlossen war, den Katholicismus wohl zu dulden, aber nicht zur Herrschaft kommen zu lassen, sondern die bischöfliche Kirche, welche in ihm ihr unumschränktes Oberhaupt er-

kannte und den Englischen Königen stets die größte Unterwürfigkeit zeigte, aufrecht zu erhalten. Als nun zu gleicher Zeit mit dem Parlamente auch die versammelte Geistlichkeit der Episcopalkirche neue Disciplinarverordnungen erließ und über funfzig puritanische Geistliche aus ihren Stellen getrieben wurden, schrien diese von Neuem über Papismus, so daß der König, um diesen Vorwurf abzuwälzen, auch Verfolgungen über die Katholiken verhängen mußte. Dieß Fehlschlagen aller Hoffnungen brachte die Anhänger der alten Kirche in die größte Aufregung. Sir Robert Catesby, einer der eifrigsten Katholiken, beschloß mit einem Streiche das Joch, das ihn und seine Glaubensgenossen drückte, zu vernichten. Zu dem Ende verband er sich mit Thomas Winter und Guy Fawkes, die früher schon als geheime Agenten ihrer Partei in Madrid gewesen waren, und zog darauf noch zwei andere Männer, Percy und Writh, in sein Complott. Alle fünf schworen einander auf das Sacrament, welches sie aus den Händen des Jesuitenmissionars Gerard empfingen, die strengste Verschwiegenheit über ihre Absicht, welche keine andere war, als den König mit dem ganzen Parlament in die Luft zu sprengen. Zur Ausführung dieses Entschlusses mietheten die Verschworenen zuerst ein Haus, welches an den Westminsterpalast stieß, um von hier aus eine Mine zu eröffnen, an der sie ohne Zuziehung Anderer eifrig arbeiteten, bis sie erfuhren, daß ein gewölbter Keller unter dem Parlamentshause selbst vermiethet wurde. Sie nahmen ihn sofort in Beschlag und brachten allmälig sechs und dreißig Tonnen Schießpulver, die zum Theil in Holland gekauft waren, hinein, und bedeckten sie mit Brennholz und Steinen. Der zur Ausführung des ungeheuren Frevels bestimmte Tag war der 5. November 1605, an welchem das Parlament nach mehrmaliger Vertagung wieder zusammentreten sollte. Indeß hatte die längere Verzögerung die Verschworenen genöthigt, um Geld zu ihrem Aufenthalt in London und zur Erreichung ihrer weiteren Plane zu erhalten, die in einem allgemeinen Aufruf der Katholiken und der Proclamation des jungen Prinzen von Wales zum Könige bestanden, nach und nach noch sieben Personen in das Geheimniß zu ziehen. Einer von diesen, Franz Tresham, sandte zehn Tage vor der Ausführung seinem Schwager, dem Lord Mounteagle, einen Brief ohne Unterschrift, theils um ihn zu retten, theils um das Complott zu hintertreiben, ohne die Theilnehmer zu verrathen. Er lautete: „Mylord, aus Liebe für Sie bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich rathe Ihnen, wenn Sie Ihr Leben lieben, erscheinen Sie nicht bei diesem

Parlamente. Gott und Menschen haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu strafen. Verachten Sie diese Warnung nicht; ich sage Ihnen, dieses Parlament wird einen schrecklichen Streich empfangen, und doch nicht sehen, von wannen er kommt. Die Gefahr wird so geschwind vorüber seyn, als Sie diesen Brief verbrennen." Der Lord, vielleicht schon näher durch Tresham unterrichtet und im Einverständniß mit diesem, gab das räthselhafte Schreiben dem Staatssecretär, der auf eine Pulvermine rieth. Am Abend des vierten November ging der Lord Kammerherr, Graf von Suffolk, mit Mounteagle in das Parlamentshaus, um nachzusehen, ob alle Vorbereitungen zur Eröffnung getroffen seyen, und stieg zuletzt in den Keller hinab. Hier fanden sie den Verschworenen Fawkes, der sich für einen Diener des Miethers ausgab. Diesem war das gefährliche Geschäft zu Theil geworden, das Pulver zu entzünden. Man blickte umher, aber am Ende äußerte der Kammerherr nichts weiter gegen Fawkes, als daß sein Herr ja sehr viel Holz aufgehäuft habe. Kaum waren sie entfernt, so benachrichtigte Fawkes seine Gefährten von dem Vorfall, erklärte ihnen aber auch, daß er auf seinen Posten zurückkehren und bei dem ersten Zeichen von Gefahr sich mit seinen Feinden in die Luft sprengen werde. So erwartete er unter gespannter Erwartung den Morgen. Als er um zwei Uhr zufallig die Thür des Kellers öffnete, drang eine Abtheilung Soldaten ein, welche ihn alsbald ergriffen und das Gewölbe untersuchten. In seinen Taschen fanden sich drei Lunten, und unter dem weggeräumten Holz die Pulvertonnen. Um vier Uhr stand er bereits vor dem Könige und dem Staatsrathe. Er räumte seine Absicht ohne Widerstreben ein, antwortete fest und ehrerbietig, und war dann im Tower auch durch die entsetzlichsten Folterqualen nicht zur Nennung der Theilnehmer zu bewegen. Diese hatten sich auf Fawkes Nachricht, daß man Verrath besorgen müsse, zu Pferde geworfen und waren nach Dunchurch geeilt, wo bereits die angesehensten Katholiken unter dem Vorwande einer Jagdpartie von Sir Eberhard Digby, einem der Mitverschworenen, versammelt waren, der ihnen am nächstfolgenden Tage das Gelingen des Complotts eröffnen und ihre Mitwirkung für die weiteren Schritte in Anspruch nehmen sollte. Bei der nunmehrigen verzweifelten Lage der Sache aber fanden sich von allen nur drei, welche das Schicksal der Verschworenen theilen wollten. Diese flohen dann mit ihren Dienern, im Ganzen achtzig an der Zahl, nach Holbeachhouse in Staffordshire, dem Wohnsitz eines ihrer Genossen.

Die Sheriffs waren ihnen mit der bewaffneten Macht gefolgt, und als sich die Verfolgten hier zur Vertheidigung rüsteten, fiel zufälliger Weise ein Funke in ihren eigenen Pulvervorrath, Catesby mit einigen anderen wurden stark verletzt, und die Mehrzahl der Dienerschaft benutzte die entstandene Verwirrung zur Flucht. Dennoch setzten die Uebrigen die Vertheidigung fort, bis Catesby, Percy und Writh gefallen waren. Digby und Winter wurden mit fünf andern gefangen. Am 30. Januar 1606 wurden dieselben so wie Fawkes hingerichtet, ohne daß einer Reue gezeigt hätte, so fest waren sie von der Verdienstlichkeit ihres Unternehmens für die Herstellung der wahren Kirche überzeugt. Mehrmals waren die Gefangenen verhört und gefoltert worden, um Geständnisse über die Theilnahme der im Lande befindlichen Missionare zu erhalten. Gerard, der ihnen das Sacrament gereicht, wußte nichts von dem Vorhaben der Verschworenen, entzog sich aber dennoch der Untersuchung durch die Flucht, so wie ein anderer Jesuit, Greenway, dem Catesby in einem Anfall von innerer Angst und Unruhe die ganze Sache im Beichtstuhl vertraut hatte. Von Greenway hatte der Provinzial Garnet das Complott ebenfalls unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses wiedererfahren, dasselbe aber wie dieser in den stärksten Ausdrücken gemißbilligt, und selbst einen Versuch gemacht, Catesby davon abzubringen, den er aber, da er die Kunde erst in den letzten Tagen vor dem zur Ausführung des Complottes bestimmten erhielt, nicht mehr aufzufinden vermocht hatte. Dennoch wurde Garnet hingerichtet. Tresham starb im Tower.

Um ähnlichen Versuchen der katholischen Partei zuvorzukommen, wurde auf Beschluß des Parlaments ein neuer Eid, der sogenannte oath of allegiance, entworfen, in welchem die Ansprüche des Papstes auf Suprematie in weltlichen Sachen zurückgewiesen wurden und der Schwörende gelobte, sich weder durch Gebote des heiligen Stuhles noch durch Excommunicationen des Königs zur Untreue gegen diesen verführen zu lassen. Die Katholiken, welche diesen Eid ablegten, sollten sich noch ferner in England, doch niemals in London aufhalten können, jedoch auch nur auf besondere Erlaubniß der Ortsbehörden im Lande reisen dürfen; jeder Zeit sollte es den Behörden freistehen ihre Häuser zu durchsuchen. Außerdem hatte jeder zwanzig Pfund monatlich in die Staatscasse zu bezahlen, und für jeden katholischen Dienstboten mußte auch der reformirte Herr zehn Pfund in denselben Fristen einliefern. Zu Beamtenstellen aller Art wurden die Katholiken für unfähig erklärt. Wer den

Schwur aber nicht leistete, was bei vielen Strenggläubigen der Fall war, da Papst Paul V. denselben verdammte, sollte für immer in die Gefängnisse gesperrt und seine Güter eingezogen werden; ja mehrere katholische Priester wurden sogar wegen Verweigerung des Eides hingerichtet, und Jakob gab selbst eine Abhandlung unter dem Titel: „Apologie des Eides der Treue" heraus, welche er bald darauf noch einmal in Lateinischer Sprache umarbeitete. Die katholischen Lords, zwanzig an der Zahl, leisteten den Eid, mit Ausnahme eines einzigen.

So streng diese Maßregeln waren, zeigte sich der König doch im Stillen viel gemäßigter. Geheimen Abgeordneten des heiligen Stuhles sagte er, daß er allerdings den Papst für den obersten Bischof halte, daß er gern eine Aussöhnung befördern wolle; wenn man einen Schritt thue, werde er vier entgegenkommen. Diese Meinungen und Ansichten führten ihn auf einen andern Plan, welcher dem Princip der Regierung Elisabeths durchaus entgegenstand. Gleich zu Anfang seiner Regierung hatte er den Krieg mit Spanien beendigt (Th. VIII. S. 195), jetzt wünschte er den Prinzen von Wales mit der Spanischen Prinzessin Donna Maria, der Schwester Philipps IV., zu vermählen, um sich hierdurch auch seine katholischen Unterthanen näher und fester zu verbinden, als alle gewaltsamen Maßregeln bewirken könnten. Eifrige Beförderung fand dieser Entwurf bei dem Günstlinge des Königs, Georg Villiers, Herzog von Buckingham, den Jakob hauptsächlich wegen seiner körperlichen Schönheit liebgewonnen hatte. Einige Jahre nach Robert Cecil's Tode, unter dessen Leitung die Angelegenheiten noch mehr im Sinne der früheren Zeit geführt worden waren, war es diesem gelungen, den größten Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu erhalten. Dem Spanischen Hofe entgingen die Vortheile einer solchen Verbindung nicht, welche die ihrer Politik gefährlichste Macht aus den Reihen ihrer Gegner auf ihre Seite hinüberführte und die Protestanten sowohl in den Niederlanden als in Deutschland den Habsburgischen Angriffen bloß stellte. Doch zog sich die Unterhandlung in die Länge, da aus der Verschiedenheit der Religion bedeutende Hindernisse entsprangen; und die ganze Angelegenheit schien noch verwickelter zu werden, als dessen Schwiegersohn, Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der 1613 Jakobs Tochter, Elisabeth, geheirathet hatte, den Böhmischen Thron bestieg, aber bald nicht nur diesen, sondern auch seine Erbländer durch kaiserliche, ligistische und Spanische Truppen verlor. So groß die Freude in England über den Ausbruch der Unruhen in Böhmen gewe-

sen war, so stark war auch die Betrübniß über den unglücklichen Ausgang, über Jakobs Unthätigkeit und die beabsichtigte Heirath. Die Vorstellungen des Unterhauses wurden so heftig, daß Jakob das Parlament, welches damals zum dritten Male nach seiner Thronbesteigung berufen war, auflöste, und die Unterhandlungen mit Spanien eifriger fortsetzte, weil er auf diese Weise seinen Schwiegersohn am besten zu unterstützen glaubte. Auch für die Englischen Katholiken ließ er auffallende Begünstigungen eintreten. Um die Ungeduld des Prinzen Karl von Wales zu befriedigen, rieth Buckingham, nachdem die Unterhandlungen beinahe schon fünf Jahre gedauert hatten, dieser solle selbst ins Geheim nach Madrid gehen, ein Schritt, der bei solchen Gelegenheiten damals nicht ganz ungewöhnlich war, und Lord Digby, der Englische Gesandte am Spanischen Hofe, erstaunte nicht wenig, als ihn eines Tages (7. März 1623) in der Abenddämmerung zwei Herren Smith gemeldet wurden, in denen er alsbald den Sohn und den Günstling des Königs erkannte. Dieses unerwartete Entgegenkommen erhöhte die Hoffnungen des leitenden Ministers in Spanien, des Herzogs von Olivarez (o. S. 60), ungemein, wie es den Hof und die Hauptstadt mit Freude erfüllte. Der Papst ertheilte im November seine Dispensation: schon früher waren die Heirathsartikel in der Art festgesetzt, daß fortan die Privatübung des Katholicismus in England frei seyn, daß die Prinzessin von Wales eine katholische Kapelle im Palast haben, und daß die erste Erziehung der Söhne aus dieser Ehe von ihr abhangen, dieselben aber, auch wenn sie zur allgemeinen Kirche überträten, unter keinem Vorwande von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollten. Dennoch kam die Verbindung nicht zu Stande. Buckingham hatte sich inzwischen persönlich mit Olivarez veruneinigt; sein leichtfertiges Betragen, seine galanten Abenteuer, seine Vertraulichkeit mit dem Prinzen beleidigte die Spanier täglich; Philipp forderte die Vollziehung der Heirath in Madrid, Jakob dagegen von Spanischer Seite das Versprechen, die Wiederherstellung des Kurfürsten Friedrich nöthigen Falls durch einen Krieg gegen Oesterreich zu bewerkstelligen. Hierüber zerschlug sich Alles. Schon hatte der Prinz mit seinem Begleiter die Spanische Hauptstadt verlassen, Jakob versammelte seiner Seits das Parlament von Neuem, um mit dessen Hülfe kräftigere Maßregeln zur Unterstützung seines Schwiegersohnes zu ergreifen, und ließ sogar, in schnellem Wechsel der Freundschaft und des Hasses, eine Kriegserklärung gegen Philipp IV. ergehen (1624). — Am 27. März des folgenden Jah-

res starb Jakob, nach einer zwei und zwanzigjährigen Regierung über England, deren Last er vornehmlich in der späteren Zeit seinen Günstlingen übertragen hatte, um sich in seinen persönlichen Vergnügungen und Genüssen möglichst wenig stören zu lassen. Seine Lieblingsunterhaltungen waren Jagden und Trinkgelage, welche er durch häufig sehr derbe Späße mit seiner Umgebung zu beleben suchte.

---

2. Karl I.

Die königliche Gewalt hatte sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts in England wie in den übrigen Ländern weit über ihren früheren Umfang erhoben. Der Adel war durch die Kämpfe der Rosen in dem Maße geschwächt, daß zu Heinrichs VII. Zeit nur sieben und zwanzig Barone im Oberhause saßen. Obgleich die Tudor auf dem Wege der Unterdrückung der Adelsrechte gegen die Krone fortschritten, so waren die Edelleute dennoch mit Heinrichs VIII. Regierung zufrieden, weil er ihrem gesunkenen Wohlstand durch reichliche Verleihungen aus der Masse der eingezogenen Kirchengüter aufhalf, und der geliebten Elisabeth glanzvolles Regiment ließ über manche Eigenmächtigkeit leicht hinwegsehen. Die Bürger hatten sich dagegen durch den aufblühenden Handel und das Emporkommen des Gewerbes bereichert, der hohe Adel, der Hof selbst war ihnen verschuldet, und ihre verbesserte Lage bewirkte, daß sie bereits unter Jakob den Druck der Herrschaft stärker als zuvor empfanden, und sich allmählig bereiteten, der Regierung, wo sie sich von dieser beeinträchtigt sahen, mit Nachdruck entgegen zu treten. Die gesetzlichen Mittel zu einem solchen Benehmen wurden ihnen durch die alten Nationalinstitute gesichert, und das Parlament, wenn auch oft genug zum Diener der Gewalt erniedrigt, freute sich dennoch seines alten Glanzes und seiner in der Theorie unangefochtenen Rechte. Es mußte als der hauptsächlichste Mangel der königlichen Prärogative in England betrachtet werden, daß es den Herrschern nicht, wie in Frankreich, gelungen war ein feststehendes, von ihnen allein abhängiges Abgabensystem einzuführen, sondern trotz aller Eingriffe der Krone das Parlament im Besitz des Rechtes war, die Steuern zu bewilligen. Der König hob jährlich nur etwa 450,000 Pfund Sterling an ordentlichen Einnahmen von Monopolien, Strafgeldern, Zöllen und Kam-

mergütern; aber da dieß unmöglich ausreichen konnte, mußte man sobald die Herrscherkraft nachließ und die Gesinnungen des Volks der Regierung ungünstig waren, im Fall außerordentlicher Bedürfnisse auf Widerstand gefaßt seyn. Dieß erfuhr König Jakob schon bei seinem ersten Parlamente. Es entstanden Streitigkeiten über die Geldbewilligungen, und was während seiner ganzen Regierung zugestanden wurde, überschritt die Summe von zwei Millionen Pfund nur um ein Geringes. Weit gefährlicher aber als diese Opposition sollte dem Sohn und Erben Jakobs die religiöse Entzweiung seiner Unterthanen werden. Jakob hatte die Puritaner, deren republikanische Kirchenverfassung seinen monarchischen Neigungen ein Gräuel war, verfolgt und unterdrückt, oft genug hatte er, die Abhängigkeit und Unterwürfigkeit der Episcopalkirche im Auge, geäußert: „kein Bischof kein König", und Karl machte sich Puritaner wie Episcopale sogleich beim Antritt seiner Regierung zu Feinden, indem er eine katholische Gemahlin heimführte. Es war Henriette Marie, Tochter Heinrichs IV. von Frankreich. Die Unterhandlungen über diese Heirath waren gleich nach dem Abbruch des mit Spanien eröffneten Verhältnisses noch zu Jakobs Lebzeiten begonnen worden, und als nun die Braut im Mai des Jahres 1625 zu Dover mit einem großen Gefolge Französischer Hofleute landete, glaubte die Mehrzahl der Engländer den leibhaftigen Antichrist über das Meer zurückkehren zu sehen.

Wie stark die hierdurch gegen ihn erweckten Gesinnungen seyen, wie unklug er durch Begünstigung der Katholiken, die Episcopalen und Puritaner zu einer Vereinigung gebracht habe, mußte der neue König schon in dem Parlamente erfahren, welches er gleich nach seiner Thronbesteigung versammelte, um Geld zur Deckung der Schulden, welche ihm sein Vater hinterlassen hatte, so wie für die Ausgaben, welche seine Vermählung nöthig gemacht hatte, und zur Führung des Spanischen Krieges zu erhalten. Dazu kam, daß der Geist religiöser Forschung und Untersuchung, wie er durch die Reformation geweckt worden war, in England zuerst mit Schärfe und Eindringlichkeit auch auf politische Verhältnisse gewendet wurde, eine Richtung, welche von Jakob selbst durch die große und willkürliche Ausdehnung, welche er in seinen Schriften der königlichen Gewalt gegeben hatte, unkluger Weise befördert und zum Kampfe aufgefordert worden war. Die entschlossensten Glieder des Unterhauses wollten daher die Verlegenheit der Krone benutzen, um durch die ihnen rechtlich und verfassungsmäßig

zustehende Verweigerung der Geldhülfe Bewilligungen zu Gunsten der Religion und der bürgerlichen Freiheit zu erlangen. Diesen Gesinnungen folgend bestimmte das Haus so geringe Subsidien, daß sie mit den großen Bedürfnissen der Krone in gar keinem Verhältniß standen. Karl ließ hierauf dem Parlamente eine Erörterung über die Ausgaben vorlegen, die er zu machen gezwungen sey, aber ohne besseren Erfolg. Unwillig über einen Mangel an Willfährigkeit, der nach seiner Meinung von aufrührerischem Trotze nicht weit entfernt war, löste der König dies Parlament auf, statt es zu vertagen, und schrieb, um Geld zu erhalten, eigenmächtig einige Zölle aus. Von dem Ertrag derselben und einigen anderen durch Bitten und Drohungen erpreßten Summen ward eine Flotte von neunzig Schiffen zur Wegnahme und Plünderung von Cadix ausgerüstet. Allein die ungeschickte Führung ließ das ganze Unternehmen scheitern. Um diese Schmach zu tilgen, sollte ein abermaliger Feldzug gemacht werden, die Mittel dazu ein zweites im folgenden Jahre (1626) zusammenberufenes Parlament hergeben. Die Opposition in dieser neuen Versammlung, obgleich einige Geldbewilligungen stattfanden, richtete sich vornehmlich gegen den übermächtigen Günstling des Königs, den Herzog von Buckingham, der die einflußreiche Stellung, welche er unter Jakob erhalten, unter seinem Sohne nicht bloß behauptet, sondern sogar noch erhöhet hatte; und der vom Unterhause zur Abfassung der obwaltenden Beschwerden erwählte Ausschuß erklärte, daß wie Buckingham als die eigentliche Ursache aller Uebel zu betrachten wäre, so auch seine Bestrafung das beste Hülfsmittel dagegen seyn würde. So ward ein Beschluß gefaßt, den Herzog vor dem Oberhause anzuklagen. Dieß zu verhindern berief der König das Parlament am 28. März nach Whitehall, lobte das Oberhaus und ließ dem Unterhause durch den Großsiegelbewahrer Lord Coventry seine Fehler vorhalten. Dieser begann mit der Erklärung, daß der König ihre gerechten Beschwerden hören und beantworten werde, denn Niemand liebe sein Volk mehr als er, Niemand sey aber auch eifersüchtiger auf seine Rechte, welche er unter dem Vorwande parlamentarischer Freiheit in keiner Weise verletzen lassen wolle. „Ihr habt die Rechte, so fuhr er fort, einer berathenden, nicht einer controlirenden Behörde. Was den Herzog von Buckingham betrifft, so kennt der König dessen Verfahren und Verdienst am besten, und findet, daß die wider diesen gerichteten Maßregeln ihn selbst und seinen Vater, den König Jakob, verletzen. Deshalb befiehlt er diese Untersuchung zu beendigen und seiner Weisheit die Reform der Dinge zu

überlassen, von denen ihr voraussetzt, daß sie anders sind als sie seyn sollen. Uebrigens dürfen die Geldbewilligungen nicht bis zur Erledigung der Beschwerden aufgeschoben werden." Hierauf fügte der König hinzu: „Bedenkt, daß die Berufung, die Dauer und die Auflösung der Parlamente allein von meiner Macht abhängt; je nachdem ich also gute oder schlimme Früchte bei ihnen finde, werden sie fortdauern oder nicht mehr seyn."*) Nicht geschreckt durch den nachdrücklichen und eigenmächtigen Ton dieser Reden, eröffnete das Unterhaus am 8. Mai die Klage gegen Buckingham durch sieben Abgeordnete, welche sich zu den Lords begaben, weil er die Staatsämter für Geld verkaufe, die Einkünfte der Krone zu seinem Nutzen verwende und dem Cardinal Richelieu ein Geschwader gegen die damals im Kriege begriffenen Reformirten geliehen habe (Th. VIII. S. 317). In der ersten Hitze befahl der König, zwei jener Abgeordneten, Dudley Diggs und Elliot, gefangen zu setzen, weil sie ihn selbst bei der Einbringung der Anklageacte durch unangemessene Ausdrücke beleidigt hätten; allein da sich bei näherer Untersuchung nichts Unehrerbietiges fand, so entschloß sich der König die beiden Gefangenen wieder loszugeben, machte aber bald allen weiteren Schritten gegen den Günstling dadurch ein Ende, daß er auch dieses Parlament am 15. Juni auflöste, ohne die Absicht, in welcher es berufen worden war, erreicht zu haben.

Dennoch hörte er nicht auf, Buckinghams unbedachtsame Rathschläge, der jede Annäherung des Königs und des Parlaments fürchten mußte, wie früherhin zu befolgen. Er entband, seinen protestantischen Unterthanen zum Aerger, die Katholiken gegen gewisse Summen von den gegen sie bestehenden Strafgesetzen; er befahl, die Lehre von der unumschränkten Gewalt der Könige von den Kanzeln herab einzuschärfen, und setzte eine Commission nieder, um die Einkünfte aus den Kronländereien zu verbessern. Schlimmere Folgen hatte, daß er das Tonnen- und Gewichtgeld (tonnage and poundage), welches die Hauptmasse des jährlichen Einkommens ausmachte, zu erheben gebot, ohne durch eine Bill des Parlaments dazu bevollmächtigt zu seyn. Dennoch reichten alle diese Maßregeln für Karls Bedürfnisse nicht aus, und er entschloß sich deshalb am 7. October ein zwangweises Anlehen auszuschreiben, welches allen Unterthanen einen Vorschuß nach dem Verhältniß von einem Procent vom unbeweglichen und einer Mark vom Pfunde in Betreff

*) Raumer, Geschichte Europas, Th. IV. S 298.

des beweglichen Vermögens abforderte. Um die Anleihe einzutreiben, legte man denen, welche ihren Beitrag verweigerten, Soldaten von den Regimentern ins Haus, welche von der verunglückten Unternehmung nach Cadix zurückgekommen waren; und zahlreiche Einkerkerungen der Reicheren bekundeten die Gewaltsamkeit des Verfahrens, während die Aermeren sogar zum Dienst im Heer oder in der Flotte gezwungen wurden. Die Absicht, in welcher diese von Neuem gerüstet wurde, lag allerdings mehr im Wunsche des Volkes, sie sollte zum Beistande der in La Rochelle belagerten Reformirten dienen (1627), und Buckingham hoffte sich hierdurch mit vielen Feinden auszusöhnen; allein der unglückliche Ausgang des von uns bereits erzählten Unternehmens diente nur den Haß gegen den Günstling zu vermehren und die vorangegangenen harten Maßregeln in ein noch schlimmeres Licht zu stellen.

Indeß wurden die Mahnungen der Bürger von Rochelle um Hülfe und Rettung immer dringender, und da die vermittelst der gezwungenen Anleihe erhobenen Summen nur sehr langsam eingegangen waren, und den Unwillen der Nation in dem Grade gereizt hatten, daß es gefährlich schien sie zu erneuern, so ward im März 1628 ein drittes Parlament zusammenberufen. Die Gesinnung des Volks hatte sich in der Zwischenzeit noch entschiedener vom Könige abgewandt, und die Wähler hatten meist solchen Männern ihre Stimmen gegeben, welche den Absichten des Hofes schon früher entgegengetreten waren. Die schwankende Politik, welche der König befolgte, erhöhte ihre Hoffnungen, sie waren gefaßt jeden Eingriff in die verfassungsmäßigen Rechte des Parlaments zurückzuweisen, und entschlossen dieselben aufs äußerste zu vertheidigen. Zwar hatte Karl vor der Eröffnung über siebenzig Personen höheren Standes, welche wegen ihrer Widersetzlichkeit gegen die erzwungene Anleihe eingezogen worden waren, wieder freigelassen, aber der Großsiegelbewahrer erklärte in seiner Rede, welche der Versammlung den Zweck ihrer Zusammenberufung auseinandersetzte, dennoch ausdrücklich, der König wende sich wegen der Steuerbewilligung nur deswegen an das Parlament, weil dieses das bequemste, aber nicht das einzige Mittel sey Geld zu erhalten; auch fehle es keinesweges an anderen Wegen. Mit Mäßigung und Besonnenheit schritten die Abgeordneten vorwärts; vorläufig wurde eine so ansehnliche Beisteuer bewilligt, daß der König gerührt äußerte, an diesem Tage sey er in der Achtung der Christenheit mehr gestiegen als durch den Gewinn mehrerer Schlachten; aber die Zeit der Hebung war nicht bestimmt, um

vorher die Abstellung mehrerer Beschwerden durchsetzen zu können. Auf den Antrag des berühmten Rechtsgelehrten Edward Coke wurden die Wünsche des Hauses in eine Bitte um Recht (petition of right) zusammengefaßt, welche die Bestimmungen enthielt: daß Niemand zu einem Geschenk, Darlehen oder Steuer anders als mit gemeinschaftlicher Einwilligung der beiden Kammern des Parlaments gezwungen werden könne; daß das Volk mit Einquartierung der Matrosen und Soldaten mehr als in der letzten Zeit geschehen verschont werden, daß Niemand willkürlich und ohne Angabe der Ursach verhaftet, oder anders gerichtet werden sollte, als vor seinem ordentlichen Gerichtshof. Auch die Lords traten der Petition der Gemeinen bei, und Karl, der schon während der Debatten allerlei Mittel in Bewegung gesetzt hatte, die Annahme jener Beschlüsse durch allgemeine Versprechungen der Aufrechthaltung der Landesgesetze zu hintertreiben, suchte sich jetzt durch eine ähnliche ausweichende Erwiederung der Bestätigung derselben zu überheben. Er antwortete, daß es sein Wille sey, das Recht nach den Gesetzen des Reiches zu verwalten; er fühle sich zu ihrer Aufrechthaltung nicht minder verpflichtet als zur Sicherung seiner königlichen Prärogative. Beide Häuser verlangten aber eine bestimmtere Antwort und machten Anstalt, von Neuem gegen den Herzog von Buckingham aufzutreten. Um diesen zu retten und die Geldbewilligungen definitiv zu erhalten, entschloß sich Karl mit schwerem Herzen zur Nachgiebigkeit, begab sich ins Oberhaus, ließ die Gemeinen rufen und erkannte die Bittschrift für ein Reichsgesetz, indem er die in solchen Fällen üblichen Worte aussprach: Laßt es Gesetz seyn, wie gebeten wird (Let it be law, as is desired). Aber Karl und seine Anhänger waren im Irrthum, wenn sie durch dieß Zugeständniß den Eifer der Opposition zur Ruhe gebracht wähnten; unaufgehalten schritt das Unterhaus zur Untersuchung anderer Beschwerden. Sie betrafen zunächst das Tonnen- und Gewichtgeld, welches den Königen gewöhnlich beim Regierungsantritt lebenslänglich zugestanden wurde. Bei Karls Thronbesteigung war dieß nicht geschehen, weil ihm die Gesinnung der Unterthanen von vorn herein fremd und feindlich gewesen war. Dennoch hätte er diese Abgabe, dem eigenmächtigen Beispiel mehrerer seiner Vorgänger folgend, fortdauernd eingetrieben, was das Unterhaus nunmehr für eine offenbare Verletzung seiner Rechte erklärte. Um diesem Widerspruch ein Ende zu machen, vertagte der König das Parlament am 26. Junius 1628. Als Grund dieses Verfahrens gab er selbst in seiner Rede an,

obgleich er, wie er zu Anfang derselben sagte, eigentlich nur Gott Rechenschaft schuldig sey, daß man ihm das Tonnen- und Gewichtgeld unter dem Vorwande, er habe dieses durch die Bestätigung der Bitte um Recht aufgegeben, nehmen wolle. Er könne diese Abgabe nicht entbehren, auch habe er keine neuen Freiheiten zugestanden, sondern nur die alten bekräftigt.

Die bewilligten Subsidien hatte Buckingham indeß auf die Ausrüstung einer zweiten Flotte zum Entsatz von Rochelle gewandt, und begab sich nach Portsmouth, den Befehl derselben zu übernehmen, nicht ahnend, daß ihm hier sein Ende bereitet sey. Ein schwärmerischer Mensch, Namens Felton, Puritaner und früher Officier in dem königlichen Heere, hielt sich durch die im Unterhause über Buckingham geführten Klagen für überzeugt, daß dieser der Urheber alles Unglücks sey, und daß er durch die Wegschaffung dieses Mannes Gott und dem Könige so wie dem Lande den größten Dienst erweisen würde. Er beschloß, sein Leben an die Ermordung des Herzogs zu setzen, und folgte ihm deshalb nach Portsmouth. Als Buckingham hier eines Morgens (23. Aug. 1628) aus seinem Zimmer in den Vorsaal trat, um in den Wagen zu steigen, erhielt er plötzlich einen Stich mit einem Messer in die linke Brust. Mit dem Ausrufe: „Schurke, du hast mich getödtet!" sank er zu Boden und starb auf der Stelle. Felton hätte in der Verwirrung wohl entfliehen können, allein er gab sich selbst als Mörder zu erkennen und ließ sich willig ins Gefängniß und von da zum Tode führen. Bei seinen Vernehmungen erklärte er, daß er keinen Mitschuldigen habe und dem Herzoge persönlich niemals Feind gewesen sey, vielmehr habe er, während er den Stoß geführt, für das Heil seiner Seele gebetet. Die Expedition nach La Rochelle, welche Buckingham, so wie auf der anderen Seite Richelieu, zu seiner persönlichen Angelegenheit gemacht hatte, blieb ohne allen Erfolg, da ihr auf diese Weise das eigentliche Haupt entrissen war (oben S. 120).

Buckingham war nur sechs und dreißig Jahr alt geworden. Aus niederem Stande entsprossen, hatte er durch Gewandtheit, Schönheit und einnehmendes Wesen den höchsten Platz unter zwei Herrschern eingenommen. Aber wenn es ihm auch nicht an Einsicht und Verstand fehlte, so hatte er doch niemals Kraft gehabt, seine Launen zu beherrschen und statt seines eigenen Nutzens nur den des von ihm geleiteten Staates ins Auge zu fassen. Oft genug hatten ihn Leidenschaften verblendet und Thorheiten fortgerissen. Dem König eröffnete sein

Tod die Aussicht auf eine bessere Stellung zum Parlament, dessen Sitzungen am 20. Januar des folgenden Jahres wieder begannen. Aber diese Hoffnungen trübten sich bald, als sich das Augenmerk der Versammlung auf die Angelegenheiten der Religion und des protestantischen Glaubens richtete, für dessen Reinheit man von Seiten des Papismus und Arminianismus Befürchtungen zu haben glaubte, und die Gemeinen hier noch heftigeren Widerspruch zu erheben drohten als bei der früheren Vertheidigung der politischen Gerechtsame der Nation. Vergebens ersuchte sie Karl, zuerst über das Tonnen- und Gewichtgeld zu verhandeln; sie beschlossen, daß die Geschäfte des irdischen Königs denen des himmlischen weichen müßten; vergebens befahl er ihnen von Dingen abzulassen, über welche dem Unterhause vermöge des königlichen Supremats in der bischöflichen Kirche auch nicht im Entferntesten eine Stimme eingeräumt werden könne. Endlich ließ er den Sprecher Sir John Finch anweisen, die Sitzungen von Neuem zu vertagen. Als dieß den versammelten Gemeinen am zweiten März bekannt gemacht wurde, entgegneten viele Mitglieder mit vollkommenem Rechte, daß ein solcher Befehl ihnen auf solche Weise nicht mitgetheilt werden könne; und da der Sprecher aufstand, um sich zu entfernen, rief Hollis: „bei Gott, ihr sollt hier sitzen, bis es uns gefällt die Berathungen zu schließen", und hielt ihn mit Hülfe einiger anderen mit Gewalt auf seinem Sitze zurück trotz seines Widerstrebens und der Versuche der Anhänger des Hofes ihn zu befreien, wobei es von beiden Seiten zu heftigen Scheltworten, ja sogar zu Schlägen kam. Von diesen Auftritten unterrichtet, sandte Karl einen Beamten der Krone, der Versammlung seinen Befehl zu wiederholen, allein dieser fand die Thüren verschlossen. Schon war der Hauptmann der Leibwache auf dem Wege den Eintritt zu erzwingen und die Thüren einzustoßen, als das Haus seine Sitzung beendete. Man hatte sich auf den Vorschlag Elliots mit der Abfassung einer Protestation beschäftigt, welche die Richtung und Ansichten der Versammlung zusammenfaßte, und dieselbe einen Augenblick vor der Ankunft der Soldaten angenommen. Diese Acte erklärte Alle, die den Papismus oder Arminianismus begünstigten, so wie Jeden, der zur Erhebung des Tonnen- und Gewichtgeldes ohne Bewilligung des Parlaments riethe oder dasselbe erhebe oder bezahle, für einen Todfeind des Königreichs und einen Verräther der Englischen Freiheit. Am 10. März begab sich der König zu

den Lords und löste das Parlament auf, ohne die Gemeinen rufen zu lassen, „wegen ungehorsamen Benehmens des Unterhauses".

Indeß glaubte Karl hierbei nicht stehen bleiben zu dürfen, sondern diesen Geist der Widersetzlichkeit durch strengere Maßregeln wenn nicht unterdrücken, so doch schrecken und einschüchtern zu müssen. Neun der heftigsten Oppositionsmänner wurden eingezogen und von dem geheimen Rathe trotz der parlamentarischen Freiheit zu hoher Geldbuße und zur Einsperrung nach Gefallen des Königs verurtheilt. Sechs zahlten die Strafsumme und wurden gegen Bürgschaft freigelassen, Elliot, Hollis und Valentine wollten sich weder schuldig bekennen noch die Buße zahlen und blieben standhaft und muthig in ihren Gefängnissen.

---

3. Karls Eingriffe in die Verfassung des Staates und der Kirche.

Der König hatte nach drei erfolglosen Versuchen in Uebereinstimmung mit dem Parlament zu regieren, seinen Ideen von dem Umfang und dem göttlichen Rechte der königlichen Gewalt gemäß, nunmehr beschlossen, ohne Frage und Mitwirkung der Stände des Reiches zu herrschen. Ihm zur Seite stand seit Buckinghams Tod Sir Thomas Wentworth, der früher ein Vorkämpfer der Opposition gewesen war, die Bitte um Recht auf das Eifrigste unterstützt hatte und wegen Verweigerung der gezwungenen Anleihe eingezogen worden war. Die Theilnahme, welche ihm der König jedoch späterhin bewies, hatte ihn auf die entgegengesetzte Seite geführt; mit dem Platze wechselte er die Gesinnung, und zeigte hiedurch, daß seine frühere Richtung weder tief noch kräftig begründet gewesen, daß er mehr Talent und Entschlossenheit gezeigt habe, als von hingebender Ueberzeugung und fester Standhaftigkeit geleitet worden sey. Sein jetziger Plan ging darauf hinaus, mit aller Thätigkeit und allem Ernst die Unumschränktheit des Königs herzustellen, demselben Achtung zu verschaffen und eine starke und consequente Verwaltung zum Besten des Landes unbekümmert um die Rechte des Volkes zu begründen; Buckinghams eigensüchtige und hofmännische Interessen waren ihm fremd, doch wurde er oft von Leidenschaft, Rachsucht und Jähzorn hingerissen. In ähnlichem Sinne wie Wentworth für die Angelegenheiten des Staates, wirkte Laud für die Kirche. Er war

ein Mann von reinen und strengen Sitten und tadellosem Wandel, kam durch Buckingham am Hofe empor, und ward dann zum Bischof von London erhoben. Das Princip einer absoluten Herrschaft, ob er sie ausübe oder ihr diene, erfüllte ihn ganz; Recht war ihm gleichbedeutend mit Ordnung, strafen hieß nur die Ordnung herstellen.*) Er war unerschütterlich und beharrte starrsinnig auf seine Meinungen; die Puritaner mußte er seiner ganzen Richtung nach verabscheuen, während er in dem leidenden Gehorsam der Episcopalkirche den ihm gemäßen Geist erkannte. Die Wissenschaften fanden Beförderung bei ihm, die Geistlichen wurden streng beaufsichtigt und zur Erfüllung ihrer Pflichten angehalten.

Zunächst sah der König ein, daß er Friede schließen müsse, wenn er der Geldbewilligungen des Parlaments für den Augenblick überhoben seyn wollte, und die deshalb mit Frankreich und Spanien eröffneten Unterhandlungen kamen in der That am 14. April 1629 und am 5. November 1630 zum Abschluß. Allein man konnte dennoch nicht ohne neue Auflagen fertig werden. Außer dem Gewicht- und Tonnengelde, welches weiter erhoben wurde, ertheilte Karl die ausgedehntesten Monopole für die Production und den Verkauf selbst nothwendiger Lebensbedürfnisse gegen starke Zahlungen oder jährliche Abgaben, worunter das Volk ungemein leiden mußte. Auf Seife, Salz, Licht, Wein, Leder wurden neue Steuern gelegt, von den Inhabern ehemaliger Domänen unter dem Vorwande mangelhafter Besitztitel große Summen erpreßt, und die königlichen Forsten ungebührlich erweitert. Den größten Unwillen erregte das Schiffsgeld, welches zum Bau einer Flotte in jährlichem Betrage von mehr als 200,000 Pfund eingefordert ward. Indeß hätte man wahrscheinlich noch lange auf diesem Wege fortschreiten können, wenn die Empfindungen des Volks nicht noch auf eine andere und härtere Weise verletzt worden wären. Die Puritaner wurden auf Laud's unablässiges Betreiben heftiger als jemals verfolgt. Aus ihren Pfarren vertrieben zogen ihre Geistlichen von Ort zu Ort und predigten auf freiem Felde, in Höhlen und Wäldern gegen den Papismus, welchen, wie sie glaubten, der König und Laud einzuführen beabsichtigten. Auch von den Staatsämtern wurden die Dissenters ausgeschlossen, auf alle Weise bedrückt und geplagt, und ihnen sogar die Auswanderung verboten. Noch größer wurden die Besorgnisse der

---

*) Guizot, histoire de la révolution d'Angleterre, tome I. p. 69.

Puritaner, als Laud, dem der Cultus der Englischen Kirche zu sehr der Feierlichkeit und der äußeren Würde zu ermangeln schien, eine Liturgie entwarf, vermöge welcher eine Menge längst abgeschaffter Ceremonien wieder eingeführt und durch neue von seiner Erfindung vermehrt werden sollten. Alle Kirchenvorsteher wurden vereidet, jeden Prediger anzuzeigen, der diese Vorschriften nicht befolgen würde. Die Gährung, welche im Volke herrschte, zeigte sich in einer Fluth von Schriften, welche gegen die Begünstigung des Papismus, gegen die Ausschweifungen des Hofes, gegen die Tyrannei in der Kirche und im Staate gerichtet waren. Der Advocat Prynne, ein Mann von finsterer Sinnesart, voll Eifer für die strengen, der Welt entsagenden Lehren der Puritaner, hatte einen Quartband von tausend Seiten gegen die Vergnügungen und Zerstreuungen, besonders gegen das Theater geschrieben; auch die Priester der bischöflichen Kirche, ihren Schmuck, die Ceremonien und namentlich den Kirchengesang unterwarf er einem strengen Tadel. Laud, der inzwischen Erzbischof von Canterbury geworden war, ließ ihn in der Sternkammer, einem von Heinrich VII. angeordneten Gerichtshofe, der ursprünglich die hohen Lords und Barone, welche die Autorität der gewöhnlichen Rechtspflege verachteten, richten sollte, aber seine Competenz weit über diese ursprüngliche Bestimmung ausgedehnt hatte und durch seine Zusammensetzung vom Könige sehr abhängig war, als Verfasser eines aufrührerischen Libells durch den Kronanwalt verklagen. Nach einem übereilten und rechtswidrigen Verfahren ward Prynne verurtheilt, fünftausend Pfund Strafe zu zahlen, am Schandpfahl zu stehen, beide Ohren zu verlieren und Zeitlebens im Gefängnisse zu schmachten. Zu denselben Strafen wurden wegen ähnlichen Vergehens ein Arzt, Namens Bastwick, und Burton, ein Geistlicher, verdammt. Das Volk verehrte sie aber als Märtyrer für den Glauben, und verbarg seinen Unwillen nicht, als ihnen öffentlich die Ohren abgeschnitten wurden. Andere Vorfälle folgten, welche die Menge noch stärker aufregen mußten. Ein gewisser Allison wurde zu einer Strafe von tausend Pfunden verdammt, außerdem noch durchgepeitscht, mußte in drei verschiedenen Städten am Schandpfahl stehen, und Zeitlebens im Gefängnisse sitzen, weil er ein verläumderisches Gerücht von dem Erzbischof von York ausgebreitet hatte. Der Bischof von Lincoln, Williams, war wegen Widersetzlichkeit gegen die neue Liturgie um zehntausend Pfund von der Sternkammer gestraft worden. Außerdem verlor er sein Amt, und sollte so lange im Tower sitzen, als es dem

Könige gefallen würde. Die Beamten, welche seine Effecten in Beschlag nahmen, fanden unter diesen einen Brief von einem Schulmeister, in welchem der Erzbischof Laud spöttisch ein „kleiner Zwerg“ genannt ward. Dafür ward der Bischof als einer, der ehrenrührige Briefe über einen hohen Kronbeamten empfangen und es nicht angezeigt, zu einer neuen Geldstrafe von dreitausend Pfunden verurtheilt; der Schulmeister sollte fünftausend Pfund bezahlen und beide Ohren verlieren, zum Glück gelang es ihm noch zu entkommen. Mit derselben Strenge ward in Staatssachen verfahren. Ein Kaufmann, welcher Walkererde gegen das königliche Verbot ausgeführt hatte, ward zu einer Buße von zweitausend Pfund verurtheilt, und ein gewisser Morley mußte zehntausend bezahlen, weil er einen von des Königs Leuten geschlagen hatte. Bedeutendere Folgen hatte der gegen einen angesehenen Edelmann aus Buckinghamshire, John Hampden, wegen Verweigerung des Schiffsgeldes eröffnete Proceß. Man brachte ihn gefangen vor das Schatzkammergericht, wo er sich mit einer solchen Freimüthigkeit und mit so siegreicher Beredtsamkeit vertheidigte, daß er die Richter selbst verlegen machte, und ob sie gleich alle, bis auf viere, für des Königs Vortheil stimmten, so hatte doch Hampden die größte Ehre von den Verhandlungen, in welchen über die Rechte der Krone und des Volks dreizehn Tage lang debattirt worden war; die ganze Nation sah ihn als ihren Sprecher an, und fühlte sich durch sein Beispiel zum Widerstand gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt ermuthigt.

Aber weit entfernt, die sich immer mehr entwickelnde Volksstimmung richtig zu würdigen, ging Karl jetzt sogar so weit, Laud's neue Liturgie, wie sie in England schon bestand, mit Gewalt in Schottland einführen zu wollen. Bereits hatte Jakob, nachdem er den Englischen Thron bestiegen, versucht, die presbyterianische Kirchenverfassung in Schottland zu stürzen, um die Episcopalkirche an deren Stelle zu setzen; allein die Hartnäckigkeit der Prediger, ihr strenger und düstrer Sinn, der sogar Maria Stuart den katholischen Gottesdienst für ihre Person bestritten hatte, hatten ihm große Hindernisse in den Weg gelegt. Zwar war es seinem Eifer gelungen, die dreizehn alten Schottischen Bisthümer wieder an Geistliche seines Anhangs zu verleihen und ihnen den Vorsitz in den Provinzialsynoden der presbyterianischen Prediger zu verschaffen, auch hatte die Generalversammlung der Geistlichkeit dem Könige zugegeben, daß ihre Zusammenberufung von ihm abhange. Dagegen hatte Jakob aber die Katholiken ihrem Fanatismus völlig preisgeben müssen, deren

Loos sich deshalb hier noch trauriger als in England gestaltete. Trotz jener Zugeständnisse waren in der Lehre und Liturgie der herrschenden Schottischen Kirche noch bedeutende Abweichungen übrig geblieben, obgleich Jakob auch in dieser Beziehung durch List und Gewalt einige Veränderungen durchzusetzen gewußt hatte. Karl wollte das Werk seines Vaters vollenden. Nach dem Vorbilde der Englischen Liturgie mußten die Bischöfe von Roß, Gallowai, Dumblain und Aberdeen eine Sammlung von Kirchengesetzen entwerfen, welche Laud durchsah und verbesserte. Allein der König war nicht das gesetzliche Haupt der Schottischen Kirche, wie der Englischen, die Schotten waren stolz auf diesen Vorzug, die Reformation war bei ihnen nicht vom Hofe, sondern aus dem Schooße des Volkes selbst hervorgegangen; sie erklärten laut, daß der König kein Kirchengesetz erlassen könne, und bereiteten sich zum Widerstande. Als der Dechant von Edinburg an dem Tage, da die neue Liturgie in Schottland eingeführt werden sollte (23. Juli 1637), in der Kathedrale in einem weißen Chorhemde erschien, um die Gebete abzulesen, so schrien die Zuhörer, ehe er noch den Mund geöffnet hatte, und besonders die Weiber: „Papst! Papst! Antichrist! steinigt ihn!" und der Tumult ward so arg, daß der Dechant sich zurückziehen mußte; worauf der Bischof die Kanzel bestieg, um die Gemüther zu besänftigen. Allein da die Unruhe immer mehr zunahm und sogar Schemel und Fußbänke gegen ihn heraufflogen, mußte auch er sich schleunigst zurückziehen. Auf dem Wege nach Hause wurde er von einem Haufen wüthender Weiber verfolgt und in den Koth geworfen. Noch einige Tage nachher waren alle Diejenigen, welche Antheil an der verhaßten Neuerung hatten, selbst in ihren Häusern den Mißhandlungen und Lästerungen des Pöbels ausgesetzt. Ein zweiter Versuch, der am 18. October gemacht ward, lief nicht besser ab; aus dem ganzen Lande strömte das Volk in Edinburg zusammen, und Bittschriften über Bittschriften gegen die neue Liturgie wurden nach London gesendet. Endlich erlaubte die Behörde, um weiteren Aufständen vorzubeugen und der gefahrdrohenden Anhäufung von Menschen in der Hauptstadt ein Ende zu machen, daß die Bittsteller, wie sie sich nannten, durch eine beständig in Edinburg anwesende Deputation vertreten werden sollten, wenn alle Auswärtige die Stadt verließen. Dem gemäß bildeten sich ganz von selbst vier Ausschüsse, bestehend aus dem höchsten Adel, aus den geringeren Güterbesitzern, aus der Geistlichkeit und aus dem Bürgerstande, deren jeder die Angelegenheiten für sich behandelte und dann vier Ab-

geordnete in einen Hauptausschuß zu gemeinsamer Berathung absandte. Mit den Ausschüssen oder Tafeln, wie man sie nannte, welche in Edinburg zusammengetreten waren, standen andere in den Provinzen in Verbindung, und nach kurzer Zeit wurden die Befehle dieser neu errichteten Regierung überall beachtet und befolgt. Der König ertheilte hingegen auf die Bittschriften, „welche nach Form und Inhalt sein Ansehen verletzten," eine abschlägige Antwort, und erklärte die Tafeln für ungesetzlich, versprach indeß Verzeihung für das Vorgefallene. Aber die Bittsteller protestirten dennoch nicht nur gegen diese Befehle, sondern beschlossen auch, zum Schutz der Rechte und Freiheiten ihres Landes in einen engeren Bund (Covenant) zusammenzutreten, wie dieß schon früherhin öfter geschehen war. Die Bundesschrift, auf welche man sich verpflichten wollte, enthielt die Verwerfung und Abschwörung des Papismus und das Gelübde, sich jeder Neuerung einmüthig zu widersetzen, auch die weltlichen und geistlichen Rechte der Bischöfe niemals anzuerkennen, bevor nicht eine freie Kirchenversammlung und ein freies Parlament darüber entschieden habe, jedoch mit dem Zusatze, daß die Rechte des Königs nicht vermindert werden sollten. „Im Gegentheil versprechen und schwören wir, heißt es weiter, mit Leib und Leben und aus allen Kräften unsern verehrten Herrn, des Königs Majestät, ebenso wie die Religion und die Freiheit gegen jedermann zu vertheidigen. Auf keine Weise wollen wir uns aber durch Lockungen, Drohungen und Einflüsterungen von dieser gesegneten und loyalen Verbindung abbringen lassen, und in jeglichem leben, wie Christen geziemt, die ihren Bund mit Gott erneut haben, und fortan in Frömmigkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit vor dem Herrn wandeln." Jedermann ward von den Tafeln eingeladen, die Schrift zu unterzeichnen, und kaum war der Aufruf ergangen, als Tausende und aber Tausende eilten, ihre Vaterlandsliebe und ihren Glaubenseifer zu bewähren. In Edinburg ward ein feierliches Fasten ausgeschrieben, „als Vorbereitung der Erneuerung des Bündnisses Gottes mit Israel," und hierauf der Covenant nach langen Ermahnungen und inbrünstigen Gebeten am 1. Mai 1638 von einer unzähligen Volksmasse mit aufgehobenen Armen beschworen.

Diese besonnene Ruhe der Schotten mußte mit Recht dem Könige gefährlicher scheinen als alle planlosen Widersetzlichkeiten, die er bisher in England nur von einzelnen Mißvergnügten erfahren hatte. Um Zeit zur Vorbereitung von strengen Maßregeln zu gewinnen, wurde der Graf Hamilton als königlicher Statthalter nach Edinburg gesandt,

da der aus Schotten bestehende geheime Rath, welcher seit Jakobs Thronbesteigung die dortigen Geschäfte leitete, den Covenantern gegenüber alle Macht verloren hatte. Bevor der Graf eintraf, ward wieder ein allgemeines Fasten ausgeschrieben, um Gottes Segen für die Schottische Kirche zu erflehen; zu Leith empfingen ihn fünfhundert presbyterianische Geistliche, von zwanzigtausend Covenantern umgeben, und begleiteten ihn unter feierlicher Absingung von Psalmen nach Edinburg. Nach langen Verhandlungen glaubte der König auf die dringenden Vorstellungen Hamiltons für den Augenblick nachgeben zu müssen, und bewilligte zuletzt gegen Zurücknahme des Covenants die Aufhebung der neuen Liturgie und der Einrichtungen Jakobs, die hohe Commission, welche dieser nach dem Vorbilde der Englischen Kirche als höchstes geistliches Gericht auch für die Schottische angeordnet hatte, mit eingeschlossen, so wie die Abhaltung einer Kirchenversammlung und eines Parlaments. Diese großen Zugeständnisse konnten aber das Mißtrauen der Schotten, denen die wahren Gesinnungen des Königs nicht unbekannt waren, nicht vertilgen; sie erließen eine Protestation gegen die Zurücknahme und Auflösung des Covenants und sandten außer den Geistlichen, trotz Hamiltons Verbot, auf Anordnung der Ausschüsse, aus jedem Presbyterium, wie die aus den nachbarlich zusammenliegenden Pfarreien bestehenden Unterabtheilungen der kirchlichen Provinzialverbindungen genannt wurden, einen Kirchenvorsteher und vier Beisitzer nach Glasgow zur Versammlung. Als Hamilton sah, daß er auf dieser Synode in keinem Punkt seinen gemäßigten Meinungen das Uebergewicht verschaffen konnte und die Versammlung bereits daran dachte, über die Bischöfe zu richten, erhob er sich und erklärte dieselbe für aufgelöst (28. Nov. 1638). Ohne darauf zu achten, fuhren die Mißvergnügten in ihren Berathungen fort, und vernichteten durch einen weitläufigen Beschluß die ganze bischöfliche Verfassung, die hohe Commission und die neue Liturgie. Die Frage, ob sie dazu befugt seyen, beantworteten die presbyterianischen Geistlichen durch die Gegenfrage: „Welche Macht ist ehrwürdiger, die geistliche oder die weltliche? wer ist größer, Christus oder der König?" Dabei ermangelten sie indeß nicht, dem Könige mit der Bekanntmachung dieser Maßregel anzuzeigen, daß sie Alles mit der demüthigsten und loyalsten Rücksicht auf Seine Majestät eingerichtet hätten, dessen Ehre ihnen nächst Gott am theuersten sey. Doch fehlte es den Schotten an Muth und Willen und bald auch an einem tüchtigen Haupte zu gewaltsamem Widerstande nicht, im Fall ein solcher nöthig

werden sollte. Den Grafen von Argyle machten Volksbeliebtheit, Einsicht und Kraft zu einem trefflichen Führer. Es ward ein Heer aufgeboten, die Schlösser und Burgen an der Grenze wurden mit Vorräthen versehen und stärker befestigt, und die allgemeine Begeisterung ließ selbst Weiber und Kinder Holz und Steine herbeitragen. Viele Officiere, die in Deutschland unter Mansfeld, Wallenstein und Gustav Adolf ihre Schule gemacht hatten, übernahmen die Bildung und Einübung der neugeworbenen Truppen. Es ward viel gepredigt, gebetet und gesungen, und die Reden einer Frau Namens Michelson, die besondere göttliche Eingebungen zu haben glaubte, trugen zur Vermehrung der Aufregung bei. Die Heilige bekam von Zeit zu Zeit Verzückungen, in denen sie vor Tausenden anbetender Zuhörer von dem Covenant und dem Heiland sprach, den sie nicht anders als den covenantischen Jesus nannte.

Auch der König hatte seine Rüstungen begonnen, obgleich ihn die Stimmung des Englischen Volkes, welches in den Schottischen Angelegenheiten seine eigene Sache sah, zur Nachgiebigkeit hätte bewegen sollen; aber noch ehe er die Grenze erreichte, hatten die Aufrührer alle festen Plätze ihres Landes, in denen sich königliche Besatzungen befanden, in ihre Hände gebracht. Schon standen beide Heere bei Berwick einander im Gesicht, als Verhandlungen eröffnet wurden, denen Karl, welchem der schlechte Zustand und die Lässigkeit seiner Truppen Besorgnisse einflößten, keine Hindernisse in den Weg legte, weil er dieselben im Geheim selbst veranlaßt hatte. Es ward ausgemacht, daß beide Theile ihre Truppen entlassen sollten, und daß eine neue Kirchenversammlung und ein nächstens zusammentretendes Parlament alle obwaltenden Streitigkeiten entscheiden sollten (18. Juni 1639). Mißmuthig kam der König nach Hause. Tief empfand er seine verlorene Achtung, und schon reute ihn seine allzu rasche Nachgiebigkeit. Die Schotten, in der bestimmten Voraussetzung, daß die letzte Entscheidung doch von den Waffen ausgehen würde, blieben im Stillen gerüstet, während Karls Ersparnisse durch die erfolglose Expedition bereits erschöpft waren. Die neue Kirchenversammlung, welche in Edinburg zusammentrat, zeigte sich nicht viel geschmeidiger als die zu Glasgow abgehaltene, und der königliche Commissarius mußte zufrieden seyn, daß einiges gemäßigter gefaßt, und eine Erklärung des Gehorsams gegen den König in allgemeinen Ausdrücken hinzugefügt wurde. Nicht geringere Beharrlichkeit gab das Betragen des Parlaments zu erkennen.

Das Schottische Parlament bestand seit langer Zeit aus den Baronen, der Geistlichkeit und den Abgeordneten der Freigutsbesitzer und der Städte, welche aber alle gemeinsam abstimmten. Die gegenseitigen Rechte der Krone und der Stände waren nicht genau bestimmt, sondern die Verhältnisse trugen hier noch mehr den natürlichen Charakter, daß der König ohne den Willen der Mächtigeren oder der Mehrzahl der Reichsglieder größere Unternehmungen und umfassendere Gesetze aus eigenen Mitteln und selbständiger Gewalt nicht durchführen konnte. Das Stimmrecht im Parlamente ruhte auf dem Landbesitz, und wurde von den hohen Baronen in Person geübt; der niedere Adel und die nicht adelichen aber freien Gutsbesitzer wählten in jeder Grafschaft zwei Abgeordnete, so wie dasselbe Recht seit den Zeiten König Roberts I. von einigen Burgen und Städten ausgeübt ward; erst seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts gab es Pairs, welche vermöge königlicher Ernennung in erblicher Folge im Parlamente saßen, ohne durch den Besitz hochadelicher Güter hierzu berechtigt zu seyn. In späteren Zeiten übten die Könige durch die sogenannten Lords der Artikel großen Einfluß auf die Versammlungen der Stände. Diesen lag nämlich die Vorberathung aller Angelegenheiten in der Art ob, daß ohne ihre Einwilligung gewöhnlich nichts in das Parlament gelangte. Ihr Collegium bestand aus zwei und dreißig Personen, acht waren Beamte der Krone, acht Deputirte des Adels, welche die Bischöfe wählten, acht Geistliche, welche die Barone wählten, und acht Bürger, welche die beiden andern Stände gemeinsam ernannten. Sobald dieser Ausschuß gebildet war, wurde das Parlament vertagt, und nachher nur wieder eröffnet, um die Beschlüsse der Lords von den Artikeln zu bestätigen. Die Ernennung derselben wurde dießmal dem Grafen Traquair, dem Bevollmächtigten des Königs, überlassen, aber die Versammlung verlangte, daß dafür ins künftige jeder Stand seine Bevollmächtigten aus seiner eigenen Mitte wählen müsse. Außerdem wurde auf Abschaffung aller Gesetze über das Episcopat gedrungen, und vorgeschlagen, daß die Schlösser zu Edinburg, Dumbarton und Stirling nur Einheimischen anvertraut werden dürften. Auch die Rechte des geheimen Rathes (o. S. 192) und die Gültigkeit königlicher Verfügungen sollten näher bestimmt werden. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen ließ Karl das Parlament vertagen, worüber die Schotten als eine Verletzung des Vertrages von Berwick laute Klage führten, und beschlossen den Krieg zu erneuern. „Man muß diese Leute mit Peitschenhieben zur Vernunft

bringen", sagte Wentworth. Er hielt die Empörung und das Verbrecherische im Benehmen der Schotten für so augenscheinlich und verwerflich, daß er glaubte, ganz England müsse seine Entrüstung theilen und bereitwillig seinem Könige zu Hülfe kommen. In diesem Sinne rieth er diesem zur Versammlung eines Parlaments, worein Karl, um Geld zum Kriege zu erhalten, ungern und zögernd willigte, mit dem Entschluß, sobald sich Widerspenstigkeit zeige, auf das Strengste einzugreifen.

Die Berufung eines Parlaments nach elfjähriger Unterbrechung erfüllte England mit Staunen und Freude. Die Wahlen wurden indeß, obschon es die meisten unverständig fanden, den Schotten das Episcopat durch Krieg aufdringen zu wollen, in einem gemäßigten Sinne getroffen, wenn auch einige heftige Puritaner hineinkamen; im Ganzen war man Willens die Mißbräuche abzuschaffen, ohne die Ruhe des Landes in Gefahr zu setzen. So trat das Parlament am 13. April 1640 zusammen, und nahm, anstatt sich sogleich in des Königs Geldgesuche einzulassen, zunächst die alten Beschwerden wieder vor. Doch ließen sich die Gemeinen bald bewegen, die Forderung des Königs, welche etwa achthunderttausend Pfund Sterling betrug, zu berathen, als die trotzige Erklärung des Staatssecretärs Harry Vane, daß der König nichts nehmen werde, wenn nicht die ganze Summe zugestanden werde, Alles verdarb. Als die Debatten hierauf heftiger wurden, und dabei so kühne Reden zum Vorschein kamen, als man bisher im Unterhause noch nicht gehört hatte, bediente sich der König des schon oft versuchten Mittels; er hob die Sitzungen schleunig auf, und ließ die kühnsten Sprecher ins Gefängniß werfen. Doch gewann er damit nichts, vielmehr erbitterte er die Gemüther nur immer heftiger. Tumulte an allen Enden der Hauptstadt verkündigten die allgemeine Gährung; in einer Nacht ward der Palast des Erzbischofs Laud von etwa fünfhundert Aufrührern bestürmt, und gegen zweitausend andere drangen in die St. Paulskirche, als die hohe Commission daselbst Gericht hielt, warfen alle Bänke um, und riefen laut: „keine Bischöfe, keine hohe Commission!"

So ganz von seinem Volke verlassen, sah sich der König in die Nothwendigkeit versetzt, von seinen Ministern, Hofleuten und Geistlichen Geld zu leihen oder als freiwillige Gabe zu empfangen. Die Lords bewilligten ein Darlehen von zweimal hunderttausend Pfund. Für das Zusammengebrachte wurden neunzehntausend Fußsoldaten und zweitausend Reiter ausgehoben; da sich aber die Einwohner an vielen

Orten der Recrutirung, welche auf alle Grafschaften vertheilt worden war, widersetzten oder dieselbe doch auf jede Weise erschwerten, waren die Schotten früher an der Grenze als der König. Bei Newburn an der Tyne stießen sie auf einen königlichen Heerhaufen von viertausend fünfhundert Mann, der in die Flucht geschlagen ward (28. Aug. 1640); worauf die Englischen Truppen sämmtlich bis nach Yorkshire zurückwichen. Die Schotten führten in ihren Fahnen die Inschrift: „für Christi Krone und den Covenant"; auf den Schall der Trompeten sammelten sich Morgens und Abends die Krieger, um Psalmen zu singen und ihre begeisterten Prediger zu hören. Die Führer erließen eine Erklärung, daß sie nicht herbeizögen gegen das Englische Volk, sondern gegen den Erzbischof Laud, gegen die Papisten, Atheisten, Arminianer, so wie gegen die Bischöfe, und daß sie den Frieden herstellen wollten durch die Bestrafung der Ruhestörer von Israel, der Feuerbrände der Hölle, der Korah, der Bileam, der Doeg, der Rabschakeh, der Haman und Sanballat ihrer Zeit. Zu gleicher Zeit sandten sie jedoch, wie das erste Mal, unterwürfige Botschaften an den König, und baten um einen friedlichen Vergleich. Karl, dessen Schatz schon wieder erschöpft, dessen Heer unzufrieden und meuterisch war, und der außerdem Verbindungen seiner unzufriedenen Unterthanen mit den Schotten zu fürchten hatte, mußte die frühere Rolle zum zweiten Male übernehmen und Unterhandlungen mit seinen Unterthanen eröffnen.

---

4. Das lange Parlament.

Noch ehe der König mit den Schotten zum Abschluß kam, erhoben die Engländer neue Beschwerden. Die angesehensten Pairs so wie die Stadt London ersuchten Karl, um aller Noth und Bedrängniß ein Ende zu machen, ein neues Parlament zu berufen; selbst Wentworth, den Karl kurz zuvor zum Grafen von Strafford erhoben hatte, und Laud, durch so viele erfolglose Versuche entmuthigt und ermüdet, wollten nicht länger gegen den offen und nachdrücklich ausgesprochenen Willen des Volkes streiten. Nicht ohne die größten Besorgnisse, sich ganz dem guten Willen seiner Unterthanen anzuvertrauen, nach langen Kämpfen in seinem Innern, gab der König nach. Ganz England war gespannt auf die Entwickelung der Ereignisse, als das Parlament am dritten November 1640 eröffnet wurde. Die Aufhebung der letzten Versammlung hatte Alles aufgebracht, und die Füh-

rer der Opposition waren entschlossen, nicht anders als nach großen Zugeständnissen und Gewährleistungen für ihre Rechte auseinanderzugehen. So rechtfertigte gleich der Beginn der Berathungen die Befürchtungen des Königs. Zuerst ward der Graf Strafford, der große Abtrünnige von der Sache des Volkes, wie man ihn im Unterhause bezeichnete, als Feind des Vaterlandes und Hochverräther angeklagt. Der Minister kam so eben vom Heere zurück und trat in das Haus der Lords, um seinen Platz einzunehmen, als mehrere Stimmen ihm zuriefen, sich zu entfernen, bis man ihn hole. Er gehorchte, und als er nach Verlauf einer Stunde vorgelassen wurde, ward ihm befohlen vor den Schranken zu knien, worauf ihm der Siegelbewahrer ankündigte, daß die Lords in Folge einer Anklage des Unterhauses seine Verhaftung, bis er sich gereinigt haben würde, verfügt hätten. Das nämliche Schicksal traf kurz darauf des Königs zweiten Rathgeber, den Erzbischof Laud. Dem Siegelbewahrer Lord Finch und dem Staatssecretär Windebank war ein gleiches zugedacht, aber Beide retteten sich nach Frankreich. So war in wenigen Tagen der Staatsrath des Königs aufgelöst, während dieser seine Schwäche und die Rathlosigkeit seiner Anhänger durch Unthätigkeit vermehrte. Um so schneller schritt das Unterhaus vorwärts. Die Mitglieder, welche Monopole vom Könige erkauft hatten, wurden für unfähig erklärt, ihre Stimmen abzugeben, und ihres Sitzes im Parlament beraubt. Alle in den letzten Jahren erlassenen Beschlüsse der Sternkammer und der hohen Commission wurden vernichtet; alle Geistlichen, welche wegen Nichtconformität ihrer Pfründen beraubt worden waren, erhielten dieselben zurück. Auch Prynne, Burton und Bastwick wurden in Freiheit gesetzt und überall jubelnd empfangen. Beide Häuser vereinigten sich, um die Erhebung des Schiffsgeldes und das ganze aus diesem hervorgegangene Verfahren für gesetzwidrig zu erklären, und alle Beamte, die an der Ausführung der von den Kammern verworfenen Maßregeln Theil genommen, sollten zur Rechenschaft gezogen werden. Hatte Karl vorher die verfassungsmäßige parlamentarische Gewalt nicht geachtet, so waren jetzt die Eingriffe, welche das Unterhaus in die königliche that, nicht minder groß. Die Verhandlungen mit den Schotten nahm das Parlament ohne Weiteres in seine Hand, und schloß, anstatt die Entfernung ihrer Truppen zu beschleunigen, wie der König wünschte, einen Vertrag mit ihnen, wonach das Schottische Heer in den nördlichen Grafschaften gegen Unterhalt von Englischer Seite und eine

Subsidie von 300,000 Pfund bis zur Vollendung der Reform in Staat und Kirche stehen bleiben sollte. In Betreff der letzteren hatten sich die in der Hauptstadt befindlichen Schottischen Commissäre mit den Führern der Opposition bereits verständigt, um auch in England die Einführung der Presbyterialverfassung durchzusetzen. Auch im Volke war diese Stimmung sehr verbreitet. Mehrere Grafschaften, achtzehnhundert Geistliche und funfzehntausend Einwohner von London reichten Bittschriften um eine gänzliche Kirchenverbesserung in diesem Sinne ein, und ehe noch darauf geantwortet war, fand man schon eine Menge Bilder, Altäre und Crucifixe vom Pöbel zerschlagen.

Karl, von allen Freunden verlassen, sah kein anderes Mittel die Gegenpartei zu entwaffnen und zu gewinnen, als wenn er sich mit Denen willig vereinigte, die er zu bekämpfen zu schwach war. Er bildete ein neues Ministerium aus Mitgliedern der Volkspartei, und gab seine Einwilligung zu dem Gesetze, daß künftig Tonnen- und Gewichtgeld nur mit Bewilligung des Parlaments erhoben, und nach einigem Bedenken auch zu einer Bill, zufolge welcher wenigstens alle drei Jahr ein Parlament versammelt werden sollte. Für die Zustimmung zu der letzteren Verordnung, welche die Verfassung in einem wesentlichen Punkte änderte, votirte das Parlament eine Danksagung und das Volk bezeugte durch Freudenfeuer und Jubelgeschrei seine Zufriedenheit. Das Verlangen, Strafford zu retten und der Kirche das Episcopat zu erhalten, hatte den König zu dieser Nachgiebigkeit bewogen; aber auch diese verfehlte nunmehr das Ziel. Umsonst vertheidigte sich Strafford dreizehn Tage lang im Oberhause gegen die wider ihn erhobenen Anklagen edel und gründlich, so daß kein einziger der vom Unterhause aufgestellten Punkte die Beschuldigung des Hochverraths rechtfertigte; er hatte den allgemeinen Haß aller drei Königreiche auf sich geladen und weiter Strebenden mochte es wichtig erscheinen, den König jedes Falls eines solchen Mannes zu berauben. Am Schluß der Verhandlungen sagte Strafford: „Mylords, gegenwärtig ist es mein Unglück, künftig möchte es das eure werden, und das Vergießen meines Blutes wird den Weg zum eurigen bahnen. Die Sache betrifft euch, euer Eigenthum, eure Nachkommen; die Abgeordneten des Unterhauses sagen, sie sprächen zur Vertheidigung des gemeinen Wesens gegen meine willkürlichen Gesetze; ich spreche ebenfalls zur Vertheidigung des gemeinen Wesens gegen ihren Verrath. Etwas mehr hätte ich noch zu sagen, doch mir gebrechen Kraft und Stimme. Möchte ich der Pharus seyn, der euch vor Schiffbruch ret-

tet. Wälzet nicht Felsen in euern Weg, die weder Klugheit noch Vorsicht vermeiden können. In te domine confido, non confundar in aeternum." Da sich die Stimmung der Lords zu Straffords Gunsten neigte, griffen die Führer der Opposition, bereits von Leidenschaft und Parteisucht verblendet, zu despotischen Maßregeln. Pym brachte eine Bitte in das Unterhaus, den Grafen für überführt zu erklären, welche mit zweihundert vier Stimmen durchging. Die Namen der neun und funfzig Mitglieder, welche dagegen gestimmt hatten, wurden in den Straßen Londons angeschlagen, als Straffiordianer, die bereit seyen, zur Rettung eines Verräthers das Vaterland zu verrathen. Als die Ueberführungsbill (bill of attainder) den Lords überbracht war, rief der König beide Häuser vor sich, und sagte ihnen, daß er ihrem Verfahren den Lauf gelassen haben würde, wenn man bei den Gesetzen stehen geblieben wäre. Es sey ihm unmöglich, Strafford als Verräther zu verdammen, da er dessen Unschuld kenne, oder die Bill des Unterhauses zu bestätigen, obschon er wisse, daß der Minister seine Amtsgewalt übertreten; dafür werde aber seine Entsetzung und Entfernung eine hinlängliche Strafe seyn. Vergebens. Die Eiferer von Rachsucht getrieben drängten vorwärts, das Volk wurde durch allerlei Gerüchte, unter andern, daß Strafford aus dem Tower, wo er gefangen saß, befreit werden sollte, wozu allerdings von Seiten des Königs ein Versuch gemacht worden, aber an der Festigkeit des Gouverneurs gescheitert war, aufgeregt, und da die katholischen Pairs so wie die Bischöfe von dem Urtheilsspruche ausgeschlossen worden waren, erklärten von sechs und vierzig anwesenden Lords sechs und zwanzig den Grafen für schuldig (8. Mai 1641). Nicht einmal die Verwandlung der Todesstrafe in ewiges Gefängniß eben so wenig als einen Aufschub von einigen Tagen konnte der König erlangen. Endlich ließ sich Karl mit durch seine Gemahlin (die dem Grafen immer abgeneigt gewesen und seinen Entwürfen entgegen getreten war) bewegen, die Einwilligung zur Hinrichtung seines redlichsten Freundes und Dieners zu geben. Strafford ging mit großer Würde und Standhaftigkeit zum Blutgerüst. Nachdem er von seinem Bruder und seinen Freunden, die ihn auf diesem letzten schweren Gange begleiteten, Abschied genommen und ihnen die herzlichsten Grüße an seine abwesenden Lieben aufgetragen hatte, sagte er ruhig: „Nun ist es bald vorüber. Ein Hieb wird mein Weib zur Witwe, meine geliebten Kinder zu Waisen machen, und alle Guten, die mich bis hieher geliebt, von mir trennen. Gott

sey mit ihnen allen! Ihm danke ich, daß er mir diese Ruhe im Tode gewährt, und daß ich mein Haupt eben so kummerlos auf diesen Block legen kann, als ich es jeden Abend auf mein Ruhekissen legte.“ Mit einem Hiebe flog der Kopf herunter. Der Unglückliche stand erst im neun und vierzigsten Jahre.

Durch solche Erfolge kühner gemacht, griff das Unterhaus zugleich eines der wesentlichsten Vorrechte der königlichen Gewalt an, indem eine Bill eingebracht ward und mit großer Schnelligkeit durchging, vermöge deren das Parlament ohne seine eigene Zustimmung weder aufgelöst noch vertagt werden sollte. Eine zweite verordnete, daß die beiden verhaßten Gerichtshöfe, durch welche die Tudors das Volk beknechtet hatten, die Sternkammer und die hohe Commission, auf ewig abgeschafft seyn sollten, und der König bestätigte auch diese Verfügungen. In steigendem Eifer entwarf St. John, einer der heftigsten Oppositionsmänner, einen Vorschlag zur Abschaffung des Episcopats, welcher im Unterhause am 27. Mai mit einer Mehrheit von ein und dreißig Stimmen durchging und den parlamentarischen Gegnern des Königs schon jetzt die vollständigste Verbindung mit den immer zahlreicher werdenden Puritanern im Lande gesichert hätte, wenn die Bill nicht vom Oberhause verworfen worden wäre.

Rathlos um Hülfe umherspähend, kam der König auf den Gedanken, nach Schottland zu gehen, um wo möglich seine Schottischen Unterthanen durch Zugeständnisse aller Art zu gewinnen und sich ihrer Unterstützung gegen die Widersetzlichen in England zu bedienen. Das Parlament schöpfte Argwohn und suchte die Reise des Königs zu hintertreiben; da dieser aber unbeweglich auf seinem Vorsatz beharrte, vertagte sich die Versammlung, nachdem sie zwei Ausschüsse mit großen Vollmachten ernannt hatte, von denen der eine in London der Angelegenheiten wahrnehmen, der andere den König begleiten sollte. Vorher noch hatten sie die Auflösung des Englischen Heeres, welches seit dem letzten Einbruch der Schotten in Yorkshire eingelagert war und auf Bezahlung wartete, beschlossen, weil sich unter den Officieren eine günstige Stimmung für den Thron zeigte und der König die Standquartiere der Truppen auf seiner Durchreise berühren mußte. Die nöthigen Summen wurden durch eine Kopfsteuer zusammengebracht. Auch die Schottischen Truppen kehrten jetzt in ihre Heimath zurück. Am 14. August 1641 kam der König in Edinburg an, und fand hier ein eben so stürmisches Parlament, als er in London verlassen hatte. Anklagen

und Rechtsforderungen drängten einander. Die Puritaner betäubten seine Ohren mit fanatischem Geschrei. Dennoch zeigte er sich freundlich und gütig, und wenn man auch seine Geschenke und Gunstbezeigungen meist für Ergebnisse der Nothwendigkeit nahm, blieben sein Benehmen und seine Bewilligungen allmählig nicht ohne Wirkung auf die besser Gesinnten, und das Parlament erklärte bei seiner Abreise: er habe ihnen hinsichtlich der Religion und Freiheit vollständig Genüge geleistet und ein zufriedener König verlasse ein zufriedenes Land. Schon schöpfte Karl neue Hoffnungen, als ein unerwartetes Ereigniß Alles wieder zum Nachtheile des Königs umwandelte.

Seitdem der Protestantismus in England zur herrschenden Kirche erhoben worden war, hatten die Irländer, nicht mehr bloß, wie vordem, über Bedrückung in politischen, sondern auch in religiösen Dingen zu klagen. Als darauf der von uns erwähnte Aufstand unter Elisabeths Regierung beruhigt worden war, hatte sich Jakob angelegentlich mit den Irländischen Angelegenheiten beschäftigt; aber auch er suchte, wie früherhin immer geschehen war, auf dem Wege der Härte und Gewalt zum Ziele zu kommen, weil man Irland als ein erobertes, mithin rechtloses Land und seine Bewohner als Wilde betrachtete. Er löste die ganze Clanverfassung (Th. V. S. 122) auf, welche schon Heinrich VII. in der Art modificirt hatte, daß die Privatfehden der Häuptlinge oder Lords, wie man sie nach Englischer Weise nannte, aufhörten und die Dienste und Abgaben, welche ihnen ihre Unterthanen leisteten, regulirt wurden. Indeß war von diesen Bestimmungen mit Ausnahme des von Engländern bewohnten Theiles der Insel wenig durchgeführt worden. Jakob nahm den Häuptlingen ihre Gerichtsbarkeit, führte Gerichtshöfe und reisende Richter nach Englischem Vorbilde ein, und vernichtete die Bretonischen Criminalgesetze, vermöge welcher jedes Verbrechen durch Geldbuße gesühnt werden konnte. Ebenso ward die Erbfolge verändert; alles den Häuptlingen unmittelbar zugehörige Grundeigenthum wurde in Lehen der Krone verwandelt, und die von ihren Unterthanen bebauten Ländereien wurden diesen unter der Bedingung übergeben, den Gutsherren dafür eine jährliche Rente zu zahlen. Durch diese Maßregeln gelang ein Schritt, an dem die Englischen Könige seit Jahrhunderten vergeblich gearbeitet hatten, die Macht der Stammhäupter zu brechen. Jakob blieb hierbei nicht stehen. Zuerst wurde die Provinz Ulster, von welcher immer der heftigste Widerstand gegen die Englische Regierung ausgegangen war, den Einwohnern, welche

vereinzelt in andere Theile der Insel versetzt wurden, entrissen und Englischen Anbauern übergeben, und späterhin beschloß der König dieses Verfahren, wenn auch nicht ganz so umfassend, auch über die Küste zwischen Dublin und Waterford und mehrere anstoßende Grafschaften auszudehnen. Es wurden zu dem Ende Untersuchungen wegen mangelhafter Rechtstitel angestellt, und durch das unwürdigste Verfahren herausgebracht, daß fast alles Land der Krone gehöre. Zwar befahl Jakob drei Viertheile des Landes den Besitzern zu lassen, aber die Habsucht der Commissäre trieb dem ungeachtet die meisten Eigenthümer von ihren Heerden und Höfen; die übrigen mußten zufrieden seyn, nur ein Viertheil zurückzubehalten. Kein Ansiedler durfte Irländer oder Katholik seyn. Um den Klagen der Eingeborenen über so willkürliche Eingriffe in ihr Eigenthum, die nach demselben Rechte über die ganze Insel ausgedehnt werden könnten, ein Ende zu machen, setzte Karl im Jahre 1628 in der Urkunde der Gnaden (charter of graces) fest, daß sechzigjähriger Besitz vor allen Ansprüchen sichern sollte; und wenn der König hier auf dem Wege der Milde und Versöhnung fortgegangen wäre, hätte er an der Dankbarkeit der Irländer leicht eine starke Stütze gegen die widersetzlichen Schotten und Engländer erhalten können. Daß dies nicht geschah, lag vornehmlich in Wentworths herrschsüchtigem und eigenwilligem Charakter, der das Land acht Jahr verwaltete, obschon er Handel und Gewerbe emporbrachte. Unter solchen Umständen konnte der Vorgang des Englischen Unterhauses und des Schottischen Covenants in Irland nicht ohne großen Eindruck bleiben. Man glaubte mit gutem Grund, eben so viel Recht als jene zur Abstellung viel größerer, bereits Jahrhunderte lang drückender Uebel zu haben. Das Unternehmen schien nicht allzuschwierig, da das Englische Parlament achttausend Krieger, welche das Land bisher in Gehorsam erhalten, aus Mißtrauen, daß der König dieselben zu seinem Schutze herbeiziehen könne, verabschiedet hatte. Im October erhoben sich die Bewohner der Grafschaften, in welchen sich Englische Ansiedler befanden, und wütheten mit Feuer und Schwert gegen deren Leben und Eigenthum. Die Angegriffenen flüchteten eilfertig nach Dublin und in die übrigen Städte, wo ihnen königliche Besatzungen Sicherheit verhießen. Allmählig schlossen sich Leute von größerem Ansehen, namentlich mehrere Lords an die Bewegung, und suchten dieselbe zu mäßigen und zu leiten. Vier und zwanzig Männer, Adliche, Geistliche und Bürger traten an die Spitze der Aufrührer, und verlangten im November, daß

alle Strafgesetze gegen die Katholiken für Irland aufgehoben werden sollten, und daß dieselben zu Aemtern zugelassen würden. Diese billigen Forderungen wies das Englische Unterhaus, das nur für sich die Freiheit, für andere Tyrannei wollte, in schmachvoller Verblendung zurück.

Karl wurde bei seiner Rückkunft nach London vom Jubelrufe des Volkes begrüßt (25. November 1641); aber seine Gegner wußten diese Regungen der Treue und Ergebenheit bald zu unterdrücken, indem sie ihm den Irländischen Aufstand zur Last legten und ihn des heimlichen Einverständnisses mit den Rebellen beschuldigten. Mit Schrecken hatten die Eiferer für Glauben und Freiheit die Abnahme der Begeisterung in ihren Reihen wahrgenommen; die Selbstsüchtigen unter den Führern der Opposition fühlten, daß sie zu weit gegangen, um zurückzukehren, und durch heimliche Aufreizungen der Schotten gegen den König Verbrechen begangen hatten, zu deren Rechtfertigung oder Vertheidigung sie noch weiter fortschreiten mußten. Wenige Tage vor der Ankunft Karls hatten die Sitzungen wieder begonnen, und die Volksmänner sorgten dafür, daß alsbald eine überaus heftige Vorstellung, welche dem Könige überreicht werden sollte, in Vorschlag kam. Sie behauptete die Existenz einer Verbindung der Papisten, Bischöfe und Höflinge zum Umsturz der Verfassung, schilderte mit düstern Farben eine lange Reihe alter und verjährter Beschwerden, zeigte die Verdienste des Parlaments diese abgestellt zu haben, und war durch ihre Fassung mehr ein Aufruf an das Volk, sich um das Unterhaus zu versammeln, zu dessen Schutz und Rettung vor angeblichen Gefahren als eine an den Souverän gerichtete Schrift. Die Gemäßigten widersetzten sich einem so aufregenden, durch die Verhältnisse durchaus nicht motivirten Schritt aus allen Kräften, die Debatten, welche von drei Uhr Nachmittags die Nacht hindurch bis um zehn Uhr Morgens währten, wurden mit großer Erbitterung geführt, ergaben aber die Annahme der Vorstellung mit elf Stimmen, worauf am folgenden Tage mit einem Mehr von drei und zwanzig Stimmen auch der Druck derselben, etwas bis dahin Unerhörtes, angenommen ward. In der That wurde das Volk durch die Vorstellung in offene Gährung versetzt, finstere Gerüchte verbreiteten sich, es bildeten sich Vereine zum Schutze der Freiheit und des Glaubens, bewaffnete Pöbelhaufen durchzogen London, die Abgeordneten zu beschützen, während sich Edelleute und Officiere um den König zu Whitehall zur Vertheidigung seiner Person

und Familie versammelten, und der Haß der Parteien zeigte sich in häufigen Streitigkeiten und erbitterten Worten. Auch gegen die Bischöfe war der Grimm des Pöbels in dem Grade gestiegen, daß zwölf derselben dem Oberhause eine Erklärung überreichten, sie würden sich vorläufig nicht mehr in den Sitzungen einfinden, da dies nicht ohne Lebensgefahr für sie geschehen könne, aber auch alle Gesetze für nichtig erachten, die während ihrer Abwesenheit gegeben werden würden. Die Commons ergriffen diese Gelegenheit mit Freuden, alle diese Bischöfe des Hochverraths anzuklagen, weil sie sich das Recht angemaßt, durch ihre Abwesenheit die Handlungen des Parlaments zu unterbrechen, und entzogen durch ihre Verhaftung, welche die Lords genehmigten, dem Hofe im Oberhause zwölf Stimmen.

Fast zur Verzweiflung gebracht, ließ sich der König jetzt, nach so vielen Versuchen der mildesten Nachgiebigkeit, statt bei diesem Verfahren zu beharren, welches endlich der Nation wohl die Augen über die Anmaßungen des Parlaments hätte öffnen müssen, von der Königin und dem Lord Digby zu einem höchst unbesonnenen Schritte verleiten, der Ernst und Strenge zeigen sollte, aber sehr übel berechnet war*). Am 3. Januar 1642 erschien der Kronanwalt Sir Eduard Herbert im Oberhause, um im Namen des Königs fünf der kühnsten Sprecher des Unterhauses, Hampden, Haslerig, Hollis, Pym und Strode, des Umsturzes der alten Verfassung anzuklagen, während zu gleicher Zeit Boten ausgesendet wurden, ihre Papiere und Effecten zu versiegeln, und ein königlicher Waffenherold im Unterhause ihre Verhaftung forderte. Beide Häuser lehnten die Verhaftung von Parlamentsgliedern als ungesetzlich ab, während man kurz vorher ohne Bedenken in die Gefangenschaft der Bischöfe gewilligt hatte; doch erklärten die Gemeinen, die Angeklagten zum rechtlichen Verfahren stellen zu wollen. Der König beschloß seinen Willen am folgenden Tage in Person durchzusetzen, und erschien von einer Anzahl bewaffneter Cavaliere (so nannte man die Anhänger des Königs, weil sie meistentheils aus Edelleuten bestanden) und einigen hundert Trabanten begleitet im Unterhause. Indessen hatten die An-

---

*) The angry party would have been compelled to have given over all their designs for the alteration of the government both in church and state; if the volatile and unquiet spirit of the Lord Digby had not prevailed with the king, contrary to his resolution, to have given them some new advantage, and to depart from his purpose of doing nothing without very mature deliberation. Clarendon history of the rebellion etc. Vol. II. p. 324 ed. Basil.

geklagten bereits Nachricht von der Absicht des Königs erhalten und sich auf Befehl des Hauses entfernt. Das Gefolge Karls blieb im Vorsaale zurück, während er selbst nur mit seinem ältesten Neffen, dem Prinzen Karl Ludwig von der Pfalz, der nebst seinem jüngern Bruder Rupert nach dem Tode seines unglücklichen Vaters in England Schutz gesucht hatte, begleitet in die Versammlung trat, und hier eine Rede hielt, in welcher er erklärte, daß er die Privilegien des Hauses auf keine Weise verletzen wolle, aber auf die Verhaftung der Angeklagten bestehen müsse, weil für den Fall des Verraths kein Vorrecht bestünde. Beim Herausgehen verfolgten ihn trotzige Stimmen, die ihm Privilegium! Privilegium! nachriefen; es ward ein Beschluß gefaßt, der das Verfahren des Königs als unverträglich mit der Sicherheit und Freiheit des Parlaments bezeichnete, die Nothwendigkeit einer Genugthuung darstellte und eine hinreichende Wache zum Schutze der Versammlungen verlangte; und am Abend waren alle Bürger der City in Waffen, theils die fünf Parlamentsglieder zu beschützen, theils weil die Feinde des Königs das Gerücht verbreitet hatten, die Cavaliere wollten in der Nacht die Stadt an allen Ecken anzünden und die Bewohner niedermetzeln. Nach einigen Tagen bestimmte ein zur Sicherstellung der Parlamentsglieder niedergesetzter Ausschuß im Einverständniß mit den Stadtbehörden von London, daß die fünf Angeklagten am 11. Januar aus dem Hause der City, in welchem sie Zuflucht gefunden hatten, feierlich nach Westminster in die Sitzungen zurückgeführt werden sollten. Man wählte den Weg auf der Themse, welche mit Boten bedeckt war, in denen sich über zweitausend Bewaffnete befanden. Am Ufer marschirten zu beiden Seiten starke Abtheilungen der Stadtmiliz, von einer unzähligen Volksmenge umgeben, und beim Anlanden wurden die Helden des Tages noch von viertausend bewaffneten Reitern empfangen, welche aus Buckinghamshire herbeigeeilt waren, um die Unschuld und Freiheit ihres Repräsentanten, Sir John Hampdens, zu vertheidigen. Als der Zug vor Whitehall vorbei kam, riefen viele Stimmen überlaut: „Was ist denn aus dem Könige und seinen Cavalieren geworden, und wo sind sie hingekommen?“ Dazwischen ward geschossen, getrommelt und Muthwille aller Art verübt. Ueberall zeigte sich ein Enthusiasmus für die Sache des Unterhauses, der dessen Führer die kühnsten Entschlüsse nicht mehr scheuen ließ.

Karl war nicht mehr in Whitehall, als seine Gegner im Triumph

vorüberzogen. Nach dem Mißlingen des letzten Versuches, auf dem Wege der Strenge durchzudringen, welcher zunächst durch die Abwesenheit der Angeklagten im Unterhause, wo sie der König selbst hatte verhaften wollen, vereitelt worden war, hielt er sich bei der steigenden Heftigkeit und Gährung im Volke zu London nicht mehr sicher, und begab sich am Abend vor den zuletzt erwähnten Ereignissen nach Hamptoncourt und von da nach York, um dem Pöbel und den Parteiführern der Hauptstadt entronnen in den Provinzen neue Mittel des Widerstandes zu suchen. Ehe er zu weiteren Maßregeln schritt, forderte er das Unterhaus noch einmal auf, eine vollständige Aufzählung alles dessen zu geben, was sie verlangten. Es war die Ausschließung der Bischöfe aus dem Parlament, die früher vom Könige verworfen war, so wie eine andere Bill, daß die Krone nicht berechtigt sey, einen Engländer mit Gewalt zum Dienst im Heere oder bei der Flotte zu zwingen. An neuen Forderungen fügten die Gemeinen hinzu, daß der Befehl über die Land- und Seemacht nur Leuten gegeben würde, welche das Parlament dazu vorschlüge, daß alle übrigen entsetzt, und die katholischen Lords aus dem Oberhause entfernt würden. Ohne die Antwort des Königs abzuwarten, der die beiden älteren Bills sogleich bestätigte, erließen die Gemeinen Befehle an die Commandanten der festen Plätze des Landes in ihrem Namen, und ernannten für jede Grafschaft einen Lordlieutenant, um alle waffenfähige Mannschaft wegen drohender Gefahren zu versammeln und einzuüben. Auch über die letzten Beschlüsse, welche die ganze Verwaltung des Königreichs in die Hände des Parlaments bringen und den Herrscher zu dessen willenlosem Werkzeuge herabsetzen mußten, erklärte sich Karl sehr gemäßigt, und verlangte nur, daß die Bestellung der demgemäß in Aemter Tretenden auf eine gewisse Zeit beschränkt werden sollte. Ferner erbot er sich, alle noch obwaltenden oder entstehenden Streitigkeiten über die Liturgie der Erwägung des Parlaments zu überlassen. Unbefriedigt durch alle diese Zugeständnisse, erklärte das Unterhaus, daß seine Verfügungen über das Kriegswesen auch ohne Bestätigung des Königs Gültigkeit haben sollten, und daß jeder, der von beiden Häusern angenommene Gesetze bestreite, die Rechte des Parlaments schwer verletze. Auch diesen Beschlüssen trat das Oberhaus, welches sich überhaupt seit der Versammlung des langen Parlaments äußerst schwach gezeigt hatte, durch die Drohungen der Volksmänner eingeschüchtert, und in der Hoffnung, durch Nachgiebigkeit die eigenen Privilegien zu erhalten, nach einigem Zögern bei.

---

5. Der Bürgerkrieg.

Das Beginnen der Stuarts, die Herrschergewalt in derselben unumschränkten Weise geltend zu machen, als nicht lange vor ihnen die Tudors, war an Karls eigener Schwäche, seinem Geldbedürfniß und vornehmlich an den veränderten Ansichten und Meinungen des Volks vollkommen gescheitert. Indeß hatte der König seit dem Zusammentritt des langen Parlaments so viele Zugeständnisse gemacht, als vernünftiger und rechtlicher Weise nur immer zur Sicherstellung der Freiheiten des Volks verlangt werden konnten; und wenn das Unterhaus trotz dem noch weiter ging und stets neue Forderungen stellte, so griff es seiner Seits die Verfassung nicht minder an, wie früherhin der König. So konnte diesem, als er endlich die Behauptung seiner Rechte mit den Waffen versuchte, die Ursach des Krieges nicht mehr zur Last gelegt werden. Die Volksmänner ließen sich vom Lauf der Ereignisse fortreißen, ein bestimmter Plan hatte sie nicht von Anfang an geleitet, jetzt aber waren sie entschlossen, dem Parlamente und wenn es seyn müßte, dem Unterhause die höchste Gewalt beizulegen. Die Umwandlung des Verhältnisses zwischen dem König und dem Parlament blieb den Gemäßigten nicht verborgen; hatte die Opposition früher durch Flugschriften und Publicationen auf das Volk mit bedeutendem Erfolge gewirkt, so fehlte es jetzt auch nicht an Blättern royalistischer Tendenz, die Partei des Königs mehrte sich mit jedem Tage und ließ es an Petitionen und Bittschriften bei beiden Häusern nicht fehlen. Zwei und dreißig Lords und mehr als sechzig Mitglieder der Gemeinen begaben sich zum Könige nach York. Die Bewohner dieser Stadt boten ihm freiwillig ihre Hülfe an, und mehrere Provinzen im Westen und Norden folgten diesem Beispiel, so wie Karl im Allgemeinen auf die große Mehrzahl der Landedelleute, die auf ihren Gütern dem Treiben der Factionen fremd geblieben waren, zählen konnte. Um die Partei des Königs zu schwächen, erging nun ein Beschluß des Parlaments, daß jeder, der dem Könige Beistand leisten oder auf seinen Befehl die Waffen ergreifen würde, für einen Feind des Vaterlandes zu achten sey. So rüsteten beide Theile, aber mit ungleichem Vortheil. Der König litt an großem Geldmangel und konnte kaum die Bedürfnisse seiner Tafel bestreiten; dagegen hatte sich das Parlament bereits in Besitz der Flotte, der Hauptstadt und aller Seestädte zu setzen gewußt, und alle königlichen Einkünfte in Beschlag genommen. Die Londoner

schickten so viel Silbergeschirr in die Münze, daß es an Leuten fehlte, die Gaben anzunehmen; die Weiber gaben willig ihren Schmuck, und die jungen Leute ließen sich wetteifernd zum Dienst einschreiben; an einem einzigen Tage meldeten sich über viertausend Mann. Mit den Schotten, die noch in Waffen waren, wurden Verbindungen eröffnet. Gegen solche Hülfsmittel waren die des Königs allerdings gering. Seine Commissarien reisten durch das Land von einem Edelhofe zum andern, um Geld zu sammeln, und die Königin, welche sich kurz nach der Abreise Karls von London größerer Sicherheit wegen nach Holland begeben hatte, verpfändete hier ihre Juwelen und erhielt dafür Geld und Schiffe; allein leider ward ein Theil der letzteren von Englischen Kapern aufgebracht, und so blieb auch diese Hülfe unbedeutend. Die auswärtigen Mächte konnten sich um diese Händel nicht bekümmern. Die meisten waren in den dreißigjährigen Krieg verwickelt, und in Frankreich erfolgte um diese Zeit Richelieus Tod, der die innere Zerrissenheit Englands nicht ungern gesehen und den Covenantern früherhin sogar Beistand versprochen hatte.

Da Karl eine definitive Antwort auf seine letzten Vorschläge verlangte, ließ ihm das Parlament im Juni 1642 neunzehn Artikel überreichen, durch deren Annahme eine Aussöhnung bewerkstelligt werden könne. Alle wichtigen Angelegenheiten sollten im Parlamente entschieden werden, Niemand im königlichen Rathe bleiben, als wer dem Parlamente gefiele, und der König nichts vornehmen können, ohne die Einwilligung dieses Raths; alle Beamten so wie die ersten Richter sollten durch das Parlament ein- und abgesetzt werden; die Glieder der königlichen Familie nur mit dessen Bewilligung sich verheirathen dürfen; auch die Liturgie und das Kirchenregiment sollten durch dasselbe geordnet werden. Der König selbst müsse seine Truppen entlassen und dürfe keinen Pair mehr ernennen, den papistischen Lords vielmehr ihre Stimmen nehmen und die Wahl der Erzieher seiner Kinder dem Parlament überlassen. Es war dies eine neue, sehr bedeutende Steigerung der Anforderungen, ein Versuch, auch die Familie des Herrschers in die Abhängigkeit des Parlaments zu bringen, und überhaupt eine so tiefe Herabsetzung der königlichen Macht, daß Karl mit Recht antwortete, er würde dann allenfalls noch das äußerliche Zeichen und der Schatten eines Königs seyn, und entschlossen war, lieber das Aeußerste zu versuchen. Das Parlament hatte keine andere Antwort erwartet und viele seiner Mitglieder auch nicht gewünscht; aber die Furcht vor

dem Bürgerkriege bei den gemäßigteren Gliedern des Unterhauses und der Wunsch der heftigen, die Schuld des Krieges auf den König zu werfen, ließ noch eine Bittschrift für den Frieden an Karl beschließen und absenden; worauf dieser erwiederte, sobald das Parlament ihm die Anstellung der Befehlshaber bei der Land- und Seemacht überließe und die Nothwendigkeit seiner Beistimmung zu allgemeinen Gesetzen anerkenne, wolle er Rüstungen und Werbungen einstellen und eine allgemeine Amnestie erklären. Nach Empfang dieser Antwort beschloß das Parlament den Krieg, wählte einen Sicherheitsausschuß, aus fünf Lords und zehn Mitgliedern der Gemeinen bestehend, zur Leitung der öffentlichen Vertheidigung, und befahl die Aufstellung eines Heeres von zwanzigtausend Fußgängern und viertausend fünfhundert Reitern. Karl forderte dagegen alle getreuen Unterthanen auf, sich zu Nottingham am 22. August bewaffnet bei ihm einzufinden. An demselben Tage ward die königliche Kriegsfahne mit der Inschrift „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist" auf einer Anhöhe in der Nähe dieser Stadt aufgepflanzt und mit einer Wache von sechshundert Mann umgeben. Vielen galt es als eine übele Vorbedeutung, daß das Panier noch in derselben Nacht durch ein furchtbares Unwetter herabgeworfen wurde und erst mit vieler Mühe wieder aufgerichtet werden konnte. Während die Mehrzahl der Edelleute der Lehenspflicht gemäß sich mit ihren Vasallen und Untergebenen um die Fahne des Königs schaarten, strömten die Kaufleute, Bürger und freien Bauern nach den Sammelplätzen des Parlaments. Diesem verdankten sie die Befreiung von lastenden Monopolien, vom Schiffs-, Tonnen- und Gewichtgelde, und waren darum der festen Meinung, daß die Einsicht ihrer Abgeordneten sich auch jetzt auf dem rechten Wege befinden müsse. Noch eifriger waren die Puritaner, welche sich selbst am liebsten die Heiligen nannten, und die Strenge ihrer Gesinnungen und ihres Wandels durch einfache Kleidung und kurz abgeschnittenes Haar auch äußerlich zu zeigen suchten, was ihnen von Seiten der Cavaliere den Spottnamen der Rundköpfe zuzog. Sie hielten die Religion und den Glauben Gottes durch die Absichten des Königs und den katholischen Aufstand in Irland auf das schlimmste bedroht; für die Einführung ihrer Kirchenverfassung, für die Vertheidigung ihrer Lehre Gut und Leben zu wagen galt ihnen für die höchste Pflicht.

Karl brach mit sechstausend Mann von Nottingham auf, und sein Marsch längs den Grenzen von Wales vermehrte diese Zahl um das

Dreifache. Von Shrewsbury rückte er gegen London hin vor. Das Heer des Parlaments, unter den Befehlen des Grafen von Essex, des Sohnes dessen, der unter Elisabeth hingerichtet worden war, ging ihm von Worcester aus entgegen. Bei Edgehill kam es zum Treffen (23. Oct. 1642). Die Ungeübtheit und schlechte Disciplin beider Heere brachte nur eine ungeschickte Verwirrung zuwege; indeß hatte doch der Prinz Rupert große Kühnheit gezeigt, beide Flügel der Parlamentstruppen waren aus dem Felde geschlagen, und Karl konnte seinen Weg nach London fortsetzen, während Rupert mit einigen Reiterhaufen voraneilte und bis an die Thore der Hauptstadt streifte. Aber das Unterhaus blieb fest, und als sich späterhin selbst in seinem Schooße Verlangen nach Frieden zeigte, ward am 6. Juni 1643 ein Eid vorgelegt, der von jedem Mitgliede beschworen werden mußte, „niemals zur Niederlegung der Waffen zu rathen, so lange die Papisten — mit diesem Namen bezeichnete man in religiösem Eifer die königliche Partei — im offenen Kriege gegen das Parlament begriffen seyen.“ Inzwischen dehnte sich der Kampf über das ganze Königreich aus; jede Grafschaft, jede Stadt, ja jedes Dorf war in Factionen getheilt, die sich gegenseitig beraubten und ausplünderten, und die schwächere Partei zwangen, für ihre Sache beizusteuern. Viele Edelleute führten den Krieg von ihren befestigten Schlössern und Landsitzen aus auf eigene Hand. In der Gegend um Oxford, wo der König seine Winterquartiere genommen hatte, nachdem er nur noch wenige Meilen von London entfernt aus Mangel an Munition hatte umkehren müssen, in den nördlichen Grafschaften, in Wales, Shropshire und Worcestershire schalteten die Royalisten; im Süden und im Osten bis nach York hin war das Uebergewicht des Parlaments entschieden. Doch wurde der Krieg noch ohne Wildheit geführt, wenn sich auch die Cavaliere ausgelassen und räuberisch zeigten. Ihre gegenseitige Eifersucht, ihr Ehrgeiz und Mangel an Gehorsam setzten dem Könige Hindernisse in den Weg, welche das Parlament nicht kannte. Dennoch schien sich der zweite Feldzug noch günstiger für die Waffen Karls als der erste zu gestalten. Am 16. Mai schlug ein Haufe Königlicher einen fast noch einmal so starken Feindeshaufen bei Stratton, und am 18. Juni überfiel Prinz Rupert die Stadt Wycomb und machte in derselben zwei Regimenter nieder. Als sich ihm bei der Rückkehr eine Abtheilung der Parlamentstruppen in den Weg stellte, zerstreute er dieselbe nach einem heftigen Gefecht in der Ebene von Chalgrave, wobei Sir John Hampden tödtlich verwundet wurde, ein Verlust.

der nicht bloß die Patrioten mit Schmerz erfüllte, denn obschon einer der ersten Gegner des Hofes, war er edler und gemäßigter als Viele, die nach ihm die Leitung der Angelegenheiten erhielten. Einen weit bedeutenderen Sieg erfochten die königlichen Truppen am 13. Julius bei Roundwaydown; Prinz Rupert nahm darauf am 25. Julius Bristol, die zweite Stadt des Königreiches, mit Sturm, und der König schickte sich an, Glocester zu belagern. Diese Stadt, welche sich heldenmüthig vertheidigte, zu retten, zog Essex mit vierzehntausend Mann von London herauf. Bei seiner Ankunft brach der König sein Lager ab, versuchte aber die feindliche Armee auf ihrem Rückzuge nach der Hauptstadt abzuschneiden. Bei Newbury stellte er sich dem Grafen in den Weg; die Schlacht währte mit großer Heftigkeit den ganzen Tag über, allein obschon die Royalisten ihre Stellung behauptet und Prinz Rupert die feindliche Cavallerie zersprengt hatte, zeigten sie doch kein Verlangen, am folgenden Morgen den Kampf zu erneuen, und Essex gelangte unangefochten nach London. Karl zog sich hierauf nach Oxford in die Winterquartiere zurück, und beschloß, da der Name des Parlaments eine so bedeutende Gewalt über die Gemüther des Volks ausübte, dem aufrührerischen ein legales entgegenzusetzen, da er sich bei demselben aufhalten und seine Vorschläge genehmigen oder verwerfen werde. Am 22. Januar 1644 fanden sich gegen siebzig Lords und an hundert und achtzig Mitglieder des Unterhauses dem Rufe des Königs gehorsam in Oxford ein, während nur etwa zwanzig Pairs und einige über zweihundert Gemeine in London zurückblieben. Aber dennoch waren die Aussichten des Königs nicht glänzend. Seine Geldnoth war höher gestiegen als jemals, die nicht bezahlten Kriegsleute murrten, und die Bürger und Bauern, denen sie zur Last fielen, klagten noch lauter. Das Londoner Parlament half sich durch stets erneute Auflagen und überbot in dieser Rücksicht Alles, wodurch der König früher das Volk gegen sich aufgebracht. Vordem, sagt Clarendon, hießen zwei Subsidien (etwa 150,000 Pfund) eine unerschwingliche Summe, jetzt erhebt man 1,750,000 Pfund. Bereits im November 1642 hatte das Parlament eine Abgabe von einem Zwanzigstel des Vermögens gefordert und seinen Commissarien Vollmacht zur Abschätzung ertheilt. Nöthigen Falls sollten sie den Widerstrebenden mit Gewalt ihre Habseligkeiten bis zum Betrag der geforderten Summe wegnehmen und verkaufen und die Widersetzlichen einsperren. Im Mai 1643 wurden neue Verbrauchssteuern aufgelegt und immer weiter ausgedehnt; sie

trafen Bier, Wein, Brantwein, Tabak, Zucker, Fleisch, Salz, Hopfen, Leder, Glas und andere Gegenstände, und das begeisterte Volk, sonst zum Geben so schwierig, zahlte sie mit Freuden. Eine andere sehr bedeutende Hülfe für den Feldzug des nächsten Jahres nahte dem Parlament in dem Schottischen Heere. Als die Siege des Königs im letzten Sommer die Volksmänner in London in die dringendste Gefahr versetzten, hatten sie Bevollmächtigte nach Schottland gesendet, wo man die Früchte des frühern Aufstandes zu verlieren fürchten mußte, wenn die Volkspartei in England unterlag. Der Sieg des Parlaments zeigte dagegen auch Sicherheit für die Schottischen Freiheiten und konnte, bei den auch in England immer weiter um sich greifenden puritanischen Meinungen, die presbyterianische Kirchenform über England ausdehnen. Es wurde ein feierliches Bündniß und Covenant beider Reiche abgeschlossen, zur Verfolgung der Unruhestifter, zum Schutze des Lebens und der Autorität des Königs, zur Aufrechthaltung der Reinheit der Schottischen Kirche und zur Reformation der Englischen dem Worte Gottes gemäß. Die Schotten wurden von ihren Geistlichen belehrt, daß in England der Herr Jesus bekämpft werde vom Antichrist und dessen Jüngern, daß der Fluch von Meros treffen müsse Alle, welche dem Herrn nicht willig zu helfen seyen wider den Entsetzlichen. Beide Kirchen und Reiche segelten in einem Schiffe; Juda werde nicht frei bleiben, wenn Israel hinweggeführt werde in Gefangenschaft. Schon sey der Grund des Tempels gelegt, da England das große Götzenbild, die Prälatur, hinausgeworfen, und die Schotten seyen berufen, in Gottes guter Zeit den Schlußstein darauf zu setzen; darum möge sich Jeder demüthig in Fasten und Gebet an den Herrn wenden. Nachdem der neue Covenant auch in London von beiden Häusern und allen Beamten beschworen war, führte Leslie schon im Januar 1644 zwanzigtausend Schotten über die Grenze.

Wie das Parlament in Schottland, hatte Karl in Irland Hülfe gesucht. Das Unterhaus, so sehr es die von den Irischen Katholiken drohenden Gefahren übertrieben und zur Aufregung des Volks benutzt hatte, war in demselben Maße lässig zur Unterstützung der dorthin gesendeten Truppen gewesen. Die Befehlshaber derselben, hierdurch unzufrieden gemacht, neigten sich zum Könige, und ebenso wandten sich die conföderirten Irländer, nachdem sie auch einen Covenant zur Vertheidigung des katholischen Glaubens und der Person und Rechte des Souveräns geschlossen, gleichfalls an Karl mit einer Petition, in wel-

cher sie erklärten, daß sie keine Empörung bezweckten, sondern nur durch Bedrückungen ihrer Religion, ihrer Ehre und ihres Eigenthumes, welche alle menschliche Geduld überstiegen hätten, unter die Waffen gebracht seyen, und ihn zur Beendigung des Kampfes um die Zusammenberufung eines Parlaments bäten. Seine Feinde seyen auch die ihrigen. So konnte es dem König nicht schwer werden, zunächst einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen und dadurch vorläufig einen Theil des Heeres nach England zu berufen. Auch die Insurgenten versprachen dem Könige monatlich dreißigtausend Pfund zu zahlen. Trotz dieser Hülfe war das nächste Jahr für den König unglücklich. Sir Thomas Fairfax, der für das Parlament schon in den frühern Feldzügen im nördlichen England mehrere Vortheile erfochten hatte, griff die Irischen Regimenter, ehe sie zum Heere des Königs gestoßen waren, bei Nantwich an (25. Januar), und vernichtete sie völlig. Nachdem sich der Sieger dann mit den Schotten und einem neuen im Osten des Reiches für das Parlament zusammengebrachten Heer unter Lord Manchester vereinigt hatte, sollte er auf York marschiren, während Essex den König bei Oxford beschäftigte. Auch die königlichen Streitkräfte waren in zwei Armeen getheilt, von denen die eine bei der zuletzt genannten Stadt, die andere im Norden unter dem Befehl des Lord Newcastle stand. Dieser mußte vor den vereinigten, nunmehr weit überlegenen feindlichen Heerhaufen in den Mauern Yorks Schutz suchen, das alsbald umlagert wurde, während der König die ihm gegenüberstehenden Feinde durch Hin- und Herzüge und einzelne glückliche Gefechte ermüdete und schwächte. Auf die Nachricht der Berennung Yorks sandte er den Prinzen Rupert zum Entsatz mit allen Truppen, welche entbehrt werden konnten. Bei seiner Annäherung hoben die Generale des Parlaments die Belagerung auf, der Zweck seiner Sendung war erreicht; dennoch beschloß der heftige Prinz gegen den Rath vieler Erfahrenen in der Nähe der Stadt die Schotten nebst den Truppen des Parlaments anzugreifen. Jedes der beiden Heere, welche sich auf dem Marstonmoor begegneten, zählte einige zwanzigtausend Mann. Erst um fünf Uhr Nachmittags begann das Treffen und um zehn Uhr waren die Truppen des Königs völlig zersprengt (2. Juli). Den Ruhm dieses Tages hatte vor Allen der Generallieutenant Cromwell.

Oliver Cromwell stammte aus einer guten Familie, wiewohl sein Vater nicht reich war. Er war am 25. April 1599 zu Huntingdon geboren, war zu den Wissenschaften angehalten worden, hatte aber

seine Jugendzeit in Ausschweifungen vergeudet und sich nur durch Raufereien berüchtigt gemacht. Nachdem er sein väterliches Erbtheil im Trunk und Spiel verschleudert hatte, sah man eine seltsame Bekehrung mit ihm vorgehen. Innere Unruhe ließ ihn nicht länger auf dem betretenen Wege fortschreiten, welchem er sich mehr aus dem bedeutenden Geistern inwohnenden Drang und Ungestüm als aus Unsittlichkeit und Schwäche überlassen hatte; er mischte sich unter die hitzigsten puritanischen Eiferer, veranstaltete religiöse Clubs, hielt seinen Hausleuten lange Predigten, und erbot sich, Allen, denen er sonst im Spiele Geld abgewonnen, dasselbe wieder herauszugeben. Er erbte darauf von einem Oheim eine Summe Geldes, verheirathete sich mit Elisabeth Bouchier, und zog sich auf das Land zurück, um ungestört seinen geistlichen Uebungen leben zu können. Als der König im Jahre 1628 sein drittes Parlament berief, wurde er zum Abgeordneten seiner Vaterstadt gewählt, und besuchte die Sitzungen mit Eifer, wurde aber von Niemand besonders bemerkt, denn sein Eindruck war mehr widerlich als angenehm. Er war häßlich von Person, schmutzig in seinem Anzuge, grob in seinen Sitten. Seine Stimme war dumpf und unrein, und was er sprach, hing übel zusammen. Er selber mochte sich unter so glänzenden Rednern, wie damals das Unterhaus zählte, nicht gefallen; doch trieb ihn seine religiöse Ueberzeugung, mehrere der ihm verhaßten Bischöfe des Papismus anzuklagen. Aus demselben Grunde schien ihm die Tyrannei, welche Laud gegen die Puritaner in Anwendung brachte, so unerträglich, daß er mit vielen Gleichgesinnten nach Amerika auszuwandern beschloß. Schon lagen acht mit Unzufriedenen angefüllte Schiffe auf der Themse segelfertig, als das oben erwähnte unkluge Verbot des Hofes Cromwell zwang, das Fahrzeug zu verlassen, welches ihn für immer vom Boden Englands entfernen sollte. Danach verschaffte ihm seine streng puritanische Gesinnung Ruf und Verbindungen, aber es bedurfte trotz dem noch Ränke mancher Art, um seine Wahl für Cambridge durchzusetzen, als das lange Parlament zusammentrat. Hier schloß er sich auf das engste an die Führer der Opposition, an seinen Vetter Hampden und an Pym, und sprach stets mit großer Erbitterung und Heftigkeit gegen den Hof. Als jene feindselige Vorstellung, durch welche nach der Rückkehr Karls aus Schottland das Volk zuerst in größere Gährung versetzt wurde, unter den heftigsten Debatten vom Unterhause angenommen worden war, sagte Cromwell im Bewußtseyn dessen, was er gethan und ferner zu thun vorhatte, beim

Herausgehen zu Lord Falkland: „Wäre die Bill durchgefallen, so hätte ich morgen Alles verkauft, was ich besitze, und England niemals wieder gesehen." Bald darauf kam der Krieg zum Ausbruch und Cromwell erhielt auf sein Verlangen vom Unterhause ein Hauptmannspatent für die Anwerbung einer Reiterschwadron. Nachdem die ersten Gefechte die Ueberlegenheit der Truppen des Königs und namentlich seiner Reiterei gezeigt hatten, beschloß er im Jahre 1643 dem Parlamente Krieger zu bilden, die durch moralische Stärke dem Muth, dem Ehrgefühl und der Entschlossenheit der Cavaliere gewachsen wären. Aus den Grafschaften im Osten, wo er früher gelebt und persönlich vielen bekannt war, brachte er vierzehn Schwadronen aus Freisassen, oder Söhnen solcher Leute, denen es auf Sold nicht ankam, zusammen; ihrer Gesinnung nach waren es harte und stolze Fanatiker wie Cromwell selbst. „Wenn ich dem Könige auf dem Schlachtfelde begegne, sagte er zu ihnen, so drücke ich mein Pistol gegen ihn ab, wie gegen jeden andern; erlaubt euch euer Gewissen nicht dasselbe zu thun, so könnt ihr nicht unter meiner Führung kämpfen." *) Er gewöhnte sie an die strengste Disciplin, an die beste Sorgfalt und Pflege für ihre Waffen und Pferde, und führte sie als Oberst ins Feld. Nachdem er in den östlichen Grafschaften mit Eifer gekämpft, vereinigte er sich mit dem Heere Manchesters und stieß mit diesem zu Fairfax, einem Manne, der Ruf, Achtung und Feldherrngaben besaß, aber sich vor Cromwells durchdringenderem Geiste beugen mußte. Cromwell erwies ihm überall die größte Ehrerbietung, und erwarb sich dadurch dessen Vertrauen im höchsten Grade. Das der Soldaten hatte er längst. Sein rasches, durchgreifendes Wesen und seine unerbittliche Strenge erfüllte die Trägen eben so sehr mit Furcht, als sein belebender Zuspruch den Tapferen schmeichelte, und ungeachtet er erst in seinem drei und vierzigsten Jahre das Kriegshandwerk ergriffen hatte, so führte er dennoch bereits den Befehl mit der Einsicht eines längst erprobten Kriegers. Aber ein noch höheres Ansehen im Heere als diese Eigenschaften erwarben ihm sein religiöser Eifer, seine Predigten und seine politischen Ansichten. Der wachsende Fanatismus hatte im Lauf des Krieges neben Katholiken, Episcopalen und Presbyterianern eine vierte Secte hervorgerufen, deren Ursprung indeß noch weiter rückwärts zu suchen ist. Die Anhänger derselben nannten sich Indepen-

*) Guizot, histoire de la révolution d'Angleterre, tome I. p. 335.

denten, und wollten auch die Macht der presbyterianischen Geistlichen, ihre Synoden und Generalversammlungen nicht mehr anerkennen, indem es gleichgültig sey, ob die Kirche von einem Papst, oder von Bischöfen, oder von einfachen Geistlichen tyrannisirt werde; die Religion sey ein rein Innerliches, und diesen Charakter innerer Freiheit müsse dieselbe auch nach außen zeigen. Jede christliche Gemeinde, die sich freiwillig in der Gemeinschaft des Geistes zusammenfinde, stehe unmittelbar und unabhängig (independenter) von allen andern Kirchen unter Christus, und sey selbst die ganze und vollkommene Kirche. So lange die Presbyterianer gegen die Episcopalen kämpften, hatte sich diese innere Spaltung im Schooße ihrer Partei nicht gezeigt; jetzt erst, nachdem die bischöfliche Kirche für überwunden zu achten war, traten die Independenten mit neuen Forderungen hervor, und erhielten durch Cromwell einen bedeutenden Vertreter ihrer Meinungen im Parlament und im Heere. Noch weiter als die Independenten gingen die sogenannten Levellers, welche nicht einmal die Zusammenfassung der Gemeinde anerkannten, sondern für jeden Einzelnen das unbedingte Recht religiöser Selbstbestimmung forderten, obgleich sie nicht in Abrede stellten, daß die gleichartige Selbstbestimmung ein Aneinanderschließen mehrerer herbeiführen könne. Sie kamen durch diese Ansichten auf das äußerste Extrem der Ansicht, welche in der katholischen Kirche herrscht und die geistige Einheit der ganzen Christenheit durch äußere Einrichtungen, gemeinsame Regierung und ein allgemeines Oberhaupt festhalten will. Dazwischen stand die Aristokratie der Episcopalen und die Demokratie der Presbyterianer, welche die Geistlichen von den Laien erwählen läßt, den Synoden derselben aber jedes Recht über die Kirche einräumt.

Parallel mit der Entwickelung der kirchlichen Parteien und ganz mit derselben verknüpft ging die Veränderung der politischen Factionen. War man zunächst bei der Eröffnung des langen Parlaments davon ausgegangen, die bisherigen Eingriffe des Königs in die Verfassung zu vernichten und dieselbe gegen künftige Angriffe sicher zu stellen, so hatten die Volksmänner diese Grenzen längst überschritten, um die Macht des Parlaments über die königliche zu erheben; in dieser Absicht hatten sie es bis zum Kriege kommen lassen. Aber dieser Kampf wurde ihr Verderben, denn eben hierdurch gaben sie den extremen Meinungen Gelegenheit emporzukommen, weil jeder Kampf Extreme verlangt, und dem, welcher die äußersten Maßregeln ergreift, der Sieg

selten zu entgehen pflegt. Es kamen allmählig republikanische Ansichten und Interessen zum Vorschein, welche in einigen durch die begeisterte Erinnerung des Alterthums entstanden, bei der Mehrzahl indeß aus den religiösen Anschauungen von Freiheit und Gleichheit hervorgingen; die Independenten waren zugleich Republikaner.

Inzwischen hatte sich die Entscheidung der Waffen wieder günstiger für den König gestellt. Essex war mit seinem Heere nach Cornwales, Devonshire und Somersetshire aufgebrochen, um den Royalisten diese Gegenden zu entreißen. Allein der König folgte ihm, schnitt ihm die Verbindung mit London ab, und schloß ihn endlich vollkommen ein, so daß sein Heer, nachdem er selbst entkommen war, capituliren mußte. Zu gleicher Zeit erhielt Karl erfreuliche Nachrichten aus Schottland. Jakob Graham, Marquis von Montrose, einer der treuesten und geschicktesten Anhänger des Königs, war verkleidet und nur von zwei Männern begleitet von dem Schlachtfelde auf Marstonmoor entkommen und hielt sich am Fuß der Grampianberge verborgen, bis ein von seinen Freunden in Irland geworbener Heerhaufe herüberkam. Zu gleicher Zeit erklärten sich mehrere der hochländischen Clans für den König, und Montrose besiegte mit diesen Truppen in vierzehn Tagen zwei gegen ihn ausgesandte Heerhaufen, besetzte Perth und erstürmte Aberdeen. Durch alle diese Erfolge glaubte Karl die Niederlage bei Marstonmoor wieder ausgeglichen und unternahm zum dritten Mal den Marsch gegen London. Aber das Parlament hatte bereits seine Truppen ergänzt, die Londoner Miliz trat in die Reihen des Heeres, und nachdem sich Lord Manchester, der aus dem Norden herbeigeeilt war, mit Essex vereinigt hatte, traten beide dem König bei Newbury am 27. October 1644 in den Weg. Das Gefecht wüthete hartnäckig und ohne Entscheidung bis Abends zehn Uhr, wo der König seinen Rückmarsch nach Oxford antrat.

Als das Parlament nach beendetem Feldzuge über den Zustand der Angelegenheiten rathschlagte, trat Cromwell auf und erklärte, daß ohne entschiedenere Maßregeln der Sache kein Ende gemacht, vielmehr nur der Haß des Volkes gegen das Parlament erregt werden würde, und ein sonst unbekannter Fanatiker Zouch Tate brachte, wahrscheinlich von Cromwell dazu bestimmt, ein Gesetz in Vorschlag, daß kein Parlamentsglied ferner einen Befehl im Felde führen solle. Dieser Vorschlag war vielen der Commons sehr willkommen, die schon lange mit Neid die vornehmsten Glieder des Oberhauses an der Spitze

der Armeen gesehen hatten; im Grunde aber war Cromwells Absicht, den Gemäßigten so wie den Presbyterianern, von denen die Revolution ausgegangen war, die executive Gewalt aus den Händen zu nehmen und die Armee ihnen gegenüber zu einer selbständigen Macht zu bilden. Trotz alles Widerstandes, an welchem es besonders das Oberhaus nicht fehlen ließ, ging das unter dem Namen der Selbstverleugnungsbill bekannte Gesetz durch; alle Pairs, unter andern der Graf von Essex, mußten ihre Befehlshaberstellen niederlegen, und so kam das Obercommando in Sir Thomas Fairfax Hände, der nicht Parlamentsglied war. Eigentlich hätte nun auch Cromwell seine Stelle aufgeben müssen, allein viele stellten vor, daß dieser beim Heere unentbehrlich sey, und so geschah es, daß das neue Gesetz zu seinen Gunsten sogleich verletzt ward.

Auch die Englische Kirche war bereits vollständig reformirt worden. Im Juni 1643 hatte das Parlament hundert und zwanzig von ihm ausgewählte Geistliche nach Westminster zusammenberufen, um die Angelegenheiten der Kirche vollständig zu berathen und zu ordnen, mit dem Vorbehalt, alle Beschlüsse dieser Synode nach seinem Gutdünken zu bestätigen oder zu verwerfen. Nachdem dann im September desselben Jahres der oben erwähnte Covenant mit den Schotten geschlossen worden war, dessen Beschwörung indeß sechzehnhundert oder nach anderen fünftausend Englische Geistliche verweigert hatten und darauf sämmtlich ihrer Stellen entsetzt worden waren, erging in Folge der Bestimmungen der versammelten Geistlichen im October jenes Jahres eine Bill, welche die bischöfliche Verfassung sammt der Liturgie aufhob; alle Gemälde, Bildsäulen, Leuchter, Kreuze und Orgeln sollten aus den Kirchen entfernt, und alle Schauspielhäuser geschlossen werden; Niemand sollte Chorhemden und Priesterkleider tragen. Dagegen wurden Buß-, Bet- und Fasttage eingeführt. So lange hatten Presbyterianer und Independenten in der Versammlung übereingestimmt; als man aber zur Anordnung des Kirchenregiments fortschritt, traten diese mit einem hartnäckigen Widerstand hervor; sie hatten das Joch der Episcopalkirche nicht zerbrechen helfen, um sich das der presbyterianischen auf die Schultern zu legen. Obschon ihre Zahl in der Versammlung nicht über zwölf oder funfzehn stieg, waren dies doch alle versuchte Kämpfer des Herrn, in Disputationen ergraut, unermüdlich, starr und in fanatischer Anhänglichkeit an ihren Lehren durch frühere Verfolgungen bestärkt. Im Unterhause konnten sie auf die Unterstüz-

zung der damals mächtigsten Volksmänner, St. Johns, Cromwells, des jüngeren Vane, Selden's und Whitelocke's zählen. Länger als ein Jahr hielt ihre ausdauernde Beharrlichkeit die Beredtsamkeit und den Eifer ihrer zahlreichen Gegner hin; doch hatte man sich inzwischen über den Gottesdienst, die Feier der Sacramente, den Krankenbesuch und die Begräbnißceremonien geeinigt. Die vollständige Einführung der presbyterianischen Kirchenverfassung durch Parlamentsschluß verzögerte sich noch zwei Jahr. Vorher noch hatte die befreite Kirche ein Werk der Rache für vormalige Bedrückungen verübt. Der Erzbischof von Canterbury saß seit langer Zeit im Tower, und war fast vergessen, als das Parlament den Proceß gegen den alten und kranken Mann wieder vorzunehmen beschloß, und die Anklage dem ehemals auf Lauds Betreiben verurtheilten und mißhandelten Prynne übertrug. Wie sich voraussehen ließ, wurde er, mit noch größerer Verletzung der Rechtsformen als Strafford, zum Tode verurtheilt. Auch er ging den letzten Gang mit Würde und Fassung. „Niemand, sagte er auf dem Schaffotte, kann eifriger begehren mich aus der Welt zu schaffen, als ich hinauszugehen wünsche." Für den König, die Herstellung der Wahrheit, der Kirche und des Friedens betend, kniete er nieder, und legte das Haupt auf den Block, das mit einem Streiche herab flog (12. Jan. 1645).

Der König versuchte, wie schon mehrmals während des Krieges, auch in diesem Winter von Oxford aus Unterhandlungen mit dem Parlament; auch wären die Constitutionellen so wie die Presbyterianer, durch das wachsende Ansehen der Independenten erschreckt, einem Friedensschluß nicht abgeneigt gewesen, der das Uebergewicht in ihrer Hand gelassen hätte. Von beiden Seiten erschienen Abgeordnete zu Uxbridge. Die Presbyterianer verlangten vor allen Dingen die ausschließliche Herstellung ihrer Kirche; die Vertheidiger der politischen Freiheiten den Befehl über die Land- und Seemacht, die Verpflichtung des Königs, nach dem Frieden sieben Jahre hindurch alle Gesetzvorschläge des Parlaments zu bestätigen, und die sofortige Wiedereröffnung der Feindseligkeiten in Irland; endlich die Independenten, St. John und Vane, welche sich unter den Abgeordneten mehr um einen Vertrag zu hindern als abzuschließen befanden, forderten laut und nachdrücklich die Freiheit des Gewissens, ein Verlangen, welches die Geistlichen ihrer Partei auch auf der Synode zu Westminster durchzusetzen suchten. So wurden auch diese Verhandlungen abgebrochen,

besonders da die Hoffnungen des Königs durch neue Siege, welche Montrose in den Hochlanden über den Grafen Argyle (o. S. 193) erfochten hatte, bedeutend erhoben worden waren. Allein England war der Schauplatz, auf welchem sich der Kampf entscheiden mußte, und hier zeigte sich bald die Treue der Royalisten dem Fanatismus und der Ausdauer des parlamentarischen Heeres, das jetzt der Selbstverleugnungsbill gemäß neu organisirt worden war und bei der raschen Ausbreitung der independentischen Grundsätze bereits zu zwei Drittheilen aus Anhängern dieser Partei bestand, nicht mehr gewachsen. Karl brach von Oxford gegen die Schotten auf, um sein früheres Uebergewicht in den nördlichen Provinzen wieder zu erlangen, oder um sich mit Montrose in Verbindung zu setzen. Fairfax und Cromwell folgten auf Befehl des Parlaments dieser Bewegung, und erreichten den König am 14. Junius 1645 bei Naseby. In beiden Armeen stand die Reiterei auf den Flügeln, das Fußvolk in der Mitte; allein Karl war weit schwächer und nur der Ungestüm der Cavaliere hatte auf eine Schlacht gedrungen. Prinz Rupert warf mit der Reiterei des rechten Flügels die Schwadronen des Parlaments in raschem Anlauf aus dem Felde, aber dieselbe Uebereilung, welche in allen Treffen seine Erfolge vereitelt hatte, riß ihn auch hier fort, die Fliehenden bis zum Gepäck des Heeres zu verfolgen, statt das Centrum in der Flanke anzugreifen. Auch das Fußvolk des Parlaments schwankte, die Generale Ireton und Skippon waren verwundet, und es gelang dem Oberbefehlshaber nur durch große persönliche Tapferkeit das Gefecht zu erhalten. Aber schon nahte Hülfe; Cromwell, der auf dem rechten Flügel des Parlaments commandirte, war Sieger, und erschien in diesem Augenblicke mit seinen Schwadronen in der Seite und im Rücken des Königs. Karl, von Schrecken ergriffen, setzte sich an die Spitze des Garderegiments, seiner einzigen Reserve, um dasselbe gegen den neuen Feind zu führen, als der Graf von Karneworth sein Pferd am Zügel ergriff und ihn mit den Worten „Wollen Sie sich tödten lassen?“ seitwärts hinwegführte. Die Begleiter des Königs folgten diesem Beispiel und das hierdurch entmuthigte Regiment kehrte plötzlich den Rücken. Vergebens gebot ihm der König zu halten, und Prinz Rupert erschien erst wieder auf dem Schlachtfelde, als es zu spät war. „Meine Herren, rief der König dessen Geschwadern zu, noch ein Angriff, und der Tag ist wieder gewonnen.“ Aber Niemand folgte ihm. Verzweiflungsvoll erreichte er mit zweitausend Reitern Leicester. Seine

Artillerie, seine Kriegsfahne, alle seine Papiere fielen in die Hände der Feinde. Mit dieser Schlacht war Alles verloren. Von Leicester floh Karl nach Wales und schickte seinen ältesten Sohn nach Frankreich, wohin die Königin, die während des Krieges wieder aus Holland herbeigekommen war, bereits vorangegangen war. Er selbst, zu einem härtern Schicksal aufgespart, blieb um seine Krone zu retten. Aber Montrose, auf den er große Hoffnungen baute, ließ sich, nachdem er am 15. August bei Kilsyth seinen siebenten und glänzendsten Sieg über die Covenanter davon getragen hatte und selbst die Hauptstadt im Begriff war ihm ihre Thore zu öffnen, durch den General Leslie bei Philipphaugh so unvorbereitet überfallen, daß sein ganzes Heer zersprengt wurde und er sich selbst nur mit Mühe in die Hochlande rettete; die in England noch zerstreuten Heerestheile des Königs wurden von den Parlamentstruppen aufgesucht und vernichtet, und Karl selbst gezwungen mit einem kleinen Haufen unstät umherzuirren, bis er endlich in Oxford wieder für eine kurze Frist Zuflucht fand.

---

6. Karls Gefangenschaft und Hinrichtung.

Die äußerste Noth, in welche der König gerathen war, trieb ihn zu einem verzweifelten Entschluß, dem ähnlich, welchen einst seine Großmutter die unglückliche Maria Stuart gefaßt hatte, als sie ebenfalls von ihren empörten Unterthanen besiegt war. Wie jene sich damals zu den Engländern, obgleich auch diese ihre Feinde waren, begab, so wollte Karl zu dem Schottischen Heere fliehen, und hoffte dasselbe immer noch günstiger als das Parlament zu finden. Beiden Entwürfen folgte derselbe tragische Ausgang. Als Cromwell und Fairfax zur Berennung Oxfords im Frühjahr 1646 heranzogen, verließ der König die Stadt, obschon sie wohl befestigt, mit hinreichenden Vorräthen und einer fünftausend Mann starken Besatzung versehen war, weil ihm nichts unerträglicher dünkte, als in die Hände der Truppen des Parlaments zu fallen. In der Nacht des 27. April machte er sich, nur von Sir John Asburnham und dem Doctor Hudson, einem Geistlichen, begleitet, auf den Weg, und traf, langsam und auf Umwegen reisend, am 5. Mai im Schottischen Lager vor Newark ein, in welcher Stadt sich noch eine königliche Besatzung befand. Obgleich bereits durch den Französischen Gesandten, Montreuil, von der Absicht des Königs unter-

richtet, stellte sich der Oberbefehlshaber, General Leven, sehr erstaunt über seine Ankunft, und da das Londoner Parlament auf die erste Nachricht von seiner Entweichung in einer schnell erlassenen Verordnung jedem den Tod gedroht hatte, der ihn beherbergen würde, so hielt man es, obgleich die meisten Officiere geneigt waren den König zu retten, jedoch ohne mit den Machthabern in London zu brechen, für das Gerathenste das Parlament sogleich in Kenntniß zu setzen. Indessen behandelte man den König mit schuldiger Ehrfurcht, umgab ihn mit einer Ehrenwache, welche zugleich sein Entfliehen verhindern sollte, und setzte sich gegen die Grenze in Bewegung, um ein so wichtiges Unterpfand gegen etwanige Angriffe der Engländer in Sicherheit zu bringen. Vielleicht wäre es dem Könige gelungen, das Vertrauen der Schotten zu gewinnen, wenn er sich entschlossen hätte, zur presbyterianischen Kirche überzutreten, wozu ihn die Officiere wie das Parlament in Edinburg zu bekehren wünschten. Der erste Geistliche der Schottischen Kirche und Verfasser des Covenants, Alexander Henderson, begab sich deshalb persönlich zum Heere, das schon bis Newcastle zurückgegangen war, und disputirte lange mit dem Könige, der seine Ansichten mit Würde und Einsicht vertheidigte. Da er nicht nachgab, wurde allmählig seine Behandlung strenger, seine Correspondenz ward unterbrochen, und die fanatischen Prediger, deren Reden er anhören mußte, wählten absichtlich Texte und Worte, die ihn kränken mußten. So begann ein Geistlicher, der zu Newcastle vor ihm predigte, nachdem er im Eingange von gottlosen Regenten heftig gesprochen, den ein und funfzigsten Psalm: „Was rühmst du noch, Tyrann, dich deiner Frevelthaten?“ Worauf der König von seinem Sitze aufstand, und mit lauter Stimme einen andern Psalm ankündigte, dessen Anfangsworte waren „Hab' Mitleid, Herr, ich bitte dich, sie wollen mich verschlingen“, und die Freude hatte, daß die gerührte Versammlung wirklich den letzteren Gesang anstimmte.

Karls Hartnäckigkeit für die Episcopalkirche hatte in politischen und religiösen Bedenklichkeiten ihren Grund, und in Betreff der letzteren konnte er sich, wie er sagte, nicht entschließen, sein Gewissen zu verletzen. Wenn sich hiergegen auch nicht viel einwenden ließ, so hatte er doch dem Parlament bereits mehrmals auch Zugeständnisse dieser Art angetragen, und in seiner damaligen Lage konnte seine Weigerung kaum anders als eine unerklärliche Verblendung erscheinen. Dieselbe Festigkeit setzte er den Forderungen des Englischen Parlaments ent-

gegen. Noch war der Augenblick nicht vorüber, wo eine offene und aufrichtige Vereinigung mit den Presbyterianern und der constitutionellen Partei ihn an die Spitze der Angelegenheiten zurückgeführt und ihm nur die Independenten als Feinde gegenüber gelassen haben würde. Als die Abgeordneten des Parlaments, in dem die Presbyterianer noch immer die Mehrzahl bildeten, seinen Beitritt zum Covenant, die Vernichtung der bischöflichen Kirche, neue Gesetze wider Jesuiten und Papisten, Abtretung des Kriegswesens auf zwanzig Jahre und Anerkennung aller über die Anhänger des Königs beschlossenen oder noch zu beschließenden Maßregeln verlangten, wies er dieselben nach zehn Tagen Bedenkzeit zurück und verlangte eine persönliche Zusammenkunft mit dem Parlament zu Westminster.

Laut triumphirten die Independenten, daß sowohl der Bekehrungsversuch der Schotten als die beabsichtigte Aussöhnung des Englischen Parlaments gescheitert seyen; das Bestreben, die Person des Königs in ihre Hände zu bringen, schien hierdurch bedeutend erleichtert. „Was soll aus uns werden, da der König unsere Vorschläge zurückgewiesen hat?" fragte ängstlich ein Presbyterianer im Parlament, als die Gesandten Karls Antwort überbrachten. „Was wäre aus uns geworden, antwortete ein Independent, wenn er sie angenommen hätte?" Zunächst kam es darauf an, den König dem Schottischen Heere zu entreißen, und die Independenten durften bei den hierüber im Unterhause entstehenden Debatten auf die Unterstützung der Presbyterianer zählen, da es diesen ebenso gefährlich als die Volksehre kränkend erscheinen mußte, den König nach Schottland hinwegführen zu lassen. So ward zunächst beschlossen, daß dem Englischen Parlament das Recht zustehe, über den König zu verfügen; worauf die Schotten es nicht an Gegenvorstellungen fehlen ließen, und insbesondere bemerklich machten, daß Karl auch König von Schottland sey. Als das Unterhaus aber Anstalten traf, seine Absicht nöthigen Falls mit Waffengewalt gegen das Schottische Parlament, welches im November 1646 zusammengetreten war, durchzusetzen, trug dieses Bedenken sich in einen so schweren Krieg zu verwickeln, vornehmlich da sich die durch die Zurückweisung des Covenants beleidigte presbyterianische Geistlichkeit leidenschaftlich gegen jede für Karl günstige Maßregel erklärte. Nachdem es seine Wünsche in Betreff der Achtung der Person des Souveräns und seiner Kinder, so wie für die Aufrechthaltung der bestehenden Regierung ausgesprochen hatte, erhielten die Befehlshaber des

Heeres die Anweisung, den König Karl den Engländern zu übergeben und nach Empfang von 400,000 Pfund an schuldigen Hülfsgeldern den Boden des Nachbarreiches mit ihren Truppen zu verlassen. Karl saß eben am Schachbret, als er diese, allerdings nicht unerwartete Nachricht erhielt, und hatte Fassung genug das Spiel ruhig zu beendigen. Am Anfange des Jahres 1647 holte ihn ein Englisches Reiterregiment aus dem Schottischen Lager ab, und brachte ihn nach Holmby in der Grafschaft Northampton in engen Gewahrsam, obgleich das Volk, welches schon während seiner Reise große Theilnahme gezeigt hatte, sich schaarenweis, jedoch vergeblich herbeidrängte, um seinen unglücklichen Herrscher zu sehen.

Auf diese Weise war der Kampf zwischen dem König und Parlamente nach vierjähriger Dauer zu vollkommenem Triumph des letzteren entschieden; aber das Heer, durch welches die Gemeinen gesiegt, war bereits im Begriff ihnen einen tiefen Sturz und eine Vergeltung dessen, was sie gegen den Herrscher begonnen, zu bereiten, die sie so rasch und so vollgemessen schwerlich geträumt hatten, wenn es selbst auch dem Könige noch weit feindseliger gesinnt war. Wir haben gesehen, wie die Partei der Independenten durch wenige aber ausgezeichnete Mitglieder sich während der Dauer des Krieges im Parlamente erhob, wie sie durch Tapferkeit und Fanatismus sich des Heeres zu bemächtigen wußte, und wie dann erst der König besiegt ward. Sobald man diesen in Holmby und das Schottische Heer über die Grenze wußte, beeilten sich die Presbyterianer, die zur Befestigung ihrer Obmacht und Sicherheit nöthigen Maßregeln zu treffen; am 19. Februar setzten sie vermöge ihrer, wenn auch nur noch unbedeutenden Majorität den Beschluß durch, daß die Armee, bis auf einige nach Irland und zu Garnisonen bestimmte Regimenter, verabschiedet und vorläufig aus der Nähe der Hauptstadt entfernt werden sollte. Alle im Dienst bleibenden Officiere sollten den Covenant annehmen. Indeß hatte das Heer noch große Summen rückständigen Soldes zu fordern, die vom Parlament trotz der unerhörten Steuern, mit denen es bereits das Volk belastet hatte, doch so schnell nicht aufgebracht werden konnten, und die Independenten zögerten nicht, diesen Umstand verbunden mit der beschlossenen Auflösung zur Aufreizung der Soldaten zu benutzen. Die entschlossensten Officiere und Gemeinen gaben zunächst eine Bittschrift ein, in welcher das gesammte Heer vollkommene Entschädigung für seine Dienste verlangte, und den Antrag machte, nur Freiwillige

nach Irland zu senden, worauf die Presbyterianer im Unterhause durch eine Bill erklärten, daß die Bittschrift unstatthaft sey, und das Beharren auf diesem Wege als Meuterei betrachtet werden würde (30. März 1647). Nun erfolgte eine noch ernsthaftere Gegenschrift von Seiten der Independenten, unterschrieben von mehr als hundert und funfzig Officieren. Cromwell und seine Anhänger waren heimlich die Seele des ganzen Aufruhrs; allein der erste war so schlau in der Verheimlichung dieses Antheils, daß das Parlament eben ihn nebst einigen Anderen beauftragte, den Quellen der Widersetzlichkeit nachzuforschen und das Heer zu beruhigen, welches bereits zwei berathende Körperschaften, eine aus den Officieren, die andere aus zwei Repräsentanten für jede Compagnie bestehend, gebildet hatte, um seine Interessen wahrzunehmen.

Unterdessen gab ein unerwarteter Vorfall dem Stande der Angelegenheiten und Parteien plötzlich eine andere Wendung. Am 2. Juni Abends wurden die Commissäre des Parlaments, welche sich zur Beaufsichtigung des Königs in Holmby befanden, benachrichtigt, daß sich auf der in der Nähe des Schlosses befindlichen Harleston-Heide ein starker Reitertrupp zeige. Man ließ sogleich die Thore schließen und die Besatzung unter die Waffen treten, als die Reiter wirklich, gegen siebenhundert Mann stark, um Mitternacht unter den Mauern erschienen. Es wurde nach dem Befehlshaber und ihrer Absicht gefragt, worauf jene antworteten, daß alle commandirten, und einer der Ankommenden hinaufrief: er nenne sich Joyce, sey Cornett im Regiment des General Fairfax und habe mit dem Könige zu sprechen. Der Commandant, Oberst Graves, befahl den Soldaten der Besatzung Feuer zu geben; allein diese, wahrscheinlich schon früher unterrichtet, zogen das Fallgatter auf, die Reiter sprengten in den Hof, und sagten ihren Cameraden, sie kämen auf Befehl des Heeres, die Person des Königs in Sicherheit zu bringen, da man damit umginge, ihn nach London zu führen (woran die Presbyterianer allerdings gedacht hatten), eine zweite Armee zu werben und den Bürgerkrieg von Neuem zu erheben. Joyce trat darauf die Pistole in der Hand in das Schlafgemach des Königs und theilte ihm den Zweck seiner Ankunft mit. Um sechs Uhr Morgens erschien Karl auf der Treppe, die in den Hof führte, auf welchem die Reiter aufmarschirt standen. Er fragte nach ihrer Vollmacht, und als Joyce sich auf den Willen der Armee berief, antwortete er: „Das ist keine gesetzliche Autorität, ich kenne in England nur

die meine, und nach dieser jene des Parlaments. Habt ihr einen schriftlichen Auftrag von Sir Thomas Fairfax?" Joyce entgegnete, daß Fairfax ein Glied des Heeres sey. „Hier steht meine Vollmacht," fuhr er fort, auf die Reiter weisend. „Sie ist deutlich und leserlich genug, erwiederte lächelnd der König. Aber wenn ihr mich nicht ehrfurchtsvoll behandelt, und etwas von mir verlangen wollt, das meiner Ehre und meinem Gewissen zuwider ist, so werde ich mich nur mit Gewalt wegführen lassen." Alle betheuerten durch lauten Zuruf, daß dies keineswegs ihre Absicht sey, worauf der König in einen Wagen stieg, und der Zug sich nach Newmarket in Bewegung setzte, während Joyce einen Eilboten an Cromwell, auf dessen heimliches Betreiben er gehandelt, mit der erfreulichen Nachricht sendete, daß der Streich gelungen sey. Fairfax, der äußerst überrascht war, ging dem Könige mit seinem Generalstabe in der Gegend von Cambridge entgegen, und alle küßten ihrem Herrscher die Hand, nur Cromwell und Ireton hielten sich entfernt.

Die Presbyterianer im Parlamente waren in der größten Bestürzung; einen Augenblick glaubten sie bereits den König an der Spitze des Heeres zu sehen, und kaum wollten sie, hierüber beruhigt, sich neuen Hoffnungen hingeben, als sie erfuhren, daß die Truppen gegen die Hauptstadt heranzögen. Zugeständnisse, Geldbewilligungen, Versprechungen, Zurücknahme der Beschlüsse vom 30. März, nichts konnte sie aufhalten; und Fairfax ließ sich als willenloses Werkzeug der Offiziere gebrauchen, die fast alle Independenten und Anhänger Cromwells waren. Vergebens suchten die Häupter der Gemäßigten eigene Werbungen anzustellen und ein Heer zu ihrem Schutze aufzubringen, obgleich das Volk und die Miliz von London ihnen durchaus geneigt waren. Die Armee verlangte, daß ihre Feinde, welche jene schlimmen Maßregeln gegen die Truppen vorgeschlagen und vertheidigt hätten, vom Parlamente ausgeschlossen und bestraft würden. Als solche wurden die elf mächtigsten Häupter der Presbyterianerpartei, unter denen sich auch Hollis befand, angegeben. Diesen blieb nichts übrig, als freiwillig auszuscheiden; aber das Heer hatte schon wieder eine neue Forderung in Bereitschaft. Um dem Parlamente die letzte Waffe aus den Händen zu reißen, ersuchte es beide Häuser, das Commando der Londoner Miliz den übelgesinnten Leuten (d. h. den Presbyterianern), in deren Händen es war, zu nehmen, und Männern zu geben, die sich im Kampfe für das Vaterland ausgezeichnet hätten. Schon hatten die

betäubten Mitglieder des Unterhauses auch dieses zugegeben, als die Bürger von London beschlossen, dem Heere so wie dem Parlament zu widerstehen. Ein neuer Covenant, durch welchen man sich in Gegenwart Gottes und mit Hintansetzung von Gut und Blut verpflichtete, den König nach Westminster zu bringen, damit seine Versöhnung mit dem Parlamente bewerkstelliget werden könne, ward zu Skinnershall ausgelegt, und war in wenig Stunden mit Unterschriften bedeckt, und eine Petition, die von einigen tausend Bürgern, Matrosen und ehemaligen Officieren von Essex Armee übergeben ward, ersuchte die Gemeinen um ihre Mitwirkung zu diesem Bunde. Diese schwankten einen Augenblick, da die Independenten verlangten, daß jeder, der diesem Covenant beiträte, des Hochverraths schuldig erklärt werde; aber bald entschied sich auch die Mehrzahl der Presbyterianer, in der Ueberzeugung, daß die Hauptstadt dem Heere doch nicht werde widerstehen können, für ihre Meinung. Am zweiten Tage darauf zwang indeß der vor den Thüren versammelte Pöbel die Lords und Gemeinen — das Oberhaus zählte damals nur noch sieben Mitglieder — diesen Beschluß zurückzunehmen; worauf sich sämmtliche Independenten des Parlaments zum Heere begaben, „um sich der Wuth des Pöbels zu entziehen." Die Armee, erfreut einen solchen Vorwand zu finden, erklärte, daß das Parlament vor aller Gewaltthätigkeit sicher gestellt werden müsse. In der Stadt waren zehntausend Mann unter den Waffen, Kriegsvorräthe in hinreichender Menge, und die elf ausgestoßenen Mitglieder des Unterhauses bemühten sich die Begeisterung der Bürger zu erhöhen. Als aber Fairfax mit dem gefürchteten Heer unter den Mauern erschien, sank Allen der Muth. Gegen das Versprechen allgemeiner Sicherheit wurden die Thore ohne Widerstand geöffnet, Fairfax zog an der Spitze von vier Regimentern in die Stadt und führte die entflohenen Parlamentsglieder im Triumph auf ihre Sitze im Unterhause zurück (6. Aug. 1647). Zwei Tage darauf folgten die übrigen Truppen unter Cromwell, und wurden durch die ganze Stadt vertheilt. Alles geschah mit der größten Ruhe und Ordnung. Dann wurde in allen Kirchen ein Dankfest für die wiederhergestellte Freiheit gefeiert.

In den Tagen der Spannung zwischen Heer und Parlament hatten sich die Officiere wie die Presbyterianer in gleicher Weise um Karls Beitritt zu ihrer Sache beworben. Allein die schwankende Gesinnung Karls, seine Neigung zu geheimen Intriguen und die eitele Hoffnung, beide Parteien sich bald aufreiben zu sehen, hatte ihn verhindert, wie

so oft, auch diese günstige Wendung des Schicksals zu benutzen. Er wurde nach Hamptoncourt gebracht, und hier mit Achtung und Auszeichnung behandelt, seine Diener und mehrere seiner Anhänger erhielten Zutritt und er fühlte sich heiterer und muthvoller im Glanze eines kleinen Hofes. Cromwell überlegte sorgfältig, auf welchem Wege nunmehr seinem Ehrgeiz die vollste Befriedigung werden könne, und einen Augenblick schien ihm eine Annäherung an den König große Aussichten darzubieten. Die Presbyterianer waren gestürzt, die Republikaner schienen ihm übertrieben und phantastisch. Mistreß Cromwell und Mistreß Ireton, deren Tochter, ließen sich dem Könige vorstellen, ihre Männer sah man häufig mit dem Könige im Park von Hamptoncourt, und dieser ließ es an Versprechungen nicht fehlen. Indeß konnte Cromwells Betragen, so sehr er es zu verbergen bemüht war, den scharfen Blicken der Republikaner und Independenten nicht entgehen, mit denen er bisher stets in der engsten Vertraulichkeit gelebt hatte; selbst im Heere verbreitete sich Argwohn, und als Cromwell sogar einmal nicht anstand im Parlament für den König zu sprechen, wurde ihm nach der Sitzung von seiner Partei Verrath und Lüge offen vorgeworfen. Zu derselben Zeit, wo so viel für ihn auf dem Spiel stand, erfuhr er durch seine Spione, daß der König im Geheim mit den Schotten und Irländern unterhandele. Er äußerte seinen Unwillen gegen Asburnham. Der König, sagte er, ist ein Mann von Geist und Verstand, aber von unheilbarer Falschheit besessen, während er das Heer um Hülfe bittet, sucht er zugleich dessen Untergang herbeizuführen. Cromwell war übrigens, obgleich anfangs durch religiöse Begeisterung und Fanatismus emporgetragen, auf der jetzt erstiegenen Höhe bereits auf dem besten Wege, den König an Heuchelei bei weitem zu übertreffen. Inzwischen befand sich Karl durch die kurz zuvor ergangenen Anerbietungen beider Parteien in einer solchen Täuschung über seine Wichtigkeit, daß er damals zu Ireton, Cromwells Schwiegersohn, nach anderen heftigen Reden äußerte: „ihr seyd verloren, wenn ich euch nicht halte.“ Bald sollte der unglückliche Monarch aus seinem Wahne gerissen werden.

Zunächst trat zwar eine Aufregung und Spaltung im Heere ein, welche allerdings den Independenten wiederum das Uebergewicht zu entreißen drohte, wie diese es den Presbyterianern abgenommen hatten. Unter den Kriegern hatten die Lehren der Levellers eben so schnellen Eingang gefunden wie vormals die der Independenten; die Schwär-

merei der ersteren ging so weit, daß sie nicht bloß in religiösen, sondern auch in politischen Angelegenheiten jeden Zwang und jede Autorität verwarfen; jede Abhängigkeit und jede Verschiedenheit des Ranges sollte verschwinden, und eine allgemeine Gleichheit wie der Stände und Personen so des Eigenthums und Vermögens eingeführt werden. An diese Partei, welche den maßlosesten Wünschen und Bestrebungen Raum und Vereinigung gab, schlossen sich Abenteurer und Mißvergnügte aller Art; ein unheilschwangerer Geist bewegte die Masse, und hatte bereits an einigen Obersten eifrige und hochgestellte Vertreter gefunden. Am 1. November überreichten sechszehn Regimenter, unter denen sich auch Cromwells selbst befand, durch ihre Repräsentanten dem Rath der Officiere zwei Schriften, die Angelegenheit des Heeres und die Uebereinkunft des Volkes betitelt. Die erste enthielt ihre Beschwerden, die zweite eine neue Constitution, nach welcher König und Lords ganz wegfielen. Diese Verfassung sollte auf den gemeinsamen Rechten aller ruhen; es wurde dargethan, daß die Souveränetät einzig und allein beim Volke sey, welches dieselbe durch seine Abgeordneten ausübe, doch dürfe auch durch diese die Gleichheit vor dem Gesetz, die Gewissensfreiheit und die Befreiung vom gezwungenen Kriegsdienste nicht verletzt werden. Die Wahlbefugniß müsse erweitert, die Stellvertretung gleichförmiger gemacht werden, und das Parlament sich alle zwei Jahr auf sechs Monate versammeln. Cromwell sah ein, daß Alles für ihn und seine Partei verloren sey, wenn es nicht gelänge, die meuterische Stimmung der Soldaten zu unterdrücken und das Heer zum Gehorsam zurückzuführen; schon hatten die Levellers gedroht, er solle mit seinem Kopfe für die Intriguen mit dem Könige büßen. Die Truppen forderten eine allgemeine Zusammenkunft, um dem General ihre Wünsche vorzutragen; aber Cromwell rieth klüglich zu drei verschiedenen Abtheilungen, und seine Meinung wurde befolgt. Zur ersten Versammlung zu Ware hatte man nur sieben der ruhigsten Regimenter beschieden, um sich zunächst dieser und dann mit ihrer Hülfe der übrigen zu versichern. Als Fairfax, von Cromwell und den entschlossensten Officieren begleitet, in ihrer Mitte erschien, bemerkte er mit Erstaunen das Cavallerieregiment Harrison und die Infanterie von Robert Lilburne, welche ohne Befehl und ohne Officiere erschienen und an ihren Hüten die Inschrift „des Volkes Freiheit und der Soldaten Rechte" trugen. Ungeschreckt trat der General mit seinem Gefolge an einen Truppentheil nach dem andern, warf ihnen mit nachdrücklichen Worten ihr aufrüh-

rerisches Benehmen vor, versprach aber dagegen, wenn sie zum Gehorsam zurückkehrten, ihre Wünsche zu unterstützen. Sie gelobten sämmtlich Unterwerfung, auch Harrisons Reiter schreckte der Anblick des Generals in die alte Disciplin zurück, nur das Regiment Lilburne antwortete mit meuterischem Geschrei. Cromwell tritt vor. „Reißt die Inschrift von euern Hüten", ruft er mit drohender Stimme, und als sie nicht gehorchen, stürzt er sich mitten unter sie und reißt mit überraschender Kühnheit vierzehn der ärgsten Schreier aus den Reihen. Auf der Stelle tritt ein Kriegsgericht zusammen, drei der Aufrührer werden zum Tode verurtheilt und einer sogleich vor aller Augen erschossen. Still entfernten sich die Soldaten, und das Beispiel solcher durchgreifenden Strenge wirkte so kräftig, daß auf den beiden folgenden Versammlungen kein Widerspruch laut wurde.

Während dieser Ereignisse war der König aus Hamptoncourt entflohen. Die zunehmende Stärke der Partei der Levellers, die ihn nicht anders als mit den Namen Ahab und Jerobeam, als das stete Hinderniß des Friedens und Quelle alles Blutvergießens bezeichneten, ja selbst von dem todten Hunde sprachen, der über die Seite geschafft werden müsse, erschreckte ihn nicht minder als die verschärften Sicherheitsmaßregeln, mit denen man ihn bewachte; selbst Cromwell warnte vor einem Ueberfall der aufrührerischen Soldaten, sey es, daß er wirklich eine solche Gefahr fürchtete, oder sich noch den Schein der Anhänglichkeit an den König geben wollte, obgleich er nach der Entdeckung jener geheimen Verbindungen Karls mit Schottland fest entschlossen war ihn fallen zu lassen. Andere anonyme Briefe deuteten ängstlich auf meuchelmörderische Anschläge. Diesen Gefahren glaubte Karl nur durch die Flucht entgehen zu können. Am 11. November Abends entschlüpfte er glücklich mit seinem Kammerdiener Legge, mit Asburnham und noch einem dritten Vertrauten Berkeley aus Hamptoncourt. Ungewiß wohin er sich wenden sollte, entschied er sich endlich für die Insel Wight, um hier vor Nachstellungen gesichert sowohl seine geheimen Verbindungen als seine offenen Unterhandlungen mit dem Parlament fortsezzen zu können, da eine Flucht ins Ausland ein Aufgeben aller seiner Thronrechte in sich zu schließen schien. Oberst Hammond, erst kürzlich zum Gouverneur jener Insel ernannt, ein Schwiegersohn Hampdens und Cromwells Vetter, nahm ihn ehrerbietig auf, wies ihm das Schloß Carisbrooke zum Aufenthalt an und bat das Parlament um weitere Instructionen. Indeß waren die Freunde des Königs in Schott-

land, an deren Spitze jetzt der Graf Hamilton stand, nicht unthätig gewesen, und ihren Bemühungen war es endlich gelungen, den König zur Unterzeichnung eines geheimen Vertrages zu bewegen, durch welchen sie ihre Landsleute für seine Rettung zu bewaffnen gedachten. Aber auch jetzt hatte Karl sich noch nicht entschließen können in Hinsicht der Kirche nachzugeben; er wollte, hieß es, zwar den Covenant annehmen, aber nur versuchsweise auf drei Jahre. Diese Halbheit mußte von vorn herein die Schritte seiner dortigen Anhänger lähmen, wenn auch die Volksstimmung sich im Allgemeinen nicht ungünstig anließ und selbst die puritanische Geistlichkeit, die offenbar den größten Einfluß in Schottland behauptete seit dem Emporkommen der Independenten in England, sich heftig gegen diese ausgesprochen hatte. Jetzt aber ergossen sich die eifrigen Prediger nicht minder in Schmähungen über den Vertrag, welchen sie eine Apostasie vom Covenant schalten, ein gottloses Bestreben, den Thron des Königs über jenen Christi zu erheben; während Karl in freudiger und fester Hoffnung auf die in kurzem zu erwartende Hülfe der Schotten vier Bills verwarf, welche ihm das Parlament als Bedingung aller weiteren Verhandlungen über eine Aussöhnung am 11. December 1647 vorlegen ließ. Es wurde darin für das Parlament, wie schon früher, die Leitung des Kriegswesens auf zwanzig Jahre und das Recht der selbständigen Versammlung und Vertagung gefordert. Ungeachtet auch die Schottischen Commissäre, welche zur Wahrnehmung der Interessen ihrer Nation in London waren, sich gegen diese Forderungen, wie gegen die ganze Behandlung des Königs, welche dem Uebergabevertrage (oben S. 223) zuwider laufe, erklärt hatten, zeigten sich bei Empfang der Antwort des Königs die Absichten der revolutionären Partei im Unterhause zum ersten Male rückhaltlos und in bedenklicher Stärke. „Bedlam, rief Sir Thomas Wroth, ist für Wahnsinnige, Tophet für die Könige. Ich schlage vor, den König in strenge Haft zu bringen, ihn anzuklagen, und das Königreich ohne ihn zu ordnen." Ireton fuhr fort: „Durch die Verweigerung unserer letzten Vorschläge hat Karl seinem Volke Schutz und Sicherheit verweigert, deswegen ist ihm auch dieses keinen Gehorsam mehr schuldig." Danach erhob sich Cromwell: „Die Stunde ist gekommen, sprach er, wo das Parlament regieren und das Königreich allein retten muß; diejenigen, welche euch bisher mit ihrem Blut vertheidigt haben, werden es auch ferner thun. Erklärt ihr euch nicht entschieden, so wird das Heer sich verrathen und verkauft glau-

ben. Ueberlaßt es nicht seiner Verzweiflung, andere Mittel seiner Sicherheit zu suchen, als euch anzuhangen; denn welche Folgen ein solcher Entschluß für euch haben würde, zittere ich zu denken, und überlasse ich euch zu beurtheilen." Er legte die Hand ans Schwert und setzte sich nieder. Die Gemäßigten waren von Schrecken gelähmt und gedachten seiner neu befestigten Macht über die Armee. Es ward beschlossen, da Karl die Gesetze, welche allein die Ruhe des Reiches herstellen könnten, verworfen habe, müsse das Parlament die Regierung auf die möglichst beste Weise anordnen; es solle mit dem Könige nicht weiter verhandelt werden, ja wer dazu Versuche mache, habe die Strafe des Hochverraths zu erwarten (3. Januar 1648). Einige Tage darauf verließen die Schottischen Commissäre die Hauptstadt Englands, während die Republikaner und insbesondere die Levellers laut über ihren Sieg triumphirten. Schutz und Unterthanenpflicht, erklärten sie wiederholt, bedingten einander wechselseitig. Karl habe bei seiner Thronbesteigung geschworen, die Rechte der Engländer zu schützen; indem er diesen Eid gebrochen, sey auch der Schwur der Treue gegen ihn aufgehoben. Er habe die Entscheidung auf das Schwert gestellt, aber der Gott der Schlachten habe wider ihn entschieden; so sey er verantwortlich für das vergossene Blut, und die Repräsentanten des Volkes hätten ihn darob zur Rechenschaft zu ziehen. Um für die Zukunft ähnliches Unheil zu verhüten, müsse man das Königthum abthun, was nach vielen Stellen der Bibel ein verderbliches Institut sey, und eine Republik einrichten *). Auch Cromwell äußerte, um sich ganz mit seinen ehemaligen Anhängern auszusöhnen, die Ehren der Welt hätten ihn in schwachen Stunden verblendet, daß er das Werk des Herrn nicht deutlich gesehen; jetzt aber wolle er sich um so demüthiger zeigen und mit den Heiligen Gott um Verzeihung anrufen, daß er nach eigenem Vortheil gestrebt. Er versammelte die Häupter der Levellers so wie die der Independenten in seinem Hause zu Disputationen, wobei die heftigsten Meinungen noch freier als im Parlament zum Vorschein kamen. Selbst noch immer nicht völlig mit sich einig über den Weg, welchen er zu seiner schnellsten und höchsten persönlichen Erhebung einzuschlagen habe, erklärte er ausweichend: er sey allerdings für die Republik, allein es würde Schwierigkeiten haben, diese Verfassung einzuführen. Dennoch wußte er die Eiferer so zu gewinnen, daß sie ihm bei seinem Abgange

*) Lingard, Geschichte Englands, deutsch von Salis Th. X. S. 348.

gegen die Royalisten, welche die Waffen von Neuem ergriffen hatten, aus den Thoren Londons das Geleit gaben.

Ganz anders als im Parlament zeigte sich nämlich die Stimmung im Volke. Die Mehrzahl war entschieden für den König und der Tyrannei des Militärs überdrüssig. In Schottland war es dem Grafen Hamilton gelungen, trotz aller Hindernisse, welche ihm Argyle und seine Partei in den Weg legten, beim Parlament den Beschluß der Aufstellung einer Armee von vierzigtausend Mann zum Schutz des Königthums und des Covenants durchzusetzen. Auf diese Nachricht erhoben sich die Royalisten von einem Ende Englands bis zum andern; ein neuer Krieg war da, welcher nunmehr zwischen den Independenten und der Armee einerseits und den bereits mit einem Theil der Presbyterianer verbündeten Royalisten andrerseits entscheiden sollte. Während Fairfax die Aufstände in der Nähe Londons glücklich bekämpfte und unterdrückte, eilte Cromwell mit fünf Regimentern nach dem Westen des Reiches, wo die Royalisten zu Pembroke ihr Pannier erhoben hatten. Er trieb sie in die Thore des Schlosses zurück, aber obgleich die Fanatiker prophezeihten, die Mauern desselben würden einstürzen, gleich denen von Jericho, vor den Heerschaaren des lebendigen Gottes, leistete die Besatzung dieser unbedeutenden Feste sechs Wochen lang den hartnäckigsten Widerstand (Mai und Juni 1648). Indeß waren die Rüstungen in Schottland durch den Widerstand der Gegenpartei sehr langsam von Statten gegangen, erst am 8. Juli überschritt das Heer, schlecht versehen und ohne Zutrauen zu seinen Führern, die Grenze. Als hier viertausend Cavaliere, welche sich in den nördlichen Gegenden unter Sir Marmaduke Langdale gesammelt hatten, zu ihnen stoßen wollten, widersetzten sich die eifrigen Puritaner so hartnäckig, daß die Royalisten abgesondert marschiren mußten. Cromwell, obgleich nur neuntausend Mann stark, beschloß am 19. August den Angriff gegen die an Zahl weit überlegenen Feinde. Die Cavaliere, welche die Avantgarde bildeten, kämpften mit der größten Anstrengung und Aufopferung bei Preston sechs Stunden lang allein gegen die durch Kriegsübung und Fanatismus unbezwinglichen Truppen des Parlaments; vergebens baten sie die Schottischen Befehlshaber um Hülfe, und als sie sich auf die Hauptmacht zurückziehen wollten, fanden sie die Brücke über den Ribble, der hinter ihrer Stellung floß, bereits in den Händen des Feindes und die Schotten in vollem Rückmarsch. Da setzte Langdale mit seiner Reiterei durch den Fluß, seine Infanterie mußte sich zer-

streuen. Nicht zufrieden mit diesem Vortheil, verfolgte Cromwell die Fliehenden mit der größten Schnelligkeit und vernichtete einen Schottischen Heerhaufen nach dem anderen. Hamilton und Langdale wurden gefangen. Mit der Auflösung des Schottischen Heeres endeten auch die royalistischen Aufstände in England. Colchester war der letzte Platz, den die Königlichen vertheidigten. Er mußte sich zuletzt an Fairfax ergeben, der auf Iretons Antrieb zwei der ausgezeichnetsten Officiere der Besatzung, die schon früher im Dienste des Königs großen Ruhm erworben hatten, Sir Charles Lucas und Sir George Lisle, als Rebellen zum Tode verurtheilen ließ. Alle übrigen gefangenen Officiere verlangten ein gleiches Schicksal, weil es unbillig sey, daß nur jene zwei für ein Verbrechen büßen sollten, an dem sie Alle gleichen Antheil hätten. Dies ward abgeschlagen; dagegen wurden jene beiden sogleich vorgeführt, um erschossen zu werden. Lucas trat zuerst auf den Platz, und gab selbst den Befehl zum Abfeuern. Kaum war er gefallen, so rannte sein Freund Lisle auf ihn zu, küßte den Leichnam, stellte sich dann gleichfalls hin, und befahl den Schützen, ihm näher zu treten. „Seyd unbesorgt, Sir, rief einer von ihnen, wir werden euch schon treffen!" Lächelnd antwortete er: „Freunde, ich bin euch schon näher gewesen und ihr habt mich doch verfehlt." — Ihre Schüsse streckten ihn zu Boden.

Die Presbyterianer im Parlament hatten nicht verkannt, daß der Triumph der Independenten im Felde eine vollständige Niederlage für sie im Parlament herbeiführen müsse; aber durch Unentschlossenheit und Trägheit vieler Glieder ihrer Partei waren die kostbarsten Augenblicke unbenutzt vorübergegangen, oder die wichtigsten in ihrem Sinne gemachten Vorschläge ununterstützt durchgefallen. Als der Major Huntingdon am 3. August 1648 mit einer Anklage auf Hochverrath gegen Cromwell hervortrat, wagte Niemand zu reden; und obgleich sich auch die Stadt London lebhaft für den König verwandte, entschlossen sich die Presbyterianer nicht eher mit diesem von Neuem zu unterhandeln, bis sie die Nachricht vom Siege zu Preston aus ihrer Unthätigkeit aufschreckte. Fünf Lords und zehn Mitglieder der Gemeinen gingen nach Aufhebung der Bill vom 3. Januar nach der Insel Wight zum Könige. Wiederum scheiterte die Aussöhnung an Karls Hartnäckigkeit in Betreff des Episcopats, obgleich er gesehen, wie er hierdurch die Schottische Hülfe vereitelt, wollte er dennoch auch den Englischen Presbyterianern ihre Verfassung nur auf drei Jahre zugestehen. Hol-

lis, der während der Abwesenheit des Heeres sammt den übrigen ausgeschlossenen Mitgliedern zurückgerufen worden war, beschwor den König auf den Knien, die Bedingungen ohne Zögern anzunehmen, es handele sich nicht mehr bloß um seine Rechte, es handele sich um die Rettung der ganzen Verfassung und des Volkes von soldatischer Tyrannei. Umsonst, der König hatte wieder neue Luftschlösser auf den schwankenden Grund geheimer Verbindungen mit den Irischen Katholiken gebaut. Am 28. November entließ der König die Commissäre des Parlaments. Sein Haar war durch die Leiden der letztern Zeit ergraut, aber alle Unfälle hatten die ihm eigene Würde nicht zu beugen vermocht. „Ich glaube kaum, sagte er ihnen, daß wir uns jemals wiedersehen. Doch geschehe Gottes Wille. Mit ihm habe ich Frieden geschlossen und will furchtlos ertragen, was er den Menschen gegen mich zu thun verstattet. Ihr aber müßt in meinem Untergang auch den eurigen sehen. Gott gebe euch bessere Freunde, denn ich gefunden habe. Ich bin sehr wohl von den Verschwörungen gegen mich unterrichtet, nichts aber schmerzt mich mehr als die Leiden, welche von Männern, die unter dem Vorwande des öffentlichen Wohls ihren eigenen Vortheil verfolgen, über meine Königreiche gebracht werden."

Karls Befürchtungen waren nur zu gegründet. Zum zweiten Mal nahte sich das fanatische Heer unter Fairfax siegreich der Hauptstadt, während Cromwell seine Vortheile bis nach Edinburg verfolgte. Täglich wurde den Soldaten gepredigt, daß der König so gut unter dem Gesetz stehe wie der geringste Unterthan und bei Verletzung seiner Pflichten mit demselben Urtheil gerichtet werden müsse, daß es gottlos sey, sein Heil noch länger von einem Monarchen zu erwarten, dessen Herz der Herr verhärtet habe. Dazu kamen die Vorstellungen einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit. „Blut ist dem Lande ein Makel, sagten die Independenten, und kann nach der heiligen Schrift nicht anders getilgt werden, als durch das Blut dessen, der es vergossen hat." Oberst Ludlow erklärte laut, nur Karls Tod könne den Zorn Gottes besänftigen, und Iretons Regiment reichte dem General Fairfax eine Bittschrift ein, jeden, der für den König sprechen oder handeln werde, als Verräther zu bestrafen, so lange derselbe nicht von dem Vorwurfe, unschuldiges Blut vergossen zu haben, freigesprochen sey. Ein zweites Regiment verlangte geradezu, den König vor Gericht zu stellen und einen Kriegsrath zur Abstellung der Leiden des Landes einzusetzen. Fairfax versammelte die Officiere seines Heeres zur Berathung über diese Peti-

tionen, und das Resultat dieser Versammlung war eine lange und heftige Vorstellung, welche dem Unterhause am 20. November 1648 überreicht wurde, ganz jener ähnlich, die das Parlament an demselben Tage sieben Jahre vorher an den König gerichtet hatte, um entschieden mit ihm zu brechen. Die Schrift begann mit einer langen Aufzählung aller möglichen Uebel, welche größten Theils dem schlechten Benehmen der Parlamentsglieder zuzuschreiben seyen, dann folgte das Verlangen, die Unterhandlungen mit dem Könige abzubrechen, ihn schleunig vor Gericht zu ziehen und einen Zeitpunkt zur Auflösung des jetzigen langen Parlaments zu bestimmen. Die repräsentative Versammlung solle fortan die höchste Gewalt besitzen und den König wählen, der aber kein Recht erhalten werde, Beschlüssen des Parlaments seine Genehmigung zu verweigern. Das Oberhaus müsse aufgehoben werden, da die Lords nicht als Abgeordnete des Volkes betrachtet werden könnten. Als die Presbyterianer hierauf nicht sogleich eingingen, erschien der Oberstlieutenant Cobett am 30. November mit einigen Truppen auf der Insel Wight, um den König zum zweiten Mal in die Gewalt des Heeres zu bringen, und führte ihn nach dem Schlosse Hurst, welches auf einem einsamen Felsen am Meere lag, der mit der Küste von Hampshire nur durch einen schmalen Damm zusammenhing. Zugleich ließ Fairfax mehrere Regimenter in London einrücken. Mitten unter den Waffen und Drohungen der Soldaten zeigten die Presbyterianer diesmal einen Muth und eine Standhaftigkeit, die ihnen, früher angewendet, das Uebergewicht erhalten haben möchten. Obgleich der Beschluß, die Nähe des Heeres verletze die Freiheit der Berathungen, durch eine Minderzahl von elf Stimmen durchfiel, bewirkten sie die Annahme einer Erklärung, die Armee habe sich des Königs ohne Autorisation bemächtigt. Am heftigsten wurde die Debatte über den verlangten Abbruch aller Unterhandlungen mit Karl. Prynne, der berühmte Gegner Lauds, der von diesem und dem Könige eine so harte Verfolgung hatte dulden müssen, sprach laut für den Thron. Endlich, nachdem die Discussion zwei Tage und eine Nacht gedauert hatte, erklärte ein Mehr von sechs und dreißig Stimmen, daß die Bewilligungen des Königs eine hinreichende Grundlage zur künftigen Anordnung der Verfassung gäben (5. Dec. 1648).

Diese Niederlage bestimmte die Führer des Heeres zu gewaltsamen Maßregeln. Noch an demselben Tage entwarfen die Häupter der Independenten im Parlamente in Verbindung mit Ireton und anderen

aus dem Hauptquartier herbeigekommenen Officieren eine Proscriptionsliste ihrer Gegner. Als die Mitglieder des Unterhauses am folgenden Morgen zur Sitzung gingen, fanden sie alle Zugänge und Treppen der Westminsterhalle mit Truppen besetzt. Am Eingang stand Oberst Pride, ein Papier in der Hand, neben ihm Lord Grey, der ihm die ankommenden Abgeordneten nannte. Ein und vierzig Presbyterianer wurden ergriffen und verhaftet, die Uebrigen ließ man ein. Als mehrere fragten, in wessen Gewalt so verfahren würde, antwortete Hugh Peters, Caplan bei Fairfax: „in Gewalt des Schwertes." Hierauf wurden noch hundert und zwei andere Parlamentsglieder ausgeschlossen, und nur die erklärtesten Independenten, etwa funfzig oder sechzig an der Zahl, zu den Sitzungen gelassen. So war die Partei der Presbyterianer vernichtet und die übrig gebliebenen Abgeordneten erklärten natürlich sofort alle mit dem Könige gepflogenen Unterhandlungen für ungültig. Cromwell war während aller dieser Vorgänge, wenn auch nicht ohne Theilnahme, doch nicht in London gegenwärtig. Nachdem er die Schottische Grenze überschritten, war Argyle mit einigen Haufen zu ihm gestoßen, und die Royalisten, so wie Alle, welche an der Expedition nach England Theil gehabt, hatten sich beeilt, einen Vertrag abzuschließen, der ihnen gegen Niederlegung der Waffen Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums versprach. Nach mehreren geheimen Conferenzen mit Argyle ließ Cromwell zwei Regimenter in Edinburg und trat langsam seine Rückreise an. Bei seiner Ankunft in London fand er den Rath der Officiere eifrig beschäftigt, den errungenen Sieg auszubeuten. Längst waren die Independenten überzeugt, daß das Leben des Königs mit ihrer Herrschaft und Sicherheit unverträglich sey, der Augenblick schien gekommen, mit diesem Plan hervorzutreten. Nicht heimlich sollte er ermordet werden, der Spruch des Parlaments sollte der Frevelthat das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrücken und den Willen des Volkes aller Welt verkünden. Auf die Beistimmung mehrerer aufrichtiger Republikaner im Unterhause durften sie zählen, und drei Viertheile der Mitglieder gehörten ihrer Partei. Am 23. December trug der Rath der Officiere in einer langen Vorstellung beim Unterhause darauf an, den König auf den Tod anzuklagen. Nach einigem Widerspruch der Gemäßigteren in Beziehung auf die Heiligkeit der Person des Souveräns und auf die Unklugheit, durch solche Rache heftige Gegenwirkungen hervorzurufen, ging die Petition mit sechs und zwanzig Stimmen durch. Nur sechs und vierzig Abgeordnete waren zugegen. Darauf

ward ein Ausschuß von acht und dreißig Mitgliedern ernannt, um ein angemessenes Verfahren aufzufinden, auf dessen Vorschlag das Haus eine Bill genehmigte, kraft welcher verordnet wurde, daß es für Hochverrath zu achten sey, wenn der König sich mit Waffengewalt seinem Parlamente widersetze, und daß daher ein Gericht zur Entscheidung der Frage eingesetzt werden müsse, ob „Karl Stuart" dieses Verbrechens schuldig sey. Als diese Bill, dem Geschäftsgange nach, an das Oberhaus geschickt ward, verwarfen die anwesenden Lords (nur zwölf an der Zahl) dieselbe einmüthig. Die Commons aber erklärten: sie selber seyen genug, weil die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt bei dem Volke zu suchen sey, dessen alleinige Stellvertreter sie wären (4. Jan. 1649). Cromwell beharrte auf dem Wege der Heuchelei. Er versicherte, daß er über Gottes wunderbare Fügungen verwundert sey, und daß er den verabscheut haben würde, der noch vor wenig Wochen von des Königs Absetzung gesprochen hätte; aber da die göttliche Vorsehung und die Nothwendigkeit die Versammlung auf diese Berathung gebracht hätte, könne er nichts thun als sich dem Willen des Herrn unterwerfen. Noch kürzlich habe er für die Wiedereinsetzung des Königs beten wollen, allein die Zunge habe ihm plötzlich am Gaumen geklebt, ein deutliches Zeichen, daß Gott den König verworfen habe.

Indem diese Dinge alle Gemüther beschäftigten, verlangte ein begeistertes Weib aus Hertfordshire Gehör vor dem militärischen Rathe, sprach viel von gehabten Offenbarungen, und versicherte, daß der eingeschlagene Weg nach Gottes eigenem Zeugniß der rechte sey. Dies tröstete und beruhigte Viele, die bis dahin noch gezweifelt hatten. Der König ward von Hurst abgeholt, und erst nach Windsor, dann nach Whitehall geführt. Ungeachtet seiner Gefangenschaft war er bisher mit allen äußeren Ehrenbezeigungen, welche seinem hohen Range gebührten, behandelt worden; das plötzliche Unterbleiben derselben machte einen tieferen Eindruck auf seine Stimmung, als sich erwarten ließ. Sonst hatte er Zeit gehabt, sich auf Alles vorzubereiten, und wenn er auch immer noch einige Hoffnungen hegte, war er doch auf das Aergste gefaßt, wie die Gedanken zeigen, welche er um diese Zeit niederschrieb: „Der Tod behält seine Schrecken, heißt es hier unter andern, mag ich ihn erleiden durch schnellen Mord, oder mit jener größeren Förmlichkeit, welche meine Feinde hinzufügen werden, um den Schein des Rechts über eine nach göttlichen und menschlichen Gesetzen verdammliche That zu verbreiten. Sie werden nie glauben,

daß ihr Werk gedeihen werde, bevor sie es mit königlichem Blut begießen. Aber Gott wird sie nicht lange in dem Babel wohnen lassen, was sie auf meinen Gebeinen erbauen und mit meinem Blute kitten. Sie werden die Rächer meines Todes in ihrer eigenen Mitte finden. Jetzt scheint der Wille meiner Feinde einziges Gesetz, ihre Macht das Maß und ihr Erfolg der Prüfstein dessen, was sie Gerechtigkeit nennen; sie erwarten Sicherheit durch meinen Tod und vergessen, daß gerade dann die strengste Vergeltung hereinbricht, wenn den Menschen gestattet wird, ihre gottlosen Absichten bis ans äußerste Ende zu führen. Des Herrn Wille hat den meinen gezügelt; so werde ich ohne Rachsucht sterben, wie es einem Christen gegen seine Feinde und einem König gegen seine Unterthanen ziemt. Die harte Tyrannei meiner Gegner wird die Verleumdungen über meine eigene widerlegen, die halsstarrigsten und bösartigsten unter ihnen werden gestraft werden wie die Rotte Korah, und derselbe Pöbel, auf den sie ihre Plane gegen mich, die Kirche und den Staat gebaut, wird sich in gerechter Verachtung ihrer schlecht gewonnenen und mißbrauchten Gewalt über sie herstürzen und sie verschlingen."*)

Die Commons hatten auf den Vorschlag des kürzlich niedergesetzten Ausschusses hundert fünf und dreißig Männer ernannt, welche über den König richten sollten, von denen sich aber kaum siebzig einfanden. Es waren nicht bloß Mitglieder des Unterhauses, sondern auch viele Officiere, mehrere Rechtsgelehrte und einige andere Männer, welche kein Amt in der Staatsverwaltung bekleideten. Alle Independenten, Levellers und Republikaner, auch Cromwell und Ireton hatten Sitz und Stimme in diesem hohen Gerichtshofe, wie er genannt wurde. Nach acht vorbereitenden Sitzungen versammelten sich die Richter am 20. Januar in der Westminsterhalle, um den König vor die Schranken zu rufen. Der Präsident, ein Advocat, John Bradshaw, ein Mann von strengen Sitten, aber heftigen und harten Gesinnungen, nahm auf einem erhöhten Sessel Platz, zu beiden Seiten saßen die Richter, diesmal drei und sechszig an der Zahl, auf Bänken, welche mit Scharlachtuch belegt waren. Zu den Füßen des Präsidenten hatten zwei Schreiber an einem Tische ihren Platz gefunden, auf welchem Schwert und Scepter lagen, diesen gegenüber stand ein Stuhl für den König. Die Galerien waren mit Zuhörern dicht angefüllt. Bradshaw rief die Richter namentlich auf. Als er den General Fair-

---

*) Raumer, Geschichte Europas, Th. V. S. 272.

fax nannte, der ebenfalls zum Beisitzer gewählt war, rief eine Stimme aus dem Zuschauerhaufen: „der ist zu klug um hier zu seyn.“ Es war Mittag, als der König in einer verschlossenen Sänfte zwischen einer doppelten Reihe der in den Straßen aufgestellten Soldaten an der Pforte erschien. Vom Oberst Hacker und zwei und dreißig Officieren begleitet, trat er in den Saal. Seine Haltung war fest und würdevoll. Nachdem er ruhig und strenge rings umhergesehen, setzte er sich nieder ohne das Haupt zu entblößen. Bradshaw erhob sich in demselben Augenblick. „Karl Stuart, König von England — also begann er — die Gemeinen des Reichs, im Parlament versammelt, tief durchdrungen vom Gefühl der Leiden, welche auf unsere Nation gefallen sind, haben beschlossen, den vorzüglichsten Urheber derselben vor das Blutgericht zu ziehen. Deshalb haben sie diesen Justizhof errichtet, vor dem Ihr heute erscheinet. Ihr werdet die Anklage hören.“ Als die ersten Worte derselben von dem Generaladvocaten Coke vorgelesen wurden „Im Namen des ganzen Englischen Volks —“ rief die Stimme, welche den Aufruf für den General Fairfax beantwortet hatte: „Nicht des vierten Theils desselben!“ Der wachthabende Officier, Oberst Axtell, befahl jetzt, Feuer nach der Stelle zu geben, woher die Stimme komme, und man erkannte Lady Fairfax, die, muthiger als ihr Gemahl, der ebenfalls das Verfahren gegen den König mißbilligte, den Richtern zu trotzen wagte. Nur mit großer Mühe konnte die Aufregung der Zuhörer gestillt werden. Karl verhielt sich während der Vorlesung der Anklage ruhig; erst am Schlusse, wo es hieß, er werde als Tyrann, Verräther und Mörder vor Gericht gezogen, ging ein wehmüthiges aber zugleich bittres Lächeln über seine ernsten Züge. Dann hub er an: „Ich wünsche zu wissen, durch welche rechtmäßige Gewalt ich hierher geführt bin. Nicht längst unterhandelte ich mit beiden Kammern, wir waren daran, den Vertrag abzuschließen. Wohl weiß ich, daß es viele Gewalten auf Erden giebt, auch die der Räuber und Straßendiebe, aber deren Macht kann keinen Anspruch auf Rechtmäßigkeit machen. Ich werde antworten, sobald ich von eurer Autorität überzeugt bin.“ Der Präsident erwiederte: „Ihr würdet diese Autorität kennen, wenn Ihr aufmerksam gehört hättet, was vorgelesen worden ist. Der Gerichtshof verlangt von Euch, im Namen des Englischen Volkes, das Euch zum König gewählt, zu antworten; und wenn Ihr seine Rechtmäßigkeit nicht anerkennt, wird er dennoch gegen Euch vorschreiten. Unser Auftrag gründet sich auf die Vollmacht

Gottes und des Reiches. Genügt Euch dies nicht, so genügt es uns." „England war niemals ein Wahlreich, lautete die Antwort des Königs, und weder meine noch Eure Meinung darf hier entscheiden." Der Präsident brach die Sitzung ab. „Das Gericht hat Euch gehört. Man führe den Gefangenen fort," sagte er. Als dieser den Saal verließ, tönte der Ruf: Gott erhalte den König! laut und vernehmlich aus den Reihen der Zuschauer. Am folgenden Tage begann die Sitzung von Neuem mit Discussionen über die Befugniß der Versammlung ihn zu richten, die Karl wiederum in Abrede stellte. Als Bradshaw sagte: „Wir sitzen hier in Vallmacht der Gemeinen von England, welchen Ihr wie alle Eure Vorgänger verantwortlich seyd," erwiederte Karl: „Die Gemeinen von England waren nie ein Gerichtshof, nennt mir einen ähnlichen Fall." Zornig entgegnete der Präsident: „Wir sind nicht hier um Eure Fragen zu beantworten, vertheidiget Euch über die Anklagepunkte." Worauf der König ruhig sprach: „Ihr habt meine Gründe noch nicht vernommen, zeigt mir einen Gerichtshof, wo man die Sprache der Vernunft nicht hörte." „Wir zeigen ihn hier, unterbrach ihn Bradshaw, die Gemeinen von England." Zu den Zuschauern gewendet fuhr Karl fort: „Erinnert euch, daß der König von England verdammt wird, ohne daß man ihm erlaubt seine Gründe zum Besten der Freiheit des Volkes auszusprechen," und wie das erste Mal erhob sich der Ruf: Gott erhalte den König! Karl behauptete mit Recht, daß seine Sache die des gesammten Englischen Volkes sey, denn wenn das Haupt von rechtloser Gewalt getroffen werden könne, so seyen die anderen um so weniger sicher. Mit ebenso gutem Grund läugnete er in der folgenden Sitzung (23. Januar), daß die ganze gesetzgebende Gewalt in den Gemeinen wohne, wenn die Lords und der König nicht dazu gezogen würden, und daß sie anderen eine Gerichtsbarkeit übertragen könnten, die sie selbst nicht besäßen. Die Stimmung des Volkes für den Angeklagten ward täglich günstiger, und nöthigte die Richter ihr Verfahren zu beschleunigen. Am 24. und 25. Januar wurden zwei und dreißig Zeugen vernommen, welche beeideten, daß der König in mehreren Gefechten commandirt habe, worauf der Gerichtshof bei verschlossenen Thüren, ohne dem Angeklagten einen Vertheidiger beigesellt oder ihn überhaupt gehört zu haben, fast ohne alle Discussion seine Verurtheilung aussprach. Am 27. Januar ward dem Könige das Urtheil publicirt: „nachdem das Gericht in seinem Gewissen überzeugt sey, daß er, genannter Karl Stuart, sich der ihm zur Last gelegten Verbre-

chen schuldig gemacht habe, verdamme es ihn als Tyrannen, Verräther, Mörder und öffentlichen Feind der Nation zum Tode durch Trennung des Hauptes vom Rumpfe. Vergebens bat der König um Gehör, vergebens forderte er vor dem vollen Parlament zu sprechen. Mit Gewalt rissen ihn die Soldaten von der Barre. Wie übel berechnet auch so Manches in seinem Leben gewesen war, so zeigte der König doch in diesen letzten Tagen die würdigste Fassung und die edelste Besonnenheit. Als die Kriegsleute, die ihn zum Gerichte hinführten, laut schrien: Gerechtigkeit! Hinrichtung! sagte Karl, die Aufrichtigkeit ihres Hasses bezweifelnd: „Arme Wichte! für ein wenig Geld würden sie eben so mit ihren jetzigen Anführern verfahren!" Nur einer war unter den rohen Soldaten, der von Mitleid ergriffen laut ausrief: Gott segne Eure Majestät! Aber ein barbarischer Officier, welcher dazu kam, gab ihm mit seinem Stock einen Hieb über den Kopf, daß er niederstürzte. Mit sanfter Stimme sagte der König: „Mich dünkt, die Strafe war zu hart für das Vergehen." Als er nach Verkündigung des Urtheils aus der letzten Sitzung nach Whitehall gebracht wurde, hatte man den Fanatismus der Soldaten durch fortwährendes Beten auf eine solche Höhe zu steigern gewußt, daß einige dem König sogar ins Gesicht spien. Er erinnerte sich des Erlösers und trug diese wie andere Mißhandlungen mit ergebener Ruhe. Aber wie in Zeiten schwerer Verhängnisse im Gegensatz zur Ausartung der Leidenschaften auch die schönsten Züge der menschlichen Natur sich kund zu thun pflegen, so sah man auch in diesen traurigen Tagen manche rührende Erscheinung. Vier ehemalige königliche Räthe, der Herzog von Richmond, der Marquis von Hertford und die Grafen von Southampton und Lindsay stellten sich persönlich vor Gericht, und sagten aus, sie allein seyen als Rathgeber des unschuldig verurtheilten Königs an allen den Schritten schuld, die man ihm jetzt zum Verbrechen angerechnet habe, und nach dem Gesetz dafür verantwortlich, sie also solle man strafen. Aber sie wurden abgewiesen, da den Machthabern nicht an ihrem Untergange, wohl aber an dem des Königs gelegen war.

Nach ausgesprochenem Urtheil verstattete man dem Könige nur noch drei Tage bis zur Vollstreckung desselben. Cromwell betrieb vor allen den Befehl zur schleunigen Hinrichtung. Während viele Mitglieder des Gerichtshofes fast mit Gewalt zur Unterschrift desselben gezwungen werden mußten, war er heiter und scherzhaft, gleich als ob eine große Last von ihm genommen wäre. Schon in den letzten Siz-

zungen hatte er gelacht und Possen getrieben; nachdem er jetzt die Ordre unterzeichnet, strich er seinem Nachbar Harry Martin, einem eifrigen Republikaner, die mit Dinte gefüllte Feder ins Gesicht, der nicht zögerte ihm dasselbe zurückzugeben. Das waren die Empfindungen der neuen Machthaber in den furchtbarsten Augenblicken, welche die Weltgeschichte bis dahin herbeigeführt hatte. Andere Scenen zeigten die Zimmer von Whitehall. Man hatte dem Könige erlaubt seine beiden jüngsten Kinder, die zwölfjährige Prinzessin Elisabeth und den noch vier Jahr jüngern Herzog von Glocester, welche in England zurückgeblieben waren, zum letzten Mal zu sehen. Er nahm den rührendsten Abschied und hatte auch noch den Trost, sich von seinem ältesten Sohn nicht verlassen zu wissen. Es traf ein Abgeordneter von diesem, der sich damals in den Niederlanden befand, mit einem Blanquet des Prinzen ein, welches die Parteihäupter nach Belieben ausfüllen sollten. Aber auch hierauf wollten nur wenige eingehen. Karl hatte seine Blicke bereits von dem Weltlichen abgewendet und beschäftigte sich nur noch mit den Tröstungen der Religion, um mit derselben Ruhe, welche seine Großmutter in der Halle von Fotheringhay gezeigt, in London auf das Schaffot treten zu können. Noch in der letzten Nacht erquickte ihn der sanfteste Schlaf. Am Morgen des Todestages (30. Jan. 1649) stand er früh auf, legte seine kostbarste Kleidung an, und ließ sich von dem Bischof von London, Doctor Juxon, dem es in den letzten Tagen erlaubt worden war den Monarchen zu besuchen, zur Blutbühne begleiten, welche unmittelbar am Schlosse von Whitehall errichtet war. Durch eine in die Mauer geschlagene Oeffnung trat der König heraus. Ringsum wogte eine unzählbare Volksmenge, aber mehrere Reiter- und Fußregimenter hielten die Haufen in weiter Entfernung. Er sah, daß seine Stimme den Raum nicht ausfüllen könne, und begnügte sich deshalb folgende Worte an den Bischof und den Oberst Tomlinson, der wie jener neben ihm stand, zu richten: „In Gegenwart Gottes, sprach er, wälze ich die Verbrechen ab, deren man mich angeklagt. Nicht mir, sondern dem Parlamente fällt der Krieg zur Last. Es hat die Rechte der Krone verletzt, indem es den Befehl über das Heer forderte, indem es Werbungen anstellte, ehe ich einen Mann zu den Waffen rief. Ich verzeihe meinen Feinden, ich bitte Gott, daß er ihre Herzen zur Reue wende. Hätte ich in die willkürliche Herrschaft des Parlaments gewilligt und Alles nach der Gewalt des Schwertes ändern lassen, ich stünde nicht hier. Ich habe für mich eine gute Sache und einen

gnädigen Gott." Hierauf begann der Bischof: „Jetzt ist nur noch ein Schritt übrig, er ist beschwerlich und schmerzlich, aber kurz, er bringt Sie von der Erde zu dem Himmel." — „Ich gehe von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone", fuhr der König fort, worauf der Bischof mit den Worten schloß: „Sie vertauschen eine irdische gegen eine ewige Krone. Der Tausch ist gut." Karl kniete nieder, und legte sein Haupt auf den Block. Ein Scharfrichter mit einer Maske trennte dasselbe mit Einem Hiebe vom Rumpfe, worauf ein anderer, gleichfalls verlarvt, es bei den Haaren ergriff, und es mit den Worten dem Volke zeigte: „dies ist der Kopf eines Verräthers!" Bisher hatte sich das Volk nicht gerührt; das Ungeheure der Begebenheit und der schreckende Ernst der bewaffneten Gewalthaber hatten jede Zunge gefesselt, erst in diesem Augenblicke machte sich der Unwille und der Abscheu der gepreßten Herzen in einem langen und dumpf tönenden Murren Luft. Zwei starke Reiterabtheilungen zerstreuten die Menge nach verschiedenen Seiten. Cromwell, der dem Schauspiel aus einem Fenster zusah, sagte ruhig zu den Umstehenden: „Nun ist die Religion gerettet und die Freiheit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der Englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen und die Ruhe von außen zu erhalten."

Der Leichnam des Königs blieb sieben Tage in Whitehall ausgestellt, dann wurde er dem Herzog von Richmond übergeben, der denselben mit dem Bischof Juxon und einigen anderen treuen Anhängern des Hingerichteten in stillem Trauerzuge in der St. Georgscapelle zu Windsor beisetzte. Von den auswärtigen Mächten waren nur von den vereinigten Niederlanden Vorstellungen zu Gunsten des unglücklichen Monarchen gethan worden, und von den Parteihäuptern hatte nur Fairfax Theilnahme für dessen Schicksal gezeigt. Um ganz sicher zu gehen, ließ Cromwell diesen am Tage der Hinrichtung durch den Obersten Harrison und andere Officiere durch endlose Gebete und fromme Gesänge so lange aufhalten, bis die That geschehen war. Karl war ein Mann von würdevollem Aeußern, ernstem Benehmen und im Ganzen gemäßigten und wohlwollenden Gesinnungen. Im Privatleben würde er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, seinen Verstand und seinen häuslichen Sinn Glück und Achtung genossen haben, in früheren Zeiten vielleicht auch mit Ruhm die Krone getragen haben. An seinem Schicksale war er nicht ganz unschuldig; Eingriffe in die Verfas-

sung riefen den Widerstand des Volkes und der erstarkten öffentlichen Meinung hervor; seine Ansicht von der bischöflichen Kirche theilten nicht Viele, und wenn er auch in den letzten Jahren Eigenschaften entwickelte, die den Tadel früherer Schritte aufzuwiegen geeignet sind, so ist sein Verfahren doch auch in dieser Zeit von Eigenwillen und Hartnäckigkeit nicht frei zu sprechen; wie er auch noch in jenen oben mitgetheilten Worten vom Schaffot herab die Schuld alles Unglücks seinen Feinden beimaß. Die lange im Geheimen genährte Hoffnung zuerst durch die Waffen, dann durch die Streitigkeiten der Parteien die volle Königsgewalt wieder zu erlangen, läßt die fortwährende Beschuldigung der Volksmänner, alle seine Zugeständnisse seyen trügerisch, nicht ganz unbegründet erscheinen; und die unselige Neigung, alle Wege zu versuchen, aber keinen bis ans Ende zu gehen und im Geheimen immer mit zwei Parteien zu unterhandeln, statt einer mit Offenheit und Vertrauen entgegenzutreten oder sich an deren Spitze zu stellen, trägt nicht dazu bei, Karls Charakter in einem ganz reinen Lichte zu zeigen. Was er indeß geirrt und gefehlt, was seine Vorgänger an den Rechten des Volkes gefrevelt, hat er durch seinen unglücklichen Tod über alles Maß hinaus gebüßt, den eine Handvoll kühner Fanatiker herbeizuführen wußte; das Englische Volk ist von diesem Frevel freizusprechen.

Die Revolution zu vollenden, ward nun das Königthum in England für auf ewige Zeiten abgeschafft erklärt, das Oberhaus als unnütz und schädlich vernichtet (6. Febr. 1649), die Verfassung nach republikanischem Fuß eingerichtet, ein neues großes Reichssiegel mit der Umschrift „Im ersten Jahre der durch Gottes Segen hergestellten Freiheit" (1648) verfertigt, des Königs Bildsäule umgestürzt, und das Fußgestell mit der Inschrift versehen Exiit tyrannus, regum ultimus.

---

7. Die Republik.

(1649—1653.)

So war denn nun England eine Republik, und das Volk hieß frei, ungeachtet es niemals von härteren Banden gedrückt worden war als unter den gegenwärtigen Gewalthabern. Die Leitung der executiven Gewalt wurde einem Staatsrathe von ein und vierzig Mitgliedern übergeben, unter welchen Cromwell, Ireton, Bradshaw, Martin, Vane

und St. John des bedeutendsten Ansehens genossen. Doch war die Macht dieser Männer durch den Tod des Königs bei weitem nicht befestigt. Von der königlichen Familie, von Irland und Schottland, von den Royalisten und den Presbyterianern wie von den Levellers, welche offen äußerten, daß Cromwell mit seinem Anhange unter dem Deckmantel des Patriotismus nur nach eigener Größe strebe, endlich von dem durch den Krieg, durch die Erhaltung des Heeres und die Last der Abgaben niedergedrückten Volke Englands schienen der neuen Regierung die größten Gefahren zu drohen. Die verwitwete Königin lebte mit ihren Kindern — auch den Herzog von Glocester ließ Cromwell späterhin (1653) über das Meer führen — in ihrer Vaterstadt Paris; ward aber, obwohl sie Heinrichs IV. Tochter war, von Mazarin während der Unruhen der Fronde so sehr vernachlässigt, daß sie zur Winterszeit zuweilen aus Mangel an Holz sich selbst am Tage mit ihrer Tochter im Bette erwärmen mußte. Ihr ältester Prinz, der nachmalige König Karl II., hielt sich bald in Holland, bald in Frankreich, bald auf der Insel Jersey auf, arm und verlassen, doch nicht ohne Hoffnung zurückzukehren und seines Vaters Thron wieder zu besteigen. Die meisten Aussichten gab ihm der Zustand Schottlands und Irlands, auf deren Beistand auch sein unglücklicher Vater in der letzten Zeit gebaut, und solchen in der That, nur nicht mit der rechten Kraft und dem nöthigen Nachdruck erhalten hatte. In dem ersten Lande machte die Hinrichtung des Königs den größten Eindruck, und erfüllte die Gemüther der Mehrzahl mit Abscheu gegen die Machthaber in London. Allein der Graf von Argyle, der nach Cromwells siegreichem Zuge nach Schottland in Uebereinstimmung mit diesem handelte und gern dessen Rolle seinen Landsleuten gegenüber durchgeführt hätte, suchte alle Regungen dieser Art niederzuhalten. Die meisten drangen indeß auf eine bedingte Wiederherstellung Karls II., und Argyle, zu schwach dem laut ausgesprochenen Verlangen zu widerstehen, gab nach, daß mit dem jungen Fürsten Unterhandlungen angeknüpft würden. Wie von seinem Vater verlangte man auch von ihm die Anerkennung des Covenants, ohne welchen das Volk keine Bürgschaft seiner Religion und Freiheit habe und das mit Römischer Verderbtheit so angefüllte Kirchengebetbuch der Episcopalen nicht bei Seite gelegt werden würde. Während Karl zögerte sich diesen Bedingungen zu unterwerfen, hatten die unterdrückten Royalisten bereits die Fahne für ihn im Norden Schottlands erhoben. Nach der Niederlage bei

Philipphaugh war Montrose nach Frankreich und Holland gegangen; jetzt beschloß er noch einmal Kraft und Leben an die Wiedereinführung der rechtmäßigen Monarchie zu setzen. Mit etwa fünfhundert Deutschen, die seine Begeisterung um ihn versammelt hatte, landete er auf den noch fast wilden Orkneyinseln, wohin sich schon früher mehrere andere vertriebene Royalisten gerettet hatten, bewog außer diesen auch einen Theil der dort wohnenden Fischer durch seine männliche Beredtsamkeit zur Theilnahme an seinem gewagten Unternehmen, und betrat darauf mit seinem kleinen Haufen den Schottischen Boden, in der Hoffnung, viele aus dem gemeinen Volke für die gute Sache zu gewinnen, und mit der Absicht, dem jungen Könige unter ehrenvolleren Bedingungen, als das Parlament angeboten hatte, den Eingang in sein väterliches Reich zu bahnen. Aber vergebens wartete er auf Zulauf; auch die hochländischen Clans, an deren Spitze er vordem so glänzende Thaten verrichtet, regten sich nicht. So wurde er bei Corbiesdale in der Grafschaft Roß von David Leslie, der die Truppen des Parlaments befehligte, am 17. April 1650 mit leichter Mühe überwunden. In Bauernkleidung vermummt, blieb er mehrere Tage verborgen, aber ein falscher Freund verrieth ihn doch endlich, und auf einem Karren gebunden ward der brave Mann unter den Schmähungen der puritanischen Eiferer in Edinburg eingebracht. Die Geistlichen, die noch immer die lauteste Stimme bei der Verwaltung der Regierung hatten, nahmen nicht nur auf den Kanzeln den großen Haufen gegen diesen Feind der Religion und des Covenants ein, über den sie schon während seines früheren Unternehmens den Bann ihrer Kirche ausgesprochen hatten, sondern bewirkten auch seine Verurtheilung im Parlament. Vor dasselbe geführt, sprach Montrose: „Wenn ich vordem zu den Waffen gegriffen, hat mich keine andere Absicht getrieben, als die, meine Landsleute von dem gottlosen Kriege abzubringen, welchen sie damals gegen die Gewalt des Königs in England führten; wenn ich jetzt von Neuem ins Feld gerückt bin, habe ich keine Zwecke verfolgt, als die begonnene Unterhandlung der Nation mit dem jungen König zu schleuniger Entscheidung zu bringen. Als Christ habe ich stets für die Sache gefochten, zu der mich mein Gewissen trieb, als Unterthan habe ich das Schwert stets für den rechtmäßigen König gezogen.“ Das Parlament verdammte ihn, mit einer Härte, von der in den bisherigen Unruhen kein Beispiel vorgekommen war, zu einem schmählichen Tode Er sollte an einem dreißig Fuß hohen Galgen drei Stunden hangen,

dann abgenommen und in sechs Stücke zerhauen werden. Der Kopf sollte zu Edinburg auf einen Pfahl, Arme und Beine an die Hauptthore der vier größten Städte des Landes genagelt, und der Rumpf verbrannt werden. Mit Würde hörte er die Vorlesung dieses Urtheils an, und versicherte, daß er stolzer darauf sey, sein Haupt von solchen Richtern zum Zeugnisse seiner Tugend und ihrer Schande öffentlich aufgesteckt, als sein Bildniß im Zimmer des Königs zu wissen; ja daß er es bedaure, nicht so viel Arme und Beine zu haben, als Städte und Dörfer im Königreiche wären, damit jeder brave Schotte empört würde über die Verblendung seiner Führer, die aus Eigennutz und Neid jeden wahren Freund des Vaterlandes unter dem Deckmantel der Religion vernichteten. Bei seinem Hingange zum Gericht wurde ihm ein Strick um den Nacken gelegt, an welchem eine von seinen früheren heroischen Kriegsthaten handelnde Schrift hing. Er dankte dafür dem Henker, der dies thun mußte, als für eine Zierde, die er höher als den Orden des Hosenbandes schätze, und erlitt hierauf den Tod mit der Standhaftigkeit, die eines solchen Geistes würdig war (21. Mai 1650).

Nach Montroses Fall sah der Prätendent wohl ein, daß nichts Anderes übrig sey als sich den Schotten auf jede Bedingung in die Arme zu werfen. Er bewilligte Alles, was sie verlangten, und erschien, nachdem er der auflauernden Flotte des Englischen Parlaments glücklich entgangen war, mit sieben Holländischen Fahrzeugen (23. Juni) an der Schottischen Küste. Noch am Bord des Schiffes, das ihn trug, mußte er den Covenant unterschreiben; worauf er mit den größten Ehrenbezeigungen in Edinburg empfangen und jährlich über hunderttausend Pfund allein für sein Hauswesen bewilligt erhielt. Dennoch war Karl in der unbequemsten Lage. Die Geistlichen umringten ihn täglich, ja stündlich, und ermüdeten seine Ohren durch unendliche Predigten; theils aus wahrem und ungeheucheltem religiösen Eifer, theils um ihn immer mehr in ihre Gewalt zu bringen. Außer fortwährenden Gebeten mußte er zuweilen sechs Predigten an einem Tage hören, ungescheut wurde die Gottlosigkeit seiner Eltern geschmäht und sein eigener Wandel dem härtesten Tadel unterworfen. So widerlich und peinigend dies Alles einem jungen Herrscher seyn mußte, der von Natur zu Leichtsinn und jedem Lebensgenuß hinneigte, zeigte er sich dennoch fügsam und geduldig, weil er nicht verkannte, daß er nur hierdurch einigermaßen die starren Herzen gewinnen und auf Hülfe gegen England rechnen könne.

Inzwischen hatte auch Cromwell in England mit großen Hindernissen zu kämpfen gehabt. Die Levellers zögerten nicht, durch Reden und Flugschriften das durch die Hinrichtung des Königs noch in der vollsten Aufregung befindliche Heer von Neuem zu bearbeiten. Vergebens verbot Fairfax alle Zusammenkünfte, es sey denn im Dienste, von Officieren und Soldaten, „durch welche die Armee in Verwirrung gebracht würde", vergebens wurden die ärgsten Schreier bestraft. Wiederum gab die beabsichtigte Sendung von zwölftausend Mann nach Irland Gelegenheit zum offenen Ausbruch der Meuterei, und nur Cromwells Schnelligkeit, der die einzelnen Haufen mit einigen treu gebliebenen Truppen überfiel und zum Gehorsam zurückbrachte, konnte die Ruhe wieder herstellen. Darauf erklärte Cromwell im Staatsrath, man möge sich vorsehen; falls man die Levellers nicht mit Stumpf und Stiel ausrotte, werde man von ihnen in kurzem vernichtet seyn.

Doch wurde die Aufmerksamkeit der Machthaber zunächst wieder auf andere Verhältnisse abgelenkt. In Irland hatte der Waffenstillstand, welchen König Karl I. zwischen den Aufrührern und der dortigen Armee zu Stande gebracht (S. 213), den eifrigen Katholiken nicht genügt, weil ihnen darin die Freiheit ihrer Religion nicht zugesichert worden war. Es war zu neuen Feindseligkeiten gekommen, die jedoch ohne bedeutende Resultate blieben, bis der Herzog von Ormond drei Monate vor dem Tode Karls I., mit Vollmachten von diesem versehen, von Seiten des Königs alle Forderungen der Empörten bewilligte. Neu gestärkt und ermuthigt drangen sie nunmehr gegen die Truppen des Parlaments vor, trieben sie überall zurück und beschränkten sie auf Dublin, Belfast und Coote. Nach Karls Tode riefen sie seinen Sohn zum Herrscher aus und erkannten Ormond als dessen Statthalter an. Den völligen Verlust Irlands zu verhüten, sollte jetzt Cromwell als Lord-Lieutenant dahin abgehen. Nach einigem Bedenken brach er am 10. Juli von Whitehall auf. Drei Geistliche flehten um Gottes Segen für die Waffen seiner Heiligen, und nachdem zuerst Oberst Harrison, dann Cromwell selbst über mehrere auf die Umstände bezügliche Stellen der Bibel gepredigt hatte, stieg der Letztere in einen mit sechs Pferden bespannten Wagen und verließ, von seiner glänzenden Leibwache — es waren achtzig junge Leute aus den höchsten Ständen und sämmtlich schon zu Officierstellen vorgerückt — so wie von den ersten Staatsbeamten begleitet, unter dem Beifallruf der Menge die Hauptstadt. Mit acht Regimentern, die durch das Loos ausgewählt

worden waren, landete er in Irland und rückte vor Drogheda, welches von dreitausend Royalisten vertheidigt wurde. Beim dritten Sturm drangen die Soldaten des Parlaments, Cromwell voran, über die Mauern und metzelten Besatzung und Einwohnerschaft ohne Unterschied bis auf den letzten Mann nieder. Dasselbe Schicksal traf die Stadt Werford. Die durch solche Unfälle und solche Grausamkeit entmuthigten Royalisten, denen es außerdem an Geld, Waffen und Geschütz fehlte, wichen auf allen Punkten; geheime Unterhandlungen mit einzelnen Häuptern trugen Zwiespalt und Verrath in ihre Reihen, und schon im Mai des folgenden Jahres konnte Cromwell den fernern Befehl gegen die bereits auf die Provinz Connaught beschränkten Empörer seinem nicht minder entschlossenen Schwiegersohne Ireton anvertrauen, um nach England zurückzukehren, dessen Staatsrath und Parlament nach Entfernung der dringendsten Gefahren in Irland die Schotten mit Krieg zu überziehen und den Befehl über das zu dieser Expedition bestimmte Heer dem Besieger von Irland mit dem Titel eines Lord General zu übergeben beschlossen hatten.

Cromwell fand den General Leslie an der Spitze von zwei und dreißigtausend Mann in einer so vortheilhaften Stellung zwischen Edinburg und Leith verschanzt, daß er, überdies an Zahl der Truppen weit schwächer, nicht wagte ihn anzugreifen, und alle seine Versuche den Feind aus seinen Linien zu locken waren vergebens. Der Name des jungen Königs hatte dem Schottischen Heere einen trefflichen Zuwachs versuchter Krieger verschafft, welche, die jetzigen Gewälthaber hassend, nur um seinetwillen das Vaterland der Vertheidigung werth gehalten hatten und diese Gesinnungen nicht verhehlten. Als Karl im Lager erschien, empfingen ihn die Truppen mit lauten Freudenbezeigungen, und tranken jubelnd auf sein Wohl. Hierdurch entrüstet, klagte ein Ausschuß von presbyterianischen Geistlichen, der dem Heere folgte, daß die Ankunft des Königs die Krieger zu Ausschweifungen und weltlicher Gesinnung verleite, daß sich außerdem viele Böswillige und viele Feinde des Covenants im Lager befänden, deren Sünden den Zorn Gottes auf das Heer der Heiligen herabrufen müßten. Die Lords von den Artikeln, welche die Geschafte leiteten, da das Parlament nicht beisammen war, gingen auf diese Beschwerden nicht nur ein, sondern verfügten auch sogleich eine Untersuchung über die Gesinnung vieler Personen in der Armee, wodurch dieser gegen achtzig treffliche Officiere und einige tausend Mann geübter Soldaten entzogen wurden,

und verlangten außerdem vom König eine Erklärung, daß er seine und seiner Vorfahren Sünden von Herzen bereue, damit die Rache des Allmächtigen vom Reiche der Schotten abgewendet werde. „Er solle wehklagen, hieß es, über seines Vaters Widersetzlichkeit gegen das Werk des Herrn und den Covenant, wodurch dieser sich schuldig gemacht, das Blut des Volkes Gottes vergossen zu haben, er solle trauern über das abgöttische Wesen seiner Mutter, das den erzürnen müsse, der als ein starker und eifersüchtiger Gott die Sünden der Väter an den Kindern heimsuche, er solle bekennen, daß er den Covenant mit aufrichtigem Herzen unterschrieben habe und keine andern Freunde und Feinde haben wolle, als die für oder gegen diesen Bund seyen; von der Sündhaftigkeit seiner Verbindungen, welche er mit den bluttriefenden Empörern in Irland angeknüpft habe, möge er sich endlich überzeugen und dieselben für null und nichtig erklären, und von Papstthum und Prälatur, von Abgötterei und Ketzerthum sein Herz abwenden; sonst werde er finden, daß der Zorn des Herrn noch über ihm sey und dessen Rechte noch ausgestreckt gegen ihn und die Seinigen." Als Karl sich weigerte diese demüthigende Erklärung zu unterzeichnen, erklärten die Frommen, sie würden sich lossagen von der Sündenschuld des Königs und seines Hauses, und keinen Schritt mehr für ihn thun, und die Geistlichen verkündeten laut, der König sey die Wurzel aller Bosheit und ein Heuchler, der den Covenant unterschrieben ohne den Willen ihn zu halten. Voll Schmerz und Furcht mußte Karl zuletzt seine Beistimmung geben, worauf noch ein feierlicher Fasttag gehalten ward „zur Abbüßung der Sünden der zwei Könige, des Vaters und des Sohnes", und die Geistlichen dem General Leslie verkündeten, er werde nunmehr mit leichter Mühe den gotteslästernden Anführer der Feinde und seine ketzerische Rotte vernichten. Cromwells Lage war in der That sehr schwierig geworden; der Mangel an Lebensmitteln in der von den Schotten absichtlich verwüsteten Gegend wurde täglich dringender, die Vorräthe, welche ihm von der See her zukamen, reichten nicht aus; Krankheiten verminderten die Zahl seiner Streiter; bereits wurde er auch im Rücken durch einen feindlichen Heerhaufen bedrängt. Endlich beschloß er sich nach Dunbar hin einen Ausweg zu bahnen, wo sich ihm Leslie wiederum auf den Hügeln von Lammermuir entgegenstellte. In Besorgniß, die Engländer möchten entkommen, zwangen die Geistlichen den General, trotz seiner gegründeten Vorstellungen, in die Ebene hinabzusteigen, um den Feind anzugreifen.

Cromwell betete schon seit mehreren Stunden mit seinen Hauptleuten und traute seinen Augen kaum, als er die Bewegung der Schotten sah. Freudig rief er aus: „Sie kommen herab, der Herr hat sie in unsere Hände gegeben, lasset den Herrn sich erheben und seine Feinde zerstreuen." In der Ebene von Dunbar gewann er den vollständigsten Sieg (3. Sept. 1650). Dreitausend Todte bedeckten das Schlachtfeld, und neuntausend wurden zu Gefangenen gemacht. Der Ausschuß der Prediger, welcher das Unglück des Schottischen Heeres herbeigeführt hatte, verkündete in einer Erklärung und Warnung die dreizehn Ursachen des über die Nation gekommenen Verderbens. Als solche wurden angegeben: das Mißfallen Gottes an den vielen geheimen Königlichen, die noch im Lande verborgen seyen; die offenbaren Aergernisse, welche Karl II. durch seinen leichtsinnigen Lebenswandel gegeben; die Theilnahme seiner Leibwache an der Schlacht, ehe dieselbe von der Sünde gereinigt worden; die Vermessenheit mehrerer Hauptleute, siegen zu wollen, ehe sie den Herrn angerufen; die fleischliche Selbstsucht der Gewalthaber u. s. w. Dies Alles, meinten sie, habe den Herrn gereizt, sein Antlitz von den Söhnen Jakobs abzuwenden und sein Volk mit einer so schrecklichen, aber dennoch wohlverdienten Züchtigung heimzusuchen. Andere Geistliche äußerten indeß, es sey sehr unklug von Gott, wenn er seinen Zorn zu weit triebe, da es doch am Ende sein eigener Schade seyn werde, wenn die Auserwählten auf der Erde unterdrückt würden, und nur seine abgesagtesten Feinde übrig blieben; er solle ihr Gott nicht mehr seyn, wenn er sie, die stets so treu ihre Pflicht erfüllt, nicht aus dieser Noth rette, und beteten eifrig zu ihm: „O Gott, du hast uns für unser vieles Fasten schon so lange nicht siegen lassen. Was meinst du damit, o Herr, uns in einen Graben zu werfen und darin liegen zu lassen? O Herr, willst du einen Stuhl nehmen und im Hause der Pairs sitzen, oder willst du in dem hochachtbaren Hause der Gemeinen abstimmen, die so eifrig für deine Ehre sind? Viele Hände sind wider uns aufgehoben, aber es giebt einen Gott, und das bist du selbst, der uns mehr Schaden thut als jene alle."

Nicht minder eifrig als bei den Schotten wurde im Englischen Heere gebetet und gepredigt. Als Cromwell nach der Schlacht bei Dunbar ohne Widerstand in Leith und Edinburg eingerückt war, indeß das Schottische Parlament nach St. Johnstone floh, erklärte er, nicht ihm gebühre die Siegesehre, sondern dem Allmächtigen, in dessen Hand er nur ein schwaches Werkzeug sey, Gott habe seinen Arm erhoben

und seine Sache gerächt. Täglich hielt er Predigten, in denen er die Soldaten zu gottesfürchtigem Wandel ermahnte, und den Officieren gebot sich unter einander wie Brüder zu lieben, Reue zu fühlen über ihre todten Werke, und die Blindheit ihrer Gegner im Gebet zum Herrn zu beklagen. Mit den puritanischen Geistlichen, welche sich in das Castell von Edinburg, das sich noch vertheidigte, geflüchtet hatten, eröffnete er einen theologischen Schriftwechsel, in welchem er den Grundsätzen der Independenten gemäß durchführte, daß es auch den Laien zukomme das Evangelium zu predigen und ihre geistlichen Gaben zur Erbauung der Brüder zu benutzen, und daß nach den vielen Fasttagen, welche beide Nationen gehalten, nach den häufigen und nachdrücklichen Berufungen auf den Herrn der Heerschaaren die Schlacht bei Dunbar als eine Verkündigung Gottes zu Gunsten der Englischen Republik betrachtet werden müsse. König Karl II. gewann indeß durch jene Niederlage mehr an Ansehen, als er verloren; am 1. Januar 1651 empfing er die Krone, welche seine Vorfahren getragen hatten, in der Kirche zu Scone, wobei ihm vom Prediger Douglas noch einmal die Haltung des Covenants eingeschärft wurde; aber im Allgemeinen waren die Geistlichen, durch die Unfälle des vorigen Jahres belehrt, weniger anmaßend und überließen dem jungen Fürsten die Führung des neugesammelten Heeres. Während Cromwell im Frühjahr nach Perth vordrang, beschloß Karl in dessen Rücken einen kühnen Einfall in England zu machen. Er erklärte seine Absicht und forderte Alle, welche Glück und Gefahr mit ihm theilen wollten, zu diesem Zuge auf. Elftausend Mann fanden sich bereit. Auf diese Nachricht theilte Cromwell seine Armee; zunächst mußte die ganze Reiterei, sechstausend Mann, unter Harrison und Lambert zur Verfolgung des Feindes aufbrechen, mit achttausend Mann Fußvolk blieb Monk in Schottland, er selbst führte zehntausend Infanteristen an der Küste nach York hinab. Karl hatte gehofft die Royalisten in England weit und breit unter den Waffen zu finden; aber zu seinem Schmerz stellten sich nur etwa tausend bei seinem Heere ein, da ihnen der Einbruch zu unerwartet kam, und die zahlreichen mißglückten Empörungen sie entmuthigt hatten, während sich die Truppen des Parlaments von allen Seiten in der Gegend von Worcester sammelten und durch Cromwells Ankunft bis auf dreißigtausend Mann verstärkt wurden. Mit dem gewöhnlichen Nachdrucke angegriffen, wich das Heer des Königs von den Ufern der Severn, die er besetzt hielt; Cromwell erzwang den Uebergang an zwei Punkten

und trieb nach einem heftigen Widerstand, in welchem Karl die größte Tapferkeit zeigte, die Fliehenden in die Thore von Worcester. Mit ihnen drangen die Republikaner in die Straßen. Es war der Jahrestag der Schlacht bei Dunbar (3. September). Dieser Schlag vernichtete das Heer und die Hoffnungen des Prätendenten, der nur mit großer Mühe und auf eine wunderbare Art sein Leben rettete.

Am Abend des unglücklichen Tages entfloh er der Verwirrung und dem Gemetzel, welche die Straßen von Worcester erfüllten, mit funfzig oder sechzig Begleitern, legte mit ihnen ohne anzuhalten mehr als fünf Deutsche Meilen in einem Zuge zurück, trennte sich dann in der Nacht plötzlich mit dem Grafen von Derby von dem großen Haufen, und eilte auf den Rath des letzteren seitwärts der Grenze von Staffordshire zu, nach einem abgelegenen Hof, Boscobelhaus genannt, den ein redlicher Pachter katholischen Glaubens, Namens Penderel, mit seinen vier gleich wackern Brüdern bewohnte. Diesen treuen Männern vertraute er sich an, und willig beherbergten sie ihn als einen Verwandten mehrere Tage lang. Sie gaben ihm eine Bauernkleidung und nahmen ihn des Morgens mit, wenn sie als Forstwärter in den benachbarten Wald gingen, Holz zu hauen oder Reisig zu sammeln. Des Nachts lag er mit ihnen auf dem Stroh, und ihre grobe Kost war auch seine Nahrung. Fast täglich zogen Cromwellsche Streifwachen durch, die den Flüchtling suchten, jedem den Tod drohten, der ihn verheimlichen, und dem eine reiche Belohnung versprachen, der ihn ausliefern würde. Oberst Careleß, ein treuer Royalist, der ebenfalls in Boscobelhaus Schutz suchte, beredete den König, als die Gefahr immer dringender wurde, mit ihm auf eine Eiche zu klettern, in deren dichtem Laube sie über vier und zwanzig Stunden verborgen saßen, während mehrere Soldatenhaufen dicht unter dem Zufluchtsort vorübergingen. Lord Wilmot, der sich auf der Flucht vom Könige getrennt und gleichfalls von einem der Brüder Penderel an einem andern Ort versteckt worden war, rieth ihm danach Boscobelhaus zu verlassen und nach dem Städtchen Bentley zu gehen, wo der Oberst Lane wohnte, ein eifriger Royalist, von dessen Treue alles Gute zu erwarten war. Er machte sich auf, und Wilmot nebst den fünf Penderel begleiteten ihn. Mit wunden Fußsohlen (denn er war des langen Gehens in plumpen Bauernstiefeln nicht gewohnt) kam der Flüchtling in Bentley an (10. Sept.) und fand in dem Obersten den Mann, den er erwartet hatte. Hier entließ er die redlichen Brüder mit innigem Dankgefühl. Lane, um seinen

Gast nach der Küste hinzuschaffen, entwarf einen Plan zu einer Reise nach der Gegend von Bristol, wo eine nahe Verwandte von ihm, Mistreß Norton, wohnte, welche zu besuchen er sich einen Paß für sich, seine Schwester und einen Bedienten auswirkte. Den Letztern stellte der König vor, und Wilmot zog auf seinem Gaule, gleichfalls verkleidet, mit einem Falken auf der Hand und mehreren Hunden zur Seite als ein reisender Jäger nach, der sich zufällig angeschlossen habe. Im Nortonschen Hause sagte man nichts von der Wichtigkeit des Gastes; vielmehr führte ihn das Fräulein Lane als ihren Bedienten ein, der aber unterwegs ein Fieber bekommen habe, und für den sie deßhalb um eine abgelegene Kammer bat. Hier erkannte ihn ein Aufwärter, und warf sich vor ihm nieder. Der erschrockene Karl hob ihn schnell auf, und beschwor ihn um Gottes willen, ihn nicht zu verrathen. Leider hörte man hier, daß in Bristol kein einziges Schiff segelfertig liege. Man mußte also auf einen andern Weg denken, und die Wanderungen in dem unsichern Lande begannen von Neuem. Zunächst begab man sich nach Trent bei Sherburn in Dorsetshire, zu dem Obersten Windham, gleichfalls einem bekannten Anhänger der Königspartei, der den verfolgten Gast mit derselben Treue wie die vorigen Freunde verbarg, und das Geheimniß allen seinen Leuten mittheilte, die sich beeiferten, ihm ihre Liebe und Anhänglichkeit zu bezeigen. Solche Zeiten der Angst und der allgemeinen Verwirrung sind es, in denen die Tugenden der Treue und der Aufopferung in ihrem schönsten Lichte hervortreten. Die alte Mutter des Obersten zerfloß in Freudenthränen beim Anblick des verkappten Königs, und betheuerte, daß sie jetzt gern ihre drei im Kriege für seinen Vater umgekommenen Söhne verschmerzen wolle, da sie das Glück habe ein Werkzeug zu seiner Erhaltung zu werden. Der Oberst selbst erzählte ihm, wie sein sterbender Vater ihn und seine vier Brüder im Jahre 1636 vor sein Bette kommen lassen, und zu ihnen gesprochen: „Meine Kinder, wir haben unter den drei letzten Regierungen ruhige und friedliche Zeiten gehabt, aber jetzt werden Wolken und Stürme kommen. Macht euch darauf gefaßt; doch gehe es wie es gehe, bleibt euerm Landesherrn treu und gehorsam. Verlaßt die Krone nicht, und sollte sie an einem Haarbüschel hangen." Diese letzten Worte, fügte Windham hinzu, hätten einen so tiefen Eindruck auf ihn und seine Brüder gemacht, daß keine Widerwärtigkeit in den nachher erlebten schweren Zeiten sie hätte aus ihrem Gedächtniß verlöschen können.

Neunzehn Tage blieb der König in Windhams Hause verborgen indeß das übrige England vergebens forschte, ob er lebe oder todt sey. Lange sah man sich umsonst nach einem Schiffe um. Zu Lyme wurde endlich ein Fahrzeug gefunden und gemiethet, um einen Herrn von Adel und seinen Diener (Wilmot und den König) nach Frankreich zu bringen. Ort und Stunde der Einschiffung waren verabredet, aber der Schiffer, durch Besorgnisse seiner Frau zurückgehalten, erschien in der bestimmten Nacht nicht, und Karl mußte traurig nach Trent zurückkehren. Auf diesem Wege fand er zu Bridport funfzehnhundert Soldaten, welche nach der Insel Jersey eingeschifft werden sollten. Schnell entschlossen führte Karl sein Pferd mitten durch den Haufen, der laut über diese Frechheit murrte, auf das Wirthshaus zu. Im Stalle begrüßte ihn der Hausknecht als einen alten Bekannten, den er früherhin zu Exeter im Dienste des Herrn Potter kennen gelernt habe. Wirklich hatte Karl einmal während des Bürgerkriegs noch bei Lebzeiten seines Vaters bei diesem Manne gewohnt, versetzte aber mit dem Anscheine der größten Ruhe: „Ja, ich war einmal bei Herrn Potter im Dienst, habe aber jetzt keine Zeit, und behalte mir vor, unsere Bekanntschaft bei einem Kruge Bier zu erneuen, wenn ich von London zurückkomme." — Nach vielen vergeblichen Versuchen ward endlich ein zweites Fahrzeug im Hafen von Shoreham in Sussex ausgekundschaftet, das nach Frankreich gehen wollte. Auch die Reise dahin, auf welcher oft die Verkleidung gewechselt werden mußte, war nicht ohne Gefahren. Unter andern entdeckte ein Schmid, daß die Hufeisen seines Pferdes Schottische Arbeit wären, da der Prinz doch vorgab, sie seyen in England gemacht; und mit genauer Noth entrann er dieser Schlinge. Es ist in der That bewundernswürdig, wie er ein und vierzig Tage lang von so vielen tausend Spähern und Feinden umgeben unentdeckt bleiben konnte, da doch mehr als funfzig Personen um seinen Aufenthalt wußten. Am 17. October kam er glücklich in der Normandie an.

Nach Cromwells Abzuge hatte Monk trotz der geringen Zahl seiner Krieger mit großem Glück gefochten, Stirling und Dundee erobert und die leitenden Ausschüsse des Parlaments und der Kirche in Ellet überrumpelt und gefangen genommen. Darauf erhielt er gegen zwölftausend Mann Verstärkung, mit der er ganz Schottland bis an den Fuß der Gebirge unterwarf, an deren Saum er eine Postenkette einrichtete, um die Bewohner des Hochlandes im Zaume zu halten.

Als die Besiegung der Schotten auf diese Weise vollendet war, sandte das Parlament von England mehrere Commissäre ab, St. John und Vane an der Spitze, welche eine Versammlung von Stellvertretern der Grafschaften, Städte und Burgflecken nach Dalkeith beriefen, um über die Union des Reichs mit der Englischen Republik zu verhandeln (Oct. 1652). Die Kronländereien so wie das Vermögen Aller, die dem König nach England gefolgt waren, wurden eingezogen und Englische Sheriffs und Richter abgesendet, um die früheren Tribunale zu ersetzen. Zu dem Kummer der Schotten über die Unterdrückung ihrer Nationalität kam noch die Ungeschicklichkeit und Unwissenheit dieser Beamten, die meistens Englische Soldaten waren, so wie die Last der hohen Abgaben und starken Einquartierungen. Im Jahre 1654 wurde endlich die Union beider Reiche, für welche die meisten Abgeordneten zu Dalkeith gestimmt hatten, erklärt, die Grenzzölle abgeschafft und dreißig Schottische Deputirte in das Londoner Parlament aufgenommen.

Noch trauriger war das Loos, welches die Irländer traf. Ireton hatte unter Blutströmen, auf dem Wege Cromwells fortschreitend, die Unterwerfung des Landes weitergeführt, als er im Herbste des Jahres 1651 kurze Zeit nach der Eroberung von Limerick, welches sich länger als vier Monate vertheidigt hatte, an einer pestartigen Krankheit, welche im Gefolge der langen Kriegsnoth Irland verheerte, seinen Tod fand. Mit leichter Mühe konnte sein Nachfolger Fletwood, der bald darauf Iretons Witwe heirathete, das so weit gediehene Werk vollenden, und im Sommer 1653 war kein Rebell mehr unter den Waffen. Nachdem ein hoher Gerichtshof eingesetzt war, um Alle, welche seit dem Ausbruch des Aufstandes das Blut eines Protestanten anderswo als auf dem Schlachtfelde vergossen hätten, zu richten, und der Nachgier dieses Tribunals zweihundert der ersten Männer des Landes zum Opfer gefallen waren, erhielten alle Häuptlinge und ehemalige Krieger, welche es wünschten, Erlaubniß zur Auswanderung und zur Anwerbung so vieler Leute, als sie zusammenbringen konnten. Die meisten gingen nach Frankreich, viele nach Spanien, einige nach Oesterreich und Venedig. Diese Entfernung von dreißig bis vierzigtausend streitbaren Männern schien jedoch der Tyrannei des Parlaments zur Schwächung der Irischen Nationalkräfte noch nicht hinreichend; obgleich man schon während des Krieges mit beispielloser Grausamkeit alle Gefangene als Sklaven nach Westindien geschickt oder verkauft hatte, wurden jetzt noch nach und nach über zwanzigtausend Jünglinge, Weiber und Kinder

willkürlich aufgegriffen und nach Jamaika oder andern Inseln Amerikas hinübergeführt. Dann wurde beschlossen, das früher begonnene gewaltsame Colonisationssystem (oben S. 202) in der umfassendsten Weise fortzusetzen. Zu diesem Ende wurde Allen, welche Führer oder Rathgeber bei den Rebellen gewesen, ihr Grundbesitz vollständig entrissen; alle übrigen, welche gegen das Parlament die Waffen geführt, verloren zwei Drittel, und welche nicht für dasselbe gestritten, ein Drittel ihrer Ländereien. Man rechnet, daß damals siebentausend achthundert Millionen Morgen Landes eingezogen wurden, welche man theils an die Soldaten und Englische oder Schottische Colonisten vertheilte, theils der Regierung vorbehielt. Um diese grausamen Maßregeln zu vollenden, trieb man alle gebornen Irländer über den Shannon nach Connaught, mit dem Befehl, daß jeder Verpflanzte, der sich auf dem linken Ufer jenes Flusses blicken ließe, von dem Ersten, der ihm begegne, niedergestoßen werden könne; eben so sollte jeder, der Waffen führe oder im Hause halte, des Todes schuldig seyn. Nicht zufrieden, das politische Daseyn des Volkes auf diese Weise zertreten zu haben, erklärten die Commissäre, welche das Parlament zur Anordnung der Angelegenheiten hinübergesandt hatte, obschon sie als Independenten fortwährend die Forderung der Gewissensfreiheit der Episcopalkirche und den Presbyterianern gegenüber geltend gemacht hatten, daß die Uebung des katholischen Cultus in Irland verboten sey, daß kein Katholik ohne einen Paß, der seine Person, seinen Stand und sein Gewerbe genau bezeichne, in einer Markt- oder Garnisonstadt sich aufhalten dürfe, daß alle katholischen Priester bei Strafe des Hochverraths Irland innerhalb zwanzig Tagen verlassen müßten, und daß Jeder, der sie herberge, ebenfalls den Tod leiden solle. Die Ortsbehörden wurden ermächtigt, den Katholiken ihre Kinder wegnehmen zu lassen, um dieselben zur Erziehung nach England zu senden. — So viel die Herrscher Englands an der Irischen Nation durch Härte, Gewalt und Grausamkeit gefrevelt hatten, alle ihre Gesetze und Thaten wurden weit durch das Verfahren übertroffen, durch welches die Englische Republik, die den König im Namen der Freiheit ermordet hatte, die Irländer zu beknechten und auszurotten strebte. Es war nicht möglich, alle diese Grausamkeiten in ihrem ganzen Umfange durchzuführen; viele Irländer blieben jenseit des Shannon zurück, andere flüchteten in Wälder und Moräste, hörten mit knirschendem Ingrimm die Worte ihrer Priester und fielen raubend und mordend in die Be-

sitzungen der verhaßten Ansiedler. Trotz alles Zuflusses, welchen die letztern erhalten hatten, überstieg die Zahl der Katholiken auf der Insel die der Protestanten noch immer um das Siebenfache.

---

8. Die Auflösung des langen Parlaments.

Die Herstellung der Ruhe in allen drei Königreichen mußte wiederum vornehmlich Cromwells Einsicht und Tüchtigkeit zugeschrieben werden. In der Zwischenzeit hatte sich der Staatsrath durch strenge Maßregeln gegen die zahlreichen Royalisten und noch stärkeren Presbyterianer, welche ebenfalls im Stillen an der Restauration eines gemäßigten Königthums arbeiteten, so wie anderer Seits gegen die Kühnheit der Levellers in unangetastetem Ansehen zu behaupten gewußt. Schon im September 1649 war ein Gesetz des Inhalts erlassen worden: daß Niemand ohne Censur eine Schrift zum Druck geben dürfe, und nach verbotenen Büchern Haussuchungen angestellt werden sollten. Außerdem wurden die Orte bestimmt, an denen Druckereien seyn könnten, und das Verbot, nicht censirte Bücher zu verkaufen, dringend eingeschärft. Es folgten diesen Mitteln der Unterdrückung der gegnerischen Ansichten auch Verfolgungen ihrer Personen. Die kühnsten Royalisten und Levellers wurden verhaftet, und von den ersten, an die man sich eher wagte, viele hingerichtet; eine den bisherigen Unruhen fremde Erscheinung, da, außer auf den Schlachtfeldern, wenig Blut geflossen war. Die Aufmerksamkeit der Nation ward darauf durch den in Folge der vom Parlament votirten Schifffahrtsacte mit Holland ausbrechenden Krieg, dessen nähere Ereignisse wir bereits oben dargestellt haben, von den innern Zuständen abgelenkt, und der Nachdruck, mit welchem derselbe geführt ward, gab ein glänzendes Zeugniß sowohl für die vermehrte Seethätigkeit und Erfahrung der Engländer als für die Einsicht und die Anstrengungen der Staatsverwaltung, welche Schiffe von einer bisher unerhörten Größe und Zahl zum Kampf ausrüstete und für Mannschaft und Bedarf im Ueberfluß sorgte. Der Krieg endete zum Ruhme Englands mit der Anerkennung der Ueberlegenheit der Englischen Flagge von Seiten der Niederländer, der bis dahin ersten Seemacht Europas, und drohte, diesen in kurzem auch den Besitz des bisher mit so vielem Glück geführten Welthandels streitig zu machen.

Cromwells aufgeregter Geist konnte sich jetzt weniger als jemals entschließen, auf dem erreichten Punkte seiner Macht stehen zu bleiben. Er beschloß, die Unzufriedenheit der Officiere, welche mit Schrecken bemerkten, wie Einfluß und Ansehen, welche sie nach der Reinigung des Parlaments erhalten und längere Zeit behauptet hatten, während ihrer Anstrengung und Kämpfe in den Feldlagern auf die Häupter des Staatsraths übergegangen sey, zu seiner weitern Erhebung zu benutzen. Um ihre Stimmung zu prüfen, berief er die Angesehensten derselben mit mehreren Parlamentsgliedern seines Anhangs zusammen und legte ihnen zu ihrem großen Erstaunen die Frage vor, ob sie sich, da der gegenwärtige Zustand als ein ungenügender und vorübergehender zu betrachten sey, für die reine Republik oder eine mit monarchischer Autorität gemischte erklären würden, und wem sie im letztern Falle die höchste Stellung übertragen würden. Die Officiere waren mit wenigen Ausnahmen für die Republik, sonst aber hielten sie es für gerathen, Karl Stuart oder seinen zweiten Bruder, den Herzog von York, zu wählen. Unwillig und verstimmt, jedoch ohne seine Absicht kund zu geben, ließ Cromwell die Sache fallen und sann auf andere Mittel. Die Republikaner im Parlament, welches nach seiner Reinigung oder Verstümmelung durch das Heer, gewöhnlich das Rumpfparlament oder der Rumpf genannt wurde, mit Cromwells geheimen Entwürfen nicht unbekannt, verdoppelten ihre Thätigkeit. Ermuthigt durch die gelungene Vereinigung Schottlands und Irlands und die Erfolge des Seekrieges, wie sie waren, befehligten sie zwei Regimenter von der Armee zum Dienst auf der Flotte, um sie Cromwells Händen zu entziehen, und genehmigten eine Bill, welche, in Betracht mehrfacher Petitionen die Maßregeln zur Wohlfahrt des Volkes zu beschleunigen und den Druck der Steuern zu ermäßigen, die Entlassung des vierten Theils des Landheeres, welches gegen funfzigtausend Mann betrug, anbefahl. Bald darauf kam noch eine weitere Reduction der Truppen in Vorschlag. Hiergegen übergaben die Officiere und Soldaten eine Vorstellung, in welcher nicht nur auf schnelle Auszahlung des rückständigen Soldes gedrungen wurde, sondern den Abgeordneten auch in gebieterischem Tone gerathen ward, ihre Aufmerksamkeit mehr als bisher der Verbreitung des Evangeliums und der Verbesserung der Gesetzgebung zu widmen, und sündhafte, der guten Sache abgeneigte Personen nicht länger in ihren Stellen zu lassen. Zuletzt wurden Anordnungen zur Zusammenberufung eines neuen Parlaments gefordert

damit, wie es hieß, auch andere wackere Männer sich um das Vaterland verdient machen könnten. Die Versammlung beschloß, daß künftig Alle, welche dergleichen Bittschriften übergeben würden, des Hochverraths schuldig seyn sollten; eine Maßnahme, welche Cromwell nicht unerwünscht kam, um den Bruch zwischen Parlament und Heer entscheidend und unheilbar zu machen. Der Armee unter solchen Umständen gewiß, wollte Cromwell allen Qualen des Zweifels und der Sorge, von denen er bestürmt wurde, ein Ziel setzen, und da er vergebens List, Schlauheit und Verstellung, die ihm so weit geholfen, aufgeboten hatte, um die starren Republikaner zu gewinnen, sah er deutlich ein, daß ihn kein anderer Weg als offene Gewalt über die letzte Kluft, welche ihn von seinen Hoffnungen trennte, hinüberführen würde. Sein Plan war zunächst das ihm hinderliche Parlament zu zersprengen und einen neuen Staatsrath aus seinen Anhängern zu bilden. Während er hierüber am 20. April 1653 mit seinen Anhängern und mehreren einflußreichen Officieren eine eifrige Berathung hielt, beschäftigte sich auch das Parlament mit seiner Auflösung, aber nur in dem Sinne, durch Bestimmungen über die Wahlen, seiner Partei in der nächsten Versammlung das Uebergewicht von Neuem zu sichern und sich durch den Beistand der Presbyterianer und Gemäßigten gegen Cromwell und die Forderungen der Armee zu verstärken. Indeß Harrison, ein eifriger Anhänger Cromwells, die Debatten hierüber auf jede Weise aufzuhalten suchte, eilte Oberst Ingoldsby nach Whitehall, wo dem General bald nach Karls Hinrichtung seine Wohnung angewiesen worden war, diesen von dem Gegenstand der Verhandlung in Kenntniß zu setzen. Rasch sprang Cromwell auf, nahm einige seiner vertrauteren Officiere mit sich, befahl dreihundert Muketieren ihm zu folgen, und eilte nach Westminsterhall. Nachdem er die Soldaten an den Thüren, Treppen und Vorzimmern des Gebäudes vertheilt, trat er ruhig in den Saal, setzte sich auf seinen gewöhnlichen Platz und hörte eine Zeit lang den Verhandlungen zu. Dann sagte er seinem Nachbar, dem Oberst Harrison, ins Ohr: „jetzt ist es Zeit!“ — „Herr, erwiederte dieser leise, es ist ein gefährliches Unternehmen; ich bitte euch, es ernstlich zu überlegen, ehe ihr Hand anleget.“ — „Wohl gesprochen!“ entgegnete der General, und saß wieder eine Viertelstunde still. Als nun endlich der Sprecher die Frage zur Abstimmung brachte, stand er auf. Von gemäßigten Vorstellungen über das Benehmen der Parlamentsglieder ging er allmählig zu immer heftigeren Vorwürfen über:

wie sie in Herzenshärtigkeit und Selbstsucht den Staat und die Sache des Herrn vergessen hätten, wie sie die Krieger vernachlässigt, die im Felde ihr Blut verspritzt, wie sie die abtrünnigen Presbyterianer gewinnen und die Fortdauer ihrer Gewalt für immer begründen wollten, um ihre Beutel zu füllen. Aber ihre Zeit sey gekommen. „Schämt euch, fuhr er fort, und entfernt euch! Macht bessern Leuten Platz, die ihr Amt getreuer verwalten. Der Herr hat sich von euch losgesagt; er hat andere Werkzeuge erkoren, sein Werk zu betreiben." Hier unterbrach ihn Sir Peter Wentworth und äußerte, daß er noch niemals eine so unparlamentarische Sprache vernommen, die um so beleidigender sey, da sie von einem Manne ausgehe, der der Diener des Hauses sey und den dasselbe nur zu sehr begünstigt habe. Bei diesen Worten stürzte Cromwell in die Mitte des Saales und rief zornglühend: „Kommt nur her, Sir, ich will euerm Geschwätz ein Ende machen." In der heftigsten Bewegung schritt er einige Mal auf und ab, dann stampfte er heftig mit dem Fuße und schrie: „Ihr seyd nicht länger ein Parlament, ich sage euch, ihr seyd kein Parlament mehr! Bringt sie herein!" — Die Thüren öffneten sich und Oberst Worselei trat mit zwanzig Musketieren in den Saal. Als der Republikaner Harry Vane bei diesem Anblick ausrief: „das ist gegen Sitte und Recht, gegen Treue und Glauben!" brüllte Cromwell fast krampfhaft: „O Sir Harry Vane! Sir Harry Vane! Der Herr befreie mich von Sir Harry Vane! Er hätte Alles verhindern können, aber er ist selbst ein Heuchler ohne Treu und Glauben." Hierauf nahm er Harry Martin beim Rocke, und sagte zu ihm: „du bist ein Hurer!" zu einem andern: „du bist ein Ehebrecher!" zu einem dritten: „du bist ein Säufer!" zu einem vierten: „du bist ein Wucherer! — Was sollen wir mit diesem Gesindel, welches den Bekennern des Evangeliums eine Schmach und ein Aergerniß ist? Fort damit; ihr selber habt mich gezwungen so zu verfahren! Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, daß er mich lieber hinwegnehmen als meine Hand zu solchem Werk gebrauchen möchte." Dann wendete er sich gegen die Soldaten mit dem Befehl das Haus zu leeren. Oberst Harrison führte den Sprecher von seinem Sitze bei der Hand herunter, die andern wichen vor den nahenden Kriegern. Cromwell blieb bis zuletzt, und als der Saal leer war, ließ er die Thüren verschließen, und ging ruhig nach Whitehall zurück. Noch eine seinen Planen hinderliche Behörde hatte Cromwell aus dem Wege zu schaffen, nämlich den Staatsrath. An

demselben Tage, an welchem die Auflösung des langen Parlaments in so seltsamer Weise vor sich gegangen war, trat er nach Mittag in die Sitzung jenes Collegiums und erklärte dessen Befugnisse mit der Aufhebung des Parlaments für erloschen. Der Präsident, Bradshaw, welcher auch im Blutgericht über Karl I. den Vorsitz geführt, entgegnete dem Lord General mit republikanischer Festigkeit: „Sir, wir haben gehört, was ihr heute im Parlament vorgenommen, und bevor wenige Stunden vorübergehen, wird diese Kunde ganz England erfüllen. Aber das Parlament ist nicht aufgelöst, keine Macht unter dem Himmel kann es auflösen als die Mitglieder selbst." — Seine Worte blieben ohne Wirkung, und die Räthe wurden auseinander getrieben.

So hatte in schneller Folge der Entwickelung eine Partei die andere gestürzt und die äußerste Ansicht stets die Oberhand behalten, um wiederum den Kräften, welche sie selbst entfesselt und hervorgerufen, zum Opfer zu fallen. Die Armee, von ihrem kühnen Führer geleitet, triumphirte nunmehr entschieden; gelang es dem letztern, die in derselben liegende rohe Gewalt auf die Dauer zu bändigen und als sein Werkzeug zu gebrauchen, so mochte er furchtlos die höchste Spitze des Staates ins Auge fassen und ersteigen. Cromwell hatte jetzt zum ersten Male seine Absichten offener gezeigt, die Festigkeit des Parlaments hatte ihn genöthigt, die Maske der Demuth und Heuchelei, die er so lange getragen, abzuwerfen. Doch wollte er auch jetzt noch nicht als Alleinherrscher in vollem Sinne auftreten und die Formen der Verfassung, unbeschadet seiner wirklichen Gewalt, möglichst schonen, sich alle Parteien verbinden und zugleich eine durch die andere schrecken. Für die Royalisten hatte er bereits in dem letzten Parlament eine Amnestie durchgesetzt; den Presbyterianern zeigte er die Aufrechthaltung ihrer Kirchenverfassung nach ihren Hauptzügen; bei den Republikanern klagte er über Selbstsucht und Eigennutz des vorigen Regiments; den Independenten und Heiligen bewies er die Unmoralität des Lebenswandels der bisherigen Machthaber. Zunächst bildete er einen Staatsrath, der unter seinem Vorsitz aus vier Rechtsgelehrten und acht Officieren bestand; die Berufung eines neuen Parlaments sollte folgen. Da der religiöse Fanatismus offenbar die meisten Anhänger, sowohl unter Presbyterianern, Independenten als Levellers zählte, da das ganze Heer in solchen Ansichten lebte und webte, da Cromwell selber durch die Gluth seiner Begeisterung und die Gewalt seiner Rede, die ihm in diesen Kreisen zu Gebote stand, auf

Leute solcher Art am meisten zu wirken hoffen durfte, und unter dem Deckmantel strenger Gottesfurcht die Verletzung politischer Rechte am wenigsten in die Augen fallen würde, sollte die neue gesetzgebende Versammlung Englands aus lauter Begeisterten und Heiligen bestehen. Die Geistlichen der presbyterianischen Kirche, die Gemeinden der Independenten und Levellers mußten namentliche Listen ihrer gottesfürchtigsten, gläubigsten und allen Sünden des Fleisches feindlichsten Glieder und Angehörigen einsenden, und aus diesen wählte der Staatsrath, unbekümmert um die Gerechtsame des Volkes, hundert funfzig Abgeordnete, denen in ihren Einberufungsschreiben mitgetheilt wurde, welche Grafschaft oder welchen Ort ein jeder zu vertreten hätte. Aus Irland wurden nur sechs, und für Schottland nur vier Mitglieder ernannt. Sie sollten funfzehn Monate sitzen, und nachher ihre Nachfolger selbst wählen. Am 4. Julius eröffnete Cromwell das neue Parlament im Rathszimmer von Whitehall. Er zeigte den Versammelten die Hand Gottes in den Ereignissen der nächsten Vergangenheit, in der Verurtheilung des Königs, in der Abschaffung des Oberhauses, der Reinigung und Auflösung des langen Parlaments, und ermahnte sie, das Gericht der Gnade und Wahrheit treu zu üben und mit den Heiligen im Glauben zu verharren. „Wir sind berufen, fuhr er in erhöhter Begeisterung fort, zu dem Krieg des Lammes mit seinen Feinden; wir sind angelangt an der Schwelle des Eingangs bei dem äußersten Saume der Verheißungen und Prophezeihungen; Gott hat sich erhoben sein Volk aus den Tiefen zu erretten, Juda heimzuführen in seine Sitze. Gott erschüttert die Berge und sie taumeln; Gott hat auch einen hohen Hügel, sein Hügel ist wie der Hügel von Basan, und der Wagen Jehovahs sind zwanzig tausend Engel, und Gott wird wohnen auf diesem Hügel immerdar." Denselben Charakter wie diese Rede trugen auch die Zusammenkünfte des neuen Parlaments. Sie glichen mehr pietistischen Conventikeln als Staatsversammlungen. Gleich der folgende Tag ward nach dem damaligen Ausdruck angewendet den Herrn zu suchen; und ununterbrochen von sechs Uhr Morgens bis acht Uhr Abends wurde gebetet und gepredigt. Jede Sitzung eröffneten lange Anrufungen Jehovahs und endeten sie; man hörte nichts als Anspielungen und Sprüche aus dem alten Testamente, alle politischen Verhältnisse wurden aus dem biblischen Gesichtspunkte betrachtet; überdies waren die meisten Mitglieder Leute niederen Standes ohne Vermögen und Kenntnisse, weil Crom-

well bei ihrer Berufung der Meinung gewesen war, daß geistige Beschränktheit, verbunden mit religiöser Befangenheit, ihm die geringsten Hindernisse in den Weg legen würde. Da viele als Wiedergeborne in dem Herrn betrachtet seyn wollten, hörte man seltsame Vornamen. Einer unterschrieb sich Machfriede Heaton, ein anderer Tödtediesünde Pimple, ein dritter Stehfestinderhöhe Stringer, ein vierter Weinenicht Billing, ein fünfter Kämpfedengutenkampfdesglaubens White u. s. w. Von einem der eifrigsten Beter und Sprecher, dem Lederhändler Preisegott Barebone, wird dieses Parlament auch wohl das Barebone Parlament genannt.

Indeß zeigte die Versammlung bei aller Maßlosigkeit und Verkehrtheit in Reden und Ausdrücken doch mehr praktischen Sinn und bei der Bewilligung der Auflagen mehr Widerstand, als dem Lord General erwünscht war. Als sie den Satan in seiner festen Burg angriffen, d. h. alle Patronats= und Präsentationsrechte abschafften, weil es wider Vernunft und Billigkeit sey, daß die Staatsgewalt oder ein Privatmann der Gemeinde ihren Führer vorsetze, und dann auch über das Aufhören der Kirchenzehnten, welches eine große Verwirrung in den Eigenthumsverhältnissen im Allgemeinen und in der Ausstattung der Pfarrer im Besondern hervorgebracht haben würde, fünf Tage lang auf das heftigste debattirten, beschloß Cromwell das von ihm geschaffene Parlament wieder zu vernichten. Er besprach sich mit seinen nächsten Anhängern, welche ebenfalls in jener Versammlung Platz gefunden hatten; hierauf gingen diese am 12. December 1653 eine Stunde früher als gewöhnlich in die Sitzung, und faßten auf den Antrag des Obersten Sydenham den Beschluß, daß das Parlament, nachdem es so viel verkehrte Maßregeln ergriffen, sich auflösen und die Herrschaft in die Hände desjenigen zurückgeben müsse, von dem es dieselbe empfangen habe. Inzwischen hatten sich noch andere Mitglieder eingefunden und erklärten sich sogleich gegen einen so schlecht begründeten Vorschlag; aber die Independenten verließen, ohne darauf zu achten, ihre Sitze, und begaben sich, den Sprecher, der ebenfalls gewonnen war, an ihrer Spitze, in feierlichem Zuge, etwa funfzig Personen, nach Whitehall, wo man in Eil eine Schrift aufsetzte, welche von Allen unterzeichnet und danach Cromwell übergeben ward. Sie enthielt die Entsagung der obersten Staatsgewalt. Voll Erstaunen und Verwunderung hatten die Uebrigen unterdeß die Berathungen in Westminsterhall fortgesetzt. Allein sie wurden bald auf eine ähnliche Art

unterbrochen wie das Rumpfparlament acht Monate vorher. Oberst White erschien mit einer Compagnie Soldaten, und fragte sie, was sie hier machten. „Wir suchen den Herrn," antwortete Einer. „Dann müßt ihr anders wohin gehen, versetzte der Oberst, denn wie ich gewiß weiß, ist er seit mehreren Jahren schon nicht mehr hier gewesen." Und damit trieb er sie zum Hause hinaus (12. Dec. 1653).

So lag nun die Regierung abermals in den Händen Cromwells und des Heeres, und es kam jenem nun nur noch darauf an, die Mehrzahl der Officiere für seine Erhebung zu gewinnen. General Lambert, einer seiner treuesten Anhänger, bemächtigte sich rasch der Gemüther, und entwarf, nachdem der Rath der Officiere vier Tage lang den Herrn gesucht hatte, mit Beihülfe desselben eine sogenannte Regimentsordnung mit einer neuen Würde für Cromwell, die unter dem Titel einer Protection die volle Kraft der Königswürde haben sollte. So hoffte man alle Theile zu befriedigen. Cromwell gab seine Zustimmung nach scheinbarer Weigerung, worauf er am 16. December durch acht in Parade aufgestellte Regimenter im feierlichen Zuge von Whitehall nach Westminster fuhr. Vor ihm her ging der Lord Major und die Aldermänner von London, hinter ihm der Staatsrath und der Rath der Officiere. Nachdem Cromwell, der in schwarzen Sammet gekleidet war, auf einem Prunksitz Platz genommen hatte, trat Lambert vor, und setzte den Anwesenden auseinander, wie die bedrohlichen Zeitumstände eine starke und einige Regierung forderten, und bat den Lord General im Namen der drei Nationen, die Würde eines Protectors von England, Schottland und Irland anzunehmen. Hierauf verlas einer der Secretäre des Staatsraths die neue Verfassungsurkunde. Die Hauptbestimmungen waren: Die gesetzgebende Gewalt ist bei dem Lord Protector, zu dem Oliver Cromwell als der erste auf seine Lebenszeit ernannt ist, und beim Parlamente, welches alle drei Jahr berufen werden muß, und vor Ablauf des fünften Monats seiner Sitzungszeit nicht aufgelöst werden darf. Die Zahl der Mitglieder desselben ist vierhundert für England, je dreißig für Schottland und Irland. Auch wenn der Protector seine Genehmigung versagt, erhält ein Beschluß des Parlaments nach zwanzig Tagen Gesetzes Kraft. Wer ein Vermögen von zweihundert Pfund besitzt, hat Wahlrecht, wer unbescholten, gottesfürchtig und reines Wandels ist, und über drei und zwanzig Jahre zählt, darf gewählt werden. Die ausübende Gewalt hat der Protector, welcher mit Zustimmung

des Staatsraths Krieg erklärt und Frieden schließt, den Befehl über die Land- und Seemacht führt und die Staatsämter besetzt. Er kann ohne Zustimmung des Parlaments keine Gesetze geben, noch Abgaben erheben. Von der Religionsduldung bleiben die Katholiken ausgeschlossen. Die königlichen Domänen erhält der Protector. Nach seinem Tode ernennt der Staatsrath seinen Nachfolger. Ein stehendes Heer von zwanzigtausend Fußsoldaten und zehntausend Reitern soll die neue Verfassung schützen, und aus den öffentlichen Einkünften seine Besoldung ununterbrochen erhalten. Nach der Vorlesung dieser Bestimmungen erhob sich Cromwell und leistete stehend den Eid, die neue Verfassung gewissenhaft zu halten; worauf ihm Lambert kniend ein Bürgerschwert überreichte und dagegen Cromwells Degen zurückerhielt, zum Zeichen, daß er fortan nicht durch Kriegsgewalt, sondern den Gesetzen gemäß regieren wolle.

---

9. Cromwells Protectorat.

(1653—1658.)

Cromwell stand am Ziel seiner Wünsche. Er war entschlossen, seine Stellung mit der ganzen Kraft seines Herrschergeistes nach innen und außen zu behaupten. Ungeachtet während des Bürgerkrieges fast alle Verbindungen mit fremden Mächten abgebrochen waren, brachte er das von ihm verwaltete Reich bald zu hohem Ansehen bei allen Nachbarn. Auswärtige Monarchen, selbst der stolze Ludwig XIV., buhlten um des Protectors Freundschaft, und sandten ihm Glückwünsche; der Seekrieg mit Holland endete (15. April 1654) eben so ehrenvoll, als er geführt worden war, und der Protector beschloß, durch diese Erfolge ermuntert, die Aufmerksamkeit seiner Unterthanen auf neue Kriegsthaten zu lenken. Obgleich eine gesunde Politik ihm rathen mußte, Frankreichs bedenklich aufsteigende Macht nicht zu erhöhen, verband er sich dennoch mit diesem Staate gegen Spanien, das ohnehin im Sinken war, theils aus religiösem Eifer, weil Spanien vorzugsweise das katholische Princip repräsentirte, theils weil der Krieg gefahrlos schien und reiche Beute in Europa und Amerika verhieß. Der treffliche Seeheld Blake, ein würdiger Nebenbuhler Tromps und Ruyters, schuf seinem Vaterlande in diesen Kämpfen eine Seemacht, dergleichen es bisher nicht gekannt hatte, und begeisterte die Engländer durch seine

Thaten so sehr für den Seedienst, daß man von ihm den Anfang jener Größe der Englischen Kriegsschiffahrt rechnen kann, die in unseren Tagen eine so bewundernswürdige Höhe erreicht hat. Er führte sein Geschwader, noch ehe der Krieg gegen Spanien erklärt war (März 1655), in das Mittelmeer, mit dem geheimen Auftrage, die Westindische Silberflotte wegzunehmen. Vorher griff er Algier an, und vernichtete die Flotte des Bei; auch Tunis und Tripolis, hierdurch geschreckt, versprachen in Zukunft keine Englischen Schiffe mehr zu berauben. Doch gelang der Hauptzweck seines Zuges erst im folgenden Jahr. Inzwischen hatte der Admiral Penn in Westindien S. Domingo angegriffen und Jamaica erobert, und Blake drang am 20. April 1657 mit großer Verwegenheit in den Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa, wo er die Silberflotte von Peru verbrannte, trotz des Schutzes, welchen derselben die begleitenden Kriegsschiffe und zahlreiche am Ufer aufgeworfene Batterien gewährten. Blake starb auf der Rückkehr von diesem Zuge, eben als sein Schiff in den Hafen von Plymouth einlief. Um diesem Kriege noch mehr Gewicht zu geben, schloß Cromwell auch ein Bündniß mit Schweden, und unterhielt die Verbindung mit Frankreich, welches dafür die Stuarts mit allen ihren Anhängern von seinem Boden verbannte. In den Jahren 1657 und 1658 fochten sechstausend Englische Veteranen unter Turennes Commando in den Niederlanden gegen die Spanier.

Die neue Verfassung gewährte den Engländern wenig mehr Rechte und Freiheiten, als sie zur Zeit König Karls besessen; mit Grund konnte gefragt werden, ob jene zu den ungeheuren Anstrengungen, die man seit zehn Jahren gemacht, zu den Verbrechen, die man im Namen der Freiheit begangen, auch nur in einigem Verhältniß stünden. Schlimmer war, daß man befürchten mußte, auch diese Bestimmungen, wie sie willkürlich und eigenmächtig von Unberechtigten getroffen waren, auf dieselbe Weise widerrufen zu sehen; man hatte die Beispiele der ungesetzlichen Auflösung des langen und des Bareboneparlaments vor Augen, man kannte das Verfahren des jetzigen Machthabers, durch Berufungen auf das Innere und das Gemüth die Gottseligkeit und den frommen Lebenswandel, die festen Formen, durch welche Freiheit und Recht gesichert und geschützt werden sollten, zu verspotten und niederzureißen Doch konnte Cromwell zu seiner Sicherheit auf den Ueberdruß des Volks an Umwälzungen, auf die aus ihm völlig ergebenen Leuten gebildeten Verwaltungsbehörden rechnen, so wie auf die zahlreichen Trup-

pen, welche durch die verschiedenen Städte des Reichs vertheilt und pünktlich besoldet wurden. Seine Gegner unter den Officieren suchte er auch noch fernerhin durch den Schein der Demuth zu täuschen. Hätte er sein Gefühl zu Rathe gezogen, äußerte er öfter, so würde er lieber den Stab des Schäfers ergriffen, als die Protectorstelle angenommen haben. Nur dem Gebote der Vorsehung und der Nothwendigkeit habe er gehorcht, das eigene Glück dahingegeben, um sein Vaterland vor Anarchie und Untergang zu bewahren. Mit Freuden werde er die schwere Bürde niederlegen, sobald es mit Sicherheit für die Nation geschehen könne. Aber er konnte mit solchen Worten nur noch wenige täuschen; viele nannten ihn ohne Scheu einen listigen und meineidigen Bösewicht, dem ein noch schlimmerer Ausgang als dem letzten Tyrannen bereitet werden solle. Gegen solche ließ der Protector nunmehr unnachsichtige Strenge walten; selbst Oberst Harrison, bisher sein treuester Anhänger und Genosse bei der Auflösung des langen Parlaments, mußte in den Tower wandern; einige Royalisten, einer Verschwörung gegen Cromwell beschuldigt, wurden hingerichtet, und ein Aufstand mehrerer Schottischer Großen, der Grafen von Angus, Athol, Seaforth, Kenmure und anderer ward schnell durch Monk unterdrückt.

Unter so drohenden Anzeichen trat den Vorschriften der neuen Verfassung gemäß Cromwells zweites Parlament am 3. September 1654 zusammen. Der Protector begab sich mit königlichem Gepränge nach Westminster, um dasselbe zu eröffnen. Seine Leibwache eröffnete den Zug, welcher mehrere hundert Edelleute und Officiere entblößten Hauptes folgten. Vor dem Wagen Cromwells schritten seine Pagen und Lakaien in reicher Kleidung einher; hinter demselben führte der Gemahl der zweiten Tochter des Protectors, Claypole, neuerlich zum Oberstallmeister erhoben, das prächtig geschmückte Staatsroß desselben. Den Beschluß machten der Staatsrath und die ersten Beamten. Cromwell begann den Zustand des Reiches beim Schlusse des letzten Parlaments zu schildern. Das Volk sey in Aufregung gewesen, sagte er, durch die Gleichheit, welche die Levellers einführen wollten, durch die Lehren der Wiedertäufer und Fünfmonarchisten — zweier Secten, welche seit einiger Zeit hervorgetreten waren, und die nahe Ankunft des Erlösers, mit der nach ihrer Rechnung das fünfte Weltreich beginnen sollte, vorbereiten wollten — durch die Träume und Hirngespinnste der Ideologen und Theoretiker, mit denen die vorhandenen Zustände nicht zu vereinigen seyen, durch die Verfechter der Gewissensfreiheit, die jede kirch-

liche Einrichtung als babylonisch und unchristlich verdammten, endlich durch ganze Schaaren von Jesuiten, welche die Gemüther durch ihre Verführungskünste verleitet hätten. Diesem Bilde hielt er den Zustand entgegen, welcher seit jener Zeit herbeigeführt worden. Mit schnellen Schritten, so schloß er, habe die Regierung das Volk dem Lande der Verheißung genähert; das Parlament habe es nur hineinzuführen. Sie möchten nicht zurückblicken auf die Fleischtöpfe Aegyptens und ihn nicht als ihren Gebieter, sondern als ihren Mitknecht im Weinberge des Herrn betrachten. Trotz dieser Ermahnung und aller Eingriffe, welche der Staatsrath in die Wahlfreiheit gethan hatte, zeigte sich indeß schon in den ersten Sitzungen der Geist, von welchem diese Versammlung beseelt war. Zu Cromwells größtem Erstaunen und Unwillen wurde seine ganze Stellung, so wie die neue Verfassung von den Abgeordneten in Zweifel gestellt. Es wurde gefragt, warum man sich einem Manne unterordnen solle, der sein Recht einzig und allein nach der Länge seines Schwertes abmesse, warum die Mitglieder des langen Parlaments, die nur der Gewalt gewichen seyen, nicht wieder zusammenträten. Bradshaw und Haslerig standen an der Spitze der Opposition, welche ungeachtet der starken Anzahl von Anhängern des Protectors in der Versammlung, die durch Einfluß der Regierung und Einschüchterung bei den Wahlen hineingekommen waren, die Frage zur Discussion brachten, ob die Verwaltung des Regiments bei einem Haupte bleiben solle oder nicht. In Betreff des juridischen Standpunktes, ob Cromwell ein Recht habe in der angemaßten Stelle zu bleiben, ward gegen ihn entschieden; der zweite Gesichtspunkt, ob eine Beschränkung des Parlaments durch einen Protector nützlich sey, unterlag einer langen Debatte indem die Opponenten sich mit Grund darauf stützten, daß eben wegen der Unräthlichkeit solcher Beschränkung das Königthum abgeschafft worden sey; wenn die Souveränetät nicht bei den Stellvertretern des Volks sey und bleibe, wären die, welche Karls Tod herbeigeführt, nothwendig für Schurken und Mörder zu achten. Diesem Geiste der Widersetzlichkeit glaubte Cromwell schnell Schranken setzen zu müssen. Am 12. September erklärte er in der Versammlung, daß er sich seine Würde nicht angemaßt, sondern durch Gott und das Volk dazu erhoben worden sey; darum käme es dem Parlament nicht zu, seine Stellung und die Grundlagen der neuen Verfassung in Zweifel zu ziehen; sie müßten die Staatsgewalt nothwendiger Weise anerkennen, von der ihre eigene Berufung ausgehe, weil sie sonst vollkommen rechtlos dastehen würden.

Eine hierüber sprechende Erklärung habe er abfassen lassen, wer diese nicht unterzeichne, schließe sich selbst vom Parlament aus. In der That wurden über hundert Mitglieder, welche ihre Unterschrift verweigerten, am folgenden Tage von den Wachen nicht eingelassen. Aber auch diese gewaltsame Maßregel reichte zur Unterdrückung des Widerspruchs nicht hin; das verstümmelte Parlament fuhr fort Cromwells Verordnungen zu untersuchen und die neue Verfassung bis auf die Hauptpunkte, welche die noch versammelten Mitglieder durch ihre Erklärung sanctionirt hatten, umzugestalten. Unwillig und mit großem Mißbehagen ließ sie der Protector, nachdem die von der Constitution des 16. December 1653 bestimmte Frist von fünf Monaten verstrichen war, auseinandergehen.

Solches Benehmen gegen das Parlament konnte die Unzufriedenheit mit dem Protector nur steigern. Noch andere Gründe kamen hinzu, die Zahl seiner Anhänger zu schwächen. Cromwells höhere Stellung, die geordnete Hofhaltung, mit welcher er sich umgab, entzogen ihn mehr und mehr der religiösen Gemeinschaft mit den sogenannten Heiligen, und der Vertraulichkeit, in der er bisher mit seinen Kriegsgefährten gelebt hatte. Zwar war der Protector vorsichtig genug, beide Parteien, deren Macht er wohl kannte, nicht ganz zurückzustoßen; doch kam er seltener als sonst dazu mit ihnen zu beten und zu singen, zu seufzen und zu weinen, und über die Weissagungen im alten Testament zu reden. Eben so hatte er ehemals, da er noch General gewesen war, nach dem rohen Geiste der Zeit, bei fröhlichen Mahlen mit seinen Officieren sich die ausgelassensten Soldatenstreiche erlaubt, wie sein Charakter überhaupt neben dem religiösen Enthusiasmus zu derber Spaßmacherei hinneigte. Jetzt zeigte er auch hierin eine größere Zurückhaltung, die ihm die Herzen vieler entfremdete. Eine Verschwörung der Royalisten und Republikaner folgte der andern, die immer mit Blutströmen gedämpft werden mußten. Flugschriften aller Art wurden unter dem Volke verbreitet, welche die Heuchelei und den Eidbruch des Protectors auseinandersetzten; selbst die Aufwiegelung des Militärs blieb nicht unversucht. Cromwell kam indeß den geheimen Planen durch schlaue, zahlreiche und wohlbesoldete Kundschafter zuvor; um die offenen Aufstände niederzudrücken und die Steuern, welche auf eine bis dahin unerhörte Höhe gestiegen waren (die jährlichen Staatseinkünfte unter Cromwells Protectorat betrugen 1,200,000 Pfund) schnell herbeizutreiben, theilte er im April 1656 das ganze Reich in zwölf Militärgouver-

nements, deren jedem ein Generalmajor mit fast unbeschränkten Vollmachten vorgesetzt wurde. Sie hatten nicht bloß das Recht Truppen in ihren Bezirken auszuheben, nach Willkür zu verhaften und Güter einzuziehen, sondern auch die Aufsicht über Kirchen und Schulen zu führen.

Diese Einrichtungen vermehrten den allgemeinen Unwillen des Volkes; und daß militärischer Despotismus das Ende so langer und blutiger Kämpfe seyn sollte, erfüllte jeden mit Erbitterung. Als der Protector auf den 17. September 1656, sowohl aus Geldmangel als um den Bestimmungen der Verfassung zu genügen, ein neues Parlament berufen mußte, belehrte ihn der Augenschein über die bedenkliche Stimmung des Landes. Fast aller Orten fielen seine Candidaten durch, an andern erreichten die Beamten und Generalmajore die Wahl der von ihnen vorgeschlagenen Bewerber nur durch offene Gewalt und Blutvergießen. Dennoch beschloß Cromwell keinen seiner erklärten Gegner zum Parlament zuzulassen. Die Generalmajore mußten über alle Gewählten in politischer und religiöser Beziehung berichten, und ihren Angaben oder sonstiger Kunde gemäß strich der Protector über hundert Abgeordnete unter dem Vorwande unmoralischer Gesinnung aus den Listen. So glaubte er auf den Geist des Hauses zählen zu können. Er eröffnete die Sitzungen mit einer Rede, in welcher er den neuen Stellvertretern die Gefahren, welche der Regierung drohten, ausführlich schilderte. Indem er die Wichtigkeit des Krieges gegen Spanien übertrieb, forderte er sie zur Unterstützung auf gegen das Land, von welchem in Bezug auf England die Stelle der Schrift gelte: „und ich will Feindschaft setzen zwischen deinem Samen und ihrem Samen"; dann erzählte er, daß Karl Stuart ein Heer in Belgien sammle, daß die Papisten und Cavaliere, die so oft blutige Verschwörungen gestiftet, wiederum aufstehen wollten, daß sie sich jetzt zu diesem Zwecke mit den Levellers verbündet hätten, von denen auch schon ein Gesandter nach Madrid geschickt worden sey. Auch die Gläubigen der fünften Monarchie schlössen sich an die Letzteren zu seinem Verderben und suchten eine Versöhnung zu stiften zwischen Herodes und Pilatus, Christum zum Tode zu bringen. Die Mittel gegen solche Gefahren seyen kräftige Fortsetzung des Krieges und Verstärkung der Regierungsgewalt nach innen; die Abgeordneten möchten daher keine Zeit mit unwichtigen Dingen verlieren, sondern ungesäumt die nöthigen Geldsummen votiren; eine Ermahnung, die Karl I. in derselben Weise öfter ausgesprochen hatte. „O Herr, fuhr Cromwell fort, der du bist vormals gnädig gewesen

deinem Lande und hast die Gefangenen Jakobs erlöset, erzeige uns auch jetzt deine Gnade und hilf uns; und wenn sich der Papst und die Spanier und der Teufel gegen uns setzen und uns umringen wie ein Bienenschwarm, werden wir sie in deinem Namen ausrotten. Ja, der Herr der Heerschaaren ist mit uns, der Gott Jakobs ist unsere Zuflucht." — Dennoch zeigte auch diese Versammlung anfangs einigen Widerstand, welcher besonders durch eine heftige Schrift der ausgeschlossenen Parlamentsglieder erregt ward, in der unter andern von Cromwell gesagt wurde: „Ungeachtet so vieler heuchlerischen Gelübde und Versprechungen ist Alles in die Hände dieses Sultans und seiner Janitscharen gefallen, und zum Beweise, daß die Nation alle Rechte verloren hat, nimmt er ihr auch die Wahlfreiheit und setzt ein Ding ein, Parlament genannt, um das zu thun, dessen er selbst sich schämt. Aber sogar diese Thiere seiner Zucht verschmähen solch einen Reiter, diesen größten Usurpator, Räuber und Mörder, den England jemals sah, und wider den sich Alle vereinigen sollten als den Vernichter ihres Glückes und ihrer Rechte." Es waren dies böse Zeichen für den Protector, eben jetzt, da er damit umging, den Schlußstein auf sein kühnes Gebäude zu setzen und sein Protectorat in ein erbliches Königthum zu verwandeln. Aber was dem kühnen Gewalthaber in unseren Tagen, dem freilich auch anders vorgearbeitet war, auf ein Jahrzehend gelang, war Cromwell nicht beschieden. Wenn sich seine Gegner über seine lange Reihe von Heucheleien und Verstellungen beschwerten, so kann zu Cromwells Entschuldigung angeführt werden, daß es ihm allerdings ehemals mit seinem Freiheitsdrange Ernst gewesen zu seyn scheint, so wie es jetzt seine Ueberzeugung war, daß nicht eher an eine ruhige Verwaltung dreier so großen Reiche zu denken sey, als bis die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in *einer* Hand ruhe, und die Thronfolge auf alle folgenden Zeiten festgesetzt sey. Aber die Selbstsucht verhehlte ihm, gerade wie dem mächtigen Usurpator der neuesten Zeit, daß die Familie eines Emporkömmlings die Bürgschaft der Ruhe und bürgerlichen Ordnung nicht gewähren kann, welche in den Banden liegt, die das Volk an ein fürstliches, durch Alter und historische Erinnerungen befestigtes Geschlecht knüpfen.

Der Antrag ward endlich, nach langen und schlauen Vorbereitungen, im Parlamente wirklich gemacht, allein er erweckte große Bewegungen. Dennoch brachten Cromwells Freunde es dahin, daß die Stimmenmehrheit auf seiner Seite war, und daß zuletzt doch der Schluß durch-

ging, man solle dem Protector die Krone anbieten. So schien denn der lange Wunsch des unruhig Strebenden erreicht. Allein in Begriff den letzten Schritt zu thun schwankte Cromwell. Als ihm der Sprecher den schriftlich in Form eines „gehorsamen Gesuchs und Gutachtens" abgefaßten Beschluß überreichte, erwiederte er, er müsse zuvor den Herrn suchen, damit ihm eine Antwort in den Mund gelegt werde; sey es, daß er wirklich Besorgnisse vor der durch die Annahme des Königstitels zu vermehrenden oder neu zu erweckenden Zahl und Stärke der Feinde hegte, sey es, damit ihm die Zögerung den Schein gewönne, er habe diesen Schritt nothgedrungen, nicht aber aus Herrschsucht gethan. Inzwischen zeigten sich abermals von verschiedenen Seiten bedenkliche Gefahren. Nirgend hatte die Absicht der Wiedereinführung des Königthums stärkern Unwillen erregt als unter den fanatischen Wiedertäufern und den Bekennern der fünften Monarchie. Dünkte ihnen schon das Protectorat eine gottlose Einrichtung, so war das Königthum eine freche Anmaßung der Rechte und der Gewalt, welche nach ihrer Meinung allein dem Herrn und Heiland Jesu zukämen. Sie hielten sich für die in der Offenbarung verkündeten Blutzeugen, die ihren Schlaf beendet hätten, um für des Herrn Sache das Schwert zu schwingen. Deshalb beschlossen sie Cromwells Erhebung zum Könige Englands als ein Werk des Satans zu hindern. Es waren nur achtzig Männer, welche in London zusammentraten; aber von Fanatismus begeistert, hielten sie sich jedem Werke gewachsen, denn sie seyen die Krieger des Gottes, der, wenn sie auch nur die Kraft des Wurmes besäßen, ihnen dennoch Gewalt geben würde, die Berge zu zertrümmern, der den Löwen von Juda ihnen zum Panier verliehen habe, sein zerstreutes Volk zu sammeln. Das Ziel der Verschwörung war, Jesus Christus als himmlischen und irdischen König zu verkündigen, und in seinem Namen einen Rath der Heiligen zur Regierung des Landes einzusetzen. Aber Cromwell bezahlte seine Spione nicht vergebens. Am Abend vor dem zum Ausbruch bestimmten Tage wurden die Rädelsführer in den Tower gesetzt, und als die Krieger Christi am folgenden Morgen auf ihren Sammelplatz eilten, wurden sie einzeln von der bewaffneten Macht überwältigt und gefangen. Noch drohender war die Stimmung des Heeres. Selbständig trat der Rath der Officiere zusammen; die Majorität sprach sich gegen das Königthum aus, und mehr als hundert Mitglieder dieser Versammlung begaben sich zum Protector, ihm ihre Meinung offen darzulegen. Vergebens suchte er,

die Angesehensten durch Privatconferenzen zu gewinnen; an demselben Tage, wo seine Entscheidung über den Antrag erwartet wurde, übergaben zwei Obersten, sieben Oberstlieutenants, acht Majore und sechzehn Hauptleute dem Parlament eine dringende Vorstellung „an der alten Sache festzuhalten." Diese Nachricht bestimmte Cromwell, wie viel es ihm auch kostete, den Antrag abzulehnen (8. Mai 1657), wofür er von dem Parlamente eine feierliche Bestätigung der Protectorwürde und das Recht, seinen Nachfolger selbst zu ernennen, erhielt. Nachdem die Stellvertreter des Volks hierauf noch die Staatseinkünfte um 300,000 Pfund für drei Jahr vermehrt hatten, wurde das Parlament auf sechs Monate vertagt.

Von dieser Zeit an scheint sich der Protector, voll Erbitterung gegen die Volkspartei, einen andern Plan vorgezeichnet zu haben. Daß die Independenten zur Zerstörung der bisherigen Verfassung nothwendig gewesen waren, fühlte er wohl, aber eben so sehr, daß durch sie eine gesetzmäßige Ordnung der Dinge nicht erhalten werden könne. Er suchte nunmehr den Adel zu gewinnen. Gelegenheit dazu gaben ihm die Beschlüsse des Parlaments, welches in dem gehorsamen Gesuch und Gutachten neben der Erhebung des Protectors bestimmt hatte, daß auch das Parlament künftig wieder aus zwei Häusern bestehen solle. Das „andere Haus", wie man um den Namen Oberhaus zu umgehen sagte, sollte nicht unter vierzig und nicht über siebzig Mitglieder zählen dürfen. Diese sollten von dem Protector ernannt, aber von den Gemeinen bestätigt werden. Zunächst vermählte Cromwell seine dritte Tochter mit dem Lord Falconberg und seine vierte an den Grafen Warwick; außer diesen ernannte er noch acht Pairs von altem Adel für das neue Oberhaus, die übrigen waren Officiere und Rechtskundige; im Ganzen zwei und sechszig Personen. Sie erhielten wie früherhin die Vorrechte der Pairschaft für sich und ihre Familien. Als nun der Protector aber am 20. Januar 1658 beide Häuser zusammenberief, hatten sich von den alten Lords außer Falconberg nur noch Lord Eure eingefunden; und das Unterhaus, dem er den Eintritt der von den früheren Versammlungen ausgeschlossenen Glieder für die Bewilligung des Oberhauses zugestanden hatte, zeigte so große Widersetzlichkeit, daß er das Parlament schon am 4. Februar wieder auflöste. Mehrere Mordplane gegen Cromwells Leben wurden entdeckt; das Unterhaus hatte keine neue Subsidien bewilligt, und die Armee murrte, da der Sold bereits mehrere Monate im Rückstande war; Schriften wurden ver-

breitet, in denen Cromwells Tödtung als eine gerechte und würdige Handlung dargestellt war, viele Officiere sprachen von der Herstellung der Republik „ohne einen Mann an der Spitze"; Karl unterhandelte von den Niederlanden aus mit den Royalisten und Presbyterianern.

Alle diese Versuche zu seinem Sturze schleunig und nachdrücklich zu vereiteln, scheute sich Cromwell nicht, zu einem unter den Tudors und Stuarts arg verrufenen Werkzeuge der Tyrannei seine Zuflucht zu nehmen. Er errichtete wieder einen hohen Gerichtshof und besetzte ihn mit seinen ergebensten Anhängern. Als die ersten Opfer dieses Tribunals fielen zwei Royalisten, Sir Henry Slingsby und Doctor Hewet, ein Geistlicher der Episcopalkirche. Für des Letzteren Leben verwendete sich selbst Cromwells geliebteste Tochter, Elisabeth Claypole, vergebens. Bald darauf hatte der Protector ihren Verlust zu beweinen, der durch eine sehr schmerzhafte Krankheit erfolgte; auf dem Sterbebette soll sie ihren Vater mit eindringenden Worten quälende Zweifel an der Gerechtigkeit seiner Sache erweckt haben. Wenigstens vermehrte sich seitdem die innere Unruhe Cromwells in demselben Maße, wie die Sorgen für die Behauptung seiner Stellung stiegen. Alle Qualen des Tyrannen, der auf dem Wege des Verbrechens zur Größe gelangt ist, verfolgten ihn. Fast von allen Freunden, ja von seiner früheren Zuversicht, daß er im Namen Gottes handle, verlassen, stand er in trauriger Einsamkeit allein da, und sah nichts als Feinde um sich her, die sein Leben bedrohten. Jedes fremde Gesicht beunruhigte ihn; Alles, was er that, verrieth die Angst und das Mißtrauen, von denen er gefoltert ward. In großer Gesellschaft schreckte ihn das Geräusch und im einsamen Zimmer die Stille. Er führte nicht nur beständig Pistole, Dolch und Degen bei sich, sondern trug auch einen Panzer unter der Kleidung, und that keinen Schritt unbegleitet von starken Wachen. Seine Reisen machte er mit großer Schnelligkeit. Nie kehrte er auf demselben Wege zurück, den er gekommen war; nie sagte ers vorher, wann und wohin er gehen wolle. Seine Zimmer hatten sämmtlich verborgene Ausgänge, sein Schlafgemach wechselte er häufig, und besetzte die Thüren mit sicheren, königlich bezahlten Wachen. Unter dieser fortdauernden geistigen Aufregung mußte jedoch seine körperliche Kraft allmählig erliegen. Am 17. August 1658 ward er von einem Fieber befallen, welches bald die Besorgniß der Ärzte erregte. In der Nacht vom zweiten zum dritten September fragte der Kranke seinen Caplan

Starry, ob es möglich sey, aus der Gnade zu fallen. Jener verneinte es. „Nun dann wohl mir! rief Cromwell aus; denn das weiß ich gewiß, daß ich einmal in der Gnade gewesen bin!“ Hierauf betete er: „Mein Herr und mein Gott, obschon ich nur ein elender, beklagenswerther Mensch bin, stehe ich doch durch deine Gnade im Bunde mit dir, und werde zu dir kommen um deines Volkes willen. Du hast mich zum geringen Werkzeuge erkoren, ihm einiges Gute zu thun. Viele in diesem Volke halten mich zu hoch, andere werden sich freuen über meinen Tod. Doch was du auch über mich beschlossen hast, o Herr, thue ihnen auch ferner Gutes, zeige denen, welche zu viel auf das Werkzeug achteten, mehr auf dich selbst zu bauen, und verzeihe den andern, welche den Staub eines Wurmes mit Füßen treten wollten, denn auch sie sind dein Volk.“*) Am folgenden Morgen endete der Protector, am Jahrestage der Schlachten von Dunbar und Worcester. Sein Körper ward mit großem Gepränge und königlichen Ehren in der Westminsterabtei unter den Gräbern der Herrscher Englands beigesetzt. Jedes Falls starb Cromwell zu einer glücklichen Stunde für ihn, denn unter den äußerst schwierigen Umständen der letzten Zeit würde die Behauptung der Herrschaft neue Gewaltthaten nöthig gemacht und diese vielleicht wieder stärkere Reactionen hervorgerufen haben. Seine Staatsverwaltung war im Ganzen kräftig, strenge und gerecht, so weit seine Stellung nicht ins Spiel kam. In dieser letzteren Beziehung schreckte er vor Ungesetzlichkeiten und despotischen Mitteln, wie wir gesehen haben, niemals zurück. Doch zeigte er sich nicht blutgierig; er war zufrieden, die Complotte, welche gegen ihn geschmiedet wurden, zu kennen und zu vereiteln; Hinrichtungen waren nicht allzu häufig. Trotz dem hat er an Eingriffen in die Verfassung, an willkürlichem Verfahren gegen das Parlament Karls I. Thaten, welche den Bürgerkrieg hervorriefen und diesen selbst aufs Blutgerüst brachten, weit überboten. Cromwells Hofhaltung war bei feierlichen Gelegenheiten, beim Empfange fremder Gesandten glänzend und prunkvoll; außerdem lebte er still und einfach. Seiner Familie zeigte er sich stets als ein zärtlicher Gatte und Vater; seine Mutter, die erst im Jahre 1654 starb und die Erhebung ihres Sohnes mehr mit Sorge als Freude betrachtet hatte, ehrte er bis an ihre letzten Tage, hörte auf ihre Rath-

---

*) Lingard, Geschichte Englands, deutsche Uebers. Bd. XI. S. 333.

schläge, wenn er sie auch nicht befolgte, und veranstältete ihr ein glänzendes Leichenbegängniß.

---

10. Die Restauration.
(1660.)

Cromwell hinterließ, außer seinen Töchtern, zwei Söhne, Richard und Henry. Der erste hatte bisher zurückgezogen gelebt, besaß weder das religiöse noch das militärische Ansehen seines Vaters, und zeigte überhaupt wenig Lust und Geschick zu Staatsgeschäften; während der zweite, damals gerade Statthälter von Irland, bereits vielfach im Kriege und in der Verwaltung beschäftigt, stets einen kraftvollen und gewandten Geist verrathen hatte. Dennoch erklärte der Staatsrath, da Cromwell keine Bestimmung über seinen Nachfolger getroffen hatte, den ältesten zum Protector des Reiches. Die verschiedenen Parteien waren noch unentschlossen über die Wege, welche nunmehr einzuschlagen wären, und da viele sich von Richards milder Gemüthsart bessere Zeiten versprachen, fehlte es in den ersten Tagen nicht an glückwünschenden Adressen. „Die Sonne sey untergegangen, hieß es in diesen, aber es folge keine Nacht. Wenn der Protector gleich Moses das Volk Gottes aus Aegypten geführt, so erblühe in seinem Sohne ein Josua, der es in den Besitz des gelobten Landes der Wahrheit und Gottesfurcht setzen werde. Elias sey gen Himmel gefahren, Elisa aber verweile auf Erden, der Erbe seines Mantels und seines Geistes." Dagegen wurden aber auch andere Stimmen laut. So beteten die Schottischen Geistlichen: „der Herr möge sich gnädig erzeigen den Verbannten und Gefangenen, er möge gewähren, daß sie zurückkehren mit Garben der Freude, er möge sein Volk von Pharaos Joch und den Frohnvögten Aegyptens befreien und die Zeit der Heimführung beschleunigen;" die Officiere hielten heimliche Zusammenkünfte, die Armee murrte, daß nunmehr ein Mann an die Spitze treten solle, der schlecht zu Pferde sitze und nie das Schwert für die Sache des Herrn gezogen habe. Die Bestätigung oder Verwerfung seiner Stellung mußte der neue Protector von dem Parlamente erwarten, welches am 27. Januar 1659 zusammentrat. Die Erschöpfung aller Geldmittel hatte ihn genöthigt, dasselbe so schnell zu berufen; auch sein Vater hätte nicht lange mehr ohne Parlament regieren können. Die Wahlen, welche

nicht nach dem durch die neue Verfassung vorgeschriebenen Verfahren, sondern nach der älteren Weise erfolgten, brachten die Republikaner in ebenso starker Anzahl ins Unterhaus als die Anhänger des Protectors, an der Spitze der ersteren die alten Vorkämpfer Vane, Haslerig und Bradshaw, und so geschah es, daß die Majorität gewöhnlich von wenigen Gemäßigten abhing. Das neue Oberhaus zeigte sich noch unterwürfiger und fügsamer als früher zur Zeit des Bürgerkrieges. Zwar genehmigten die Gemeinen zunächst die Nachfolge Richards, aber mit dem Zusatze, daß die Beschränkung seiner Rechte zu Gunsten der Freiheit des Volkes einer künftigen Bill vorbehalten bliebe, und erkannten auch das Oberhaus als eine parlamentarische Versammlung nur unter der Bedingung an, daß diese Bestimmung einzig und allein für die Dauer der gegenwärtigen Sitzungen Kraft haben sollte. Bald traten die Absichten der Republikaner deutlicher hervor, die nichts Anderes bezweckten, als dem Parlamente wiederum die höchste Gewalt im Staate zu gewinnen, und da das Heer diesen Entwürfen entgegenarbeitete, um sich selbst die Alleinherrschaft zu erwerben, so mußte man auf die Erneuerung jenes Kampfes gefaßt seyn, der nach der Gefangennehmung König Karls I. ausgebrochen und durch die Usurpation Cromwells beendet worden war. Nachdem eine von sechshundert Officieren unterzeichnete Vorstellung, ihren Soldforderungen zu genügen, des Landes Beschwerden abzustellen und an der guten alten Sache festzuhalten, nicht bloß vom Parlamente zurückgewiesen worden war, sondern dieses auch einen Beschluß gefaßt hatte, daß jede Versammlung der Befehlshaber der Armee ohne vorgängige Erlaubniß des Protectors und des Parlaments strafbar seyn, und alle Officiere, welche nicht das schriftliche Versprechen ablegten, niemals die Sitzungen des Parlaments zu stören oder dessen Freiheiten zu schmälern, ihre Stellen verlieren sollten, bestürmten einige der heftigsten Hauptleute den jungen Protector mit unziemlicher Verwegenheit, das Parlament auf der Stelle aufzulösen. Wolle er dieß nicht, so werde das Heer seine Absicht mit dem Schwerte in der Hand durchsetzen; er möge dann sehen, wie es mit seiner Würde stehe. Richard war schwach genug, nachzugeben (22. April); aber die Officiere, nur bedacht die Folgen ihres Sieges zu benutzen, bekümmerten sich noch weniger als früher um den Protector.

Da sich die neuen Gewalthaber in ihren Versammlungen nicht über die Anordnung des zukünftigen Regiments vereinigen konnten, kamen sie endlich auf den Gedanken, das lange Parlament wieder zu

versammeln, aber nur in der Gestalt, welche es nach der Ausschließung der presbyterianischen Mitglieder gehabt hatte. Nach und nach wurden zwei und vierzig Abgeordnete zusammengebracht, welche ihre Sizzungen am 7. Mai mit einem Programm eröffneten, in welchem sie die religiöse und politische Freiheit herzustellen und das Protectorat abzuschaffen versprachen. Dieser Erklärung folgte die Einsetzung eines Sicherheitsausschusses und eines Staatsrathes. Um indeß auch dem neuen Parlamente von vorn herein jede Selbständigkeit zu nehmen, ward demselben von den Officieren sogleich eine in gebietendem Tone abgefaßte Vorstellung überreicht, welche den Mitgliedern ihr weiteres Benehmen vorzeichnen und die Gesichtspunkte angeben sollte, denen gemäß sie ihre Beschlüsse zu fassen hätten. Nach diesen Vorfällen legte Richard, fast von allen verlassen, und im schüchternen Bewußtseyn, daß er der Mann nicht sey, solche Stürme zu beschwören, am 25. Mai seine Würde durch eine öffentliche Erklärung nieder. Auch sein Bruder Heinrich, noch unentschlossen, für welche Partei er sich erklären solle, wurde von den Soldaten, welche die Republik proclamirten, zur Abdankung gezwungen. Beide kehrten demnach in den Privatstand zurück, in welchem sie ihre Tage ruhig und ungekränkt verlebten. Richard starb erst 1712.

Wider Erwarten der Officiere und der eingereichten Vorstellung zum Trotz nahm auch das Rumpfparlament den Kampf gegen die Armee auf, und nur die Furcht vor den Presbyterianern und Royalisten konnte während einiger Monate ein scheinbares Einverständniß zwischen beiden Parteien erhalten. Nachdem aber Lambert (o. S. 266) einen Aufstand, welchen die Royalisten in Cheshire erhoben hatten, mit einigen Regimentern unterdrückt hatte, forderten die Officiere derselben einen ihren Verdiensten angemessenen Lohn, das Versprechen, daß keinem Officiere ohne Urtheil des Kriegsgerichts seine Stelle genommen werden dürfe, und die Uebergabe der Staatsverwaltung in die Hände eines beständigen Senats. Haslerig, der Führer der republikanischen Partei im Parlamente, brachte strenge Maßregeln gegen das Heer in Vorschlag, worauf eine zweite Petition der in London befindlichen Officiere folgte, welche darauf antrug, Alle, welche grundlose Beschuldigungen gegen das Heer erheben würden, zur Untersuchung zu ziehen. Haslerig, im Vertrauen auf drei Regimenter, welche dem Parlament Schutz versprochen hatten, beschloß das Aeußerste zu wagen, und brachte am 12. October einen Beschluß bei den Gemeinen durch, welcher die Ab-

setzung Lamberts und acht anderer Obersten, der Häupter der Partei des Heeres, verfügte. In der Nacht versammelte er die treuen Soldaten und besetzte die Umgebungen des Parlamentshauses; allein Lambert hatte bereits seine Abtheilungen in den Straßen, welche zu demselben führten, aufgestellt, und ließ die Mitglieder, welche sich zur Sitzung begeben wollten, nicht durch. Beide Parteien standen sich darauf den ganzen Tag schlagfertig in Westminster gegenüber, es ward unterhandelt, und da viele von den Soldaten Haslerigs zu ihren Kameraden übergingen, gab dieser endlich so weit nach, daß das Haus seine Sitzungen einstellen, und die Officiere eine neue Verfassung entwerfen, dieselbe aber der Bestätigung eines neuen Parlaments unterwerfen sollten. Die Regierung war nun abermals in den Händen der Befehlshaber, welche kraft der „der Armee inwohnenden höchsten Gewalt" die Staatsverwaltung vorläufig in die Hände eines neuen Sicherheitsausschusses von drei und zwanzig Personen legten.

Durch diese schnell auf einander folgenden Veränderungen hatte indeß der Zustand Englands den höchsten Grad der Verwirrung erreicht; die Ideen, welche die Revolution und die Republik hervorgerufen hatten, übten keine Kraft mehr über die Gemüther, und die Führer der Parteien überließen sich rückhaltlos ihrer Selbstsucht und ihrem Eigennutz; Lambert glaubte, daß die Zeit gekommen sey, seinen lange genährten Plan auszuführen, der ihn zu Cromwells Nachfolger machen sollte; die Masse des Volkes war dagegen aller Umwälzungen müde, welche seit achtzehn Jahren nichts als Gelderpressungen, Gütereinziehungen, Verhaftungen, Hinrichtungen und Verfolgungen bewirkt hatten. Dies war die Lage der Dinge, als General Monk beschloß, sich des unterdrückten Parlaments im Interesse „der alten Gesetze und Freiheiten des Landes" anzunehmen. Monk stammte aus einer angesehenen Familie in Devonshire, machte seine militärische Schule in den Niederlanden, kämpfte dann für den König, wurde gefangen und trat nach längerer Gefangenschaft in die Dienste des Parlaments. Hier erwarb er im Irländischen und Schottischen Kriege Cromwells Vertrauen in dem Grade, daß er ihn in Schottland zurückließ (oben S. 253-256) und ihm seitdem den Oberbefehl aller dortigen Truppen übergab. Sein Benehmen war vorsichtig, schweigsam und so zurückhaltend, daß schwerlich Jemand seine wahren Absichten errathen konnte; doch hatte er sich die Liebe der Soldaten in hohem Grade zu erwerben gewußt. Dem Sicherheitsausschuß wurde er jedoch trotz aller

Zurückhaltung verdächtig, und die Nachricht, daß dieser damit umgehe, ihn verhaften zu lassen, bewog Monk gegen Ende des Jahres 1659 mit sechstausend Mann nach London aufzubrechen. Lambert, als General des Sicherheitsausschusses, ging ihm mit dem Englischen Heere entgegen. Aber in der Gegend von York stieß Fairfax, der sich seit Cromwells Erhebung in das Privatleben zurückgezogen hatte, mit einem zahlreichen Heerhaufen, vornehmlich aus Royalisten der umliegenden Grafschaften bestehend, zu Monk; viele Soldaten von Lamberts Armee desertirten, und dieser selbst, im Begriff die Feindseligkeiten zu eröffnen, erhielt plötzlich Befehl vom Parlament, das Commando niederzulegen. Gleich darauf wurde er verhaftet. In London war nämlich in der Zwischenzeit eine neue Umwälzung zum Ausbruch gekommen. Auf die Kunde von Monks Unternehmen hatten die Bürger, der Militärtyrannei überdrüssig, die Waffen für ein freies Parlament ergriffen, ein Theil der zurückgebliebenen Truppen war, von Haslerig gewonnen, zu den Bürgern übergegangen, worauf die Führer der Partei des Heeres den Muth verloren und die Flucht ergriffen hatten. Darauf war das Rumpfparlament wieder zusammengetreten und entfernte, die neu gewonnene Macht schnell benutzend, alle seine Gegner aus den Befehlshaberstellen des Heeres. Dessen ungeachtet setzte Monk seinen Marsch nach London fort, äußerte gegen Fairfax, der ihm rieth Karl II. zu proclamiren, daß dies ein gefährliches Unternehmen seyn würde, und langte im Februar in der Nähe der Hauptstadt an. Nachdem die dort noch liegenden Truppen auf sein Verlangen entfernt worden waren, zog er am sechsten mit seinem Heere ein und nahm in Westminster sein Quartier. Er wurde ins Parlament geführt, wo der Sprecher ihm für die großen Dienste dankte, die er dem Vaterlande erwiesen. Er antwortete in unbestimmten und allgemeinen Ausdrücken, daß sein Zweck nur die Herbeiführung gesetzlicher Ordnung sey, welchen das hergestellte Parlament nunmehr zu übernehmen habe. Als ihm eine neuerlich vom Parlament entworfene Eidesformel, welche gegen die Zurückführung der Stuarts gerichtet war, vorgelegt wurde, weigerte er sich, dieselbe zu beschwören. Hierdurch beunruhigt, war schon die Rede davon ihm den Oberbefehl zu nehmen, doch beschloß man, zuvor noch seine Treue zu prüfen.

Die City von London hatte erklärt, keine Steuern zu bezahlen, bevor nicht ein vollständiges und freies Parlament nach den alten Grundgesetzen des Landes an die Stelle des Rumpfparlaments zusam-

mengetreten sey, und die Bürger, um sich gegen etwaige Gewaltmaßregeln zu vertheidigen, hatten die Straße durch Verrammelungen und Ketten gesperrt; Monk erhielt jetzt Befehl, die Aufrührer zu unterwerfen. So unangenehm dem General dieser Auftrag seyn mußte, da er darauf berechnet war, ihn mit der Stadt zu verfeinden, vollzog er ihn dennoch, ohne großen Widerstand zu finden. Als nun aber das Parlament noch weiter ging und auch die Auflösung des Stadtraths der City von ihm verlangte, glaubte Monk nicht länger zögern zu dürfen; erhielten die Republikaner im Parlament durch seine eigene Hülfe vollständig die Oberhand, so würde es leicht gewesen seyn ihn bei Seite zu schieben. Noch an demselben Abend entwarf er mit Beistimmung seiner Officiere eine Vorstellung an die Gemeinen, worin sich das Militär beklagte, daß es zum Werkzeug persönlicher Rache der Machthaber gebraucht worden sey, und die Einberufung der vormals ausgeschlossenen Mitglieder des Parlaments verlangte, damit dann sogleich die Vorbereitungen zu einer neuen Versammlung der Stellvertreter des Volks getroffen werden könnten.

Dieser Schritt verwandelte auf der Stelle den allgemeinen Unwillen des Volks von London gegen Monk in den ausgelassensten Jubel. Erleuchtungen, Freudenfeuer und Lobgeschrei verkündigten auf allen Straßen die neu auflebende Hoffnung, die lange entbehrte Zufriedenheit. Auf Monks Einladung erschienen die ausgeschlossenen Mitglieder des ehemaligen langen Parlaments von der presbyterianischen Partei, alle schon damals royalistischer Gesinnung, in so fern sich König Karl I. ihren Bedingungen unterworfen hatte (vergl. o. S. 223. 236), und jetzt, von so vielen Stürmen ermüdet, noch unbedingter für die Wiederherstellung des Königthums interessirt. Da sie die Mehrheit bildeten, so verließen die meisten Republikaner das Haus. Jene, von allem Widerspruch ihrer Gegner befreit, fügten sich ganz in Monks Willen, ernannten ihn zum Oberbefehlshaber in allen drei Reichen, lösten sich auf (16. März), und ordneten an, daß sogleich ein neues Parlament zusammentrete. Bis zur Eröffnung desselben errichtete Monk einen Staatsrath von geachteten und meistens königlich gesinnten Männern, denen die Nation vertraute. Alles war nun wieder beruhigt, und die Revolution schien beendigt zu seyn.

Monks Absichten gingen weiter; wahrscheinlich hatte er schon von Beginn seines Unternehmens den mit ausgezeichneter Schlauheit und Heuchelei verhüllten Plan gehegt, das Königthum wieder herzustellen,

vielleicht mit der Beschränkung, denselben dem Ausgang der Dinge gemäß fallen zu lassen oder weiter zu verfolgen. Die Umstände schienen in diesem Augenblick günstig, aller Orten erhoben die Royalisten nach dem Sturz des Heeres und der Republikaner das Haupt, auf die starke Partei der Presbyterianer konnte Monk sicher rechnen. Aber wer sollte den Thron besteigen (da Monk selbst von Cromwells Ehrgeiz frei war), als der unglückliche Prinz, dem diese Würde nach dem durch so viele Jahrhunderte geheiligten Erbrechte gebührte, dessen Rückkehr die sich kreuzenden Ansprüche der Parteien vernichten und die höchste Gewalt wieder auf jene alte dem Ehrgeiz und der Selbstsucht so wie den Freiheitsschwärmern unzugängliche Spitze erheben mußte? Die Stimmung des Volkes zeigte sich auch bei den Wahlen der neuen Parlamentsglieder, welche meist schon mit Rücksicht auf die Gesinnung zu Gunsten des Königs geschahen. Endlich ward das Parlament am 25. April 1660 eröffnet. Der Sprecher Sir Harbottle Grimstone, von der presbyterianischen Partei, fing an, die Verhandlungen auf die Nothwendigkeit einer bessern Verfassung zu leiten. Viele Mitglieder, die Monks Wünsche kannten, stimmten darin überein, und allgemeine Klagen erhoben sich über die Gräuel der Anarchie, die man so lange geduldet; Cromwells willkürliche Regierung ward verwünscht und die Hinrichtung des Königs als ein die Britische Nation schändender Flecken beklagt. Nachdem man mehrere Tage lang diese Sprache geführt hatte, glaubte Monk seiner Sache gewiß zu seyn. In der Sitzung vom 1. Mai trat der Präsident des Staatsraths herein, und zeigte der Versammlung an, daß Sir John Greenville mit Briefen von Sr. Majestät dem Könige Karl II. abgesendet um Einlaß bitte. Die Erlaubniß ward sogleich ertheilt; von Breda aus verhieß Karl, der durch seine Anhänger und Monk bereits von den letzten Vorfällen unterrichtet war, Allen, welche binnen vierzig Tagen zu Treue und Gehorsam zurückkehren würden, volle Verzeihung an Leib, Leben, Freiheit, Gütern und Rechten, von welcher nur diejenigen ausgenommen seyn sollten, welche das Parlament selbst bezeichnen werde, volle Gewissensfreiheit für Jedermann, und für die Armee Bezahlung des Soldrückstandes und Uebertritt in den Dienst des Königs mit Beibehaltung des bisherigen Grades für jeden, der es wünsche.

Die wilde Leidenschaft für eine Freiheit, die nur in den träumerischen Vorstellungen von Schwärmern oder Unerfahrenen lebte, war

durch die bittere Erfahrung von ihren unheilbringenden Wirkungen in den Gemüthern erloschen, und hatte, nach einer in solchen Begebenheiten gewöhnlichen Umkehrung der Gesinnung, dem Geiste der Ordnung und des Gehorsams Platz gemacht. Ohne Berufung traten die alten Lords als geborne Räthe des Königs im Oberhause zusammen, worauf sie sowohl als die Gemeinen beschlossen, daß, da nach den alten Grundgesetzen des Landes die Regierungsgewalt bei dem Könige und beiden Häusern des Parlamentes sey, es auch in Zukunft so gehalten werden solle. Wappen und Zeichen der Republik sollten vernichtet und Karl eingeladen werden, die Krone in Empfang zu nehmen. Nur Prynne, der auch in diesem Parlament einen Sitz gefunden hatte, der unbeugsame Verfechter des Rechts und der strengen Gesetzlichkeit, trug darauf an, Maß und Ziel in dem neuen Eifer zu halten, das Wohl des Volkes zu bedenken und einen Ausschuß zur Abfassung eines Vertrages niederzusetzen, um alle zwischen dem Könige und dem Parlament streitigen Rechte, aus denen der Bürgerkrieg und aller seitherige Zwist hervorgegangen sey, auf eine billige Weise festzusetzen. Aber Monk sey es um seinen Diensten bei Karl II. noch höheren Werth zu geben, sey es aus Furcht, bei diesen Verhandlungen alle Ansprüche der Parteien, den kaum unterdrückten Haß, die alte Eifersucht und den mißtrauenden Argwohn wieder aufleben zu sehen, widersprach entschieden: der König komme allein, ohne Heer und Flotte, er werde in Westminster wie in Breda in ihren Händen seyn. Allerdings mochten Monks Besorgnisse, den günstigen Augenblick unbenutzt verstreichen zu lassen, wohl begründet seyn, anderer Seits trägt er aber die Schuld, daß Karl, der den Thron auf diese Weise ohne durch irgend ein Zugeständniß gebunden zu seyn bestieg, sich wieder zu jener Machtfülle berechtigt glaubte, die sein Vater zu Anfang seiner Regierung hatte geltend machen wollen, und dadurch späterhin den Grund zu einer neuen Umwälzung legte. Am 8. Mai ward Karl feierlich zum Könige ausgerufen. Hierauf berathschlagten die Gemeinen über die Geschenke, die man den Ankömmlingen machen wollte. Für Greenville, den Bringer der frohen Botschaft, ward ein Diamant für 500 Pfund Sterling gekauft; dem Könige übersandte man ein Geschenk von 50,000, seinem ältern Bruder, dem Herzog von York, 10,000, und dem zweiten, dem Herzog von Glocester, 5000 Pfund. Eine Gesandtschaft von Lords und Commons schiffte nach Holland hinüber und lud den neuen Herrscher ein, von seinem Reiche Besitz zu nehmen.

Schon dort fingen die Ehrenbezeigungen an. Keine Stadt ließ Karl II. ohne festliche Veranstaltungen durch, und überall drängte man sich um so mehr den Fürsten zu sehen, je weniger Kenntniß man noch kurze Zeit zuvor von ihm genommen hatte. Admiral Montague hatte sich mit der Englischen Flotte in der Bai von Schevelingen eingefunden. Hier ging Karl mit seinen Brüdern an Bord, indeß Montague sogleich ehrerbietig den Befehl dem Herzog von York als künftigem Lord Großadmiral übergab. Zu Dover empfing Monk an der Spitze des Adels der benachbarten Grafschaften den neuen Herrscher, der ihn im Angesicht unzähliger Zuschauer mit Thränen des Danks und der Freude umarmte. Alle Wege bis London waren mit jubelnden Volksmassen bedeckt, selbst die Armee empfing den König auf Blackheath mit freudigem Zuruf. Am 29. Mai, seinem dreißigsten Geburtstag, zog Karl in die Hauptstadt, die Häuser waren mit Teppichen geschmückt, die Straßen mit Blumen bedeckt, unaufhörliches Beifallsgeschrei stieg zum Himmel. „Wo sind denn meine Feinde?" rief der König aus, und als ihn der Lord Major von London und die Sprecher beider Häuser mit den Worten eifrigster Ergebenheit empfangen hatten, sagte er: „Gewiß es muß meine Schuld gewesen seyn, daß ich nicht früher gekommen bin, heute habe ich wenigstens Niemand getroffen, der nicht betheuert hätte, wie meine Herstellung stets sein Wunsch gewesen sey."

IV. Die Zeiten Ludwigs XIV.

1660—1700.

---

1. Ludwigs XIV. erste Eroberungskriege.

Schon am Morgen nach Mazarins Tode (10. März 1661) erklärte Ludwig dem Kanzler von Frankreich, Seguier, dem Oberintendanten der Finanzen, Fouquet, und den Staatssecretären, daß er nunmehr die Regierung selbst übernehmen wolle. Nur die Achtung für einen Minister, der dem Staate unter schwierigen Umständen bisher so treu gedient, habe ihn abgehalten, diesen Schritt schon früher zu thun. Ohne seinen ausdrücklichen Befehl hätten sie nichts, nicht einmal einen Paß, auszufertigen. Diese gebietende Stellung, welche Ludwig im

Innern seines Reiches annahm, war er auch entschlossen gegen die Nachbarn, ja gegen ganz Europa durchzusetzen, und das Supremat Frankreichs in einer Weise zu begründen, wie sie bis dahin unerhört gewesen. Seinen Anspruch, überall der Erste seyn zu wollen, zeigte er zunächst in einem Rangstreit mit Spanien, der den kaum geschlossenen Pyrenäischen Frieden wieder zu vernichten drohte. Wir kennen den Werth, welchen die damalige Zeit auf den Vortritt der Gesandten und das Ceremoniel im Allgemeinen legte, aus den Unterhandlungen zu Münster und auf der Fasaneninsel. Als im Jahre 1661 bei der Ankunft eines Schwedischen Botschafters die fremden Gesandten in London diesem entgegengingen, wollte der Spanische Gesandte, da die Abgeordneten seines Staates seit hundert und fünfzig Jahren, wo sie zur Zeit Karls V. zugleich kaiserliche Boten waren, den Vortritt vor allen übrigen hatten, auch hier dieses Ehrenrecht behaupten; und als der französische Gesandte, Graf d'Estrades, ihm vorfahren wollte, kam es unter den Dienern zu Thätlichkeiten, an welchen der Londoner Pöbel so eifrig für die Spanier Theil nahm, daß d'Estrades Wagen zertrümmert, seine Pferde getödtet und viele seiner Leute verwundet wurden. Auf das höchste erzürnt, gab Ludwig XIV. dem Spanischen Gesandten an seinem Hofe sogleich Befehl, Paris zu verlassen, rief den seinigen aus Madrid zurück, und schrieb dem Könige Philipp IV., seinem Schwiegervater, er werde den Krieg sofort wieder beginnen, wenn der Vorrang des französischen Botschafters seinerseits nicht anerkannt werden würde. Philipp, der es nicht der Mühe werth hielt, seine Unterthanen eines so leeren Zwistes wegen in einen Krieg zu verwickeln, sagte: „wir wollen als Vater handeln," ließ seinen Gesandten aus London zurückkommen, und schickte 1662 den Grafen Fuentes nach Fontainebleau, der dann (24. März) in Gegenwart des Hofes und aller fremden Botschafter die Erklärung that, daß der König von Spanien allen seinen Ministern befohlen habe, künftig bei öffentlichen Feierlichkeiten nicht mehr mit dem Französischen Gesandten um den Vorrang zu streiten, worauf sich Ludwig, diese Worte für ein vollkommenes Zugeständniß nehmend, an die übrigen Diplomaten wandte, indem er sagte: „Ich bitte Sie, Ihren Herren diese Erklärung zu melden, damit sie wissen, daß der katholische König seinen Gesandten befohlen hat, den meinigen bei aller Gelegenheit den Vorrang zu lassen."

In noch weit höherem Grade ließ der König Papst Alexander VII.

(oben S. 86) seine Uebermacht und seine Anmaßungen empfinden und zeigte durch seine heftigen und gewaltthätigen Schritte, wie wenig das Ansehen des Oberhauptes der Kirche selbst bei katholischen Herrschern noch geachtet wurde. Ludwig war bereits mit der Curie gespannt, die päpstlichen Nuntien beschwerten sich über Beschränkungen der geistlichen Jurisdiction in Frankreich, über Bestrafung der Priester von weltlichen Tribunalen in Criminalsachen, noch ehe die kirchliche Degradirung erfolgt, und über willkürliche Anordnungen des Königs im Allgemeinen. So standen die Sachen, als die Leute des Französischen Gesandten, des Herzogs von Crequi, eines stolzen und übermüthigen Mannes, mit einigen Soldaten des Papstes, welche damals größtentheils in Corsica geworben wurden, ebenfalls durch freches und anmaßendes Wesen in Streit geriethen. Diese Händel dauerten einige Zeit fort, und da die Franzosen mehrmals das Uebergewicht behalten hatten, gab der General den päpstlichen Truppen, Mario Chigi, Bruder des Papstes, und der Cardinal Imperiali, Gouverneur von Rom, den Corsen die Weisung, bei nächster Gelegenheit Rache zu nehmen. Bald (20. Aug. 1662) begegneten einige Bedienten des Gesandten dreien Corsen, fingen, wie gewöhnlich, Händel mit ihnen an, bekamen Schläge, wehrten sich, wurden von andern Franzosen, wie jene von anderen Corsen, unterstützt; endlich wurde die Zahl der letztern größer; wüthend eilten sie nach der Wohnung des Gesandten im Palast Farnese und schossen nach seinen Fenstern, ja nach dem Wagen seiner Gemahlin, die eben nach Hause kam; viele Franzosen wurden verwundet, ein Page getödtet. — Sofort mußte Crequi auf Befehl seines Monarchen Rom verlassen, der päpstliche Gesandte zu Paris wurde von den Französischen Reitern über die Grenze gebracht, und der König von Spanien so wie die Herzoge von Savoyen und Toscana wurden ersucht, achtzehntausend Franzosen den Durchzug durch ihre Gebiete zu erlauben. Als Alexander hierauf Anerbietungen zu einer Genugthuung machte, stellte Ludwig die ausschweifendsten Forderungen. Unter andern sollte der Bruder des Papstes auf sechs Jahre des Landes verwiesen, und dem Cardinal Imperialii diese Würde genommen werden. Natürlich zögerte der päpstliche Hof, diese Bedingungen anzunehmen, worauf Ludwig Befehl gab, Avignon und die Grafschaft Venaissin (bekanntlich damals dem Papste gehörig) mit der Krone Frankreich zu vereinigen. Um den König zu befriedigen, ließ Alexander hierauf einen Corsen und einen Sbirren, welche vorzugsweise bei dem Tumulte betheiligt waren,

hinrichten, aber dennoch brach wirklich ein Französisches Heer von funfzehntausend Mann Fußvolk und sechstausend Reitern nach Italien auf. So bedrängt, mußte sich der hülflose Papst wohl Alles gefallen lassen. Am 12. Februar 1663 ward deshalb ein förmlicher Friede zu Pisa unterzeichnet, worin der Papst versprach: seinen Neffen Fabio Chigi als Legaten nach Frankreich zu schicken, der öffentlich eine demüthige Abbitte der Beleidigung thun sollte; die Corsische Nation für unfähig zu erklären jemals wieder im Kirchenstaat zu dienen; vor der Corsischen Hauptwache eine Säule, die dies Decret enthielte und verewigte, zu errichten; auch den Häscherhauptmann in Rom, der bei dem Aufstande thätig gewesen, seiner Stelle zu entsetzen. Noch mehr, Mario Chigi sollte sich schriftlich entschuldigen und auf sein Ehrenwort versichern, daß er an dem Frevel gegen den Französischen Gesandten keinen Antheil gehabt habe, und der Papst diese Erklärung durch ein Breve bestätigen. Der Cardinal Imperiali sollte sich persönlich in Paris rechtfertigen, und endlich, zum Uebermaße des Hohns, sollte Augustin Chigi, ein anderer Neffe des Papstes, nebst seiner Gemahlin, einer Farnesischen Prinzessin, dem Herzoge von Crequi und dessen Gemahlin bei ihrer Rückkehr nach Rom zehn Meilen weit entgegen kommen, und denselben ihr Mißvergnügen über den Vorfall vom 20. August bezeigen. — Der Papst erfüllte diesen entehrenden Vertrag pünktlich, und erhielt dafür Avignon und Venaissin wieder zurück. Drei Jahre nachher erlaubte Ludwig auch, die Schandsäule wieder niederzureißen.

Bald fand Ludwig Gelegenheit, seine Uebermacht auf vortheilhaftere Weise zur Vergrößerung seines Reiches geltend zu machen. Es war ein Lieblingsgedanke Mazarins gewesen, die Spanischen Niederlande mit Frankreich zu vereinigen, und diese Absicht hatte ihn allein vermocht, den Krieg gegen Philipp IV. so übermäßig zu verlängern. Was damals fehlgeschlagen war, beschloß Ludwig jetzt, nachdem Philipp im Jahre 1665 gestorben war, mit aller Kraft durchzusetzen. Er erklärte, daß er als Gemahl der Tochter Philipps IV. erster Ehe Erbansprüche auf jene Länder habe, und suchte den Einwand, daß Maria Theresia feierlich auf ihre Successionsrechte verzichtet (ob. S. 169), durch die Berufung auf gewisse Eigenthümlichkeiten des in einigen Niederländischen Provinzen geltenden Erbrechts zu widerlegen. Außerdem machte er bemerklich, daß die Spanier die Mitgift seiner Gemahlin nicht in den versprochenen Fristen bezahlt hätten, wodurch also

der ganze damalige Tractat gebrochen sey. So elend nun ins besondere jener aus den privatrechtlichen Gewohnheiten von Brabant und Malines hergeleitete Vorwand war, welche bestimmten, daß bei einer zweiten Heirath des Vaters oder der Mutter die Kinder erster Ehe den Besitz an Grund und Boden mit Vorbehalt der Benutzung für den noch lebenden Theil der Eltern erben sollten, rückte Turenne dennoch mit fünf und dreißigtausend Mann, denen noch eine Reservearmee von einigen zwanzigtausend Kriegern folgte, im Mai 1667 in Flandern ein, während der Prinz Condé, dessen Talente der König jetzt wieder zu gebrauchen dachte, bald darauf die Franche-Comté angriff. Die Spanier waren ohne alle Vorbereitung. Es fehlte an Geld, an geübten Truppen, an tüchtigen Anführern; auch von Deutschland durfte man keine Hülfe erwarten, da Kaiser Leopold gerade zu jener Zeit mit den unzufriedenen Ungern beschäftigt war. So war es denn freilich den zahlreichen Französischen Truppen ein Leichtes, einen großen Theil der Spanischen Niederlande im ersten Anlauf wegzunehmen, und die Eroberung der Franche-Comté machte keine größern Schwierigkeiten. Ludwig war bei der Belagerung von Lille und einigen andern Festungen zugegen und zog mit Gepränge in die eroberten Plätze ein. Noch glänzender war seine Rückkehr nach Paris, und von den Schmeichlern des Hofes umgeben fühlte Ludwig seinen Ehrgeiz vollkommen befriedigt. Einen großen weltgeschichtlichen Ruhm suchte er so wenig, als er an weitreichende Eroberungszüge dachte, wofür ihn auch die nöthigen kriegerischen Gaben gefehlt hätten, obgleich er nicht ohne Muth war; seine Uebermacht zu zeigen und dann triumphirend zu den Festen des staunenden Hofes zurückzukehren, genügte ihm.

Von allen benachbarten Staaten waren vorzüglich die Holländer über die reißenden Fortschritte Frankreichs in Sorgen; denn es mußte ihnen auf alle Weise lieber seyn, ein schwaches Spanisches Gebiet zwischen sich und Frankreich zur Scheidewand, als das letztere zum unmittelbaren Nachbarn zu haben, wie die Generalstaaten aus demselben Grunde auch schon im Jahr 1648 das Französische Bündniß aufgegeben und auf ihre Hand Friede mit Spanien geschlossen hatten. Jetzt eröffneten sie mit England und Schweden geheime Unterhandlungen, und schlossen unter dem Namen der Tripelallianz mit beiden einen festen Bund, kraft dessen sie sich verpflichteten, zuerst als Vermittler zwischen Frankreich und Spanien aufzutreten, nachher aber, im Fall ihre gütliche Dazwischenkunft fruchtlos seyn sollte, Frankreich zur

See und zu Lande anzugreifen. Ludwig stutzte über die Kühnheit der Holländer; indeß war man eines Theils auf so viele Feinde nicht gefaßt, andern Theils glaubte man, durch die gewisse Aussicht auf einen höchst vortheilhaften Frieden die verhältnißmäßig geringen Anstrengungen hinlänglich belohnt zu sehen. Außerdem wirkte auch die Eifersucht des Kriegsministers Louvois, eines Sohnes des Kanzlers Le Tellier, gegen Turenne, dessen bereits schon bedeutendes Ansehen beim Könige durch neue Siege immer mehr wachsen mußte, auf eine friedliche Stimmung des Französischen Cabinets ein. So wurde am 2. Mai 1668 zu Aachen ein Vertrag unterzeichnet, zufolge dessen Frankreich die Franche-Comté wieder an Spanien zurückgab; dagegen aber alle seine Eroberungen in den Spanischen Niederlanden, zwölf Städte, Dornik, Oudenarde, Ryssel, Cortryck, Charleroi, Ath, Binch, Furnes, Bergues, Scarpe, Armentieres und Douai mit allen dazu gehörigen Aemtern und andern Pertinenzien behielt.

Aber die Waffen ruhten nicht allzu lange. Wenige Monate nach dem Abschluß des Aachener Friedens war im Rathe des Königs schon von neuen Eroberungsplanen die Rede. Louvois stellte vor, wie weit größerer Ruhm und Gewinn, als von den Spanischen, von der Eroberung der vereinigten Niederlande zu erwarten sey. Diese seyen nicht nur der Sammelplatz aller Reichthümer der beiden Indien, sondern auch der Markt von ganz Europa, und wenn man die Holländer mit allen ihren auswärtigen Besitzungen zu Unterthanen hätte, würde man der ganzen übrigen Welt Gesetze vorschreiben können. Ja, verbunden mit den Holländern würde es sodann ein Leichtes seyn, die zwischenliegenden Belgischen Niederlande auch noch wegzunehmen, und gegen Osten — ein lang genährter Wunsch der Franzosen — die Grenze des Reichs bis an den Rhein auszudehnen. An Vorwänden konnte es nicht fehlen, da die Holländer sich in den vorigen Krieg mit Spanien gemischt und dem Könige zwei mächtige Feinde erregt hatten. Außerdem wurde mit heuchlerischen Trugschlüssen angeführt, daß den Holländern selbst durch die Vereinigung mit Frankreich mehr Gewinn als Nachtheil erwachsen würde, indem sie der unaufhörlichen inneren Unruhen zwischen Republikanern und Oranisch Gesinnten endlich überhoben werden würden, die doch über kurz oder lang ihrer Freiheit ein Ende machen müßten; ihren Handel aber würden sie unter Französischem Scepter mit noch mehr Sicherheit betreiben können als zuvor. Zunächst suchte sich der König durch Bündnisse zu stärken; gelang es

die Holländer allein und vereinzelt zu stellen, so konnte der Erfolg nicht zweifelhaft seyn. Auch den Folgen der Aufregung und Entrüstung, welche so fortgesetzte willkürliche Eingriffe in den rechtmäßigen Besitzstand der Staaten hervorrufen mußten, glaubte man auf diesem Wege am besten zuvorzukommen. Sofort begannen Unterhandlungen der umfassendsten Art. Mit leichter Mühe wurde der Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln, ein Prinz aus dem Baierschen Hause, durch seinen Minister, den Fürsten Wilhelm von Fürstenberg, gewonnen, um durch dessen Land einen Weg nach Holland zu haben, ohne die Spanischen Niederlande berühren zu dürfen; der Bischof von Münster, Bernhard von Galen, schon früher in Streit mit den Holländern begriffen, weil diese die Bürgerschaft seiner Stadt, mit der er wegen Beeinträchtigung ihrer Freiheiten zerfallen war, unterstützt hatten, versprach Hülfstruppen. So verblendet, so uneingedenk ihrer heiligsten Pflichten gegen das Vaterland handelten deutsche Reichsfürsten, daß sie eine schon an sich überlegene feindliche Macht in ihren Eroberungsplanen gegen die Niederlande unterstützten, deren Gelingen zugleich den Verlust ihrer eigenen Freiheit so wie der des gesammten Deutschlands herbeiführen mußte. Der Herzog Johann Friedrich von Hannover, ja selbst Christian von Meklenburg-Schwerin sagten dem König von Frankreich zahlreiche Hülfstruppen zu; Braunschweig, Baiern, die Pfalz und Würtemberg versprachen neutral zu bleiben. Sogar am kaiserlichen Hofe fand Französisches Geld Eingang; Fürst Lobkowitz, der erste Minister Kaiser Leopolds, des Nachfolgers Ferdinands III., schloß einen geheimen Freundschaftsbund mit Frankreich. Auch Spanien, mit dem Kaiser und den deutschen Ständen zunächst betheiligt, wußten die diplomatischen Künste der Französischen Abgesandten zu beschwichtigen. Noch wichtiger war der Gewinn der Theilnehmer an der Tripelallianz. Noch eben mit den Niederlanden verbündet, erklärte sich Schweden bereit, für 600,000 Thaler jährlicher Subsidien ein Heer von sechzehntausend Kriegern in Pommern und Bremen bereit zu halten, um jeden Reichsstand, der sich etwa zur Unterstützung der Holländer rüsten sollte, durch eine Ueberziehung seines Gebiets im Zaum zu halten. Mit England waren gleich nach dem Aachener Frieden geheime Unterhandlungen angeknüpft worden, bei denen Karl II., ungewarnt durch die gewaltigen Ereignisse der nächsten Vergangenheit seines Reiches, unumwunden erklärte, er wünsche mit Ludwig in engere Verbindung und Freundschaft zu treten. Zugleich entschuldigte er sein

Benehmen bei der Tripelallianz, welches allein seinem damaligen Botschafter im Haag beizumessen wäre. Karls Absicht war nämlich, zum katholischen Glauben überzutreten und den Kampf gegen die ständischen Gerechtsame seines Volkes im Interesse des Absolutismus wieder aufzunehmen. Der unglückliche Ausgang seines Vaters hatte ihm gezeigt, daß die Kräfte der Englischen Krone hiezu allein nicht ausreichten; deshalb war er bemüht, sich frühzeitig mächtige und nahe gelegene Bundesgenossen zu verschaffen; und die Handelseifersucht, welche seine Unterthanen gegen die Niederländer hegten und die schon während seiner Regierung zu einem zweiten Kriege beider Staaten geführt hatte, ließ ihn hoffen, daß das mit Frankreich gegen Holland geschlossene Bündniß vorläufig die Gesinnung des Volkes nicht verletzen werde. Ludwig ging mit Freuden auf seine Anträge ein, welche ihm den Beistand der kriegsbewährten Seemacht jenes Reiches verhießen, vornehmlich da er sich auf seine eigene neugebildete Flotte noch nicht verlassen zu dürfen glaubte. Karl II. erhielt das Versprechen von 350,000 Pfund Subsidien und des Besitzes der Provinz Seeland bei der bevorstehenden Theilung der vereinigten Staaten.

Umfassendere Vorbereitungen hatte die Politik noch niemals zu einer Unternehmung getroffen, geschweige denn gegen einen seinem äußeren Gebiete nach so unbedeutenden Staat. Auch im Inneren Frankreichs sorgte die thätige und kräftige Verwaltung, welche Ludwig unter seinen Augen ausbildete, für alle Bedürfnisse des Krieges im reichlichsten Ueberfluß, und dieselbe Macht, welche die Niederlande einst in ihrer Empörung gegen die Spanische Krone unterstützt hatte, rüstete sich jetzt aus allen Kräften zu deren Untergang, und sah sich von der verkehrten Politik ganz Europas in diesem Beginnen unterstützt oder doch nicht gehemmt. Werfen wir nun auch einen Blick auf den Zustand des Staates, gegen welchen alle diese Anstalten gerichtet waren.

Wir haben die Darstellung der Niederländischen Verhältnisse beim Ende des ersten Krieges der Republik gegen England abgebrochen. Kurze Zeit darauf wurden die Holländer zum Schutze ihres Ostseehandels in einen Kampf gegen Schweden verwickelt. Karl Gustav, der Nachfolger Christinens auf dem Schwedischen Throne, bekriegte, in der Absicht die von Gustav Adolf begonnenen Entwürfe fortzusetzen, Polen und Dänemark; und da die Unterwerfung beider Reiche dem bedeutenden Handel der Niederlande mit den Ostseeküsten ein Ende gemacht haben würde, sandten die Generalstaaten (1656) eine Besatzung nach

Danzig, um diese Stadt gegen Karl Gustavs Angriff zu vertheidigen; im zweiten Jahr darauf erschien auch eine Holländische Flotte im Sunde, schlug die Schwedische Seemacht und brachte Verstärkungen nach Kopenhagen (1658). Da der König sich dennoch den Forderungen Englands, Frankreichs und der Niederlande, alsbald Frieden zu schließen, nicht fügen wollte, führte Ruyter siebzig Kriegsschiffe durch den Sund und blokirte die Schwedische Flotte in Landscrona. Bald darauf machte Karl Gustavs Tod diesen Kämpfen, auf die wir in der nordischen Geschichte zurückkommen werden, ein Ende. Die Angelegenheiten der Republik wurden damals von dem staatsklugen Rathspensionar Johann de Witt mit Entschlossenheit und Einsicht geleitet. Wie Oldenbarneveld stand er an der Spitze der aristokratischen, antioranischen Partei, welche seit dem Tode Wilhelms die Oberhand hatte (o. S. 102). Doch fehlte es nicht an Bestrebungen der Gegner. In Gröningen, Seeland und Oberyssel, wo die Anhänger der Oranier besonders zahlreich waren, kam es sogar zu blutigen Auftritten. Höher stiegen die Aussichten der statthalterischen Partei, deren Hoffnungen damals einzig und allein auf Wilhelms II. nachgebornem jetzt zehn Jahr altem Sohn beruhten, als Karl II., dessen Oheim, den Thron von England bestieg, der überdies die Aristokraten Hollands, welche ihn während seines Exils in ihrem Lande vollkommen unbeachtet gelassen hatten, persönlich haßte. Dieser Stimmung Raum zu geben, fand Karl in kurzem Gelegenheit. Die Engländer hatten mehrere kleine Niederlassungen auf der Küste von Guinea angelegt, denen die Holländer, um den dortigen Handel mit Negern und Goldstaub auch für die Zukunft allein betreiben zu können, durch ihre überwiegende Macht und ihren Einfluß bei den einheimischen Stämmen in jeder Weise zu schaden suchten. Um sich gegen diese Nachtheile zu sichern, rüstete die kürzlich in England errichtete Afrikanische Compagnie mehrere Kriegsfahrzeuge aus, und ließ die Holländischen Forts auf Guinea mitten im Frieden wegnehmen. Hiermit nicht zufrieden, segelte der Englische Befehlshaber Sir Robert Holmes über den Atlantischen Ocean, eroberte mehrere Besitzungen der Republik in Nordamerika und nannte deren Hauptstadt statt Neu-Amsterdam, zu Ehren des Lord Admirals von England (o. S. 286), New-York (1664). Schnell entschlossen gab der Rathspensionar dem Admiral de Ruyter Befehl, die Afrikanischen Forts wieder wegzunehmen, was dieser berühmte Seemann mit seiner gewohnten Kühnheit und Schnelligkeit ausführte, und diesen ersten Feindseligkeiten folgte ein strenges

Verbot aller Englischen Fabrikate von Seiten der Niederlande. Hierauf erklärte Karl am 14. März 1665 den Generalstaaten förmlich Krieg, dessen Beginn für die Republik höchst ungünstig war. Der Herzog von York, der die Zurüstungen in England mit großem Eifer betrieben hatte, ging im April mit neun und neunzig Kriegsschiffen in See, und traf auf der Höhe von Lowestoff, einer Englischen Küstenstadt, die Holländische Flotte unter dem Admirallieutenant Wassenaar, die etwa eben soviel Segel zählte. Nach einem vierstündigen Gefecht fing das Holländische Admiralschiff Feuer, und sprengte Wassenaar mit fünfhundert Seeleuten in die Luft, worauf sich die Holländer mit Verlust von achtzehn Schiffen zurückziehen mußten. Die Generalstaaten schrieben diese sehr bedeutende Niederlage dem schlechten Benehmen mehrerer Schiffsführer zu, die alsbald vor Gericht gestellt wurden. Drei derselben wurden zum Tode verurtheilt, sechs andern die Degen zerbrochen. Schon wollte die Unzufriedenheit der Oranisch Gesinnten gegen de Witt nach jenem Unfall offen ausbrechen, als de Ruyter aus Afrika zurückkehrte, und die außerordentliche Thätigkeit des Großpensionars die Flotte in acht Wochen neu bemannte, ausbesserte und wieder auf drei und neunzig Fahrzeuge brachte, welche er selbst das Senkblei in der Hand durch eine bisher für unbefahrbar gehaltene Oeffnung zwischen Holland und Texel aus der Zuidersee ins Nordmeer führte. Um die Oranische Partei einigermaßen zu befriedigen, bewirkte er zu gleicher Zeit einen Beschluß der Generalstaaten, welcher den jungen Wilhelm zum Kinde des Staats erklärte, der seine Erziehung zu Kriegs- und Friedensämtern übernehmen werde. Zu einem größeren Seetreffen kam es erst wieder im folgenden Frühjahr, als sich Ruyter und Monk, jetzt zum Herzog von Albemarle erhoben, am 11. Juni bei Foreland begegneten. Die überwiegende Anzahl der Holländischen Schiffe erfocht nach einem vier Tage hindurch fortgesetzten Kampf einen glänzenden Sieg, der den Engländern drei und zwanzig Fahrzeuge und sechstausend Mann kostete. Bei einem zweiten Zusammentreffen am 4. August blieben die Engländer im Vortheil, weil Cornelis Tromp, der Sohn des berühmten Martin Harpertszoon, sich mit seiner Abtheilung zu weit vorwagte und dadurch von der Hauptflotte abgeschnitten wurde. Das Vordringen der Engländer bis an die Holländische Küste und in die Vliestraße, wo sie hundert funfzig Kauffahrer verbrannten, waren die Folgen dieses Unglücks; aber de Witt schwur das Schwert nicht in die Scheide zu stecken, bis er

Rache für diese Verluste genommen. Diese zu vollführen erschien Ruyter im Juni des nächsten Jahres unerwartet mit seiner Flotte an der Mündung der Themse, und drang trotz aller auf den Ufern errichteten Batterien und Forts bis nach Upnor Castle den Fluß hinauf, wobei er den Engländern acht ihrer größten Schiffe nahm; dreizehn andere hatten sie selbst vernichtet. Dies kühne Unternehmen, die fortdauernde Blokade der Themse und der südlichen Häfen Englands beschleunigte den Abschluß der schon zu Breda begonnenen Unterhandlungen, um so mehr als sich Karl II. überzeugt hatte, daß die Absicht, in welcher er den Krieg unternommen, die Erhebung des Prinzen von Oranien, dadurch auf keinen Fall erreicht würde.

Befestigt in ihrer Macht und in ihrem Ansehen, ja mit Vortheil, ging die Republik aus diesem gefährlichen Kampfe, denn wenn auch Neu Niederland an Karl abgetreten werden mußte, so behielten die Generalstaaten dafür Surinam, welches sie im Laufe des Krieges erobert, und die Navigationsacte wurde für ihren Handel dahin beschränkt, daß sie auf Deutsche Producte, welche in Holland den Rhein hinab oder zu Lande eingeführt worden seyen, keine Anwendung finden solle. Die Freude und das Vertrauen auf die eigene Kraft, welche diese glückliche Beendigung des Krieges überall verbreitete, benutzte de Witt, um das sogenannte immerwährende Edict bei den Ständen Hollands durchzusetzen, welchem gemäß der Generalcapitän der See- und Landmacht zugleich nie wieder Statthalter seyn dürfe, zwei Würden, welche die Oranier bisher in ihren Personen vereinigt hatten (o. S. 90). Obgleich dieses Edict in den übrigen Provinzen, wo die Oranische Partei stärker war, bedeutenden Widerspruch erregte, so gelang es der geistigen Ueberlegenheit des Rathspensionars dennoch, im Jahre 1670 die sogenannte Acte der Harmonie zu Stande zu bringen, welcher sämmtliche Landschaften beitraten. Sie bestimmte, gegen den Beschluß der Generalstaaten von 1651, daß die Statthalterschaft in den Niederlanden wiederum ins Leben treten könne, aber nur unter der Bedingung der Trennung dieser Würde vom Generalcapitanat. Hierdurch schienen dem Rathspensionar die künftigen Statthalter hinreichend beschränkt, und die Gefahr, welche der Verfassung von dem Mißbrauche der Gewalt eines mächtigen Hauses drohen könne, für immer abgewendet.

So standen die Sachen, als Ludwig seine Vorbereitungen zur Vernichtung der Republik machte. Prinz Wilhelm hatte das ein und

zwanzigste Jahr erreicht, und die Oranisch Gesinnten wünschten bei dem drohenden Kriegswetter ein Oberhaupt aus dem geliebten Fürstenhause an der Spitze des Staates zu sehen. De Witt wußte auch diesmal dessen Anstellung als Generalcapitän auf Lebenszeit, wie seine Anhänger verlangten, zu hintertreiben; er wurde nur für den bevorstehenden Feldzug zum Anführer des Heeres ernannt. Trotz seiner Jugend zeigte der Prinz eine Strenge und einen Ernst der Gemüthsart, eine Verachtung des Prunkes und alles weichlichen Wesens, welche ungewöhnliche Eigenschaften in ihm vermuthen ließen und die Erwartungen seiner Anhänger, daß Muth und Klugheit seiner Ahnen auch auf ihn übergegangen seyen, nicht zu täuschen schienen. Aber dennoch war er ohne alle kriegerische Vorbereitung und Erfahrung, und was noch schlimmer war, die Landmacht der Republik befand sich, weil der Rathspensionar und die aristokratische Partei ihre Aufmerksamkeit nur auf die Flotte gewendet hatten, in einem gänzlichen Verfall. Kaum zwanzigtausend Mann ungeübte Krieger konnte man zusammenbringen. Auch nach Verbündeten sahen sich die Generalstaaten vergebens um. Die Deutschen Reichsfürsten beharrten auf den verkehrten Wegen, die sie eingeschlagen hatten, obgleich ein gerade damals eintretendes Ereigniß vollkommen geeignet war, ihrer strafbaren Verblendung ein Ende zu machen.

Der Herzog von Lothringen, Karl IV., von Frankreich während des dreißigjährigen und des folgenden Spanischen Krieges so hart bedrängt und nur durch die Anstrengungen des Madrider Cabinets vor dem schon damals drohenden Französischen Joche gerettet, unterhandelte jetzt mit den Generalstaaten über ein Bündniß. Ein willkommener Vorwand für Ludwig, durch seine bereitstehenden Truppen das ihm wohlgelegene Land, welches die Verbindung der alten Gebietstheile mit den neuen Französischen Besitzungen im Elsaß herstellte, im tiefsten Frieden, mit der Erklärung, daß der allerchristlichste König Lothringen fortan in seinen Schutz nehme, im Fluge überfallen und besetzen zu lassen. Der Herzog rettete sich mit Mühe vor der Gefangenschaft. Dennoch erkannte von allen Deutschen Fürsten nur ein einziger die Gefahren, welche dem Vaterlande von Frankreichs schnell anwachsender Uebermacht drohten. Es war Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg. Wie er sich früherhin schon allen Unterhandlungen und gleißnerischen Versprechungen, mit denen die Franzosen bereits seit dem Abschluß des Westphälischen Friedens die einzelnen Deutschen Stände zu

umgarnen und in ihr Netz zu ziehen bemüht waren, mit Festigkeit widersetzt hatte, so scheiterten auch jetzt alle Ueberredungskünste. Vergebens bot man ihm bei der Theilung der Niederlande die an Cleve grenzenden Provinzen Geldern und Zütphen; überdies war er der Oheim Wilhelms von Oranien (Friedrich Heinrichs Tochter war seine Gemahlin); seine Westphälischen Besitzungen grenzten an das Gebiet der Generalstaaten, und seine gesunde Einsicht sagte ihm zu deutlich, was er selbst nach der Unterwerfung Hollands zu erwarten habe. So schloß er am 26. April 1672 zu Berlin einen Vertrag mit der Republik, in welchem er derselben 20,000 Mann Hülfstruppen versprach, die die Holländer zur Hälfte unterhalten sollten.

Dieses verhältnißmäßig unbedeutende Heer, welches erst aus weiter Entfernung herbeigeführt werden mußte, verbunden mit ihren eigenen Truppen und einer ansehnlichen Flotte, waren alle Kräfte, welche die vereinigten Staaten der furchtbaren Macht Ludwigs und seiner Bundesgenossen entgegenzusetzen im Stande waren. Schon war am 7. April 1672 die Französische Kriegserklärung erfolgt, bald darauf erging auch die Englische. Noch in demselben Monat erschien der König mit seinem Bruder, umringt von prächtigen Garden und von dem Kern des Französischen Adels, an der Spitze von hundert und zwölftausend Mann, an der Holländischen Grenze. Von Köln und Münster aus setzten sich zwanzigtausend Deutsche in Marsch. Louvois war selbst überall gegenwärtig; Condé und Turenne führten die Heere; Vauban, der erste Ingenieur seiner Zeit, sollte die Belagerungsanstalten leiten, und ein anderer trefflicher Artillerist, Martinet, führte die ersten Pontons, seine Erfindung, dem Heere nach, das, gleichfalls auf seinen Vorschlag, zum Theil mit Bajonettgewehren versehen worden war. Furcht und Schrecken ging vor diesen Kriegern her, sie selbst aber jauchzten, und der König führte einen Geschichtschreiber (Pelisson) mit sich, zum Augenzeugen seiner bevorstehenden Heldenthaten.

Der erste Stoß des furchtbaren Kolosses erschütterte die Gemüther am meisten. Eine Anzahl kleiner Holländischer Städte ward in größter Schnelligkeit weggenommen; Mastricht ließen die Franzosen liegen, Wesel leistete keinen Widerstand. Am 12. Juni setzte der König bei Tolhuis ohne Schwierigkeit über den Rhein, und wollte in das Herz des Landes eindringen. Prinz Wilhelm mußte sich zurückziehen, die Fortschritte der Franzosen waren reißend, am 20. Junius ging schon Utrecht, bald darauf Naarden über. Oberyssel, durch Bernhard von

Münster erobert, sagte sich von der Union los, um unter des Bischofs Hoheit wieder zum Deutschen Reiche zu treten; die Französischen Vortruppen standen bereits auf dem Boden der Provinz Holland. Aber die zahlreichen Städte, die sich ergaben, schwächten das Hauptheer durch die Besatzungen, die man darin lassen mußte. Condé rieth daher, sie zu schleifen und unaufhaltsam nach Amsterdam vorzudringen. Geschah dies, so war Holland verloren. Aber Louvois glaubte auch so schon immer sicher genug zu gehen; der König selbst zauderte, und so unterblieb die Ausführung dieses wichtigen Vorschlags. Fünf Französische Dragoner, die nach Beute umherstreiften, kamen an das Thor von Muiden, drei Meilen von Amsterdam, wo sich die Schleusen befinden, durch deren Oeffnung die Fluthen der Vecht über die ganze Landschaft geleitet werden können. Erschrocken brachte der Magistrat ihnen die Schlüssel, sie warfen dieselben übermüthig in den Stadtgraben, und ritten zurück. Bald darauf, als die Franzosen die Wichtigkeit des Orts erfuhren, sandten sie eine Abtheilung hin um sich desselben zu bemächtigen, aber es war zu spät; Johann Moritz von Nassau (S. 98) hatte sich mit einer kleinen Schaar in die Stadt geworfen, und bald war nun die ganze Gegend in einen See verwandelt. Dennoch war die Republik in der größten Muthlosigkeit, die Gewerbe standen still, die Läden waren geschlossen, in den Kirchen drängten sich zitternde Schaaren, mit angstvoll erhobenen Händen um Rettung und Erbarmen zum Himmel flehend. Der Unwille des großen Haufens wandte sich gegen den Rathspensionar, und als dieser nun in der höchsten Noth durch Peter de Groot (einen Sohn des berühmten Hugo) Unterhandlungen mit Frankreich versuchte, und Alles bot, was nur irgend mit seines Vaterlandes Ehre bestehen konnte, gelang es seinen Gegnern mit leichter Mühe, das unwürdige Gerücht unter das Volk zu streuen, de Witt sey mit den Franzosen heimlich einverstanden und wolle die Republik dem Feinde verkaufen. Lieber Französisch als prinzlich, sollte er gesagt haben. So stieg der Zorn des Volkes immer höher. Als de Witt in der Nacht zum 22. Junius aus der Versammlung der Generalstaaten heimkehrte, ward er von vier Meuchelmördern überfallen, doch seine tapfere Gegenwehr rettete ihm das Leben. Indeß war dieses Ereigniß nur das Vorspiel zu allgemeinern Angriffen. Das Volk, meist Oranisch gesinnt, erzwang die Aufhebung des immerwährenden Edicts, und Wilhelm III. ward am 2. Julius von den Generalstaaten zum lebenslänglichen Statthalter von Holland und

Seeland, der beiden einzigen vom Feinde damals nicht besetzten Provinzen, ernannt *). Nicht zufrieden mit diesem Siege, ruhten die Gegner de Witt's nicht, das Volk gegen diesen edlen Patrioten, dessen frühere Staatsverwaltung für die Niederlande so bedeutende Früchte getragen hatte, noch heftiger aufzuregen. Vergebens legte der Pensionar unter diesen Umständen seine Stelle nieder (4. August); der Haß der Verblendeten kannte keine Grenzen. Als ein kundiger Bösewicht, Namens Tichelaar, sich rühmte, von dem eben so rechtschaffenen Bruder des Großpensionars, Cornelis de Witt, durch Geldversprechungen zur Ermordung des Prinzen von Oranien versucht worden zu seyn, ließ der Hof von Holland ihn einziehen, im Haag gefangen halten und den würdigen schuldlosen Mann viertehalb Stunden lang auf eine barbarische Weise foltern. Kaum hatte er mit Heldenmuthe unter fortdauernden Betheuerungen seiner Unschuld die entsetzliche Marter überstanden, als der bethörte und wüthende Pöbel ihn und seinen Bruder, den man unter dem Vorwande, der Gefangene wünsche ihn zu sprechen, herein gelockt hatte, mit Gewalt aus dem Gefängnisse riß, beide mit Schlägen, Stößen, Stichen und Schüssen tödtete, und an den Leichnamen den abscheulichsten Muthwillen übte (20. August). Die Stände von Holland verlangten Untersuchung und Bestrafung der Mörder, allein der neue Statthalter wußte dies zu verhindern, und jener Mann, der Cornelis de Witt des Mordversuches angeklagt und den Pöbel bei der Blutthat angeführt hatte, erhielt sogar von ihm ein Jahrgehalt; ein unauslöschlicher Schandfleck im Leben des Prinzen, der hierdurch, de Witt gegenüber, nicht viel schuldloser erscheint als sein Ahnherr Moritz bei der Verhaftung und dem Proceß Oldenbarnevelds. Darauf wurde Wilhelm von der Deputation der Generalstaaten (s. o.) bevollmächtigt, sämmtliche Anhänger de Witt's aus der Zahl der Beamten und der städtischen Magistrate zu entfernen. Wie gewaltsam diese Umwälzung auch war, so hatte sie für die Zusammenfassung und Einheit der Staatsgewalt dennoch zunächst höchst günstige Folgen, da die innere Zerrissenheit bisher alle Maßregeln gegen den Feind geschwächt und vereitelt hatte.

Von einem Vergleich mit Frankreich war nicht mehr die Rede, vielmehr war Wilhelm von Oranien fest entschlossen, sich mit seinen Kriegern,

---

*) Späterhin wurden auch Utrecht und Geldern, die sich den Franzosen fast ohne Schwertstreich ergeben hatten, so wie Oberyssel wieder in die Union aufgenommen.

denen er seinen Heldengeist mitgetheilt hatte, bis auf den letzten Augenblick zu vertheidigen, und auf den schlimmsten Fall hielten die reichsten Familien Amsterdams eine Anzahl Schiffe bereit, um sich mit ihren Schätzen nach Ostindien einzuschiffen und die hier vernichtete Republik in jenen andern Welttheil hinüber zu pflanzen. Aber es kam so weit nicht. Der Augenblick der größten Gefahr war bereits vorüber; der tapfere Widerstand Gröningens hielt die Bischöfe von Münster und Köln lange Zeit in ihrem Vordringen auf und schwächte ihre Truppen. In Holland hatte man das ganze Land vermittelst Durchgrabung der Dämme, welche die Fluthen der Yssel, des Rheins, des Leck und der Merve zusammenhalten, unter Wasser gesetzt, was in den frühern Monaten wegen großer Trockenheit nicht vollständig hatte gelingen wollen; nur fünf Verbindungswege, auf denen die Truppen der Republik vertheilt waren, blieben offen. Dazu kam, daß die erwartete Mitwirkung zum Angriff durch die Landung der Englischen Flotte auf Seeland ausblieb. Schon am 28. Mai war Ruyter mit 91 Schiffen in der Southwoldbai zwischen Harwich und Yarmouth auf die verbündete Englische und Französische Flotte unter dem Herzog von York gestoßen, welche 130 Segel zählte. Die Schlacht währte den ganzen Tag, und der Herzog von York mußte, nachdem zwei Schiffe unter ihm in den Grund geschossen waren, seine Flagge zum dritten Male auf dem Linienschiff die Stadt London aufpflanzen. Solche Ausdauer nöthigte die Holländer am Abend zum Rückzug. Aber auch die feindliche Flotte bedurfte der Ausbesserung. Erst im Julius konnten wieder neunzig Schiffe mit einigen tausend Mann Landtruppen an Bord in See gehen. Das Commando führte der uns aus dem Englischen Bürgerkriege bekannte Prinz Rupert. Aber die Natur selbst that ein Wunder zu Hollands Rettung. An eben dem Tage, da er mit Hülfe der Fluth im Texel landen wollte (23. Jul. 1672), dauerte die Ebbe, statt sechs, zwölf Stunden, und ein darauf folgender heftiger Sturm trieb ihn weit in die hohe See zurück. Er mußte wiederum in den Englischen Häfen Zuflucht suchen. Ludwig selbst, dem das unbequeme Kriegsleben auf die Dauer nicht behagte, war bereits nach Versailles zu seinen Buhlerinnen zurückgekehrt, von seinem Hofe als ein zweiter Alexander begrüßt und gefeiert.

Indeß näherte sich auch der Kurfürst von Brandenburg dem Schauplatze des Krieges. Die Absicht, den Kaiser für die Niederlande zu gewinnen, hatte ihn längere Zeit aufgehalten. Schon glaubte er

seinen Zweck erreicht zu haben, als Leopold, erschreckt durch die raschen Fortschritte der Franzosen, 12,000 Mann unter dem Grafen Montecuculi „zur Aufrechthaltung der Reichsfreiheit und der Niederländischen Republik“ zu den Brandenburgischen Kriegsvölkern stoßen ließ; allein er wußte nicht, daß der kaiserliche Befehlshaber geheimen Befehl hatte kein Treffen zu wagen. Ueberhaupt sollte dieser die Waffen nur zeigen, nicht gebrauchen. In diesem Sinne bestand Montecuculi darauf, statt, wie der Kurfürst verlangte, den Marsch gleich nach Westphalen zu richten, sich nach der Mosel zu wenden, um von hier aus die Verbindungen und den Rücken der Franzosen zu bedrohen. Aber der Erzbischof von Trier weigerte den Verbündeten den Durchmarsch aus Furcht vor den Franzosen, und da man nun den Weg durch das Mainzische nehmen wollte, zeigte der Kurfürst, Johann Philipp von Schönborn, Briefe von Lobkowitz, nach welchen den Truppen der Uebergang über den Rhein gar nicht gestattet werden sollte, weil der Kaiser wider seinen Willen zu Marschbefehlen getrieben worden sey. So mußte man nothgedrungen zurückgehen, um durch Hessen nach Westphalen zu gelangen. Durch so viel nutzloses Hin- und Herziehen entkräftet und erschöpft, gelangte das Heer endlich an den Niederrhein. Trotz dem zwang dessen Ankunft die Franzosen dennoch ihr schon durch zahlreiche Besatzungen geschwächtes Heer noch mehr zu theilen. Nachdem Turenne mit 20,000 Mann über Wesel dem Kurfürsten entgegengegangen war, glaubte Wilhelm von Oranien gegen die Uebrigbleibenden schon angriffsweise verfahren zu können und machte noch im December einen Angriff auf Charleroi, der indeß mißglückte. Zu derselben Zeit setzte der eintretende Frost die Provinz Holland auf einige Tage noch einmal in Gefahr, denn der Marschall von Luxemburg, den der König in Utrecht zurückgelassen hatte, hatte einen Theil der Französischen Truppen mit Schlittschuhen versehen, und wollte auf der Eisfläche, welche die ganze Gegend bedeckte, Leiden und Haag überfallen. Aber ein plötzlich eintretendes Thauwetter zwang ihn auf halbem Wege wieder umzukehren, und im Zorn über das Mißlingen des schönen Plans erlaubte er seinen Soldaten, einige reiche Dörfer auszuplündern und die Einwohner zu ermorden.

Um diese Zeit zeigte sich auch Spanien geneigt, den Holländern zu helfen, weil man sich nicht länger verbergen konnte, daß die Vernichtung der Republik durch Frankreich den Verlust aller noch übrigen Besitzungen der Spanischen Krone in den Niederlanden nach sich ziehen

müsse; auch der Kaiser schien auf ernstlichere Unterstützung als im vergangenen Jahre zu denken, und forderte das Reich, dessen Neutralität von den Franzosen mehrfach verletzt worden war, zur Kriegserklärung auf. Ehe indeß diese Unterhandlungen, die erst im Frühjahr begannen, zum Abschluß gediehen waren, stand Ludwig noch stärker gerüstet als im vorigen Jahre im Felde. Die Hauptarmee, bei der sich der König selbst befand, unternahm, von Condé geführt, zuerst die Belagerung von Mastricht; zwanzigtausend Mann befanden sich bei den Truppen der Bischöfe von Köln und Münster, welche gegen den Kurfürsten von Brandenburg operiren sollten; mit einem eben so starken Heere fiel der Herzog von Orleans in die Spanischen Niederlande ein, um allen etwa von hier drohenden Feindseligkeiten zuvorzukommen; Turenne sollte nach Zurückwerfung der Brandenburger mit vierzigtausend Mann rheinaufwärts rücken und die Reichsfürsten durch ein furchtbares Beispiel von allen Kriegsgedanken zurückschrecken. Bedrängt durch die ihm an Zahl weit überlegenen feindlichen Abtheilungen, ohne Geld, da die von der Republik versprochenen Subsidien ausblieben, und in augenscheinlicher Gefahr, seine Westphälischen Länder ganz zu verlieren, glaubte Friedrich Wilhelm für den Augenblick der Uebermacht weichen zu müssen und schloß am 6. Juni mit den Franzosen zu Vossem unweit Lüttich, wo sich Ludwig damals aufhielt, einen Frieden, in welchem er nur Wesel und Rees einbüßte. Dennoch verzagten die Holländer nicht. Wilhelm von Oranien ging allen Reichen mit einem schönen Beispiel der Vaterlandsliebe voran, indem er seine sämmtlichen Einkünfte zur Führung des Krieges hergab, und obgleich Mastricht am 1. Julius fiel, so hielt er doch das Vordringen der Franzosen auf Amsterdam durch die Wiedereinnahme und Vertheidigung von Naarden bis in den September auf. Da nahte bereits anderweitige Hülfe. Die Wegnahme Belgiens, welche der Herzog von Orleans ohne Kriegserklärung vollendet hatte, bewog Spanien endlich, am 30. August ein Bündniß mit den freien Niederlanden abzuschließen; an demselben Tage versprach auch der Kaiser der Republik gegen Subsidien dreißigtausend Mann Hülfstruppen. Die frechsten Verletzungen des Reichsgebiets hatten die Unschlüssigkeit Leopolds nach langem Kampfe überwunden. Deutsche Kaufmannsgüter auf dem Rhein waren ohne Umstände weggenommen worden, ein Französisches Corps besetzte das Erzbisthum Trier und eroberte die Hauptstadt nach einer vierzehntägigen Belagerung, zehn Reichsstädte im Elsaß wurden durch

den Marquis de la Feuillade wider alles Völkerrecht unter Französische Botmäßigkeit gebracht, die Rheinbrücke bei Strasburg ward niedergebrannt, und die Befestigungen von Colmar und Schlettstadt gesprengt. Auf die Nachricht von dem Abschluß des Bündnisses zwischen dem Kaiser und der Republik brach Turenne nach Süddeutschland auf, Städte und Dörfer ringsum verheerend und niederbrennend; ging über den Main, und nahm Heilbach und Mergentheim, um die Truppen Leopolds, welche sich bei Nürnberg sammelten, von einer Bewegung gegen Holland abzuhalten. Bei Ochsenfurt in Franken trafen die Heere auf einander, und es gelang Montecuculis kriegskünstlerischer Einsicht, seinen berühmten Gegner durch geschickte Bewegungen die Zufuhr abzuschneiden und Schritt vor Schritt zum Rückzuge über die Tauber, den Neckar und den Rhein zu nöthigen. Von diesem Feinde befreit, eilte Montecuculi nach dem Niederrhein. Der Prinz von Oranien beschloß bei seiner Annäherung sein Vaterland durch einen kühnen Zug zu befreien. Nach Zurücklassung einiger Truppen in Holland ging er über Bergen op Zoom im Rücken der Französischen Hauptarmee nach Flandern, vereinigte sich zu Herentals mit den Spanischen Truppen, welche der Graf Monterey in den Niederländischen Provinzen zusammengebracht hatte, ging bei Venlo über die Maas, und vereinigte sich bei Andernach glücklich mit Montecuculi, worauf die Verbündeten, zusammen gegen 50,000 Mann, die Belagerung von Bonn unternahmen, um den Franzosen den Rückzug durch die kurfürstlich-Kölnischen Lande abzuschneiden. Dieses kühne Unternehmen des Prinzen hatte den gewünschten Erfolg; nach einem vergeblichen Versuche Condés, Bonn zu entsetzen, entschloß er sich im November zum Rückzuge, um sich auf der Linie von Dünkirchen, Mons, Namur und Metz mit Turenne in Verbindung zu setzen. Ganz Holland wurde geräumt, nur in Mastricht blieb eine Besatzung zurück, und die Franzosen hatten von ihren Eroberungen in den Generalstaaten keinen andern Gewinn als die Beute, die sie sich durch ihre furchtbaren Plünderungen verschafft hatten. Ihr Rückzug war so eilfertig, daß sie acht und zwanzigtausend Holländische Kriegsgefangene den Mann für sechs Livres frei ließen. Auch der Seekrieg dieses Jahres endete zu Gunsten der Republik. Am 7. Junius trafen Ruyter und Cornelis Tromp mit zwei und funfzig Linienschiffen und funfzehn Fregatten auf die Franzosen und Engländer, deren Stärke achtzig Linienschiffe und sechzig kleinere Kriegsschiffe betrug. Trotz ihrer Uebermacht konnten die Verbündeten,

welche der Prinz Rupert befehligte, nichts ausrichten, und eine zweite Schlacht an der Küste von Seeland warf die Engländer bis in die Themse zurück (14. Junius). Zum dritten Mal in See wollte der Prinz eine Landung bei Scheveningen versuchen, um den Haag durch Ueberfall wegzunehmen. Aber Ruyters Wachsamkeit verhinderte diesen Plan, und Rupert mußte nordwärts steuern. Am Helder erreichten ihn die verfolgenden Holländer (21. Aug.), die Küste war mit angstvollen Zuschauern bedeckt, welche ihre Rettung von der Tapferkeit ihrer Landsleute erwarteten. Ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht; um sieben Uhr Abends wichen die Verbündeten.

Das folgende Jahr (1674) ließ sich noch schlimmer für Frankreich an. Seine Bundesgenossen, die Engländer, waren des Krieges müde, das Volk wünschte wohl das Uebergewicht der Englischen Flagge, aber nicht die Vernichtung der Niederlande, das Parlament klagte laut über das Französische Bündniß, und drohte die Minister in den Anklagestand zu versetzen. So mußte sich Karl zum Frieden entschließen (19. Febr. 1674) und war zufrieden, noch zwei Millionen Gulden für seine Kriegskosten von den Holländern zu erhalten. Auch Münster und Köln, nunmehr von den Kaiserlichen und dem Prinzen von Oranien in ihren eigenen Gebieten bedrängt, söhnten sich mit Holland aus. Endlich erfolgte im Juni 1674 auch die Kriegserklärung des Reiches gegen Ludwig, nach schwerfälligen Berathungen. Da indeß von den Contingenten der Fürsten zur Reichsarmee wie immer, so auch diesmal wenig zu erwarten war, schlossen die Holländer noch besondere Tractate mit mehreren Fürsten Norddeutschlands. Auch der Kurfürst von Brandenburg, der sich die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten gegen Frankreich im Fall des Reichskrieges vorbehalten hatte, betrat den kaum vor einem Jahre verlassenen Schauplatz von Neuem und führte sechszehntausend Mann frischer Truppen herbei, deren Unterhaltung Spanien und Holland übernommen hatten.

Ludwig fürchtete die große Anzahl seiner Feinde nicht, denn er kannte die innere Schwäche der meisten verbündeten Mächte. Das Deutsche Reich hatte sich in seiner Gesammtheit seit Jahrhunderten ohnmächtig gezeigt; Spanien war entkräftet; am kaiserlichen Hofe hatte er einflußreiche Verbindungen, welche auch im vorigen Jahre Montecuculis Fortschritte gehemmt hatten. Drei Armeen wurden von Seiten Frankreichs ins Feld geführt. In der Mitte sollte Türenne nach Franken vordringen; auf dem rechten Flügel war Ludwig im Be-

griff selbst die Franche Comté anzugreifen; auf dem linken befehligte der Prinz Condé das gegen die Niederlande bestimmte Heer. Die Franche Comté ward ohne Mühe innerhalb sechs Wochen erobert, nur Besançon hatte einigen Widerstand geleistet. In der Pfalz ließ Turenne furchtbare Verheerungen anrichten. Ohne Mittel zum Widerstande sah der Kurfürst Karl Ludwig, der Nachfolger des unglücklichen Friedrichs V., von Manheim aus sein Land ringsum in Flammen, und forderte voll innerer Empörung und Verzweiflung den feindlichen Feldherrn zum Zweikampf. Dieser nahm indeß, wie es heißt, auf Befehl seines Herrn, diese Forderung nicht an. Endlich erschien den Bedrängten zum Trost der vertriebene Herzog Karl von Lothringen, der mit dem Kaiser, den Niederlanden und Spanien zur Wiedereroberung seines Landes ein Bündniß geschlossen und einige tausend Kriegsleute auf deren Kosten geworben hatte. Von 6000 Mann Reichstruppen unter dem General Caprara unterstützt, hoffte er durch die Pfalz nach Nancy vorzudringen. Bei Sinzheim zwang ihn Turenne mit überlegenen Streitkräften zur Schlacht, und zerstreute nach einem hartnäckigen Gefecht durch einen von ihm selbst geführten Cavallerieangriff die Armee des Herzogs (16. Juni). Mit dem Rest seiner Truppen stieß Karl zum kaiserlichen General Bournonville, der mit Oesterreichischen Regimentern und Reichstruppen 30,000 Mann stark in der Gegend von Speier über den Rhein ging, und durch seine Annäherung Turenne nöthigte, die Pfalz zu verlassen. Ohne die Ankunft des Kurfürsten von Brandenburg zu erwarten, der bereits mit zwanzigtausend Kriegern im Anzuge war, folgte Bournonville den Franzosen und griff Turenne am 4. October zwischen Holzheim und Ensisheim an, wobei er einige tausend Mann ganz nutzlos opferte. Wenige Tage darauf verstärkte das Eintreffen Friedrich Wilhelms die Kaiserlichen in dem Maße, daß Turenne mit leichter Mühe zurückgeworfen worden wäre, wenn Uebereinstimmung und Entschlossenheit im Deutschen Lager geherrscht hätten. Allein Bournonville widersprach, nachdem er sich einmal unbesonnen ausgesetzt, den Angriffsplanen des Kurfürsten und verwarf alle Vorschläge desselben; die Brandenburger schrien über Verrath, und so geschah es, daß die Verbündeten, nach zwei unglücklichen Gefechten bei Mühlhausen und Türkheim (29. Dec. 1674 und 5. Jan. 1675), am Schlusse des Feldzuges gezwungen wurden, schimpflich über den Rhein zurückzukehren. Dagegen focht der Prinz Condé minder ruhmreich und glücklich als Turenne in

den Niederlanden. Da das vereinigte Heer der Holländer, Spanier und Deutschen gegen sechzigtausend Mann stark war, rieth der Prinz von Oranien dringend zu einem raschen Einfall in Frankreich, aber der kaiserliche Feldherr, Graf des Souches, folgte wiederum geheimen Befehlen des Fürsten von Lobkowitz, suchte jedes Treffen zu vermeiden, und hinderte wie Bournonville im Süden, auch hier jedes kräftige und entschiedene Auftreten. Im August setzten sich die Verbündeten gegen Charleroi in Bewegung, der Graf des Souches mit den Kaiserlichen voran, die Holländer in der Mitte, die Spanier zuletzt, alle durch große Zwischenräume getrennt. Diesen Augenblick benutzte Condé, um sich mit seiner ganzen Macht, 40,000 Mann, auf den Nachtrab zu werfen. Die Spanier wurden überwältigt und flohen in Verwirrung. Im raschen Vordringen stürmte Condé beim Dorfe Senef auch gegen die Holländer, aber die Besonnenheit des Prinzen von Oranien hatte diese bald auf einer Hügelreihe in Schlachtordnung gestellt, und nach einigen Augenblicken der Verwirrung begeisterte das Beispiel Wilhelms, der selbst in den ersten Reihen kämpfte, seine Truppen zum ausdauerndsten Widerstand. Das Gefecht währte von Mittag bis in die Nacht, wo man noch zwei Stunden beim Schein des Mondes kämpfte. Dessen ungeachtet blieb die Schlacht unentschieden, nachdem jedes Heer sieben bis achttausend Mann verloren hatte. Wenige Tage darauf hätte Oranien abermals Gelegenheit gehabt, sich mit dem Feinde zu messen, wenn der kaiserliche General des Souches (dem einige auch die Schuld beimessen, daß der Tag von Senef kein entschiedener Sieg geworden) ihm nicht zuwider gewesen wäre. Der Prinz belagerte Oudenarde, und Condé wollte, um es zu entsetzen, eine neue Schlacht wagen. Mit Freuden eilte ihm jener entgegen, aber des Souches weigerte sich mitzufechten. Darüber entstand eine so große Uneinigkeit, daß die Kaiserlichen die Laufgräben ganz verließen, worauf der nun zu schwache Prinz die Belagerung aufheben mußte. Dafür eroberte er aber Grave, Huy und Dinant (Nov. 1674) und damit war der diesjährige Feldzug in den Niederlanden beschlossen.

Den folgenden Feldzug (1675) eröffnete, wie gewöhnlich, der König Ludwig selbst in den Niederlanden, das heißt, er folgte einige Wochen dem Heere, sah den Kriegsoperationen zu, und kehrte, sobald der erste Schlag gelungen war, wieder nach Versailles zurück. Condé, Crequi und Humieres waren die eigentlichen Anführer. Sie eroberten Lüttich, Gent, Dinant und Limburg. Dagegen gelang es dem Herzoge von

Lothringen am 11. August den Marschall Crequi bei Consarbrück zu schlagen. Er verfolgte den Feind bis Trier, schloß die Stadt ein und zwang den Marschall, sich am 6. September zu ergeben. Noch unglücklicher ging der Krieg für die Franzosen in Süddeutschland. Fürchterliche Verheerungen bezeichneten die Richtung ihrer Züge. Wisloch, Bruchsal, S. Remy, Graben und Gernsheim wurden auf Befehl des Marschalls Vaubrün in Asche gelegt. Mit gleicher Barbarei ward der ganze Breisgau verwüstet. Glücklicher Weise erhielt indeß statt Bournonville's der geprüfte General Montecuculi das Commando der Reichstruppen, und durch frühere Erfahrungen gewitzigt, hatte er sich diesmal völlige Unabhängigkeit vom Hofkriegsrathe zu Wien zur Bedingung der Uebernahme des Commandos gemacht. Ganz Europa richtete mit gespannter Aufmerksamkeit seine Blicke nach dem Oberrhein, wo er Turenne begegnen wollte; man war begierig, welchen Ausgang der Kampf zwischen den größten Feldherren der damaligen Zeit nehmen werde. Lange waren beide bemüht, sich durch Märsche und Gegenmärsche den Vortheil abzugewinnen. Endlich ging Turenne bei Wilstädt über den Rhein, Montecuculi zog sich nach dem Dorfe Sasbach unweit Offenburg, im Gebiet des Bisthums Strasburg zurück, um hier in vortheilhafter Stellung dem Feinde eine Schlacht anzubieten. Turenne folgte eifrig, traf alle Anordnungen zur Schlacht und ritt mit dem Generallieutenant von der Artillerie, Marquis Saint Hilaire, auf einen Hügel, um die Bewegungen des Feindes zu erspähen. Aber die Kanonade hatte bereits begonnen, und kaum war der Feldherr auf jener Höhe angelangt, als er von einer Kanonenkugel in den Unterleib getroffen wurde, die auch dem General Saint Hilaire den Arm wegnahm, so daß beide zugleich vom Pferde sanken. Auf das Geschrei der Begleitenden stürzte der junge Saint Hilaire herbei, und bezeugte dem blutenden Vater sein kindliches Mitleid; aber schön erwiederte der edle Mann: „Nicht mich, mein Sohn, mußt du beweinen, sondern diesen großen Mann hier, dessen Gleichen unser Vaterland wohl nicht wieder finden wird. Unglückliches Heer, wie wird es dir ergehen! Aber eilt, setzt euch wieder zu Pferde, und thut eure Schuldigkeit. Mich laßt hier liegen; Gott wird es mit mir nach seinem Willen machen." (27. Juli.) — Turenne war im vier und sechzigsten Jahre seines Alters gefallen. Wie sein älterer Bruder, der Herzog von Bouillon, dessen bei der Darstellung der Unruhen der Fronde Erwähnung geschehen ist, reformirten Glaubens, gelang es der Beredtsamkeit des berühmten Bossuet, ihn noch im funf-

zigsten Jahre zur katholischen Kirche zu bekehren. Mit Gustav Adolf gilt Turenne für einen Begründer der neuern Kriegskunst; wenn jener aber hauptsächlich in der Aufstellung und Bewegung der Truppen im Angesicht des Feindes ausgezeichnet war, so übertraf ihn Turenne in der Auffassung und Durchführung großer strategischer Entwürfe. Selten ließ er es auf ein Gefecht ankommen, wenn er des Gelingens nicht sicher war. Künstliche Märsche, Schnelligkeit und Ueberraschung waren die Hauptmittel seiner Erfolge, und in diesen Beziehungen kann ihm sein Nebenbuhler der Prinz Condé nicht gleichgestellt werden, dessen militärische Eigenschaften vornehmlich in schneller Entschlossenheit, in Benutzung des günstigen Augenblicks und im kühnen Angreifen zu suchen sind. Leider hat Turenne, sonst auch durch die Gaben des Gemüths und Herzens ausgezeichnet, seinen Kriegsruhm in den letzten Jahren durch grausame Verwüstungen Deutschlands befleckt; und wenn auch Befehle des Kriegsministers hier die hauptsächliche Ursach waren, so trägt er doch den Vorwurf, dieselben mit Gleichmuth und im vollsten Umfange ausgeführt zu haben. Ganz Frankreich klagte um den Helden; beim Empfang der Trauerbotschaft rief der König im ersten Schrecken aus: „Wir verlieren Alles, Turenne ist todt.“ Sein Leichnam wurde mit großem Gepränge zu Saint Denis in der Gruft der Könige beigesetzt, wo ein prächtiges Denkmal seine Grabstätte bezeichnet.

Turennes Tod setzte sein Heer so in Bestürzung, daß Niemand mehr daran dachte, den Feind anzugreifen. Man suchte nur in möglichster Ordnung über den Rhein zu kommen, wobei indeß Montecuculis heftige Verfolgung den Franzosen einen großen Verlust an Menschen und Gepäck zufügte. Hierauf übernahm der aus den Niederlanden abgerufene Condé den Befehl der verwaisten Truppen, ohne diesen Sommer noch etwas von Bedeutung auszurichten. Zum Winter dankte er vollends ab, und zog sich für immer zurück. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er auf seinem Lustschlosse Chantilly bei Paris zu; vom Hofe vergessen und von der Gicht gequält, mußte er Turennes ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde beneiden, als er 1686 im fünf und sechzigsten Lebensjahre auf dem Krankenbette starb. Auch Montecuculi legte nach vollendetem Feldzuge sein Commando nieder. Außerdem hatte der Kaiser in diesem Jahre auch den Verlust eines andern Feldherrn, des Herzogs Karl IV. von Lothringen, zu beklagen, welcher am 18. September 1675 starb, und sein Heer und seine Ansprüche seinem Neffen Karl V. hinterließ.

Auch das nordöstliche Deutschland mußte in dieser Zeit unter den

Bewegungen und Händeln leiden, welche Ludwigs Ehrgeiz und Ländersucht hervorgerufen hatte. Um den Kurfürsten von Brandenburg vom Rhein abzuziehen, bewegte der Französische Gesandte Feuquieres den Schwedischen Hof, den Bestimmungen des oben (S. 292) erwähnten Bündnisses gemäß, ein Heer in die Marken einfallen zu lassen. Im December 1674, als Friedrich Wilhelm mit seinen Truppen im Elsaß gegen Turenne focht, rückten 16,000 Schweden unter dem Feldmarschall Wrangel in die wehrlosen Marken und späterhin auch in Hinterpommern ein, erpreßten schwere Brandschatzungen, betrugen sich als Herren des Landes und lebten in Ueberfluß und Verschwendung. Friedrich Wilhelm schrieb seinem Statthalter in der Mark, dem Fürsten George von Dessau, die Schweden würden ihn durch ihren Einbruch nicht zur Untreue gegen seine Bundesgenossen bewegen; er bedaure das Schicksal seiner Unterthanen; indessen solle man den Feind nicht reizen, sondern so lange in Geduld verharren, bis er mit seiner ganzen Macht zu Hülfe kommen könne. Er reisete hierauf mitten im Winter selbst nach dem Haag, um mit den Niederländern zu unterhandeln, versuchte auch die Höfe zu Wien und Kopenhagen zum Kriege gegen Schweden zu bewegen; aber beide versagten ihm ihre Hülfe. Auch auf dem Reichstage bemühte er sich vergebens um einen Bundesgenossen. So mußte er sich also selbst genug seyn. Mit seinen in den Fränkischen Winterquartieren wohl ausgeruhten Brandenburgern brach er, zu Anfang des Junius 1675, plötzlich auf, eilte mit angestrengten Märschen nach Magdeburg, ließ hier den größten Theil seiner Truppen zurück und stand mit 6000 Reitern und 1200 Musketieren, welche auf Wagen fortgeschafft worden waren, vor Rathenow (25. Junius), als man ihn noch tief in Franken glaubte. Schrecklich war die Ueberraschung der in Rathenow befindlichen Schweden, als sie sich plötzlich von allen Seiten angegriffen sahen. Nach einem Kampf von wenigen Stunden war die Stadt genommen, und der Kurfürst eilte weiter, um das feindliche Heer, welches in den Umgebungen von Brandenburg, Pritzerbe und Havelberg stand, vereinzelt zu überfallen. Bei Fehrbellin traf er auf den Generallieutenant Wrangel, einen Stiefbruder des Feldmarschalls, der eiligst mehrere Regimenter versammelt hatte, um in Havelberg zu den übrigen Abtheilungen des Schwedischen Heeres zu stoßen, welche dort unter dem unmittelbaren Befehl des Feldmarschalls Wrangel standen. Da die Schweden trotz dem an Zahl weit überlegen waren, denn ihre Stärke betrug 11 000 Mann und acht und dreißig Geschütze, so wi-

verriethen die meisten Befehlshaber dem Kurfürsten, einen so kriegerischen und sieggewohnten Feind mit bloßer Reiterei anzugreifen. Friedrich Wilhelm wollte dagegen den Vortheil, den ihm die Abwesenheit des kriegserfahrnen Feldmarschalls Wrangel auf der feindlichen Seite gewährte, nicht fahren lassen, und beschloß die Schlacht. Der Prinz von Hessen-Homburg führte die Brandenburgische Avantgarde, 1500 Reiter, und hieb kühn in die Feinde, ehe die übrigen Truppen herankamen. Endlich erschien der Kurfürst, und erkannte trotz eines dichten Nebels bald die vortheilhaftesten Punkte des Terrains. Auf einen Sandhügel, welcher die Stellung der Schweden beherrschte, ließ er seine ganze Artillerie, nur dreizehn Geschütze, auffahren, zu deren Deckung die Dragonerregimenter Derfflinger und Bomsdorf absaßen und die umliegenden Gebüsche besetzten. Hier wurde der Kampf am heftigsten; denn Wrangel, die Wichtigkeit dieser Anhöhe wohl einsehend, ließ den gegen dieselben gerichteten Angriff unablässig erneuen; der Kurfürst befand sich überall wo die Gefahr am größten war, und feuerte durch Wort und Beispiel den Muth seiner wackern Krieger an. „Getrost, tapfere Soldaten, rief er ihnen zu, ich will euch zum Siege führen oder ritterlich mit euch sterben.“ Einen Augenblick war er im Handgemenge von Schwedischen Reitern rings umzingelt, aber die Hülfe der Seinigen zögerte nicht. Hier war es auch, wo der Stallmeister Froben an der Seite seines Herrn von einer Kanonenkugel getroffen zu Boden sank und verschied. Gegen Mittag wichen die Schweden auf allen Punkten. Sie hatten dreitausend Mann an Todten und Gefangenen verloren, und eilten nach Vorpommern zurück, wohin der Feldmarschall Wrangel mit seiner Abtheilung schon vorausgegangen war. Dieser glorreiche Sieg verschaffte dem Brandenburgischen Namen in ganz Europa Ruhm und Achtung. Friedrich Wilhelm konnte, wie sein großer Nachkomme sagt, die berühmten Worte Cäsars: veni, vidi, vici, mit vollem Rechte auf sich anwenden. Er fand jetzt an Münster und Dänemark, welche sich in Bremen und Verden zu theilen hofften, bereitwillige Bundesgenossen gegen Schweden; er verfolgte daher seine Siege, und machte sich im Herbste von dem größten Theile Vorpommerns Meister.

Am Rhein erhielt der junge Herzog von Lothringen im folgenden Jahre den Oberbefehl. Aber wenn es ihm auch trotz der Bemühungen des Marschalls von Luxemburg, der in diesen Gegenden an Condés Stelle die Führung des Französischen Heeres übernommen hatte

gelang, die starke Festung Philippsburg wegzunehmen, so wurden doch weitere Fortschritte durch die furchtbare Verwüstung gehindert, welche die Franzosen in dem ganzen Landstriche der Saar anrichteten. In den Niederlanden hinreichend beschäftigt und nicht stark genug, nach Turennes Tod den Krieg in diesen Gegenden mit Nachdruck zu führen, beschloß Louvois die Feinde dadurch von einem Einfall in Frankreich abzuhalten, daß er die Deutschen Grenzländer in Wüsteneien verwandeln ließ. Vierzehn Meilen weit sah man nichts als Brandstätten und verödete Felder. Zweibrücken wurde fast ganz niedergebrannt, Mümpelgard rein ausgeplündert, und obgleich man den Einwohnern Freiheit und Leben versprochen, so mißhandelt, daß sämmtliche Bürger Haus und Hof verließen. Auf gleiche Weise hausten die Franzosen den Winter über im Breisgau, so daß die unglücklichen Bewohner dieses Landes in die Wälder flüchten mußten, wo sie dem Hunger und der Kälte erlagen. Ja noch mehr. Aus aufgefangenen Briefen erfuhr man, daß Ludwig den Befehl gegeben habe, alles Land zwischen der Saar, der Mosel und dem Rhein durch eine systematische Verwüstung mit Feuer und Schwert den feindlichen Heeren unzugänglich zu machen. Lebhafter und weniger grausam wurde der Krieg in anderen Gegenden geführt. Um die Spanier auch in ihrem eigenen Lande zu beschäftigen, war der Marschall von Navailles in Roussillon eingefallen, und drang über die Pyrenäen vor; an der Sambre focht der Herzog von Rochefort; in den Niederlanden befehligte der König selbst, unterstützt von den Marschällen Friedrich von Schomberg, Crequi, Humieres, La Feuillade und Lorges. Durch Vaubans Geschicklichkeit ward die Festung Condé schon am 26. April den Spaniern entrissen; zur Rettung von Bouchain, dessen Berennung darauf unternommen wurde, nahm der Prinz von Oranien eine Stellung zwischen Valenciennes und Raimes. Da man um funfzehntausend Mann stärker war als die Allürten, drang Ludwig auf eine Schlacht, aber seine Höflinge, ja selbst der Marschall La Feuillade beschworen ihn, sein theures Leben nicht in Gefahr zu setzen. Er gab nach, und da Wilhelm auch seiner Seits nicht anzugreifen wagte, fiel jene Stadt am 11. Mai. Im Juni verließ Ludwig das Heer und der Marschall von Luxemburg begnügte sich für diesen Feldzug den Prinzen von Oranien zur Aufhebung der Belagerung von Mastricht zu zwingen.

Bedeutender war der Verlust, den die Verbündeten durch den Tod Ruyters zur See erlitten. In Sicilien war ein Aufruhr gegen

die Spanische Regierung ausgebrochen. Die Stadt Messina hatte von älteren Zeiten her eine freie Verfassung und die Anordnung der gemeinsamen Angelegenheiten zu bewahren gewußt. Als die Spanier, um dieses Hemmniß ihrer unumschränkten Herrschaft aus dem Wege zu räumen, jetzt eine Partei gegen den Adel der Stadt, in dessen Händen das Regiment war, begünstigten, kam es zu einer Empörung, durch welche der Gouverneur Don Diego de Soria gezwungen wurde, sich in das Fort San Salvador zu flüchten, welches den Hafen beschützte (1674). Einige Truppen, welche die Vicekönige von Neapel und Sicilien zusammengebracht hatten, wurden von den Aufrührern zurückgeschlagen, worauf diese im Geheim einen Abgeordneten an den Französischen Botschafter in Rom sandten, um ihre Stadt dem Schutze Ludwigs XIV. zu übergeben. Dieser, erfreut die Spanier in ihrem eigenen Lande beschäftigen zu können, wies das Anerbieten nicht zurück, und so erschienen am 3. Januar 1675 neunzehn Französische Schiffe, die den Messinesen Lebensmittel und Munition brachten, woran die Stadt großen Mangel litt. Bald folgten 6000 Französische Soldaten dieser ersten Unterstützung. Gleich nach ihrer Ankunft wurden überall die Französischen Zeichen aufgepflanzt und mit vereinten Kräften das Fort San Salvador erstürmt. Indessen geriethen die Rebellen durch 37 Spanische Kriegsschiffe, welche den Hafen sperrten, und eine gleichzeitige Einschließung von der Landseite dennoch in große Gefahr, bis Ludwigs Admiral Du Quesne, der vom Freibeuter zum Flottenführer gestiegen war, im Februar mit neuen Verstärkungen anlangte, und die Einfahrt in den Hafen erzwang. Ludwig glaubte sich bereits im Besitz Siciliens, ernannte den Herzog von Vivonne, den Bruder seiner damaligen Geliebten, der Marquise von Montespan, zum Vicekönig jener Insel, und schickte im Junius noch eine Verstärkung von sieben tausend Mann, welche die Spanier zur Aufhebung der Blokade zwangen und Agosta eroberten. In so mißlicher Lage forderte der Madrider Hof die Hülfe seiner Verbündeten, der Holländer. Diese sandten Ruyter mit zehn Linienschiffen und vierzehn kleinen Fahrzeugen ab. Vergebens beklagte sich der alte Held bei der Admiralität über die Schwäche und Mangelhaftigkeit der Ausrüstung; seit de Witt's Sturz und dem Frieden mit England wurde wenig auf die Seemacht gewendet. Auf seine Beschwerden erhielt Ruyter zur Antwort, man hoffe nicht, daß er in seinen alten Tagen den Muth verlieren werde. „Mein Leben, erwiederte der wackere Mann, schätze ich gering für den Staat, aber es schmerzt mich, daß

jene Herren die Flagge der freien Niederlande so wenig hochhalten." Am achten Januar 1676 traf er mit neun Spanischen Galeeren vereinigt in den Gewässern der Liparischen Inseln auf Du Quesne. Nach einem hartnäckigen, aber unentschiedenen Gefechte trennten sich die Flotten. Auf der Höhe von Agosta in der Nähe des Aetna begann ein zweites Treffen, in welchem alsbald eine feindliche Kugel dem Holländischen Admiral beide Beine zerschmetterte. Zu Syrakus starb er nach einigen Tagen im siebzigsten Lebensjahre. Eine dritte Seeschlacht bei Palermo, in welcher der Herzog von Vivonne die Französischen Schiffe führte, endete mit einer vollständigen Niederlage der Verbündeten. Traurig kehrten die Reste der Holländischen Flotte mit den Gebeinen eines der größten Seehelden in das Vaterland zurück; die Franzosen aber behaupteten nicht bloß Messina, sondern eroberten auch Taormina, Scaletta und andere Orte, und würden noch größere Fortschritte gemacht haben, wenn ihr Stolz, ihr Uebermuth und ihr ausschweifendes Leben die Sicilianer nicht erbittert, und ihre Sorglosigkeit nicht ganze Tage und Wochen in Festlichkeiten und Schmausereien unthätig hingebracht hätte. Der Herzog von Vivonne übertraf hierin alle seine Untergebene. „Haben wir auf dem Meere, schrieb er seiner Schwester, die Holländer und Spanier besiegt, so hat sich uns auf der Küste mehr als eine schöne Sicilianerin ergeben." — Erst bei dem Frieden von Nymwegen verließen die Franzosen die Insel und nahmen siebentausend Messinesen, welche nicht zurückzubleiben wagten, mit nach Frankreich. Bald darauf rückten die Spanier ohne Widerstand in die Stadt, welche von sechzigtausend Einwohnern nach dem Elend der Belagerung und zahlreichen Kämpfen, in welchen diese die Franzosen tapfer unterstützt hatten, nur noch elftausend zählte. Die strengen Maßregeln des Madrider Hofes, welcher alle, die in jener Zeit ein Amt bekleidet hatten, verbannte und die Güter der Ausgewanderten einziehen ließ, vollendeten das Unglück Messinas, von dem es sich bis auf den heutigen Tag nicht wieder erholt hat.

Trotz aller Verwüstungen der Grenzländer drang der Herzog von Lothringen im Frühjahr 1677 mit vierzigtausend Mann über die Saar, und trieb den Marschall von Crequi vor sich her; da er indeß auf die Mitwirkung von 20,000 Mann Reichstruppen, welche durch den Elsaß vorrücken sollten, gerechnet hatte, diese aber durch geschickte Bewegungen der Franzosen in der Gegend von Strasburg festgehalten wurden. mußte sich der Herzog, im Rücken bedroht, nach großen Mühseligkeiten

wieder über den Rhein zurückziehen. Er hatte sein Heer schon in die Winterquartiere vertheilt, als Crequi durch einen schnellen Marsch und die Feigheit des Commandanten am 25. November noch das wichtige Freiburg eroberte, wo die Franzosen unermeßliche Beute fanden, da die Einwohner des ganzen Breisgaues ihre kostbarsten Habseligkeiten hierher geflüchtet hatten. Auch das Jahr 1678 verging am Oberrhein unter Plünderungen, Mordbrennereien und Blutbädern, ohne daß den Franzosen ein Zoll breit Landes abgenommen werden konnte, vielmehr gingen noch Landau und Kehl verloren. Schnellere Fortschritte machte der Kurfürst von Brandenburg gegen die Schweden. Während ein Theil seiner Truppen mit dem Heere des Bischofs von Münster und dreitausend Dänen unter dem General Baudissin in das Herzogthum Bremen einfiel, einen Platz nach dem andern wegnahm, und den Schwedischen Feldmarschall Heinrich Horn am 13. August 1676 auch die Hauptfestung jenes Gebiets, Stade, nach viermonatlicher Belagerung zu übergeben zwang, vollendete der Kurfürst selbst die Unterwerfung des Schwedischen Pommerns bis auf einige Festungen, und begann im Juni 1677 die Berennung Stettins mit 200 Geschützen und bedeutenden Streitkräften. Dreitausend Schweden, auserlesene Krieger, unter einem thätigen und einsichtigen Führer, Johann von Wolf, vertheidigten die Stadt, von der treuen Gesinnung der Einwohner unterstützt, bis die Hälfte der Häuser in Schutt und Asche lag. Erst im December wurden die Thore gegen freien Abzug der Besatzung dem Kurfürsten geöffnet, der 10,000 Mann bei dieser Belagerung eingebüßt hatte. Die Bürger baten Friedrich Wilhelm, ihren langen Widerstand zu verzeihen; wenn er sie einst beherrschen werde, dürfe er dasselbe von ihnen gegen jeden Feind erwarten. Nicht minder eifrig betrieb Dänemark den Krieg gegen Schweden; nachdem König Christian V. noch im Jahre 1675 persönlich Rostock und Wismar genommen hatte, eroberte seine Flotte die Insel Gothland, und schlug unter Cornelis Tromps Anführung, den die Generalstaaten zu diesem Zweck nach Dänemark gesandt hatten, die Schwedische Seemacht auf der Küste von Blekingen. Lorenz Kreutz, der Schwedische Admiral, flog mit seinem Linienschiff von 134 Kanonen und einer Besatzung von 1100 Mann in die Luft; Ugla, der nach ihm das Commando übernahm, hatte dasselbe Schicksal; fünf andere Schiffe wurden in den Grund geschossen, drei genommen (1. Juni 1676). Auf diese Weise Herr des Meeres, landete Christian mit sechzehntausend Kriegern auf Schonen, nahm Helsingborg, Landscrona und Christianstadt, während

Tromp Blekingen unterwarf. Erst im December erschien der junge König Karl XI. von Schweden mit einem ansehnlichen Heere; bei Lund kam es zur Schlacht, an welcher Tromp mit dreitausend eben angekommenen Holländischen Matrosen Theil nahm. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu; in Wahrheit blieben die Schweden im Vortheil, und beschränkten die Dänen in Schonen nach einem zweiten Treffen bei Landskrona (1677 14. Juli) immer mehr, bis sie sich mit der Behauptung der eroberten Plätze begnügten, und Christian mit den übrigen Truppen im September nach Rügen segelte und diese Insel, von Brandenburgischem Kriegsvolk unterstützt, in kurzer Zeit wegnahm. Zur See hatte seine Flotte in diesem Jahre die Ueberreste der Schwedischen Seemacht auf der Höhe von Rostock vernichtet. Dennoch gelang es den Schweden unter dem Grafen Königsmark durch die Unvorsichtigkeit des dort commandirenden Dänischen Generals am 12. Januar 1678 Rügen wieder einzunehmen. Dies nöthigte den Kurfürsten zu neuen Anstrengungen; erst im September eroberte er in Verbindung mit Christian die Insel zum zweiten Male und nöthigte Königsmark, sich mit dem Rest seiner Truppen nach Stralsund zu werfen. Nach einem furchtbaren Bombardement fiel die Festung am 11. October, worauf sich im November auch Greifswald, der letzte Platz, welchen die Schweden im nordöstlichen Deutschland behaupteten, ergab. Schon hielt der Kurfürst den Feldzug für beendet, als ihn der Einbruch von 16,000 Schweden unter Heinrich Horn in das unbeschützte Herzogthum Preußen zu neuen Thaten rief. Schon waren Tilsit und Insterburg von ihnen erobert, die geringen Streitkräfte, welche in jenen Gegenden vorhanden waren, hatte man zum Schutze Königsbergs bei dieser Stadt versammelt. In den ersten Tagen des Januar 1679 brach Friedrich Wilhelm mit 9000 Kriegsleuten aus den Marken auf und überschritt nach einem ebenso schnellen Marsch wie jenen, der ihn aus Franken nach Rathenow geführt, bereits am 15. die Weichsel. Die überraschten Schweden wagten auch diesmal nicht Stand zu halten. Auf ihrem eiligen Rückzuge konnte General Görtzke nur den Nachtrab erreichen, und diesem durch mehrmalige Gefechte bedeutenden Schaden zufügen. Als der Kurfürst an das frische Haff kam, über welches der Frost eine feste Brücke geschlagen hatte, hoffte er dem General Horn auf diesem Wege zuvorzukommen und den Rückzug abschneiden zu können. Er ließ deshalb sein ganzes Fußvolk auf Schlitten setzen, aber obgleich er auch das curische Haff auf diese Weise überschritt, und mit unglaublicher Geschwindigkeit schon

am 19. Januar in der Nähe von Tilsit war, konnten dennoch nur die letzten Truppen des Feindes geschlagen werden. Trotz dem hatte Horn kaum noch dreitausend Krieger bei den Fahnen, als er in Livland anlangte; so heftig war die Verfolgung gewesen.

In solcher Art tobte der Krieg, welchen Ludwigs Ehrgeiz erregt hatte, vom Sund bis zum Mittelmeer, von Kurland bis in die Pyrenäen. In den Niederlanden eröffnete der König schon im März den Feldzug (1677), ließ Valenciennes und Cambray berennen, und eroberte beide Festungen, die letzte nicht ohne den Verdacht geheimer Verrätherei. Zu gleicher Zeit gelang es seinem Bruder, dem Herzoge von Orleans, besonders durch die Hülfe und geschickte Führung des Marschalls von Luxemburg, dem Prinzen von Oranien bei Montcassel eine Niederlage beizubringen (11. April). Der Prinz hatte die Schlacht gewagt, um das von den Franzosen belagerte Saint Omer zu entsetzen, konnte aber nur durch einen geschickten Rückzug sein geschlagenes Heer retten. Die Franzosen ließen dem königlichen Bruder einen Hauptantheil an der Ehre dieses Tages, und überall, wo sich der Hof sehen ließ, rief das Volk: „es lebe der König und Monsieur, der die Schlacht gewonnen hat!" Als Ludwig darauf nach Saint Omer kam, welches sich gleich nach dem Treffen ergeben hatte, war von Montcassel kaum die Rede; eifersüchtig auf den Ruhm seines Bruders, wollte er sich nicht einmal das Schlachtfeld zeigen lassen, und weiter Sehende prophezeihten dem Herzoge von Orleans, daß dies wohl sein erster und letzter Feldzug gewesen seyn möchte. Nach dem Fall von Saint Omer hatten die Spanier von den zahlreichen Belgischen Festungen nur noch Gent, Namur und Mons im Lande, Ostende und Nieuport an der See in Händen. Die übrigen Städte waren zwar zum Theil mit stärkeren Mauern umgeben, aber doch nicht so verwahrt, daß sie einer ernstlichen Belagerung hätten widerstehen können.

Inzwischen waren schon im Jahre 1676 Unterhandlungen in Nymwegen eröffnet worden. Ludwig wünschte den Frieden, um die Vortheile, welche er mit Anspannung aller Kräfte seines weiten Reiches gewonnen hatte, durch eine längere Fortdauer des Kampfes nicht einzubüßen. Auch das Volk murrte und der Finanzminister Colbert, dem der Ruin des Landes nicht gleichgültig war, drang ernstlich auf Beendigung des Krieges. Dazu kam das Unglück Schwedens, der Kurfürst von Brandenburg war nächstens mit siegreichen Truppen am Rhein zu erwarten, und die Dänische Seemacht konnte zu der Nie-

derländischen Flotte stoßen. Am besorgtesten machte Ludwig die Annäherung Hollands und Englands, dessen Volk und Parlament mit lauter Stimme Krieg gegen Frankreich forderten; die Ursach des früheren Hasses Karls II. gegen die Republik war mit der Erhebung des Prinzen von Oranien aus dem Wege geschafft, und jetzt warb dieser sogar um Maria Stuart, die Tochter des Herzogs von York. Nach einigem Zögern ertheilte der Vater, dem es darum zu thun war, die durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche (u. Abschn. 11) verlorene Volksgunst wieder zu gewinnen, die Einwilligung zu ihrer Vermählung mit einem protestantischen Fürsten *). Wie erschöpft auch Frankreich war, so konnte man doch nur in einer noch einmal versuchten großen Anstrengung die Möglichkeit vortheilhafter Bedingungen sehen. Ludwig eröffnete daher den Feldzug von 1678 früher als alle vorigen und brach schon im Februar mit seinem ganzen Hofe auf, die Königin und die Marquise von Montespan nicht ausgenommen. Der Marschall von Humieres mußte Gent berennen, das sich am 9. März ergab. Ypern und Löwen folgten. Hierauf ging der König wieder nach Saint Germain zurück, und ließ in Nymwegen die Friedensvorschläge erneuern. Es kam den Franzosen Alles darauf an, die Holländer von ihren Bundesgenossen zu trennen. Gelang dies, so konnte man allen übrigen den Frieden vorschreiben. Der Kaiser war so wenig wie Spanien im Stande ohne Subsidien der Republik den Kampf fortzuführen; auf der andern Seite kam Schweden ohne Hülfe Frankreichs täglich in größere Gefahr. Auch die Holländer waren ermüdet, sie selbst sahen sich nicht bedroht, seit vier Jahren hatten die Französischen Truppen ihr Gebiet geräumt, und die Geschicklichkeit der Gesandten Ludwigs, welche ihnen dringend vorstellten, ihre Kräfte doch nicht länger für Spanien und Oesterreich aufzuopfern, und günstige Bedingungen boten, brachte die Generalstaaten endlich zu dem Schritt, ihre Bundesgenossen, denen sie ihre Rettung verdankten, schimpflich im Stich zu lassen. Am 10. August wurde der Friede unterzeichnet, und die Republik, auf deren gänzlichen Untergang es bei diesem Kriege abgesehen gewesen war, verlor nicht ein Dorf. In einem besondern Artikel versprach Ludwig dem Prinzen Wilhelm die Herstellung seines Fürstenthums Orange, welches er, bei Gelegenheit

*) Wie gefällt dem Könige von Frankreich diese Ehe? fragte Lord Danby den Englischen Gesandten in Frankreich, Lord Montagu. Ungefähr wie der Verlust von zehn Schlachten und Festungen, antwortete dieser.

eines Streits der Mutter und Großmutter dieses Fürsten über die Verwaltung jenes Landes, schon im Jahre 1660 mit gewohnter Willkür hatte einziehen und unter dem Vorwande, daß die stark befestigte Stadt Orange stets Französischen Aufrührern zum Zufluchtsort gedient habe, dem Gebiet von Frankreich einverleibt hatte. Dessen ungeachtet hatte der Statthalter, im richtigen Bewußtseyn, daß die Uebermacht Frankreichs durchaus nicht gebrochen, vielmehr jeden Augenblick wieder neue Verwickelungen im Staatensystem Europas hervorrufen könnte, den Separatfrieden aus allen Kräften zu hintertreiben versucht. Noch vier Tage nach der Unterzeichnung desselben lieferte er dem Marschall von Luxemburg eine Schlacht, da in beiden Heeren der Abschluß noch nicht bekannt war. Die Franzosen blokirten Mons, und der Marschall von Luxemburg deckte die Belagerung durch eine vortheilhafte Stellung zwischen der Abtei Saint Denys und den Ruinen des alten Schlosses Casteau. Den ersten Posten erstürmte der Prinz nach tapferer Gegenwehr, wobei er sich persönlich großen Gefahren aussetzte; nach einiger Zeit nahmen die Spanier unter dem Herzoge von Villa Hermosa auch das Schloß. Schon wichen die Feinde auf allen Punkten, als durch einen raschen Angriff Luxemburgs die Franzosen noch spät am Abend Casteau wiedergewannen und dadurch einen Theil ihrer Stellung behaupten konnten. Von Spanien verlangte Ludwig die ganze Franche-Comté und sechzehn feste Plätze in den Spanischen Niederlanden. Von den Holländern verlassen und in Furcht noch größerer Verluste mußten sie am 17. September 1678 unterzeichnen. Nun waren Kaiser und Reich allein übrig. Den Bestimmungen des Westphälischen Friedens gemäß erlangten die Deutschen Stände Theilnahme an den Berathungen durch eine besondere Reichsdeputation; indeß stellte Leopold vor, daß solche „fast schlecht respectirt werden dürfen", dafür wolle er dem Reichstage stets Nachrichten vom Stande der Unterhandlungen geben. Hierauf gingen die Stände ein, unter der Bedingung, „daß über die kaiserlichen Propositionen gerathschlagt und dem Kaiser nöthigen Falls mit einem Gutachten an die Hand gegangen würde." Aber plötzlich schloß Leopold am 5. Februar 1679 für sich und das Reich Frieden, mit der Entschuldigung, daß der Drang der Umstände nicht erlaubt habe, die Meinung der Stände einzuholen. Er wußte wohl, daß Brandenburg, Münster und die zuletzt mit diesen verbündeten Herzoge von Braunschweig, welche die Schweden ganz aus Deutschland getrieben hatten, einem Frieden nicht

beigetreten seyn würden, der die völlige Restitution der Besitzungen jener Macht festsetzte. Für die Zurückgabe Philippsburgs (o. S. 39) trat Oesterreich die Festung Freiburg von seinen eigenen Besitzungen ab, ein Tausch, den Ludwig aus dem Grunde wünschte, weil der letzte Platz tiefer in Deutschland lag. Von Breisach bis dahin mußte eine Militärstraße verstattet werden. Zugleich willigte das Reich in die Abtretung der Franche-Comté. Der Herzog von Lothringen sollte Nancy und Longwy dem Könige überlassen, und zu der schon früher durch sein Gebiet bewilligten Straße noch drei andere, jede eine halbe Meile breit, zugestehen. Wie sein Oheim vor dreißig Jahren, weigerte sich Karl V. diesen schimpflichen Frieden anzunehmen, und so blieben seine Länder noch lange von den Franzosen besetzt.

Auf solche Weise gab die Uebereilung des Kaisers die einzigen Vortheile auf, welche Deutscher Seits in diesem unglücklichen Kriege erkämpft worden waren, und ließ eine treffliche Gelegenheit vorübergehen, die Einheit des Reichs im Innern wieder herzustellen und so die Nachtheile auszugleichen, welche man auf der westlichen Grenze erlitten hatte. Eine unselige Eifersucht des Wiener Hofs gegen die Fortschritte Brandenburgs war bei diesem leichtsinnigen Friedensschluß mit im Spiele; unverholen hatte sich dort der Minister Hocher geäußert: „es gefalle dem Kaiser nicht, daß sich ein neuer König der Vandalen an der Ostsee erheben wolle.“ Es war nicht zu erwarten, daß Brandenburg mit seinen Verbündeten im Stande seyn werde, die gemachten Eroberungen durch eigene Kraft gegen Frankreich und Schweden zu behaupten. Während der Kurfürst bei Tilsit die Schweden bekämpfte, brach ein starkes Französisches Heer in seine Westphälischen Länder und trieb die Einwohner von Cleve und Mark durch Brandschatzung, Raub und Mord auf das Aeußerste. Vergebens verlangte Friedrich Wilhelm wenigstens die Vermittelung der Niederlande, denen er zuerst gegen Frankreich Beistand geleistet hatte. Nicht einmal Stettin, dessen Eroberung ihn so große Opfer gekostet, wollte Frankreich in seinen Händen lassen. Endlich mußte er nachgeben, nachdem auch Münster und die Herzoge von Braunschweig ihren Frieden mit Frankreich und Schweden abgeschlossen und gegen 300,000 Thaler alle ihre Eroberungen im Herzogthum Bremen zurückgegeben hatten. Unbelohnt für bedeutende Erfolge, unentschädigt für große Aufopferungen an Geld und Menschen, aber ruhmvoll ging Friedrich Wilhelm aus dem Kampf. Als er den zu St. Germain en Laie abgeschlossenen Frieden am 29.

Juni 1679 unterzeichnete, brach er voll schmerzlichen Unwillen in den Vers Virgils aus: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Am 2. September schloß auch Dänemark auf die Bedingung vollständiger Wiederherstellung des früheren Zustandes mit Frankreich und Schweden ab.

---

2. Ludwigs gewaltsame Eingriffe in Deutschland und Italien.

Die Resultate des großen eben beendeten Kampfes waren für Europa höchst bedenklich. Nicht nur hatte Frankreich einer Coalition der bedeutendsten Mächte gegenüber Eroberungen gemacht und behauptet; es war der Französischen Politik auch gelungen, die Verbündeten zu trennen und zu ungünstigen Einzelnverträgen zu nöthigen. Noch nie war eine Macht mit solchen Ansprüchen, mit solchem Gewicht aufgetreten wie Frankreich in diesem Augenblick, und dieses Umsichgreifen zu hemmen schien weder ein einzelner Staat hinreichende Kräfte, noch die Gesammtheit derselben das volle Bewußtseyn des Umfanges der allen drohenden Gefahren zu haben. Ludwig wollte zwar die Staaten Europas nicht erobern, wohl aber zu einem gewissen Vasallenverhältniß herabdrücken, und glaubte bereits diesem Ziel nicht allzu fern zu stehen. Seine Armee wurde auch nach dem Friedensschluß in der Stärke von 100,000 Mann Linientruppen und 14,000 Garden beibehalten; durch unausgesetzte Bemühungen war die unbedeutende Seemacht, welche Ludwig vorgefunden, bereits bis auf 96 Linienschiffe, 42 Fregatten, 36 Feluken und ebenso viele Brander gebracht worden. Nicht weniger als von den Waffen erwartete Ludwig von seinem diplomatischen Einfluß, der sich über ganz Europa erstreckte. Englands Herrscher, Karl II., der vor allen, nachdem Spanien seine Bedeutung verloren, die Pflicht gehabt hätte Frankreichs Anmaßungen in Verein mit den Deutschen Staaten entgegenzutreten, fand sich vielmehr durch die verkehrte Stellung, welche er seinem Volk gegenüber angenommen hatte, an Ludwig gewiesen, und seine Hinneigung zum Katholicismus vermehrte diese Annäherung; außerdem sah er in Ludwigs Hof und Herrschergewalt das Ideal fürstlichen Lebens und Gebahrens. Unbegnügt sich allein auf die Gesinnung Karls zu stützen, wußte Ludwig durch hohe Jahrgelder auch die bedeutendsten Mitglieder des Englischen Ministeriums und des Parlaments in sein Interesse zu ziehen. Dasselbe System

der Bestechung, welches in der umfassendsten Weise betrieben wurde, die großen Summen, welche man Deutschen Staatsmännern und Gelehrten mit vollen Händen spendete, gewannen Frankreich die meisten Höfe Deutschlands, oder genügten wenigstens sie in Unthätigkeit oder kraftlosem Auftreten zu erhalten; ja die Stände des Reichs konnten sich noch entschuldigen, daß es, wie wir gesehen haben, im Wiener Cabinet, mitten im Kriege gegen Frankreich, nicht anders als bei ihnen bestellt wäre. Mehr als einmal klagte Montecuculi, daß die Entwürfe und Befehle des Hofkriegsrathes eher in Versailles als in seinem Hauptquartier bekannt seyen. Französischer Einfluß bestimmte die Beschlüsse der Schweizer Cantone, deren kriegslustige Jugend zahlreich in Ludwigs Armee diente; die freien Fürsten Italiens standen wegen Spaniens Besitzungen in ihrem Lande gegen diese Macht größten Theils auf Seiten der Franzosen; ebenso Schweden, welches durch Frankreichs Beistand seine Deutschen Länder zurück erhalten hatte, und das Interesse Ludwigs gegen Oesterreich und das Deutsche Reich theilen mußte; die Polen und Türken wie die Ungrischen Mißvergnügten konnte Ludwig nach Gutdünken gegen Oesterreich und Rußland gebrauchen, wenn dieses Miene machte die Schweden zu bekämpfen *).

Wie schwach und unbedeutend erschien Deutschland, unter vierhundert Herren, in sich zerrissen, ohne ein kräftiges Oberhaupt, gegen solche Macht und solche Verbindungen. Auch war Ludwig weit entfernt, sich mit dem zu begnügen, was er zu Nymwegen gewonnen. Der Friede sollte nur zur Erholung des Landes und zur Ansammlung neuer Kräfte benutzt werden, und wenn auch der Ehrgeiz des Königs einen Augenblick ruhen wollte, sorgte Louvois, welcher dessen Ruhmsucht und Eitelkeit planmäßig bearbeitete, für neue Beschäftigung, damit sein Einfluß nicht ganz an die Frau von Montespan verloren gehe. Eine Veränderung im Französischen Ministerium, welche Louvois Ansehen vermehrte, trug dazu bei, sogleich wieder neue Händel in Gang zu bringen. Die auswärtigen Angelegenheiten waren nach Mazarins Tode bis zum Jahre 1671 von dem Marquis von Lionne, der schon unter dem Cardinal gearbeitet hatte, geführt worden. Ihm folgte Pomponne, bei weitem billiger und rechtlicher als sein Vorgänger und Louvois Eroberungsplanen abgeneigt. Nach dem Friedensschluß von Nymwegen erhielt Pomponne seine Entlassung. „Ich war genöthigt, sagt Lud-

*) Ranke, historisch-politische Zeitschrift, Bd. II. S. 5.

wig in seinen hinterlassenen Reflexionen über das Amt eines Königs, dem Herrn von Pomponne zu befehlen sich zurückzuziehen, weil es Allem, was durch seine Hände ging, an der Großartigkeit und Kraft gebrach, die man haben muß, wenn man die Befehle eines Königs von Frankreich vollzieht, der nicht unglücklich ist." Sein Nachfolger wurde der Bruder des Finanzministers, Colbert Croissy, der in Verbindung mit den Grafen d'Estrades und d'Avaux (einem Neffen des uns aus dem Münsterschen Friedensschluß bekannten Botschafter gleiches Namens) die Unterhandlungen zu Nymwegen zur Zufriedenheit Ludwigs geleitet hatte und sich bald nach Antritt seines Amtes im vollsten Einverständniß mit Louvois befand. Auf ihren Rath behielt man mehrere Niederländische Plätze, die nach den Nymwegischen Festsetzungen hätten herausgegeben werden sollen, und im folgenden Jahr legte Louvois dem Könige, auf den Antrag eines Parlamentsraths zu Metz, Roland de Ravaux, einen Entwurf vor, nach welchem eine genaue Untersuchung über alle diejenigen Territorien und Städte angestellt werden sollte, welche mit den im Münsterschen und Nymwegischen Frieden abgetretenen Gebietstheilen des Deutschen Reichs in älterer oder späterer Zeit in Lehensverbindungen oder anderen Beziehungen gestanden hätten, um diese dann, als in den Zugeständnissen begriffen, mit Recht in Besitz nehmen zu können. Es sey dies das beste und sicherste Mittel sich des linken Rheinufers ohne Schwertschlag zu bemächtigen. Freudig ging der König auf diesen Plan ein und beauftragte die Parlamente zu Metz und Besançon mit der betreffenden Untersuchung; für den Elsaß wurde eine besondere Reunionskammer zu Breisach und für die Spanischen Niederlande eine vierte zu Dornick eingesetzt. Ganz Zweibrücken, obgleich dieses Herzogthum dem Bundesgenossen Frankreichs, dem König Karl XI. von Schweden, gehörte, Saarbrück, Veldenz, Sponheim, Mümpelgard, Lauterburg, Germersheim, Homburg, Falkenburg, Bitsch und viele andere Städte und Bezirke wurden von diesen Kammern für alte Dependenzen der neu erworbenen Provinzen erklärt, und dem Könige von Frankreich die Oberhoheit über dieselben zugesprochen. Dieser ließ nun sogleich die Besitzer dieser Landschaften, zum Theil mächtige Deutsche Fürsten, vorladen, um über ihre Rechte, welche durch Staatsverträge gewährleistet waren, wie über Privatverhältnisse Französischer Unterthanen von seinen Gerichten entscheiden zu lassen. Da Niemand erschien, wurde ihr Eigenthum als verwirktes Lehen oder unter anderem Rechtsvorwande mit Gewalt in Besitz genommen.

Der Kaiser und das Reich erstaunten über die freche Anmaßung eines Königs, der sich von seinen Höflingen den Großen nennen ließ und die Worte Ehre und Großmuth unaufhörlich im Munde führte. Das erste war, daß man Gegenvorstellungen versuchte, die, von der Gerechtigkeit selbst unterstützt, unwidersprechlich einleuchten mußten. Aber vergebens machte der Reichstag geltend, daß im Westphälischen Frieden nur die Oberhoheit über Metz, Toul und Verdun abgetreten, dagegen die Landgrafschaft über den Elsaß, so wie die Landvogtei über die zehn Elsassischen Reichsstädte und deren fortdauernde Reichsunmittelbarkeit ausdrücklich vorbehalten worden sey (o. S. 39). Außerdem könnten unter Dependenzen nie die Besitzungen unmittelbarer Reichsstände begriffen werden, da jeder für sich selbst bestehe. Den Schein des Rechts zu behaupten, sandte Ludwig wirklich Abgeordnete auf den vom Reiche anberaumten Congreß zu Frankfurt, wo diese Zwistigkeiten ausgeglichen werden sollten, ohne indeß das Reunionsverfahren abzustellen. Auch Französische Schriftsteller bemerkten spottend, daß der König auf diese Weise ganz Deutschland einziehen könne, wogegen anderer Seits geltend gemacht wurde, daß, wenn man auf die ältesten Zeiten zurückginge, Frankreich dem Römischen Reiche wieder unterworfen werden müsse. Aber ehe noch der Congreß eröffnet wurde, weil der Reichstag zu Regensburg in gewohnter elender Weise über den modus tractandi nicht ins Reine kommen konnte, zeigte ein anderer Gewaltschritt Ludwigs, was man von Rechtsgründen und Verhandlung wider Raub und freche Gewaltthat des Stärkern zu erwarten habe.

Der wichtigste Ort im Elsaß, der nach den klaren Worten des Westphälischen Friedens an Frankreich nicht abgetreten worden war, war Strasburg. Die Deutschen legten auf die Erhaltung dieser reichen und festen Stadt, eines Hauptschlüssels zum Rhein und zum Reiche, einen solchen Werth, daß schon Karl V. gesagt hatte, wenn Wien und Strasburg zugleich in Gefahr wären, so würde er zuerst die letztere Stadt zu retten eilen. Zu größerer Sicherstellung unterhandelte man wegen obschwebender Bedrängnisse bereits seit einem halben Jahr mit der Bürgerschaft über die Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung. Plötzlich, da der König die Deutschen mit der Hoffnung eingeschläfert hatte, er werde sich auf dem Congreß zu Frankfurt gütlich bedeuten lassen, gingen in aller Stille mehrere Französische Regimenter nach Lothringen und dem Elsaß, vereinigten sich an einem bestimmten Tage schnell in der Nähe von Strasburg und schlossen die Stadt ein. Zwei Tage

darauf (29. Sept 1681) erschien Louvois selbst mit 20,000 Mann und zahlreichem Belagerungsgeschütz, und forderte die bestürzten Einwohner auf sich zu ergeben. Falls man nicht unverzüglich gehorche, werde er sie sämmtlich als Rebellen behandeln. Die Bürger, von aller Hülfe und Leitung verlassen — selbst die Kaufleute waren gerade in Frankfurt auf der Messe — und der Stadtrath, zum Theil von Ludwig bestochen, beschlossen der Gewalt zu weichen; aber es bleibt ein ewiger Schandfleck für sie, auch nicht einmal Widerstand versucht zu haben. Schon am folgenden Tage öffneten sie die Thore. Sie mußten Französische Besatzung einnehmen, dem Könige von Frankreich huldigen, ihm das Zeughaus einräumen, und alle den Einzelnen gehörenden Waffen auf das Rathhaus liefern. Bald darauf hielt Ludwig XIV. in Person mit gewohnter Pracht seinen Einzug in die Stadt. Der Bischof Franz Egon von Fürstenberg, ein Bruder des oben genannten Wilhelm von Fürstenberg, und eben so leidenschaftlich für Frankreich gesinnt als jener, hatte das Seinige zur Uebergabe der Stadt beigetragen und empfing nun den König siegesfreudig im Münster mit den schmachvollen Worten: „Herr, jetzt lässest du deinen Diener in Frieden fahren!" So kam eine der wichtigsten Reichsstädte, das Thor zum Innern von Deutschland, ohne Schwertschlag in Französische Hände. Aehnliche Reunionen folgten darauf, und wurden, da Niemand ausreichende Kraft zum Widerstand besaß, mit derselben Leichtigkeit vollzogen.

Und was hätte den König hindern sollen, da die Unbehülflichkeit des unförmlichen Reichskörpers seit Jahrhunderten zu Tage lag, und sich jetzt nicht einmal mehr durch die frechsten Eingriffe und Verhöhnungen in Bewegung setzen ließ. Die Besetzung des ganzen Rheinlandes hätte den Regensburger Reichstag zu keinem schnellen und energischen Beschluß gebracht. In unbegreiflicher Verblendung betrieb man hier, in den Zeiten der ärgsten Bedrängniß und Beschimpfung des gemeinsamen Vaterlandes, die abgeschmacktesten Streitigkeiten um Rang und Titel mit lächerlichem Eifer. Die Gesandten der Kurfürsten wollten Excellenzen heißen, und sogar in ihren eigenen Häusern den Vorrang vor den fürstlichen haben. Bei den Gastmählern, welche der kaiserliche Commissarius gab, wollten sie auf roth ausgeschlagenen Stühlen und einem Fußteppich sitzen, von Edelknaben bedient seyn, und mit goldenen Messern und Gabeln essen, dagegen die fürstlichen Gesandten nur auf grünen Stühlen ohne Fußteppich sitzen, nur von Lakaien bedient wer-

den, und nur silberne Gabeln bekommen sollten, und wenn der Reichsprofoß am Pfingsttage die Gesandten mit Maien beehrte, so sollten die kurfürstlichen sechs, die fürstlichen aber nur vier bekommen. Als der Frankfurter Congreß im Sommer 1681 endlich eröffnet ward, gingen auch hier wieder jeder Berathschlagung tausend Rangstreitigkeiten voraus, wie man sitzen wollte, ob an einem runden Tische, oder an mehreren Tischen, und in welcher Ordnung die Stimmen gesammelt werden sollten. Die Kurfürsten wollten die Fürsten, und diese wieder die Reichsstädte und die Ritterschaft von manchen Verhandlungen ganz ausschließen. Darüber entstanden heftige Reibungen, welche es auch nicht zum geringsten Resultate kommen ließen. Die Französischen Gesandten verlangten die Führung der Verhandlungen in Französischer Sprache, da bis um diese Zeit vielmehr sowohl auf den Reichstagen als in den diplomatischen Verhältnissen sämmtlicher Staaten die Lateinische üblich gewesen war, und beharrten unerschütterlich auf ihrer Forderung. Außerdem hatte Ludwig noch wirksamere Mittel ergriffen, das Reich und insbesondere die Kraft Oesterreichs zu lähmen. Im Geheimen unterstützte er eine schon seit mehreren Jahren in Ungern ausgebrochene Empörung; endlich gelang es ihm auch Sultan Mohammed IV. zur Kriegserklärung gegen den Kaiser zu bringen (1683). Der Einbruch der Türken und ihr Vordringen bis Wien brachte Oesterreich bis an den Rand des Verderbens; aber dennoch hatte Leopold bereits ein Bündniß mit Spanien, Schweden und den vereinigten Niederlanden zu Aufrechthaltung des Münsterschen und Nymweger Friedens zu Stande gebracht, und als der Großvezier Kara Mustapha am 12. September vor den Thoren der belagerten Hauptstadt zurückgeschlagen wurde, obgleich ihn Ludwig mit Geld, Officieren und Ingenieuren unterstützt hatte, konnte der Kaiser eine größere Aufmerksamkeit auf die Französischen Händel verwenden. Auch wurden von dieser Seite schon wieder neue Gewaltstreiche vorbereitet. Ungehalten, daß der Entsatz Wiens seine Entwürfe vernichtet hatte, welche darauf hinausgegangen waren, Deutschland durch die Türken in die äußerste Noth bringen zu lassen, um dann als Schützer und Retter auftreten und seinem Sohn die Deutsche Kaiserkrone verschaffen zu können, beschloß Ludwig sich durch die Wegnahme Luxemburgs und Triers zu entschädigen. Im November 1683 brachen die Marschälle Humieres und Crequi in die Spanischen Niederlande. Der erstere nahm Courtray und Dixmuiden; Luxemburg ergab sich, nachdem die Franzosen 6000 Bomben in die Stadt

geworfen, am 4. Januar 1684 an Crequi, und als nun auch gegen Roussillon ein Französisches Heer in Bewegung gesetzt wurde, mußte sich der Madrider Hof, erstaunt über so viele Angriffe mitten im Frieden, entschließen den Krieg gegen Frankreich zu erklären. Unbekümmert darum wandte sich Crequi auch gegen das Deutsche Reich; das Erzbisthum Trier wurde besetzt, die Stadt belagert und am 15. Juni eingenommen. Nachdem dieser Schlag gelungen, wurde dem Reichstage Französischer Seits Waffenstillstand angeboten, obgleich der Krieg niemals eröffnet war; und mehrere Stände, namentlich der Kurfürst von Brandenburg, drangen ernstlich auf die Annahme desselben, da ersichtlich sey, daß Deutschland den Franzosen nicht widerstehen könne, so lange man gegen die Türken beschäftigt wäre. Nach einigem Bedenken willigte der Kaiser ein. So kam am 15. August 1684 zu Regensburg zwischen dem Kaiser, dem Reich und Spanien einer Seits und der Krone Frankreich anderer Seits eine Waffenruhe zu Stande, durch welche der letztern alle seit dem Nymweger Frieden gemachten Erwerbungen bis zum definitiven Abschluß eines sichern Friedens, über welchen demnächst unterhandelt werden sollte, ungestört verblieben.

Inzwischen hatte Ludwig auch zur See Vortheile erkämpft. Um die Flotte in Uebung zu erhalten, wurde sie 1682 und 83 nach Algier geschickt, mit dem Auftrage, dies Raubnest zu bombardiren, das den Französischen Handel lange gestört und beeinträchtigt hatte. Der Admiral Du Quesne setzte ihm so heftig zu, daß der Dei um Gnade bat, alle Französischen Sklaven unentgeltlich losließ, und künftig vor der Macht des Königs die schuldige Ehrerbietung zu hegen gelobte. Zwei Jahre darauf erfuhren Tunis und Tripolis eine ähnliche Züchtigung.

Auch Italien mußte um diese Zeit die Wirkungen des Französischen Uebergewichts empfinden. Durch Pignerol, welches Richelieu erworben (vgl. o. S. 116), hatte man den Anfang gemacht, in diesem Lande festen Fuß zu fassen; jetzt schien sich Gelegenheit zu einer noch wichtigern Erwerbung zu bieten. Karl III. von Mantua, Enkel jenes Karls, der durch Frankreichs Hülfe das Herzogthum erworben (Th. VIII. S. 326), starb im Jahre 1665. Sein Nachfolger Ferdinand Karl lebte in Wollust und Ausschweifung, und durfte, obgleich verheirathet, keine Nachkommen erwarten. Da von verschiedenen Seiten, namentlich vom Herzog Karl V. von Lothringen, vorläufig Ansprüche erhoben wurden, welche Kaiser Leopold zu unterstützen geneigt schien, und der Madrider

Hof auch Vincenzo Gonzaga's, eines Verwandten Ferdinand Karls, Forderungen auf Rückgabe des Herzogthums Guastalla begünstigte, welches dieser nach dem Aussterben der dort regierenden Seitenlinie des Gonzagischen Hauses im Jahre 1678 in Besitz genommen hatte, beschloß er, sich durch eine engere Verbindung mit Frankreich zu sichern. Der mit den betreffenden Verhandlungen beauftragte Graf Mattioli, welcher, früher Professor der Jurisprudenz in Bologna, zum Staatssecretär des vorigen Herzogs von Mantua emporgestiegen war, scheint indeß seine Vollmachten überschritten zu haben. Am 8. December 1678 schloß er nämlich im tiefsten Geheimniß, weil der Französische Hof die damals zu Nymwegen eben im Abschluß begriffenen Unterhandlungen mit Spanien und dem Kaiser nicht zu stören wünschte, zu Versailles einen Vertrag ab, der Ludwig XIV. das Besatzungsrecht der Festung Casale in Montferat, des Schlüssels zum Herzogthum Mailand und zu Oberitalien, gegen die Bezahlung von 100,000 Scudi zusicherte, worauf der Brigadier Catinat sogleich im Stillen mit einigen Truppen [illegible] welche sich einzeln durch das Piemontesische schleichen sollten, um den Platz zu besetzen. Indeß schienen Oesterreich und Spanien dennoch bereits unterrichtet, indem sie Ferdinand Karl dringend aufforderten, sich über das Gerücht einer Abtretung Casales zu erklären, und Haufen zusammengerotteter Bauern die Französischen Soldaten auf ihrem Durchzuge anfielen und zurückjagten. Endlich brachte der Gesandte Ludwigs am Turiner Hofe, d'Estrades, heraus, daß Mattioli auf der Rückreise von Versailles das Geheimniß an Savoyen verkauft, und für einige Zahlungen auch Mittheilungen an den Wiener und Madrider Hof gemacht habe. Erzürnt gab Ludwig d'Estrades Befehl, sich des Treulosen zu bemächtigen. Da offene Gewalt nicht räthlich schien, benutzte dieser eine Geldforderung Mattiolis an den König von Frankreich für seine Reisen und die Summen, welche er gebraucht die Buhlerinnen Ferdinand Karls zu bestechen, ihn auf die Französische Grenze zu locken, wo, wie er vorgab, Catinat Befehl erhalten habe ihm die verlangten Gelder auszuzahlen. Statt dessen ward der Gesandte an dem bestimmten in einer einsamen Waldgegend belegenen Ort verhaftet und bei dunkler Nacht unter einem fremden Namen dem Gouverneur von Pignerol, Herrn von St. Mars, übergeben, dem er dann auch bei dessen Versetzung nach der Insel Marguerite und später in die Bastille folgen mußte, wo Mattioli un=

bekannt und vergessen starb *). Nach diesem Zwischenspiele erneute Ludwig die Unterhandlungen mit dem Herzog, dessen Geldnoth ihn endlich nach einigen wahren oder erkünstelten Schwierigkeiten bewog, die Eröffnung seiner Festung für 500,000 Livres zuzugestehen, worauf der Marquis Boufflers beim Turiner Hofe die Erlaubniß zum Durchzug Französischer Truppen durch das Piemontesische forderte und von Maria Johanna, der Gemahlin des oben von uns erwähnten Karl Emanuels II., welche nach dessen Tode (1675) die Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn Victor Amadeus II. führte, wirklich erhielt. Am 30. September 1681, an demselben Tage als Louvois Strasburg besetzte, zogen 4000 Cavalleristen, die Boufflers befehligte, und 8000 Fußgänger unter Catinat in Casale ein.

Wie sehr sich Ludwig in dem übermüthigsten Gebrauche seiner Macht und Furchtbarkeit gefiel, zeigte sich einige Jahre darauf besonders in seinem Verfahren gegen die Genueser. Diese hatten sich nach dem Mißglücken der Verschwörung des Fiesco (Thl. VII. S. 334) und einer neuen Reformation der durch Andreas Doria's Mitwirkung gegebenen Verfassung, die zu Gunsten des jüngeren Adels gegen die uralten Geschlechter der Stadt vorgenommen worden war, im Ganzen großer Ruhe nach innen und außen, ungestörten Handels, wenn auch nicht mehr in dem früheren Umfange, und einer wohlgeordneten Verwaltung zu erfreuen gehabt. In ihrer auswärtigen Politik hielt sich die Republik, der frühern Unterdrückung von Seiten Frankreichs eingedenk, an Spanien, und hatte zu dessen Dienst im letzten Kriege vier Galeeren ausgerüstet. Dazu kam nach der Besitznahme Casales noch eine andere Beschwerde, indem die Genueser den Transport von Salz und anderen Vorräthen für die dortige Französische Besatzung über Savona durch ihr Gebiet nicht gestatten wollten. Solchen Trotz zu brechen wurden Du Quesne und der Marquis von Seignelai, Colberts Sohn, mit einer gewaltigen Flotte nach Genua gesandt. Sie verlangten (17. Mai 1684) die Auslieferung von vier Galeeren und die

---

*) Ohne Zweifel ist der Mann mit der eisernen Maske Niemand anders als dieser gegen das Völkerrecht verhaftete Mantuanische Gesandte, und die Veranlassung zu jener Benennung liegt in dem Umstande, daß St. Mars auf seinen Reisen, statt ihn in einem eng verschlossenen Wagen mitzuführen, ihn der Bequemlichkeit halber eine schwarze Maske tragen ließ. Uebrigens sind die näheren Umstände von der Strenge seiner Gefangenschaft u. s. w. so wie andere Anekdoten theils übertrieben, theils erfunden. Vgl. Delort histoire du masque de fer und Schlosser und Bercht Archiv für Geschichte, Thl. II. S. 193.

Absendung einer Gesandtschaft nach Versailles, die den König wegen jener Beleidigungen um Verzeihung bitten und ihn der tiefsten Reue und Unterwerfung versichern sollte. Diese Sprache eines auswärtigen Königs gegen einen fremden Staat empörte die freien Genueser. Sie gaben eine Antwort, wie sie der Würde einer Republik angemessen war, worauf die Französische Flotte sogleich eine furchtbare Beschießung der Stadt begann, ohne daß die Bürger Zeit gehabt hätten, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. So wurden bald der Palast des Dogen, die Schatzkammer, das Zeughaus, ein großes Waarenmagazin und einige hundert Privathäuser theils verbrannt, theils zerschmettert. Aber dennoch ertheilte die Signoria und der Senat auf eine zweite Aufforderung Seignelai's wiederum eine verneinende Antwort. Das Bombardement begann hierauf von Neuem, und zugleich landeten einige tausend Franzosen, plünderten die Vorstadt San Pietro d'Arena, und zündeten sie an. Nach sieben Tagen, während welcher 13,000 Bomben in die Stadt geworfen und diese fast völlig zerstört war, kehrte die Flotte zurück, da sie keine Munition mehr hatte. Indeß wollte sich die Republik einem zweiten vernichtenden Angriff dieser Art nicht aussetzen, und beschloß demnach sich in das Unvermeidliche zu fügen. So kam im Februar 1685 ein Vergleich zu Stande, in welchem die Republik allen Forderungen Frankreichs Genüge zu leisten, die Kosten der Beschießung zu ersetzen und den Dogen Francesco Maria degli Imperiali mit vier Senatoren nach Versailles zu senden versprach, welche in den demüthigsten Ausdrücken ihr Bedauern ausdrücken sollten, das Mißfallen des Königs erregt zu haben. Am 3. Mai empfing Ludwig die Abgeordneten, den Hut auf dem Kopfe, auf einem prächtigen Throne sitzend, rings umgeben von seinem ganzen Hofe. Der Doge blieb stehen, doch gleichfalls mit bedecktem Haupte. Sobald einmal der Ehre Frankreichs genügt war, zeigte Ludwig dem Dogen, einem würdigen und geistreichen Manne, ein äußerst freundliches und höfliches Benehmen, das gegen Louvois und Seignelai's Stolz sehr abstach, welches jenen zu sagen veranlaßte: „Der König raubt unsern Herzen die Freiheit durch die Art, wie er uns empfängt, aber seine Minister geben sie uns wieder." Bekannt ist auch die Antwort dieses feinen Mannes auf Seignelai's Frage, welche von den vielen Seltenheiten von Versailles ihm die bewundernswürdigste scheine: „Die, mich hier zu sehen."

---

3. Ludwigs dritter Eroberungskrieg.

Deutschland durfte sich von dem zu Regensburg abgeschlossenen Waffenstillstand keine allzu lange Ruhe versprechen; willkürlich hatte Ludwig den Frieden von Nymwegen gebrochen, eben so stand es nur bei ihm, auch diesen Vertrag, durch den sein Reich ohne alle Anstrengung noch bedeutendere Vortheile erlangt hatte, von Neuem umzustürzen, sobald die Gelegenheit wieder günstig schien. Noch war dem verheerenden Strom kein Damm entgegengestellt; in den Verhältnissen des Reiches so wie der übrigen Staaten Europas hatte sich nichts geändert, was Ludwig einen stärkeren Widerstand, als er früher gefunden, verkündigt hätte. Seine Plane stiegen immer höher. Fortdauernd wurde mit den einzelnen deutschen Kurfürsten unterhandelt, die Wahl des künftigen Kaisers auf ihn selbst oder seinen Sohn zu lenken; die bevorstehende Erledigung des Spanischen Thrones gab ihm, da König Karl II. kinderlos war, durch seine Vermählung mit Maria Theresia die lockende Aussicht, auch dieses Reich mit Frankreich zu verbinden oder doch einem Französischen Prinzen zu verschaffen. So begannen zuerst die Reunionen von Neuem; die im Elsaß belegenen Güter des Deutschen Ordens, die des Strasburger Domcapitels, so wie die der Freiburger Universität wurden eingezogen. Bei Hüningen wurde ein Fort errichtet und eine Brücke über den Rhein geschlagen, welche zum Theil auf einer dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörigen Rheininsel ruhte, deren Abtretung zu diesem Zwecke verlangt wurde. Als Kurfürst Karl von der Pfalz, des oben erwähnten Karl Ludwigs Nachfolger, nach einer noch nicht fünfjährigen Regierung ohne männliche Erben starb, und die Regierung seines Landes auf eine Nebenlinie des kurfürstlichen Hauses, die Pfalzgrafen von Neuburg, übergehen sollte, erhob Frankreich auch auf diese Länder Ansprüche. Die Schwester des verstorbenen Kurfürsten, Elisabeth Charlotte, war nämlich mit Ludwigs XIV. Bruder, dem Herzog Philipp von Orleans, vermählt, und nun forderte der König im Namen seiner Schwägerin nicht nur die ganze bewegliche Hinterlassenschaft, sondern auch die Allodien. Einstweilen verlangte man den Besitz sämmtlicher Länder, bis Pfalzgraf Philipp Wilhelm von der Neuburger Linie von jedem einzelnen Territorium nachgewiesen habe, welche Theile ihm als Mannlehen gebührten. Tiefer als viele andere Reichsstände fühlte auch bei diesen neuen Anlässen Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Schmach

und die Gefahren, welche das willkürliche Supremat Frankreichs dem Bestehen der Staaten und der rechtlichen Ordnung der Dinge in Deutschland und Europa in immer steigendem Maße bereitete. Zu diesem Ende schloß er zu Berlin, nachdem er sich auch den Generalstaaten wieder genähert, mit dem Kaiser ein Bündniß zur Aufrechthaltung der Rechte aller Reichsstände gegen Angriff und Gewalt, namentlich aber des neuen Kurfürsten von der Pfalz, auf zwanzig Jahre (8. Mai 1686): ein Schritt, der dem Kurfürsten um so höher anzurechnen ist, als er damals mit Leopold wegen seiner Ansprüche auf Jägerndorf, welches Ferdinand I. eingezogen hatte (Thl. VIII. S. 303), und auf die andern Schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, mit deren Beherrscher, Herzog Friedrich II., Kurfürst Joachim II. im Jahre 1537 eine Erbverbrüderung geschlossen hatte, in Streit war. Die Nachkommen Herzog Friedrichs waren nämlich vor kurzem (1675) ausgestorben, die Länder aber von Leopold ohne Weiteres in Besitz genommen worden. Wenige Monate nach dem Berliner Vertrage brachte der Kaiser zu Augsburg ein größeres Bündniß zu Stande (9. Julius), in welchem sich Oesterreich, Spanien wegen der Ueberreste des Burgundischen Kreises, Schweden wegen seiner Deutschen Besitzungen, der Kurfürst von Baiern und die am rechten Ufer des Oberrheins ansässigen Fürsten und Stände zur Erhaltung der Ruhe und des Regensburger Waffenstillstandes verpflichteten. Nicht unerwünscht kam diese Nachricht nach Paris, da sie willkommenen Vorwand zu neuem Krieg gab, vorher aber gedachte man sich noch des Erzbisthums Köln, dessen Gebiet beim bevorstehenden Kampf von großer Wichtigkeit schien, auf bequemere Weise zu versichern.

Wilhelm von Fürstenberg (S. 292) hatte den Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln bisher fast immer im Sinne Frankreichs zu lenken gewußt; noch vor kurzem hatte er es dahin gebracht, daß dieser eine Französische Besatzung in seine Festung Neuß aufnahm; da des Kurfürsten Tod nahe bevorstand, bemühte sich der Hof von Versailles, dem treuen Freund die Anwartschaft auf die erzbischöfliche Würde zu verschaffen, die Fürstenberg zu gleicher Zeit selbst aus allen Kräften erstrebte. Noch nicht lange nach dem Tode seines Bruders Franz Egon zum Bischof von Strasburg (1682) und durch Ludwigs Verwendung auch zum Cardinal erhoben, bestimmte er Maximilian Heinrich noch in seinen letzten, schwachen Tagen, ihn dem Capitel als Coadjutor des Erzbisthums zu empfehlen. Seine Wahl für diese Würde, welche

ihm im gewöhnlichen Lauf der Dinge auch die erzbischöfliche gesichert haben würde, zu hintertreiben, warnte der Kurfürst von Brandenburg die Chorherren vor Fürstenbergs Französischer Gesinnung, und der Kaiser ließ diesem selbst die Coadjutorschaft von Lüttich antragen nebst anderen Vortheilen, wenn er die Kölner dem Prinzen Joseph Clemens von Baiern überließe. Auch der Papst erklärte sich für den Letzteren. Dennoch erfolgte die Wahl Fürstenbergs mit achtzehn Stimmen gegen sechs, da die Capitularen meistentheils durch Französisches Gold bestochen waren. Unter diesen Umständen starb Maximilian Heinrich. Sofort ließ der Kaiser den Domherren eine nachdrückliche Schrift gegen eine etwaige Wahl des Bischofs von Strasburg übergeben, worin es unter Anderem hieß: Der Cardinal von Fürstenberg sey von Nation zwar ein Deutscher, allein notorisch der Krone Frankreich knechtischer und sklavischer Anhänger, auch derselben Minister und in ihrem Reiche eingebürgert. Ferner sey er in verschiedenen Geschäften derselben feindlich gegen das Reich aufgetreten, habe dem allerchristlichsten Könige den Vasalleneid geleistet, den Erzsprengel von Köln zum Schauplatze des vorigen Kriegs gemacht (ob. S. 292), die Stadt Strasburg vom Reiche abgerissen, auch bei Uebergabe Lüttichs mitgewirkt (ob. S. 307), in die Festungen des Erzbisthums Französische Garnisonen aufgenommen und Bonn mit fremdem Gelde befestigt. Ein solcher Mann dürfe nicht zur Wahl zugelassen werden. Obgleich sich nun durch diese Vorstellungen neun Domherren für Joseph Clemens von Baiern umstimmen ließen, erhielt Fürstenberg doch dreizehn günstige Vota, welche ihn indeß nicht zum Erzbischof wählen, sondern, da er bereits Bischof von Strasburg war, zu dieser zweiten Würde nur postuliren konnten. Trotz der Minderzahl der Stimmen bestätigte Papst Innocenz XI., Alexanders VII. Nachfolger, die Wahl des Baierischen Prinzen, „da die Postulation, nach kanonischem Recht, nur durch doppeltes Mehr die Wahl annullire.“ (20. Sept. 1688.)

Dieser mißlungene Versuch, so wie die Nachricht neuer Siege der Kaiserlichen gegen die Türken, welche ohne einen Umschwung der Verhältnisse einen baldigen Frieden im Osten herbeiführen mußten, bewog den König, den beschlossenen Krieg nicht länger aufzuschieben, durch einen unerwarteten Einbruch den Schauplatz desselben wieder innerhalb der Grenzen Deutschlands zu verlegen und dem Sultan durch eine kräftige Diversion Luft zu machen. Am 25. September rückte der Dauphin mit 80,000 Mann über die Grenzen der Rheinpfalz, ehe die

vom Tage vorher datirte Kriegserklärung Ludwigs in Regensburg ankam. In diesem Manifest erklärte der König, daß er genöthigt sey die Waffen zu ergreifen, weil aus dem Augsburger Bündniß klar hervorgehe, daß der Kaiser auf Krieg gegen Frankreich sinne; ferner werde die Pfälzische Erbschaft trotz aller Forderungen von seiner Seite der Herzogin von Orleans noch immer widerrechtlich vorenthalten, und Leopold habe die Freiheit der erzbischöflichen Wahl in Köln zu Gunsten eines Oesterreichisch gesinnten Prinzen beeinträchtigt. Uebrigens müsse die Mäßigung Sr. Majestät von Frankreich jedermann einleuchten, indem ihre Absicht nur dahin gehe, Philippsburg zu belagern, von wo aus man ihre Länder am leichtesten anfallen könne, und Kaiserslautern als Unterpfand für die Ansprüche der Herzogin von Orleans zu besetzen, ja der König erbiete sich, um den Frieden in voraus zu erleichtern, die Festungswerke der erst genannten Stadt gleich nach der Eroberung zu schleifen. Außerdem wolle er auch alle Feindseligkeiten einstellen, falls ihm sämmtliche reunirte Orte zusammt Hüningen und dem dort erbauten Fort förmlich abgetreten, die Pfälzische Erbschaft durch eine genügende Summe abgekauft und der Graf von Fürstenberg zum Kurfürsten von Köln erhoben werden würde.

Jedoch mußte Ludwig bei Eröffnung dieses Krieges auf stärkern Widerstand als bei seinen früheren Unternehmungen gefaßt seyn; die bedeutendsten Mächte Europas waren bereits ihm gegenüber zu einem großen Bündniß vereinigt; den Deutschen Ständen hatten zwanzigjährige Mißhandlungen endlich die Augen geöffnet; vor Allen fürchteten die Protestanten das Uebergewicht und die Eroberungen Frankreichs, da Ludwig schon vor drei Jahren in seinem Reiche das Edict von Nantes zurückgenommen hatte, die Reformirten grausam verfolgte, und Jakob II. von England, Karls II. Bruder und Nachfolger, auf Frankreichs Macht gestützt, in verkehrtem Beginnen auch sein Reich in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen versuchte. Selbst in den kürzlich reunirten Landen bemühte sich Ludwig den Protestantismus zu unterdrücken. Aber gerade von diesen Versuchen zu einer neuen Erhebung des Katholicismus nahm ein Ereigniß seinen Ursprung, welches den Gegnern Ludwigs Ueberlegenheit und Sieg in dem bevorstehenden Kampfe zu versprechen schien. Schon seit längerer Zeit war das Englische Volk durch die Begünstigung der katholischen Religion von Seiten seines Herrschers in Gährung, trotz dem schritt Jakob auf seinem Wege eifrig fort. So mußte der Unwille seiner Unterthanen

täglich höher steigen; sehnsüchtig richtete man den Blick nach Holland, dessen Statthalter als Gemahl der Tochter Jakobs einige Ansprüche auf die Erbfolge hatte, und als dem Könige gerade um diese Zeit höchst unerwartet ein Thronfolger geboren worden war, trug dieses Ereigniß nur dazu bei, die Besorgniß und Furcht des Volks vor der auf diese Weise gesicherten Fortdauer des Stuartschen Herrscherhauses und seiner Regierungsgrundsätze zu vermehren. Durch zahlreiche Ausgewanderte mit der herrschenden Stimmung Englands genau bekannt, rüstete Wilhelm ein Heer mit Bewilligung der Generalstaaten, und landete mit 50 Kriegs- und 500 Transportschiffen am 5. November 1688 in der Bucht von Torbay. Der größte Theil des Volks erklärte sich sogleich für ihn, Jakob entfloh am 23. December nach Frankreich, und ein Convent der Pairs und Abgeordneten des Volks von England schenkte dem Prinzen von Oranien mit seiner Gemahlin am 22. Januar 1689 gegen Anerkennung der Nationalrechte die Krone. Dagegen hatte Ludwig, sobald er die Abfahrt des Statthalters vernommen, schon am 15. November 1688 den Generalstaaten Krieg erklärt, worauf diese so wie der neue König von England sich im folgenden Jahre zu Wien dem Augsburger Bündniß anschlossen. So war die Lage der Europäischen Staaten auf einmal zu großem Nachtheil Frankreichs verändert; England, seiner natürlichen Politik zurückgegeben, stand unter den Vorkämpfern des verbündeten Europas gegen Frankreichs Supremat. Auch Victor Amadeus von Savoyen, durch Ludwigs immer steigende Anmaßungen, der beim bevorstehenden Kriege die Ueberlieferung der Citadelle von Turin verlangte, beleidigt, erklärte sich 1690 für Spanien und Oesterreich.

Inzwischen hatte der Krieg in Deutschland längst begonnen. Der Kaiser klagte in seinem Manifest, daß Frankreich nach so vielfacher Verletzung des Nymweger Friedens, nach der Abreißung mehrerer Provinzen des Reiches unter lächerlichen Rechtsformen noch einmal, mit Bruch des Waffenstillstandes und ohne Beachtung alles Gebrauchs und völkerrechtlichen Gesetzes bei Eröffnung der Feindseligkeiten, treulos und heimtückisch über die Deutschen Länder mit Raub und Mord herfiele, ohne Grund, ja ohne Vorwand. „Seine kaiserliche Majestät, heißt es weiter, wäscht ihre Hände in Unschuld über die Folgen dieses Krieges, und erklärt vor Gott und aller Welt, daß sie nicht Ursach des Kampfes ist, sondern Frankreich denselben aus eigener Willkür begonnen hat. Welche Erfolge aber auch der Herr der Heerschaaren den Waffen der Feinde verleihen mag, so wird der Kaiser stets die Wege der

Vorsehung verehren, welche sich zuweilen der Geißel des Attila bedient, um in ihrer Barmherzigkeit die zu züchtigen, welche sie lieb hat." — Mit gewohntem Fleiß und erneuter Hoffnung hatten die Pfälzer und ihre Nachbarn am Rhein die vor zehn Jahren niedergebrannten Wohnungen wieder erbaut, die verwüsteten Felder und Weinberge von Neuem bestellt, und eben angefangen ihre Drangsale zu vergessen, als plötzlich die Französische Armee ihre Fluren mit neuer Verheerung überschwemmte. Vauban leitete die Belagerung von Philippsburg, welches am 29. October fiel. Heilbronn, Manheim, Frankenthal ergaben sich anderen Abtheilungen, Speier und Worms wurden überrumpelt, bis nach Schwaben und tief in Franken drangen die Franzosen unter fürchterlichen Brandschatzungen vor. Stuttgart ward besetzt und dann der Mauern beraubt; ein geheimes Einverständniß mit dem Kurfürsten von Mainz hatte die Franzosen schon früher ohne Schwertstreich in Besitz dieser festen und wichtigen Stadt (17. Oct. 1688) gesetzt; Coblenz hielt sich durch muthige Vertheidigung, aber der Cardinal von Fürstenberg nahm Französische Garnisonen in Bonn, Kaiserswerth und Rheinberg auf, während Köln, nicht unter der weltlichen Gewalt des Erzbischofs stehend, seine Thore Brandenburgischen Truppen öffnete, welche die Rechte des Baierischen Prinzen bewahren sollten. Während dieser reißenden Fortschritte des Feindes berathschlagte man in Regensburg mit Deutscher Langsamkeit über die Art und Weise, wie diesem Feinde begegnet werden müsse. Erst am 14. Februar 1689 wurde der Beschluß gefaßt, daß Frankreich für einen Reichsfeind und der abgenöthigte Krieg für einen Reichskrieg zu erklären sey, und weiter hinzugefügt, „daß man mit Verwerfung aller Einflüsterungen, mit rechtschaffener, einmüthiger und unzertrennlicher Zusammensetzung aller von Gott verliehenen Macht eilfertig und tapfer, nach dem Beispiel der bereits verbündeten Kurfürsten und Stände, dem gemeinsamen Feind entgegengehen, das Occupirte oder in geistlichen und weltlichen Dingen Veränderte retten und in den alten verfassungsmäßigen Stand setzen, den Feind zu gebührendem Schadenersatz anhalten, keine Neutralität oder Correspondenz mit dem Feinde gestatten, und sich so schnell als thunlich über die weitere Einrichtung der Kriegsverfassung vergleichen wolle." Diese Beschlüsse erhielten die Bestätigung des kaiserlichen Hofes mit dem Beisatze: „daß die Krone Frankreich nicht bloß als Feind des Reiches, sondern der ganzen Christenheit, ja nicht anders als denn der wahre Türke selbst zu betrachten sey." Aber während man noch damit beschäftigt war Truppen zu werben,

und sich mit den nöthigen Kriegsvorräthen zu versehen, liefen aus den Rheinlanden die empörendsten Nachrichten ein. Louvois hatte beschlossen, das schon im vorigen Kriege mit Erfolg angewendete Mittel der Verwüstung der Grenzlande in einer fürchterlich ausgedehnten Art zur Sicherung des Französischen Reichs und zur Lähmung der feindlichen Streitkräfte und Bewegungen in Anwendung zu bringen. Auf seine Vorstellung gab Ludwig Befehl, zunächst „die Pfalz niederzubrennen". Auch alle jenseit des Rheins eingenommenen Plätze, die man aus Mangel an Truppen nicht besetzen oder nicht behaupten zu können glaubte, sollten auf diese Weise vernichtet werden. Alle Gräuel des dreißigjährigen Krieges, die ganze Wuth des Tillyschen Kriegsvolks sind nichts gegen die jetzt beginnenden, kaltblütig ausgeübten und systematisch durchgeführten Frevel und Mordbrennereien gegen friedliche Bürger und Bauern, die keinen Widerstand gewagt und sich allen Befehlen und Forderungen der Fremden willig und geduldig gefügt hatten.

Schon im Januar 1689 schickte der Brigadier Melac von Heidelberg aus seine Reiter in verschiedenen Haufen nach den Orten Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppenheim, Neckarhausen und anderen, deren Einwohner den ganzen Winter hindurch die geforderten harten Brandschatzungen nebst starken Getreide- und Futterlieferungen pünktlich herbeigeschafft hatten, und ließ sie plündern und in Brand stecken. Das erschrockene wehrlose Volk, das händeringend auf den Knien um Gnade flehte, ward ausgezogen, zerstreut, im Winter halb nackt über die öden Felder gejagt, und zum Theil niedergemacht. In Heidelberg selbst ward das kurfürstliche Schloß und Zeughaus ausgeplündert, und nebst der Neckarbrücke und einem Theil der Stadtmauer in die Luft gesprengt, darauf wurden auch die Wohnungen der Bürger an mehreren Orten in Brand gesteckt (2. März). In Manheim, wo man gleichfalls den ganzen Winter hindurch die Franzosen aufs beste verpflegt hatte, und ihnen in Allem zu Willen gewesen war, mußten die Einwohner auf Befehl des General Montclas selbst die Festungswerke abtragen, und öffentliche wie Privathäuser durch Minen in die Luft sprengen helfen; und weil dies Alles noch zu langsam ging, so ward endlich der Rest der halb verschütteten Stadt durch die Flamme vertilgt (5. März). Dasselbe Schicksal traf hiernächst die schönen Städte Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Wachenheim, Bretten, Bruchsal, Frankenthal, Alzey, Rochsheim, Pforzheim, Baden, Rastadt, Kuppenheim, Stollhofen und unzählige kleinere Orte und

Dörfer, die alle dem Erdboden gleich gemacht, und deren Einwohner, nachdem die Soldaten die viehischesten Gräuel an ihnen verübt hatten, zu Bettlern gemacht wurden. Nicht einmal die Flucht nach einem andern Orte ward ihnen gestattet, außer wenn sie in das Französische Gebiet wandern wollten. Das härteste Schicksal erfuhren die alten Reichsstädte Speier und Worms. Beide hatten sich im vorigen Herbst auf die Bedingungen ergeben, daß Rath und Bürgerschaft in ihren Geschäften und Rechten unangetastet bleiben, und nur einige hundert Mann auf Französische Kosten als Besatzung in ihren Mauern bleiben sollten. Der Marschall Duras und der Dauphin selbst hatten den Bürgern diese Zusage auf das heiligste bekräftigt, aber nur um sie desto sicherer zu betrügen. Die Zahl der eingelegten Truppen wurde bis auf das Sechsfache erhöht, und an Vergütung der Unterhaltungskosten ward nicht gedacht. Noch mehr, die Einwohner wurden ohne Ausnahme gezwungen, die Summen, die sie in Holland, Köln, Frankfurt, Nürnberg oder in anderen Staaten, mit denen sich Frankreich im Kriege befand, schuldig waren, auf das gewissenhafteste anzugeben und an die Französische Kriegscasse zu bezahlen. Im Februar mußten sie, wie die Manheimer, ihre eigenen Festungswerke zerstören helfen. Hierauf wurden die Zeughäuser erbrochen, alles Geschütz nach Landau geführt, und was man nicht fortschleppen konnte, in den Rhein versenkt. Bei schwerer Strafe mußten die Einwohner alle Kornvorräthe, ihren letzten Trost bei der vorauszusehenden Hungersnoth, nach Philippsburg zur Unterhaltung der dortigen Französischen Besatzung ausliefern. Von Speier, wo damals noch das Reichskammergericht war, wurden die Acten desselben, sammt den Cassen, eingepackt und nach Landau geführt. Und nun, da die Einwohner mit beispiellosem Gehorsam sieben Monate lang sich Allem unterworfen hatten, was nur die härteste Tyrannei verlangen konnte, und nichts als der Tod ihnen noch übrig schien, ward ihnen am 22. Mai angekündigt, des Königs Interesse erfordere es, die Städte Worms und Speier ganz von der Erde zu vertilgen, doch solle es den Bürgern erlaubt seyn, sich nach den zunächst gelegenen Französischen Städten zu retten. Die bebenden Einwohner suchten wenigstens eine Milderung ihres Schicksals von diesen Unmenschen zu erflehen, aber Alles, was sie erlangen konnten, waren einige hundert Wagen, die man ihnen zum Fortschaffen ihrer wenigen noch übrigen Habe überließ. Die meisten derselben wurden mit den bisher noch verborgenen Lebensmitteln beladen, welches die Franzosen nicht

sobald merkten, als sie ihnen dieselben auch noch wegnahmen, und so die Unglücklichen, die vor einem Jahre noch in Wohlstand und Ansehen gelebt hatten, in brot- und heimathlose Vertriebene verwandelten. Darauf wurden, auf ein gegebenes Zeichen, beide Städte in Brand gesteckt (Speier den 31. Mai, Worms den 5. Juni 1689) und in wenigen Stunden in zwei große Aschenhaufen verwandelt. In Worms blieb nur der Dom verschont. Sechs Wochen hinter einander beschäftigten sich hierauf die Mordbrenner mit Durchsuchung der Keller und Gewölbe, worin sie Beute mancherlei Art fanden. Damit aber die Bürger nicht selbst in ähnlicher Absicht dahin zurückkehren möchten, wurden allenthalben Wachen ausgestellt. Sogar die Begräbnisse wurden erbrochen und die Todten ihres Schmucks beraubt. In dem gleichfalls verwüsteten Dome zu Speier fanden die räuberischen Kriegsleute in den Gräbern der alten Kaiser unter andern werthvollen Ueberbleibseln zwei silberne Särge, öffneten sie, streuten die vermoderten Gebeine höhnend auf dem Boden umher, und schafften die Särge nebst den darin gefundenen Kostbarkeiten fort. So wurde den oberen Rheinlanden Alles geraubt, was an Selbständigkeit, an bestehende Rechte und vormalige Größe und Herrlichkeit erinnerte. Als der junge Herzog von Crequi, auf dessen Befehl diese Gräuel geschahen, von einigen menschlicheren Officieren gefragt ward, was denn die Wormser und alle übrige so friedliche Bürgerschaften verbrochen hätten, daß man sie mit so ausgesuchten Qualen foltere, erwiederte er kurz: „der König wills," und wies ein Verzeichniß von zwölfhundert Städten und Dörfern vor, die alle noch verbrannt werden müßten. Und auf die Frage, was dies für ein neuer Kriegsgebrauch sey, äußerte er, daß das Volk in diesem Lande aus Ketzern bestehe, deren Ausrottung eben so gerecht sey, als die Bemühungen des Kaisers den Mohammedanischen Glauben mit Feuer und Schwert zu vertilgen.

Erst im Frühjahr erschienen die Deutschen Heere im Felde, doch fehlte viel, daß sie zahlreich und stark genug gewesen wären, die gebührende Rache für alle diese Frevelthaten an den Franzosen zu nehmen. Friedrich Wilhelm von Brandenburg hatte den Ausbruch des Krieges nicht mehr erlebt, aber sein Sohn, Kurfürst Friedrich III., der ihm am 27. April 1688 gefolgt war, beharrte treu auf dem von seinem Vater eingeschlagenen Wege. Bereits hatte er dem Prinzen von Oranien sechstausend Mann zu dessen Expedition nach England gegeben, funfzehnhundert Brandenburgische Krieger stießen zum Reichsheere, und

mit einer Armee von dreißigtausend Mann griff er selbst die Franzosen im Erzbisthum Köln an, um sie aus dieser seinen rheinischen Besitzungen so gefährlichen Nähe zu verdrängen. Im folgenden Jahre führte der Generallieutnant Barfuß dem Kaiser noch sechstausend Brandenburger zu Hülfe nach Ungern, welche dort bis zum Ende des Krieges gegen die Türken stritten, und mehrmals verstärkt wurden. Unter den übrigen Deutschen Fürsten zeichnete sich Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen im Eifer für Freiheit und Vaterland aus; der erste von allen war er schon im October 1688 mit 14,000 Mann in Franken erschienen; auch Baiern und die oberländischen Kreise strengten alle ihre Kräfte an. So gelang es denn dem Herzog von Lothringen, der, wie schon in den letzten Feldzügen des vorigen Krieges, die Truppen des Reichs und des Kaisers führte, den Franzosen nach einer zweimonatlichen Belagerung wenigstens Mainz, den Schlüssel Frankens, wieder zu entreißen. Unterdeß hatte der Kurfürst von Brandenburg, von einem Holländischen Corps unterstützt, den General Sourdis bei Neuß geschlagen, und Rheinberg, Kaiserswerth und Bonn erobert. Auch in den Niederlanden focht der Fürst Georg Friedrich von Waldeck, den Wilhelm von Oranien als Befehlshaber zurückgelassen, an der Spitze Holländischer, Deutscher und Spanischer Truppen mit Glück gegen den Marschall d'Humieres. Schlimmer ging es hier für die Verbündeten, als der Marschall von Luxemburg, der Freund und Schüler Condés, im folgenden Jahre den Oberbefehl über die dortigen Französischen Truppen erhielt. Mit seinem Meister theilte er den hochfahrenden raschen Geist, den richtigen Blick, die schnelle Entschlossenheit und das unruhige, leidenschaftliche Gemüth. Neben den Kriegsthaten beschäftigten ihn nach damaliger Weise galante Abenteuer und Weiberränke. Sein Aeußeres war von abschreckender Häßlichkeit, aber der durchschimmernde lebendige Geist und der kraftvolle Mannssinn erwarben ihm doch der Frauen Gunst in hohem Grade. Bei dem Dorfe Fleurus in der Grafschaft Namur stieß er am 1. Julius 1690 auf den Fürsten von Waldeck und überflügelte, da die Front der feindlichen Stellung durch schwer zu ersteigende Hügel und das vor derselben liegende Schloß von St. Amand unangreifbar schien, durch eine meisterhafte Bewegung die Holländer in der linken Flanke. Hier gefaßt, warf sich ihre Reiterei in wilde Flucht; aber das Fußvolk hielt mannhaft Stand; obgleich von vorn und in der Seite stark gedrängt, ging es noch mehrmals zum Angriff vor, so daß der Rückzug mit Ruhe und Ordnung bewerkstelligt werden

konnte. Auch blieb die Schlacht ohne weitere Folgen, theils weil auch die Französische Armee große Verluste erlitten hatte, theils weil der Kurfürst von Brandenburg dem Fürsten von Waldeck bedeutende Verstärkungen zuführte. Am Rhein war der Feldzug sehr spät eröffnet und lässig geführt worden. Herzog Karl von Lothringen war am 18. April dieses Jahres gestorben und Deutschland hatte in ihm einen trefflichen Feldherrn verloren, der durch Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern nicht ganz ersetzt werden konnte. Wenigstens verhinderte dieser die Franzosen nicht, ihre Winterquartiere wieder im Breisgau und im Badenschen zu nehmen. Noch glücklicher kämpften die Franzosen in Italien. Hier führte Catinat, bisher Gouverneur von Casale, den Oberbefehl, der seinen unbekannten Namen bald dem glänzenden Ruhm der Marschälle an die Seite stellte, und mit Luxemburg sich in den jetzigen Feldzügen ebenso auszeichnete als Turenne und Condé im vorigen Kriege. Er war zuerst Advocat, hatte aber diese Laufbahn im fünf und zwanzigsten Jahr verlassen, um von der Pike an in raschem Aufsteigen alle militärischen Grade durchzumachen. Mit einem großen Verstand und ausgezeichneten Feldherrngaben vereinigte er Mäßigung, Keuschheit und Bescheidenheit, und seine Leutseligkeit erhob ihn zum Abgott der Soldaten. Bei der Abtei Staffarda unweit Saluzzo traf er am 18. August auf den Herzog Victor Amadeus, dessen Heer durch vierzehntausend Spanier und einige Oesterreichische und Brandenburgische Regimenter verstärkt war. Die Savoyischen Truppen ergriffen bald die Flucht, die Deutschen und Spanier setzten aber trotz dem mit ausgezeichneter Tapferkeit das Gefecht noch fünf bis sechs Stunden fort. Endlich wichen auch sie der Uebermacht, und Catinat legte sich ermattet und in seinen Mantel gehüllt auf die Erde nieder. Während er ruhte, kehrten seine siegreichen Reiter von der Verfolgung des Feindes zurück, stellten die erbeuteten Fahnen im Kreise um den schlafenden Feldherrn auf, und erwarteten sein Erstaunen und seinen gerührten Dank beim Erwachen nicht vergebens. Auch auf der See erlangten die Franzosen bedeutende Vortheile, der Admiral Tourville griff die vereinigte Englische und Niederländische Flotte auf der Höhe von Bevezier an und brachte den Holländern eine empfindliche Niederlage bei, da die Engländer unthätig dem Kampfe zuschauten.

Im folgenden Jahre (1691) boten alle Fürsten Deutschlands mit dem redlichsten Willen ihre Kräfte auf, und brachten eine Macht zusammen, die das Schrecken Frankreichs hätte werden müssen, wenn

die Anführer einig gewesen wären. Aber der Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, Graf Caprara, wollte immer das Gegentheil von dem, was der Kurfürst von Sachsen, der Anführer der verbündeten Reichstruppen, für ersprießlich achtete, und jeder weigerte sich von dem andern Befehle anzunehmen. So mußte man bald wieder über den Rhein zurückkehren, und als die Französischen Truppen unter dem General de Lorges bei Philippsburg diesen Fluß ebenfalls überschritten und brandschatzend vordrangen, hatte man große Mühe dieselben am Ende des Sommers nur bis nach Hüningen zurückzudrücken. In den Niederlanden übernahm König Wilhelm von England in diesem Jahre selbst das Commando. Er war bisher in Irland beschäftigt gewesen, wo König Jakob II., der bei Ludwig großmüthige Aufnahme und Unterstützung zur Wiedereroberung seines Reiches gefunden hatte, schon am 21. März 1689 mit fünftausend Mann Französischer Truppen gelandet war. Was Jakob in England verhaßt machte, das Bekenntniß der katholischen Religion und sein Eifer für dieselbe, mußte ihm die Liebe der Irländer erwerben; bald sah er sich von vierzigtausend Kriegern umgeben, und die Englischen Truppen, nur viertausend Mann stark, waren genöthigt sich nach Londonderry und Inniskillen zurückzuziehen. Es stand bei Jakob, das ganze Land zur höchsten Begeisterung für ihn und sein Haus zu entflammen, wenn er selbst dessen Interessen zu den seinigen gemacht und mit ganzer Seele ergriffen hätte. Aber eine unglückliche Halbheit und Zähigkeit im Festhalten gewisser Vorrechte, die Jakob von seinem unglücklichen Vater, den ähnliche Mißgriffe ins Verderben stürzten, überkommen hatte, lähmte auch sein Auftreten in Irland gleich in den ersten Tagen. Das von ihm selbst zusammenberufene Parlament verlangte die Erklärung der Unabhängigkeit Irlands von der Englischen Krone und die Gestaltung ihrer Insel zu einem besonderen Reich, und Jakob, obgleich der Feind, welcher ihn gestürzt hatte, auf dem Englischen Thron saß, verweigerte in unbegreiflicher Verblendung seine Zustimmung. Ebenso wenig willigte er in das Verlangen des katholischen Clerus, das königliche Supremat über die Kirche, welches seit Heinrich VIII. den Herrschern Englands zustand, aufzugeben, obgleich dieses Vorrecht im schärfsten Widerspruch zur Lehre und Verfassung der katholischen Kirche stand, deren Begünstigung ihm den Thron seiner Vorfahren gekostet hatte. So konnte es nicht fehlen, daß sich eine bedeutende Partei gegen Jakob bildete, und der unglückliche Erfolg

seiner ersten Unternehmungen verminderte die Zahl und das Vertrauen seiner Anhänger noch mehr. Nachdem man über neuntausend Menschen vergeblich aufgeopfert hatte, mußte die unternommene Belagerung von Londonderry wieder aufgegeben werden. Dagegen landete der zwei und achtzigjährige Marschall von Schomberg *), welcher nach der Aufhebung des Edicts von Nantes als Protestant aus Frankreich ausgewandert und in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg getreten war, der ihn wieder dem König Wilhelm überlassen hatte, im August mit 10,000 Mann, denen im folgenden Frühjahr Wilhelm selbst mit 22,000 Kriegsleuten folgte. Nachdem sich beide Heerhaufen vereinigt, rückte der König gegen Jakob vor, der neue Verstärkungen aus Frankreich erhalten und hinter der tiefen und reißenden Boyne eine vortheilhafte Stellung genommen hatte. Verwegen stürzten sich die Englischen Reiter des linken Flügels, Schomberg voran, im Angesicht des Feindes in den Fluß, und schwammen hindurch, das Fußvolk folgte vermöge einer Furt, obgleich den Soldaten das Wasser bis an die Schultern reichte. Das Gefecht war erbittert und blutig; an der Spize der Truppen ward Wilhelm verwundet, beendete Schomberg die lange Reihe seiner Kriegsthaten durch einen glorreichen Tod im Handgemenge. Endlich ward die Schlacht durch Jakobs Muthlosigkeit und Unentschlossenheit — Fehler, von denen er früher als Lord Admiral der Englischen Flotte das Gegentheil gezeigt hatte (o. S. 301) — gewonnen und das feindliche Heer zersprengt; Jakob rettete sich nach Dublin, von wo ihn eine Französische Fregatte nach Brest führte. Wilhelm behandelte die Rebellen mit nicht minderer Strenge als vor ihm die Plantagenets, die Tudors und Stuarts. Alle Lords und Herren von der Gegenpartei wurden zur Confiscation ihrer Güter verurtheilt, ein Spruch, der eben so räuberisch und ausgedehnt als bei früheren Gelegenheiten dieser Art in Vollzug gesetzt wurde; doch erhielten alle Theilnehmer der Empörung, welche den geringen Volksklassen angehörten, Verzeihung. Die völlige Unterdrückung des Aufstandes überließ Wilhelm dem Lord Churchill, der kürzlich zum Grafen von Marlborough erhoben worden war, und mit zehntausend Mann frischer Truppen im September

---

*) Er stammte aus einer Rheinischen Familie, deren Name eigentlich Schönberg lautete. Er war es, welcher an der Spize der Portugiesischen Truppen den Sieg bei Villa Viçosa gewann (o. S. 82) und späterhin in den Niederlanden kämpfte. Aus einer andern ebenfalls Deutschen Familie stammten Heinrich und Karl von Schomberg (o. S. 119. 127).

anlangte. Dieser nahm Cork mit stürmender Hand und Kinsale nach einer kurzen Belagerung, worauf sich der Herzog von Lauzun zu Gallway mit allen Französischen Truppen einschiffte. Im folgenden Jahre eroberte Gotthard van Ginkel Baltimore und Athlone und schlug die noch 28,000 Mann starken Haufen der Empörer in einer entscheidenden Schlacht bei Aghrim. Die letzten Reste derselben warfen sich nach Limerick, und vertheidigten sich hartnäckig, bis Ginkel, von Wilhelm bevollmächtigt, eine für das ganze Land geltende Capitulation abschloß, da der König seine dortigen Truppen so schnell als möglich in den Niederlanden brauchen wollte. Der Vertrag bestimmte Amnestie für alle noch im Kriege befindlichen Empörer, die Aufrechthaltung der Freiheit des katholischen Cultus, wie sie zu den Zeiten Karls II. gewesen, und das Recht für alle Katholiken Waffen zu tragen (oben S. 258). Die Auswanderung mit Verkauf aller Güter ward freigegeben, doch sollte sich Niemand in England oder Schottland ansiedeln und Alle, welche nach Frankreich gehen wollten, erhielten die hierzu nöthigen Fahrzeuge von der Krone. So setzte sich die Auswanderung, die schon unter Cromwell in so bedeutendem Umfang begonnen (o. S. 257), in noch größerem Maßstabe fort. In Frankreich konnten sogleich zwölf nur aus Irländern bestehende Regimenter gebildet werden, und man rechnet, daß innerhalb funfzig Jahren über 400,000 streitbare Männer des Irischen Volkes im Dienste des Französischen Hofes auf dem Schlachtfelde gestorben sind.

Mit geringerem Erfolge als in Irland führte Wilhelm den Krieg in den Niederlanden. Ludwig belagerte Mons, nahm diese Festung, ohne daß der König von England es hindern konnte (9. April 1691), und begann den folgenden Feldzug, vom Dauphin und dem Herzoge von Orleans begleitet, mit der Berennung Namurs. Vaubans Genie nöthigte die Stadt schon acht Tage nach Eröffnung der Laufgräben zur Uebergabe, die Citadelle vertheidigte ein berühmter Holländischer Ingenieur, Menno von Coehorn, noch funfzehn Tage länger. Diesen Unfall wieder gut zu machen, überraschte Wilhelm das Lager des Marschalls von Luxemburg bei Steenkerken (3. August 1692), ward aber nach einem hitzigen Gefecht zurückgeworfen, in welchem beide Armeen gegen siebentausend Mann verloren. Dagegen mißlang Ludwig XIV. ein anderes Unternehmen, auf welches er große Hoffnungen gesetzt hatte. In Brest waren vier und vierzig und in Toulon fünf und dreißig Linienschiffe segelfertig gemacht worden, um eine Transportflotte von

300 Schiffen zu escortiren, auf welcher Jakob mit 11,000 ausgewanderten Engländern und Irländern und viertausend Französischen Soldaten nach seinem Reich übersetzen wollte, um dasselbe wieder zu erobern. Auf die erste Nachricht von diesen Zurüstungen verbreitete sich in England die größte Bestürzung, da der König und die Armee sich in den Niederlanden befanden; aber Wilhelms Gemahlin Maria, der dieser in seiner Abwesenheit die Regierung übertragen hatte, zeigte besonnenen Muth und ergriff kräftige Maßregeln. Die Milizen wurden zusammengezogen und ein befestigtes Lager bei Portsmouth aufgeworfen. Doch kam es gar nicht zur Landung. Als widrige Winde die Escadre von Toulon längere Zeit am Auslaufen verhinderten, gab Ludwig ungeduldig dem Admiral Tourville, dem Sieger von Bevezier, der das zu Brest gerüstete Geschwader commandirte, den Befehl auszulaufen und die feindliche Seemacht zu schlagen, damit die Transportschiffe den Canal sicher passiren könnten. Auf der Höhe von la Hogue traf Tourville am 29. Mai die vereinigte Niederländische und Englische Flotte unter van Almonde und Russel, zusammen achtzig Segel stark. Gegen diese fast doppelt überlegene Anzahl verrichteten die Französischen Seeleute Wunder der Tapferkeit; erst um zehn Uhr Abends begann Tourville seinen Rückzug nach der Französischen Küste. Aber heftig verfolgt, mußte er selbst mit dreizehn Schiffen in der Bucht von la Hogue auf den Strand laufen, welche alsbald von dem Engländer Rooke, der mit 200 Schaluppen in die Bai drang, in Brand gesteckt wurden. Vier andere Linienschiffe wurden in Cherburg in die Luft gesprengt. So empfindlich diese Verluste dem Könige seyn mußten, so konnte doch der erhöhte Ruhm der Französischen Flagge dafür einigen Ersatz geben, und der Landkrieg des folgenden Jahres brachte wieder neue Lorbeeren, indem der Marschall von Luxemburg seine Kriegsthaten durch einen glänzenden Sieg krönte und schloß. Am 29. Julius 1693 griff er den König Wilhelm mit überlegener Truppenzahl in dessen befestigtem Lager zwischen Landen und Neerwinden an. Besonders heftig wüthete der Kampf auf dem rechten Flügel der Verbündeten um das Dorf Neerwinden, den Schlüssel ihrer Stellung, welches zweimal genommen und wieder verloren, erst nach dem dritten Angriff Nachmittags in Besitz der Franzosen gelangte. Wilhelm leistete Alles, was Einsicht, Tapferkeit und Entschlossenheit einem Feldherrn auf dem Schlachtfelde gebieten, aber das schlechte Benehmen seiner Cavallerie, welche er der feindlichen entgegenwarf, die nunmehr durch das genommene Dorf im

Trabe vorging, die Verbündeten in der offenen Flanke zu fassen, entschied den Sieg zu Gunsten der Franzosen. Wilhelms Reiterei wich nämlich gleich beim ersten Angriff, und der König mußte starke Abtheilungen der Infanterie seines linken Flügels herbeiziehen, um die Fortschritte des Feindes auf dieser Seite aufzuhalten, worauf die Tapferkeit der Französischen Truppen dann auch bei Landen die eilig in der Nacht aufgeworfenen Schanzen durchbrach und so heftig nachdrängte, daß der Rückzug der Verbündeten bald in Flucht ausartete. Das ganze feindliche Lager mit 75 Geschützen, 66 Fahnen und Standarten fiel den Franzosen in die Hände. Wilhelm verlor 12,000 Mann an Todten und Gefangenen, und hatte die erste entschiedene Niederlage erlitten. Bald darauf legte Luxemburg das Commando nieder. Er starb am 4. Januar 1695. Zwei Monate nach der Schlacht bei Neerwinden schlug auch Catinat die Verbündeten bei Marsaglia mit einem Verlust von achttausend Mann aus dem Felde und rettete durch diesen Sieg die Festung Pignerol, welche seit längerer Zeit von dem Herzoge von Savoyen belagert worden war. In Deutschland waren die Franzosen im Jahr 1692 ebenfalls glücklich gewesen und hatten Schwaben von Neuem verwüstet, so daß der Kaiser den Markgrafen Ludwig von Baden, einen trefflichen Schüler Karls von Lothringen, aus dem Türkenkriege abrief, um das Commando am Rhein zu übernehmen (1693). Aber auch er mußte sich begnügen ein verschanztes Lager bei Heilbronn aufzuschlagen und von hier aus eine Vertheidigungslinie bis an den Schwarzwald zu ziehen, wodurch dann wenigstens auch in den folgenden Jahren ein weiteres Vordringen der Franzosen verhindert wurde. Mehr konnte der Prinz nicht thun, denn der anfängliche Kriegseifer der Deutschen Fürsten war bereits erloschen, ihre Aufmerksamkeit wurde von inneren Streitigkeiten über die Errichtung einer neuen Kurwürde vollständig in Anspruch genommen, und das Reichsheer mußte ohne Ersatzmannschaften mehr und mehr zusammenschmelzen. Unter diesen Umständen war es für ein Glück zu achten, daß Frankreich zu gleicher Zeit gegen Holland, England, Spanien und Savoyen kämpfen mußte, und mithin nur einen kleinen Theil seiner Kraft auf den Krieg am Rheine wenden konnte; wenn auch anderer Seits die eben dadurch gebotene Gelegenheit zur Bestrafung und Demüthigung des räuberischen Feindes wiederum unbenutzt vorüberging.

Auch Frankreichs Anstrengungen ließen allmählig nach; es zeigte sich eine allgemeine Erschöpfung des Landes; hauptsächlich durch die

großen Rüstungen verursacht, welche für die Feldzüge in den Niederlanden, dem Hauptschauplatze des Krieges, wo jährlich allein über 100,000 Mann starke Heere im Felde zu erscheinen pflegten, nöthig gewesen waren. Auch machte es sich fühlbar, daß der Marschall von Luxemburg nicht mehr den Befehl führte. So beschränkte man sich in den nächsten Jahren von beiden Seiten auf Belagerungen; in den Niederlanden wurden noch Huy und Dixmuiden von den Franzosen genommen; in Spanien eroberte der Herzog von Noailles, ein Günstling der Frau von Maintenon, die jetzt bei Ludwig Alles galt, welcher den Krieg in Catalonien schon seit 1689, wiewohl ohne Erfolg und militärische Einsicht, geführt hatte, im Jahr 1694 Girona. In Italien waren bereits seit der Schlacht bei Marsaglia Unterhandlungen mit dem Herzoge von Savoyen angeknüpft worden; einer Seits durfte Ludwig hier durch die Erinnerung seines früheren Einflusses zu wirken hoffen, andrer Seits brachte die Anwesenheit und die Ernährung der Deutschen Truppen, die nach und nach sehr verstärkt worden waren, große Unzufriedenheit unter den Einwohnern hervor. Der Herzog war bereit einen Vertrag abzuschließen, zumal da Ludwig, dem Alles daran liegen mußte, seine Feinde zu trennen, vortheilhafte Bedingungen bot; nur die Furcht vor den bisherigen Verbündeten hielt ihn zurück. So versprach er zunächst die Unthätigkeit seiner Truppen, so weit dies möglich wäre (1695), und forderte dann, zum Schein von Catinat gezwungen, Spanien und Oesterreich auf, Italien für neutral zu erklären, worin diese endlich willigten, da sie im andern Fall befürchten mußten, daß der Herzog auf Frankreichs Seite treten würde. Nachdem es auf diese Weise gelungen war, die Oesterreichischen und Spanischen Truppen zu entfernen, schloß der Herzog dann am 29. August 1696 mit Ludwig Frieden, worin Frankreich alle seine Eroberungen zurückgab, auch Casale, welches die Verbündeten genommen hatten, unter der Bedingung, die Festungswerke zu schleifen, so wie Pignerol dem Herzoge überließ.

Ludwigs friedliche Absichten gingen aus Entwürfen zu größern Erwerbungen hervor. Man erwartete den Tod des kinderlosen Königs Karl II. von Spanien, und Ludwig war entschlossen, seine vorgeblichen Ansprüche auf die Erbfolge dieses Landes mit allen Kräften gegen Oesterreich geltend zu machen, um dann im Besitz solcher kolossalen Macht Europa vollständig zu erdrücken. Es war voraus zu sehen, daß die Verwirklichung solcher Plane nicht ohne eine neue große Bewegung

der übrigen Staaten geschehen würde, und für den Krieg, der hierdurch herbeigeführt werden mußte, wollte Ludwig jetzt Zeit zur Vorbereitung gewinnen und seinen Unterthanen einige Jahre Ruhe gönnen. Der Kaiser dagegen, der in seinen eigenen Kräften weit minder haltbare Stützen hatte, wünschte eben darum den großen Bund bis dahin zusammen zu halten; indeß wiederholten sich die Verhältnisse des Nimweger Friedensschlusses. Durch den Türkenkrieg beschäftigt, hatte der Kaiser nicht mehr geleistet als im vorigen Kriege; Spanien und das Reich waren zur Fortführung des Kampfes nicht ohne Neigung, aber ohne Kraft; auch Holland und England durften sich keiner Siege über den mächtigen Gegner rühmen. Endlich übernahm Schweden die Vermittelung, und die Verhandlungen wurden zu Ryswick, einem Dorfe zwischen dem Haag und Delft, an welches ein Lustschloß des Prinzen von Oranien stieß, im April 1697 eröffnet. Ihren Abschluß beschleunigten bedeutende Erfolge, welche die Franzosen noch in diesem Sommer erkämpften. In Spanien eroberte nämlich der Herzog von Vendome Barcelona, in den Niederlanden nahm der aus Italien abgerufene Catinat das wichtige Ath, und der Admiral du Guai Trouin brachte eine ganze Holländische Kauffahrerflotte nebst den begleitenden Kriegsschiffen in die Französischen Häfen. Die Republik war zufrieden, Zugeständnisse in Betreff ihres Handels zu erhalten, die sie ihren Lebensbedingungen gemäß höher achtete als eroberte Landschaften. Ludwig versprach, daß in Zukunft alle Holländer in Frankreich unter den nämlichen Bedingungen wie Französische Unterthanen ihren Handel betreiben sollten. König Wilhelm wurde durch die Anerkennung seiner Herrschaft über England und durch die Verpflichtung von Seiten Ludwigs, Jakob II. nicht länger unterstützen zu wollen, zufrieden gestellt, und der Krone Spanien wurden alle Eroberungen in den Niederlanden und Catalonien zurückgestellt, bis auf zwei und achtzig Städte, Flecken und Ortschaften, von denen Ludwig behauptete, daß sie Dependenzen früherer Abtretungen seyen. Diese Verträge wurden sämmtlich am zwanzigsten September 1697 unterzeichnet. Vergebens klagten die Gesandten des Kaisers und des Deutschen Reiches über Treulosigkeit und Verrath ihrer Bundesgenossen, Ludwig bot ihnen an, Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg nebst Allem, was außerhalb des Elsasses besetzt worden sey, gegen die Bestätigung des Besitzes von Strasburg wieder herauszugeben, den Herzog von Lothringen und den Pfalzgrafen von Zweibrücken wieder einzusetzen, und nichts weiter zu

reuniren. Zur Annahme dieser Artikel setzten die Französischen Gesandten eine kurze Frist; erfolge bis dahin keine Entscheidung, so würden die Feindseligkeiten wieder beginnen. So blieb dem Deutschen Reiche unter den damaligen Umständen leider keine Wahl. Man gab nach und am 30. October 1697 sollte die Friedensurkunde zu Ryswick unterzeichnet werden, als die Französischen Gesandten, um dem evangelischen Glauben in Deutschland bei dieser Gelegenheit Abbruch zu thun, noch den Abend vorher (29. Oct.), kurz vor Mitternacht, als der Vertrag ins Reine geschrieben wurde, die Hinzufügung einer Clausel verlangten, daß die katholische Religion an allen dem Reich zurückgegebenen Orten im dermaligen Zustande bleiben solle. Ludwig XIV. hatte nämlich in allen Städten, welche in Folge seiner Reunionen besetzt worden waren — bei weitem die Mehrzahl derselben bekannte sich zum Protestantismus — neben dem evangelischen die Ausübung des katholischen Cultus angeordnet, und obgleich er im Vertrag zu Regensburg versprach den Zustand der Religion überall ungestört zu lassen wie er durch den Westphälischen Frieden festgestellt worden, hatte er dennoch das frühere Verfahren im Verlauf des Krieges, mit gewaltsamer Entreißung der Kirchen und anderen Bedrückungen verbunden, fortgesetzt und erweitert, und ein später dem Reichstage übergebenes Verzeichniß unterrichtete diesen, daß unter dem Schutze jener Clausel in nicht weniger als 1922 Orten, d. h. auch in allen denen, in welchen während des Krieges einmal ein katholischer Feldprediger Messe gelesen, dem Cultus der Römischen Kirche Fortgang gelassen werden müsse. Voll Staunen und Schrecken über die heimtückische Art, durch solche Bedingungen die gefaßten Schlüsse wieder umwerfen oder neue Zugeständnisse durch Ueberraschung abdringen zu wollen, beriethen sich die Gesandten der evangelischen Stände mit ihren Collegen katholischen Glaubens; aber der kaiserliche Gesandte, Graf Kaunitz, erklärte, Kirchensachen gehörten nicht zu den Friedensunterhandlungen mit einer fremden Macht; die Abgeordneten der katholischen Stände meinten in demselben Sinne, daß sie die Fortsetzung des Krieges wegen dieses Anstandes nicht auf sich nehmen könnten, und bewilligten dem Trotze der Franzosen die übermüthige Forderung, indem sie dem veränderten Friedensinstrument ihre Unterschrift gaben. Evangelischer Seits unterzeichneten nur drei Abgeordnete, worauf die Franzosen erklärten, daß dieser Umstand die Friedenshandlung nicht aufhalten solle, im Fall die Ratification des Reiches innerhalb sechs Wochen erfolge. Diese wurde in der That

zu Regensburg am 26. November ertheilt, mit der Hinzufügung, daß die katholischen Fürsten niemals gegen die Protestanten von der „dem Reiche obtrudirten Clausel" Gebrauch machen würden.

Das verbündete Europa hatte wiederum vergeblich neun Jahre gegen Frankreich gekämpft. Trotz der großen Coalition konnte man nicht einmal die Zurückführung der Dinge auf den Zustand des Nymweger Friedens erhalten; und Ludwig hatte das Uebergewicht doch in dem Maße behauptet, daß er nur Friede geschlossen, um einen vierten und größern Eroberungskrieg als alle bisherigen unternehmen zu können, dessen Gewinn das Gleichgewicht und die Freiheit der Staaten für immer gestört haben würde. In Deutschland sammelten sich endlich wieder, der Furcht entledigt, die Rheinischen Flüchtlinge auf den Brandstätten der Städte und Dörfer, und fingen an, ihre eingeäscherten Wohnungen wieder aufzubauen, den Anwohnern vulkanischer Berge gleich, die trotz der oft erprobten Tücke des gefährlichen Nachbars doch immer wieder zu seinem Fuße zurückkehren, sobald er zu toben aufgehört hat. Nur das Reichskammergericht war nach der Zerstörung Speiers nach Wezlar verlegt worden (1693). Aber die Pfälzer waren noch nicht weit mit ihrem Bau gekommen, als am 1. November 1700 Karls II. so ängstlich erwarteter Tod erfolgte, der Europa mit helleren Kriegsflammen als zuvor entzündete und die Werke ihres Fleißes zum dritten Mal niederriß.

---

4. Der Hof Ludwigs XIV.

Wenn Ludwig sich in den Verhältnissen seines Reiches zu den übrigen Staaten als gebietenden Herrn zu zeigen bemüht war, so gab er natürlich diesem Streben seinen Unterthanen gegenüber noch größere Ausdehnung und bedeutendern Umfang. Stets war er bemüht, die Majestät und den würdigen Anstand des Herrschers in Allem, was er vornahm und sprach, zu bewahren, und seine schöne und männliche Gestalt, die edle Bildung seines Gesichts unterstützten ihn hierin auf das beste. Auch in seinem Leben und seiner Umgebung sollte sich der Glanz der Krone in beständigem Widerschein abspiegeln und durch eine imposante Pracht jeden Gedanken des Widerstandes und der Auflehnung, wie sie die Zeiten seiner Minderjährigkeit gesehen hatten, in seinem Keime ersticken. Zugleich bot sich ihm hierdurch ein passendes Mittel, den

Adel durch fortdauernde Feste, Lustbarkeiten und persönliche Gunstbezeigungen in seine Nähe zu ziehen, ihn den einsamen Schlössern zu entreißen, auf denen er fern vom Hofe den Herrschern Frankreichs so oft getrotzt hatte, ihn seine Einkünfte durch die Nachahmung des königlichen Luxus verschwenden zu lassen, seinen Ehrgeiz auf Rang und Würde am Hofe zu richten und seine Selbständigkeit auf diese Weise ganz zu vernichten *). Dazu kam des Königs eigene Neigung und Interesse für ein solches in Festen und Lustbarkeiten hingebrachtes Leben. Seine Eitelkeit gefiel sich in dem Bewußtseyn, der Mittelpunkt derselben zu seyn; bei seinem festen Körper und seinem feurigen Blut hielt er sich zu allen Genüssen berechtigt, und nicht leicht hat ein Herrscher das Leben mehr genossen als er. Schon Richelieu hatte glänzende Hoffeste in feinerer Weise gegeben, als sie die ungeschlachte Pracht und Verschwendung des funfzehnten und zum Theil noch des sechszehnten Jahrhunderts kannte, und dieselben durch die Aufführung der Trauerspiele des trefflichen Dichters Corneille verherrlicht. Mazarin hatte darauf noch größere Abwechselung in diese Belustigungen gebracht, indem er die Oper, welche bereits im funfzehnten Jahrhundert in Italien entstanden war, hinzufügte. Doch verschwand alles frühere gegen die unermeßliche Pracht, welche Ludwig auf seine Feste verwendete. Carrousselpartien, allegorische Pantomimen, Ballette und Singspiele, von den Herren und Damen des Hofes in den reichsten Costümen aufgeführt, wechselten mit Comödien, Maskenzügen und Feuerwerken; andere Belustigungen drängten sich in bunter Reihenfolge dazwischen. In allen Festspielen war dem König die Hauptrolle zugetheilt, bald die eines Helden, bald eines Gottes, und Alles ist nur darauf abgesehen, seine Größe, seine Weisheit, seine Unwiderstehlichkeit zu rühmen. Indeß hatten diese Lustbarkeiten in so fern eine ernste

*) Ludwig sagt hierüber in seiner Schrift, welche den Titel Instructions pour le Dauphin trägt und im Jahre 1671 abgefaßt ist: Cette société de plaisirs qui donne aux personnes de la cour une honnête familiarité avec nous, les touche et les charme plus qu'on ne peut dire. Les peuples d'un autre côté se plaisent au spectacle, où au fond on a toujours pour but de leur plaire. Par là nous tenons leur esprit et leur coeur quelquefois plus fortement peut-être que par les récompenses et les bienfaits; et à l'égard des étrangers, dans un état qu'ils voient florissant d'ailleurs et bien réglé, ce qui se consume en ces dépenses qui peuvent passer pour superflues, fait sur eux une impression très-avantageuse de magnificence, de puissance, de richesse et de grandeur, sans compter encore que l'adresse à tous les exercices de corps, qui ne peut être entretenue et confirmée que par là, est toujours de bonne grâce à un prince et fait juger avantageusement par ce qu'on voit, de ce qu'on ne voit pas.

Seite, als die ersten Geister Frankreichs ihre Talente für solche Gelegenheiten in Bewegung setzten. Unter den Lustspielen Moliere's sind die meisten für Hoffeste verfertigt, und Racine machte als achtzehnjähriger Jüngling eine Ode auf die Vermählung des Königs, durch die er den Grund zu seinem nachmaligen Glück legte. Solche Beispiele ermunterten Gelehrte und Dichter, wetteifernd einen Herrscher zu preisen, dessen sämmtliche Thaten und Worte keinen andern Zweck hatten, wie den, sich als den größten Monarchen der Erde geehrt zu wissen. Nie ist einem Könige mehr, aber auch keinem sinn- und geistreicher geschmeichelt worden als Ludwig XIV.

So viel Glanz und Pracht erforderte zu seiner Darstellung gemäße Räume. Paris mit dem alten Palast des Louvre war dem König durch die Erinnerung an die Meutereien des Volkes der Hauptstadt verleidet. Er nahm seinen Sitz zuerst zu St. Germain, später zog ihn ein kleines Schloß, Versailles, welches sein Vater wegen der nahe liegenden großen Wälder zum Ruhepunkt seiner häufigen Jagden ausersehen und an sich gekauft hatte, in dem Grade an, daß er es zum Mittelpunkt des Hoflebens zu machen beschloß. Demnach begannen hier im Jahre 1664 größere Arbeiten, die bis zum Jahre 1702 im umfassendsten Maßstabe fortgesetzt wurden. Man berechnet die Kosten dieser riesenhaften Bauten und Anlagen auf 90 Millionen Livres *). Bald erhob sich um den Palast auch eine ausgedehnte Stadt. Durch diese und unzählige andere Unternehmungen der Art erhielten auch die bildenden und zeichnenden Künste wie die Poesie durch das Hofleben Ludwigs XIV. eine mächtige Beförderung. Kenner der Malerei schätzen noch jetzt die trefflichen Werke des Nicolas Poussin, Le Sueur und Le Brun, von denen die beiden ersten sich mehr nach dem hohen, edlen Style Raphaels bildeten, während der letzte mehr der Schule der Caracci folgte. Medailleurs und Steinschneider, Bildhauer und Baumeister wetteiferten, den Ruhm ihres Königs mit ihrem eigenen zu verewigen. Zwar konnte nur eine Zeit, welche allen Schöpfungen der Poesie wie der bildenden Kunst jener Epoche unbedingt huldigte, auch die Bauten und Bildwerke derselben als unübertreffliche und höchste Muster betrachten, während sie dem unbefangenen Blicke nichts als weitere Ausbildungen der gesunkenen Italienischen Kunst sind. Dennoch aber bleiben die Anlagen in Versailles, Marly, Trianon u. s. w.

*) Zinkeisen, Versailles. Historisches Taschenbuch von Raumer, achter Jahrgang, Seite 358.

theils wegen der ausgezeichneten Talente, welche sich dort, wenn gleich in einer verkehrten Richtung, um die Wette versucht haben, theils der erstaunlichen Anstrengungen wegen, welche hier für die Kunst gemacht wurden, immer höchst merkwürdig. Auf sämmtliche Bauten an den königlichen Schlössern sollen bloß von 1674 bis 1690 gegen hundert und funfzig Millionen Livres verwandt worden seyn. Dafür wurde aber auch der Garten zu Versailles mit seinen Grotten, Springbrunnen, Statuen und Baumgängen lange Zeit als ein Wunderwerk der neuen Welt angesehen, und Le Notre, ein Mann von außerordentlichem Talent, wurde durch Anlage desselben der Schöpfer eines neuen Geschmacks in der Gartenkunst, welcher sich bald über ganz Europa verbreitete und wirklich so große Vorzüge hat, daß er mit Recht noch heut zu Tage bewundert und in mehreren Stücken angewendet wird.

In diesen Sälen und Gärten des Hofes bildete sich jener freiere gesellige Ton, jenes belebte und geistreiche Gespräch, jenes leichte und angenehme Bezeigen, welches das Vorbild aller übrigen Höfe, ja aller höhern Stände Europas wurde, und Frankreich übte durch diese sociale Bildung, durch die von ihm ausgehenden Moden in Worten, Benehmen und Sitten einen nicht viel geringeren Einfluß als durch seine Waffen und seine diplomatischen Verbindungen, da gerade die bedeutendsten Männer der übrigen Staaten von diesen Wirkungen berührt wurden. Versailles und Paris wurden die Hauptstädte der Welt. Das vorzüglichste Interesse des am dortigen Hofe versammelten Adels bildeten zahllose Intriguen um Ansehen, Einfluß, Titel, Belohnungen, Rang, Ehrenstellen und Gunst des Königs, und neben diesen Bemühungen die Reize der Galanterie. Das große Gewicht, welches weibliche Schönheit, weiblicher Geist und weibliche Ränke auf die Regierung und das Hofleben Frankreichs geübt haben, datirt schon von den Zeiten der ersten Herrscher aus dem Hause Valois, und war nur vorübergehend unter Ludwig XI. unterdrückt gewesen, um mit neuer Kraft unter Franz I. und mitten in den Unruhen der Ligue hervorzutreten. Wie dasselbe von dieser Periode an, während der Minderjährigkeit Ludwig XIII., bis zur Fronde fortgedauert, ist in diesem Bande öfter berührt worden. Ludwig XIV. war indeß in den Jahren seiner Blüthe und Kraft entschlossen, selbst seiner Mutter und Gemahlin, so wenig als seinen Geliebten, Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu gestatten, und durch Aufrechthaltung eines gewissen Anstandes selbst bei innerlich aufgelösten und unsittlichen Verhältnissen die Wiederkehr des Cynismus früherer Zeiten zu ver-

hindern*). Durch dieses Verfahren des Königs, durch die noch vorhandene Kraft und Tüchtigkeit des Adels an Körper und Geist, welche letztere sich auch in zahlreichen literarischen Werken, die damals aus dessen Mitte hervorgingen, deutlich ausspricht, durch die häufigen Kriegszüge, an denen die ganze Jugend desselben Theil nahm, um dann im Winter die Belohnung ihrer tapfern Thaten in den Blicken und Worten der Damen zu finden, erhielt das Verhältniß der Geschlechter am Hofe zu Versailles einen romantischen Anstrich, der hie und da an die Blüthe der Ritterzeit erinnern könnte, wenn sich nicht schon in den letzten Jahren Ludwigs die Keime jener Versunkenheit und Gemeinheit gezeigt hätten, welche unter der Regentschaft und unter Ludwig XV. ans Tageslicht traten. Doch fehlte es auch schon früher an Schattenseiten nicht. Vor Allem mußte die Leichtfertigkeit der Sitten und die Ungebundenheit des Verkehrs die Grundlagen der Familien untergraben und vernichten; man war schon so weit, daß sich fast Niemand mehr bemühte, eheliche Untreue zu verbergen; häusliche Tugenden und Einfachheit der Sitten wurden selbst in Moliere's Lustspielen lächerlich gemacht, und um bekannte Buhlerinnen sammelten sich die angesehensten Leute des Hofes. Die berühmteste unter diesen ist Ninon de l'Enclos, welche als die Französische Aspasia bezeichnet werden kann. Die Anmuth, Feinheit und Lebhaftigkeit ihres Geistes erhielt ihr fortdauernd eine große und auserlesene Zahl von Verehrern, ihre geistige Frische lieh ihrem Körper noch im sechzigsten Jahre hohe Reize, welche ihren eigenen Sohn, dem sie seine Abkunft verheimlicht hatte, zum Selbstmörder machten, und erhielt das Interesse an ihrer Person bis zum achtzigsten. Auch verborgener gehaltene Laster traten zuweilen ans Tageslicht. Nachdem eine junge und schöne Frau, die Gräfin von Brinvilliers, durch einen unerklärlichen Drang, von dem sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, ihren Gatten, Eltern, Freunde, Diener und andere Personen in großer Anzahl vergiftet hatte, und verbrannt worden war, errichtete Ludwig, als Verbrechen dieser Art häufiger wiederkehrten, einen eigenen Gerichtshof zu Verfolgung derselben, welchen man die chambre ardente nannte.

Ludwigs Gemahlin, Maria Theresia, die Tochter König Philipps IV.

*) Voltaire sagt von ihm: Si on le considère dans sa vie privée, on le voit bon fils sans vouloir que sa mère le gouverne, bon mari sans être jamais fidèle, bon père, bon maître, et toujours aimable avec dignité.

von Spanien, besaß wenig von den Eigenschaften, welche ihren jungen und glänzenden Gemahl hätten fesseln können. Die geistige Verdumpfung der nach Spanien verpflanzten Linie des Habsburgischen Herrscherhauses hatte sich auch ihr mitgetheilt; bei viel natürlicher Herzensgüte zeigte sie so wenig Verstand, daß sie kaum den Anforderungen genügte, welche ihr Gemahl an die äußere Würde und Haltung der Königin bei Festen und in den Hofzirkeln machte. Doch hielt Ludwig strenge darauf, daß die gebührende Achtung ihr niemals versagt und sie in ihren Neigungen nicht gestört wurde. Als eine plötzliche Krankheit ihrem Leben schon im fünf und vierzigsten Jahre ein Ende machte (30. Juli 1683), sagte der König: „dieses ist der erste Verdruß, den sie mir jemals gemacht hat." Seine Neigung hatte bereits vor mehr als zwanzig Jahren zum ersten Mal auf heftige Weise Louise Françoise de la Baume le Blanc Demoiselle de la Balliere gefesselt. Unter den Damen des Hofstaates der ersten Gemahlin des Herzogs von Orleans, einer Tochter König Karls I., zu welchem sie gehörte, zeichnete sie sich durch ihren leichten und zarten Wuchs, ihr schönes blondes Haar und ihre braunen und lebhaften Augen nicht allzu sehr aus. Ihr ganzes Ansehen war frisch und reizend, sonst ohne auffallende Schönheit. Erst achtzehn Jahr alt, äußerte sie mehrmals gegen ihre Freundinnen, sie wünsche wohl, daß Ludwig nicht ein so großer Herr sey. Das Gerücht trug diese Worte weiter, und eines Tages, als der König die Herzogin von Orleans besuchte, sagte der Herzog von Roquelaure scherzend zu ihm: „Sire, die Balliere liebt euch leidenschaftlich, wahrhaftig, sie hat keine schlechte Wahl getroffen!" „Wer ist das Mädchen?" fragte der König überrascht, worauf sie jener mit den Worten: „mein Kind, hier ist euer ruhmwürdiger Geliebter," herbeiführte. Geschmeichelt durch eine Eroberung, die er nur seiner Person verdankte, kam der König häufiger, und bald zeigten prächtige Schmucksachen dem erstaunten Hofe, wie hoch die Demoiselle de la Balliere in der Gunst Ludwigs stehe. Wirklich hatte sie den König durch die Sanftmuth und Einfachheit ihres Wesens und die Aufrichtigkeit ihrer Neigung so bezaubert, daß er sie mit allem Feuer der ersten Liebe verehrte. Doch wünschte er seine Leidenschaft anfangs geheim zu halten und suchte deshalb öfter in dem damals noch einsamen und stillen Versailles eine Freistatt, wo er einige Zeit ungestört mit seiner Geliebten weilen konnte. Trotz dieser Vorsicht begannen bald die verwickeltesten Intriguen der Hofleute, die theils

gegen die La Balliere gerichtet waren, theils darauf hinausgingen, sich ihres Einflusses auf den König zu bedienen. Auch in den Vorzimmern fehlte es nicht an spöttischen Bemerkungen, so daß das schüchterne Mädchen, verwirrt und betäubt durch Alles was auf sie eindrang, plötzlich St. Germain verließ, um sich in das Kloster Chaillot zurückzuziehen. Ludwig empfing diese Nachricht in einer Audienz, die er einem fremden Gesandten ertheilte. Er sprang auf, warf sich aufs Pferd, und entriß die Geliebte mit Gewalt ihrem Zufluchtsort. Von nun an wollte er sie nicht mehr aus den Augen lassen, er ernannte sie zur Herzogin, und glänzende Feste bezeichneten ihren Triumph. Auch sie widerstand dem Könige nicht länger. Als sie sich schwanger fühlte, wich Ludwig nicht von ihrem Lager und verrichtete alle Dienste eines besorgten Krankenpflegers, bis sie glücklich, wiewohl nach heftigen Schmerzen, einer Tochter genas. Späterhin, als sie dem Könige auch einen Knaben gebar, wurde dieses Ereigniß durch eine ganze Reihe von Lustbarkeiten gefeiert. Indeß stumpfte die Zeit die Leidenschaft Ludwigs ab und ließ die Reize der Herzogin erbleichen. In einem Ballette von Benserade, die Musen, welches vom Hofe getanzt wurde, fiel ihm neben seiner Geliebten die hohe und gebietende Gestalt einer Dame auf, welche wie jene im Costüm einer Schäferin erschien. Es war Athenais von Mortemart, seit zwei Jahren an den Marquis von Montespan verheirathet. Die Aufmerksamkeit, welche der König diesem neuen Stern bewies, erschreckte die Herzogin, aber furchtsam wie sie war, wagte sie ihren Schmerz lange nur in einsamen Thränen auszuweinen. Endlich faßte sie das Herz, dem Gebieter Vorstellungen zu machen, worauf dieser kühl erwiederte, daß er ihr stets seine Freundschaft bewahren werde, aber sie werde aus Erfahrung wohl wissen, daß er nicht genirt seyn wolle. Nachdem die Herzogin noch einige Zeit ihren Verlust ertragen und den wachsenden Einfluß ihrer Nebenbuhlerin gesehen, nahm sie, als dieser sogar Zimmer im Schlosse zu Versailles angewiesen worden waren, am 19. April 1674 feierlich vom ganzen Hofe Abschied, um in einem der strengsten Klöster, dem der Carmeliterinnen in der Straße St. Jacques zu Paris, unter dem Namen der soeur Louise de la miséricorde, den Erinnerungen ihrer Jugend zu leben und die Fehltritte derselben durch lange und harte Bußübungen auszulöschen. Sie starb 1710.

Ludwigs Neigung für die Montespan aber war eben so weit von der zärtlichen Leidenschaft entfernt, mit welcher die la Balliere sein Herz

erfüllt hatte, als jene selbst von der Einfachheit und Hingebung der ersten Geliebten des Königs. Die Montespan war eben so herrschsüchtig und launenhaft als schön, und in schwachen Stunden gelang es ihr nur allzu gut, den auf seine Macht sonst so eifersüchtigen König zu lenken. Sie wurde bald der Mittelpunkt des Hofes, die Hoffnung und das Schrecken der Minister und Generale, und es gelang ihr durch einen eigenthümlichen feinen Ton, durch Geist und beißenden Witz, der so scharf war, daß zu Versailles Niemand mehr vor ihren Fenstern vorüberzugehen wagte, sich fast zehn Jahre lang in Gunst und Ansehen bei dem Könige zu erhalten. Sie kannte alle Staatsgeheimnisse, sagt die Frau von Maintenon, und gab sehr gute und sehr schlechte Rathschläge, unter dem Einfluß ihrer jedesmaligen Leidenschaften. Ihre Nachfolgerin hob sie selber empor. Als sie dem Könige einen Sohn geboren hatte, der heimlich erzogen werden sollte, wurde die Witwe Scarron als eine vorzüglich kluge, zuverlässige und verschwiegene Person zu diesem Geschäft ausersehen. Obgleich von Französischen Eltern geboren, hatte diese die ersten Jahre ihres Lebens in Amerika verlebt, und war in ihrem vierzehnten Jahre als Fräulein von Aubigné nach Paris zurückgekommen, wo sie mit Ninon de l'Enclos bekannt wurde und mit deren Anbetern in einem nicht allzu tadellosen Umgang lebte. Später da sie aus Dürftigkeit eine Stelle als Gesellschaftsfräulein bei einer reichen und stolzen Frau angenommen, lernte ein berühmter komischer Dichter, Scarron, einer der witzigsten Köpfe, aber auch eins der ungestaltesten, ausgemergeltesten und kraftlosesten Gerippe Frankreichs, ihren seltenen Geist kennen, und trug ihr die Ehe an (1651). Entweder muß ihre Lage sehr traurig gewesen seyn, oder sie wollte dem gefährlichen Leben eines vereinzelt stehenden jungen Mädchens ein Ende machen, kurz sie entschloß sich Scarrons Antrag anzunehmen, und fand in ihrem neuen Stande das Bedürfniß des Umgangs und häufiger Unterhaltung mit gebildeten Männern auf das vollkommenste befriedigt. Scarrons Haus war der Sammelplatz der vorzüglichsten Köpfe von Paris, und hatte man den kleinen possierlichen Mann vorher wegen seiner launigen Einfälle gern besucht, so kam man jetzt, da er eine schöne und geistreiche Frau hatte, noch viel fleißiger, und viele glänzende Edelleute wußten von ihrem Glücke bei derselben zu erzählen. Nach Scarrons bald erfolgtem Tode (1660) zog sie sich in die Einsamkeit zurück, lebte von einem kleinen Gehalte, und erheiterte ihren Geist durch Bücher und religiöse Ue-

bungen. „Ich würde vielleicht, schreibt sie von sich selbst, nie an Gott gedacht haben, wenn mich die Menschen mehr befriedigt hätten.“ Indeß ist es nicht ganz klar, wie weit ihr religiöser Eifer ein innerlich begründetes und wahrhaftes Bedürfniß ihres Herzens war, da sie späterhin aus dem Glauben und der Kirche hergenommene Vorstellungen vortrefflich zu ihren Zwecken zu benutzen wußte. In dieser Lage übernahm sie die Pflege und Aufsicht über den Sohn der Marquise Montespan, ertrug geduldig und ausharrend alle Heftigkeit, alle Launen und allen Stolz der hochfahrenden Maitresse und verwaltete ihr Amt zu so großer Zufriedenheit des Königs, daß ihr einige Jahre nachher auch die Erziehung eines zweiten Bastards von derselben Mutter anvertraut ward. Als der König in der Folge diese Kinder öffentlich anerkannte und an den Hof kommen ließ, erschien auch ihre Erzieherin daselbst, und flößte durch ihr feines, würdevolles und kluges Betragen dem Könige ein ungewöhnlich großes Interesse ein. Er las einige von ihren Briefen und fand sie vortrefflich, unterhielt sich oft mit ihr, und seine Achtung für sie wuchs immer mehr. Um diese Zeit war er der schon so lange unterhaltenen Marquise von Montespan überdrüssig geworden, und brannte für das schöne und stolze Fräulein von Fontanges, eine der Hofdamen seiner Schwägerin. Jene, die mit dem Stolze einer Favoritsultanin auch die Eifersucht einer solchen verband, schnaubte wüthende Rache, und Ludwig bediente sich außer seines Beichtvaters, la Chaise, besonders der Witwe Scarron, um die Buhlerin zu beruhigen. Aber vergebens suchte man diese zu trösten, auch der Tod ihrer blühenden Nebenbuhlerin, der kurz nach deren Erhebung zur Herzogin (1681) ganz plötzlich erfolgte, gab ihr die frühere Stellung nicht wieder zurück. Ihr argwöhnischer Blick bemerkte allzu gut, daß die Witwe Scarron mit jedem Tage höher in der Gunst des Königs stieg, und sie ganz zu verdrängen drohte. Als sie sich endlich eingestehen mußte, daß Alles für sie verloren sey, zog sie sich vom Hofe zurück, und mit Freuden zahlte ihr der erleichterte König ein monatliches Gehalt von tausend Louisd'or*). Auch sie lebte noch lange genug, um ihre Sünden in harter Buße und Kasteiung zu bereuen. Den größten Theil ihres Vermögens gab sie den Armen, machte grobe Handarbeiten für diese, geißelte sich täglich und trug beständig Gürtel, Arm- und Kniebänder

*) Mémoires de Mad. de la Fayette p. 224 — 234.

mit eisernen Spitzen, die ihr tiefe Wunden verursachten. Trotz dem bewahrte sie die äußere Würde und das königliche Bezeigen, welches sie in den Zeiten ihres Glücks sich zu eigen gemacht, bis an ihr Ende. Sie starb im Jahre 1707*).

Die Witwe Scarron, seit einiger Zeit Frau von Maintenon (von der Herrschaft Maintenon, welche sie sich, durch reiche Geschenke Ludwigs dazu in Stand gesetzt, schon im Jahr 1679 gekauft hatte), war zwei Jahr älter als dieser, und nicht weit von funfzig Jahren, als sie in jenes nähere Verhältniß zum König kam. Obgleich nicht mehr schön, zeigte ihr Benehmen doch Würde und Anmuth, und ihr freier Geist, den sie durch fleißige Lectüre und durch die bildenden Zustände ihres früheren Lebens sehr verständig entwickelt hatte, entschädigte für manchen fehlenden Reiz des Körpers. Ludwig fühlte, je älter er wurde, eine immer größere Leere, welche die rauschendsten Festlichkeiten nicht ausfüllen, der Ruhm und das Glück seiner Waffen nicht zu beleben vermochten. Er bedurfte vor Allem einer Unterhaltung, sein Herz fühlte keine jener ungestümen Regungen mehr, welche ihn einst zu den Füßen der la Balliere getrieben hatten, er suchte die Sorgfalt der Freundin, nicht mehr die Schönheit der Geliebten. Hierauf baute die Maintenon, geduldig, ausharrend, ruhig und überlegt wie sie war, ihren Plan. Sie widersprach dem Könige nie, gab sich den Schein einer großen sittsamen Zurückhaltung, ermahnte ihn, so lange seine Gemahlin lebte, sich derselben wieder zu nähern, bemühte sich seine Launen zu zerstreuen, während sie selbst weder Eigensinn noch Leidenschaft zeigte, und es gelang ihr auf diese Weise den König immer mehr an ihren Umgang zu gewöhnen. Noch eines andern wirksamen Mittels wußte sie sich zu bedienen. Sie suchte sein religiöses Gefühl zu erwecken, welches bei der Art, wie die Könige von Frankreich damals erzogen zu werden pflegten, nicht allzu schwer schien. Bald fühlte der welke und erschöpfte Ludwig, der keine jener üppigen Freuden seines frühern Lebens mehr genießen konnte, Reue und Gewissensbisse, welche sein Beichtvater, im Einverständniß mit der Maintenon, zu vermehren und nach seinem Willen zu leiten wußte. So sah sich die letztere bald am Ziele ihres Ehrgeizes. Der König konnte ihre Gesellschaft nicht mehr entbehren, und doch zeigte ihm die Zurückhaltung derselben so wie seine damalige religiöse Stimmung, daß an

*) S. Simon mémoires tome V. p. 407. Paris 1829.

ein Verhältniß in der frühern Weise nicht zu denken sey. Er entschloß sich endlich, sie förmlich zu seiner Gemahlin zu machen (1685). Louvois war außer sich vor Schrecken, als er diesen Vorsatz vom Könige selbst erfuhr. „Ists möglich? rief er, der größte König auf der Erde will sich so entehren, die Witwe Scarron zu heirathen?" Er warf sich ihm zu Füßen, und beschwor ihn weinend, von seinem Vorsatz abzustehen. Der König antwortete: „Sind Sie närrisch? Stehen Sie auf!" Am andern Morgen glaubte der Minister an der verlegenen und finstern Miene der Frau von Maintenon zu sehen, daß der König die Schwachheit gehabt habe, ihr Alles wiederzusagen. Alles was er erlangen konnte war, daß der König die Verbindung nicht bekannt machte. Die Trauung ward ganz in der Stille in der Privatcapelle des Schlosses von Versailles von dem Erzbischof von Paris vollzogen. Der Pater la Chaise, der Gouverneur von Versailles, der erste Kammerdiener, Bontemps, und Herr von Montchevreuil waren die einzigen Zeugen. Einige verschwiegene Bediente hatten den Befehl, der Frau von Maintenon in Gegenwart von Fremden wie einer Hofdame, in ihrem Gemache hingegen wie einer Königin zu begegnen. Selten verließ sie ihre Wohnung im Schlosse zu Versailles, welche den Zimmern des Königs gegenüber lag, um sich dem Hofe zu zeigen; dagegen brachte Ludwig fast alle Nachmittage bei ihr zu, und blieb zuweilen bis gegen Mitternacht, oft arbeitete er auch in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern, indeß sie las oder sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigte. Bei allem Schein zurückgezogener Bescheidenheit hatte sie doch auf den Gang der Staatsangelegenheiten den bedeutendsten Einfluß; mit den Ministern war sie stets vorher über die Beschlüsse einig; während der König Alles selbst zu entscheiden meinte, leitete sie die Geschäfte, vertheilte die Aemter und bewilligte Auszeichnungen und Gnadengeschenke. Nur auf die auswärtigen Angelegenheiten blieb sie ohne Einfluß, da sich Colbert Torcy, Croissys Nachfolger, entschieden weigerte in ihrem Zimmer zu arbeiten. Nicht mindern Einfluß übte die Maintenon über den Hof und die Familie des Königs; mehr als einmal verließen die Töchter und Schwiegertöchter Ludwigs ihr Zimmer mit thränenden Augen, und ihrem unersättlichen Stolze war nichts kränkender, als daß sie die öffentliche Bekanntmachung der Ehe nicht erlangen konnte. In engeren Zirkeln betrug sie sich aber dennoch als Königin. Neben ihrer Thätigkeit für den Staat und die Unterhaltung Ludwigs beschäftigte sie sich mit Werken der Mildthätigkeit, und ermunterte auch den König dazu. Der

Ueberlegenheit ihres Verstandes, ihrer geduldigen Ausdauer gelang es ihre hohe Stellung unverändert bis zum Tode des Königs zu behaupten. Aber wie sehr sich auch ihr Ehrgeiz hierdurch befriedigt fühlen mochte, so trug sie doch Bedenken, denselben offen zu zeigen, und sprach entweder aus diesem Grunde, oder wirklich zuweilen von der Last und Unbequemlichkeit, die mit ihrer Lage verbunden waren, überwältigt, gegen junge Mädchen die Warnung aus, sich nicht von dem Schimmer der Macht täuschen zu lassen; ja sie äußerte sogar, daß sie sich herzlich nach dem Ende dieses Lebens sehne, welches ihren Bruder, der sie vielleicht besser durchschaute, zu der Spötterei veranlaßte: „Ganz gewiß hast du schon das Wort, droben Gott den Vater zu heirathen." Indessen darf ihrem oft wiederholten Ausspruch, daß es nämlich keine größere Pein gebe, als tagtäglich einen Menschen unterhalten zu müssen, der für keine Unterhaltung mehr empfänglich sey, allerdings die Wahrheit nicht abgesprochen werden. Gleich nach dem Tode des Königs verließ sie den Hof, und zog sich nach St. Cyr zurück, wo sie eine reich ausgestattete Erziehungsanstalt für dreihundert Töchter armer Edelleute gestiftet hatte. Dort liegt sie auch begraben.

Die zusammenhaltende Ordnung und der bewegende Mechanismus des Hoflebens zu Versailles war die Etiquette, welche, im sechzehnten Jahrhundert in Spanien ausgebildet, durch Anna von Oesterreich und Maria Theresia nach Frankreich verpflanzt, hier unter Ludwig XIV. ihre höchste Ausbildung erreichte. Sie war das Mittel, dem Willen des Königs auch in seinen nächsten Umgebungen Achtung und Gehorsam zu verschaffen, dem Ehrgeiz der Einzelnen Grenzen zu setzen, die Ansprüche auf Rang und Titel festzustellen, und die Hoffeste zu regeln und gebührend zu ordnen. Es konnte nicht fehlen, daß die Kleinlichkeiten hierin bald bis auf das Aeußerste getrieben wurden. Jeder Spaziergang hatte seine Gesetze. Anders waren die Gebräuche in Versailles, anders in Marly, anders in Trianon, anders in Fontainebleau. In Marly durfte Jeder mit bedecktem Kopfe gehen, in Versailles bedeckte sich Ludwig allein. Jeder Große von Rang mußte dem König regelmäßig die Aufwartung machen. Wenn er beim Aufstehen oder Schlafengehen durch die Zimmer ging und nicht sämmtliche Herren seines Hofes ehrerbietig dastehen sah, so ließ er es die Fehlenden bald empfinden. Baten solche einmal um eine Vergünstigung oder ein Amt, so war die Antwort: „ich kenne sie nicht; das sind Leute, die ich nicht sehe." Sonst war Ludwig gewöhnlich sehr höflich, und wußte

sich immer mit einer so würdevollen Artigkeit auszudrücken, daß selten Jemand der bezaubernden Anmuth seiner Rede widerstand. Vor vornehmer Frauen und vor Prinzen vom Geblüt nahm er den Hut ganz ab und hielt ihn einige Augenblicke lang am Ohre, bei Geringern begnügte er sich nur an den Hut zu greifen. Seine Tagesordnung war folgende. Um acht Uhr weckte ihn der erste Kammerdiener, dann ging die Oberhofmeisterin hinein, um ihn nach einer alten Sitte zu küssen, und zwei Leibärzte, um ihn zu reiben und ihm ein anderes Hemde zu geben. Hierauf rief man einige Kammerherren, von denen einer ihm das Weihwasser und der andere das Gebetbuch reichte. Damit blieb er dann einige Augenblicke allein, bis er alle wieder hereinkommen ließ. Jetzt war er aufgestanden, man reichte ihm das Morgenkleid, und nun füllte sich das Zimmer mit Prinzen, Generalen und den Herren vom sogenannten zweiten Zutritt. In ihrer Gegenwart zog er sich mit zierlichem Anstande Strümpfe und Schuhe an, ließ sich den Bart abnehmen und seine Perücke aufsetzen; wobei von gleichgültigen Dingen, meist von der Jagd gesprochen wurde. Sobald er angekleidet war, ward von Allen gebetet; die Geistlichen knieten. Dann ging der König in sein Cabinet, wohin ihm die Anwesenden folgten. Hier ertheilte er seine Befehle über Feste, Feierlichkeiten und sonstige Vorfälle, sprach mit Einzelnen, und entließ dann den Hof, bis auf seine natürlichen Söhne und deren Hofmeister und die Kammerleute. Jetzt konnte man ein Wort anbringen; gewöhnlich aber ward von Bauentwürfen, neuen Anlagen und dergleichen gesprochen. Sodann ging es in die Messe, und hier war es, wo der ganze Hof, in der Galerie zwischen des Königs Cabinet und der Capelle, im feierlichen Aufzuge stehen mußte. Nach der Messe erschienen die Minister, um sich mit dem Könige zu berathen und in seinem Cabinet zu arbeiten. Um ein Uhr ward gespeiset, gewöhnlich vom kleinen Couvert, d. h. der König saß in seinem Zimmer allein an einem viereckten Tische, in Gegenwart seines Bruders und seiner Söhne und Enkel, welche stehend zusahen. Die Kammerherren bedienten ihn, und Monsieur (des Königs Bruder) reichte ihm von Zeit zu Zeit die Serviette, worauf er zuweilen die Erlaubniß erhielt sich zu setzen. Nach der Tafel ging der König in sein Cabinet, fütterte seine Hunde und spielte mit ihnen, kleidete sich um, und fuhr aus. Nach der Rückkehr ward wieder die Kleidung gewechselt; die Günstlinge, die Kammerleute, die Beamten besuchten ihn, oder er empfing Berichte und arbeitete.

Nach einer Stunde ging er zur Maintenon, und blieb daselbst bis um zehn, dann setzte man sich zur Abendtafel, die meistens sehr glänzend war. Schon zwei Stunden zuvor versammelten sich die Hofleute an einer verschlossenen Thür der Galerie, welche zum Speisesaale führte, bis ein Kammerdiener, eine Liste in der Hand, erschien und die Namen der Glücklichen aufrief, welche die Ehre haben sollten, mit dem Könige zu speisen. Nach aufgehobener Tafel blieb dieser gewöhnlich einige Zeit im Saale stehen, mit dem Rücken an ein Geländer gelehnt, und von allen Anwesenden umgeben. Dann machte er den Damen eine Verbeugung, und ging in sein Cabinet, in welchem dieselbe unbedeutende Unterhaltung in einem engern Zirkel fortgesetzt ward, bis er sich in sein Schlafzimmer zurückzog, wohin ihm nur die Personen vom ersten und zweiten Zutritt folgen durften. In ihrer Gegenwart verrichtete er wie des Morgens das Gebet und ward entkleidet. Dies hieß das kleine Niederlegen. Erst wenn der König das Bett bestieg, gingen die letzten Höflinge weg. Glänzender und mit wahrhaft imposanter Pracht zeigte sich der König und seine Umgebung auch in diesen unbedeutenden Ceremonien an den großen Gallatagen, wo er die Huldigungen des gesammten Hofes und des ganzen Reiches entgegennahm, oder, in der prachtvollen Galerie zu Versailles, den Gesandten fremder Mächte feierlichen Zutritt und Gehör bewilligte.

---

5. Ludwigs XIV. Staatsverwaltung.

Wie man auch über Ludwig XIV. als Menschen urtheilen mag, die Früchte seiner Regierung geben die deutlichsten Zeugnisse, daß er als Herrscher keine gewöhnliche Erscheinung war. Zum Könige Frankreichs noch in einem tieferen Sinn als dem der Erbfolge geboren, vereinigte er die hervorstechenden Züge und Leidenschaften seines Volkes in seiner eigenen Brust. Aus diesem Charakter gingen jener Tact und jenes glückliche Gefühl hervor, welche alle Schritte seiner Regierung im Innern des Landes leiteten. Im Gegensatze zu den Zuständen, welche während seiner Minderjährigkeit Geltung gehabt hatten, wollte er Selbstherrscher seyn in der ganzen Bedeutung des Worts, und verfolgte diesen Zweck in einem so umfassenden Maaßstabe, daß er zum ersten Mal den Staat mit Aufhebung aller bisherigen historischen Schranken, Hemmungen und Berechtigungen als einen Gedanken, ein Allgemeines auffaßte,

dessen Bewußtseyn, ja dessen Daseyn er in seiner eigenen Person zu tragen vermeinte. Diese Ansichten, welche die Grundlage seiner Herrscherweise bildeten, sprach er einst in den wenigen Worten aus: „der Staat bin ich!" die er in einer glücklichen Stunde, mehr in dunkelm Gefühl als in deutlicher Anschauung ihrer Bedeutung, hinwarf. Ausführlicher erklärte Ludwig seine Meinung über das Königthum in den schriftlichen Aufsätzen, welche er zum Unterrichte des Dauphin verfaßte. Hier heißt es unter andern: „Frankreich ist ein monarchischer Staat in der weitesten Ausdehnung des Wortes. Alle Macht und Staatsgewalt beruht in den Händen des Königs, es kann im Reiche keine andere vorhanden seyn, als die vom Könige eingesetzt ist. Diese Regierungsform ist dem Charakter der Nation und ihrer Lage am angemessensten. Alles, was sich im Umfange unserer Staaten befindet, welcher Natur es auch immer seyn mag, gehört uns aus gleichem Rechtstitel an. Das Geld in unserer Privatcasse, wie die Gelder in den Händen unserer Schatzmeister, oder die wir im Handel der Völker lassen, müssen von uns in gleicher Weise zu Rathe gezogen werden." Und an einem andern Orte sagt er: „Derjenige, welcher den Menschen Könige gab, wollte sie als seine Stellvertreter geachtet wissen, und behielt sich allein das Recht vor, ihre Handlungen zu prüfen. Wer aber als Unterthan geboren ist, hat nichts weiter zu thun als zu gehorchen. Das Hauptgeschäft der Könige besteht darin, ihren Genius, d. h. ihren guten Sinn walten zu lassen. Gott, der sie zu Königen schuf, wird ihnen auch die Aufklärungen mittheilen, die ihnen nöthig sind, und es giebt ohne Zweifel gewisse Amtsverrichtungen, wo, indem wir so zu sagen die Stelle Gottes vertreten, wir auch an seiner Voraussicht und Autorität Antheil erhalten zu haben scheinen, wie bei Beurtheilung der Gemüther, Vergebung von Amtsstellen, Gnadenbewilligungen" u. s. w. Vor solchem Gefühl göttlicher Berechtigung, Erleuchtung und Machtvollkommenheit, vor solcher Concentration des Staates in der Person des Herrschers mußte das Aggregat von Provinzen, Lehnsherrschaften und Bürgerschaften, welche das frühere Frankreich gebildet hatte, bald verschwinden. Betrachten wir in kurzen Umrissen das Verhältniß der einzelnen Stände gegenüber der königlichen Gewalt.

Der Niederdrückung der selbständigen Gewalt des Adels nach langen Bemühungen von Seiten der Herrscher, dessen Mitglieder sich zuletzt noch durch die Gouverneure der Provinzen und die Prinzen des Hauses Geltung und Einfluß zu verschaffen gewußt hatten, der Her-

anziehung desselben zu den Festen des Hofes ist bereits gedacht worden. Der Luxus dieses neuen Lebens ruinirte das Vermögen dieses Standes, und was hier übrig blieb, ging im Felde darauf, wohin sich die jungen Edelleute mit kostbarem Geräth und vielem Aufwand in Waffen, Pferden und Kleidung zu begeben pflegten. Die Etiquette des Hofes so wie die Subordination des Lagers gewöhnten den früher so trotzigen Edelmann an unterwürfigen Gehorsam; im Heere entschied das Alter des Dienstes und die Auszeichnung, nicht die längere oder kürzere Reihe der Ahnen, zu Versailles ging der Marschall den Herzogen voran. Wenn aber der Adel im Dienste des Königs verarmte, so verlangte er auch vom Staat belohnt und erhalten zu seyn, und die großen Summen, welche man sich als jährliche Gehalte oder Gnadengeschenke zu verschaffen wußte, haben nicht wenig zu der bald hervortretenden ungemeinen Erschöpfung der Finanzen Frankreichs beigetragen. Andere Mittel zur Unterstützung herabgekommener adelicher Familien fanden sich in der Stiftung großer Cadettenhäuser für die jüngern Söhne derselben, welche auf viertausend Personen berechnet waren, in der Gründung von Anstalten zur Erziehung ihrer Töchter, wie St. Cyr eine solche war, namentlich aber in der Verleihung geistlicher Stellen, die durch das Concordat von 1516 in den Händen des Königs war. Es wurden den Adelichen theils Pensionen und Jahrgehalte auf die Einkünfte der Bisthümer und Abteien angewiesen, theils die jüngern Söhne der Familien geradezu mit diesen ausgestattet; daß aber eine so zusammengesetzte Geistlichkeit weder zur Verwaltung des Cultus sehr geschickt seyn noch dem Könige gegenüber einige Selbständigkeit verrathen konnte, liegt am Tage. Noch weniger Sorge als die Geistlichkeit konnte die erbliche Magistratur Frankreichs dem Könige machen. Nach kurzem Aufflammen in der Fronde war ihr Einfluß bereits durch einige kräftige Schritte Ludwigs verschwunden (o. S. 167), und wenn sie auch ihre Ansprüche in der Theorie bewahrte, so gab sie doch äußerlich keine Lebenszeichen mehr von sich, im Stillen bessere Zeiten und minder kräftige Zustände der Staatsgewalt erwartend. Wenn so die ersten in sich wohl begründeten, auf Wissenschaft, Erfahrung und auf erblichen Besitz ihrer Aemter gestützten bürgerlichen Familien dem Throne keine Schranken ziehen konnten, wie viel weniger mochte dies der übrigen Masse dieses Standes gelingen, nachdem dessen Verbindungen und Rechte als Stadtgemeinden größten Theils aufgelöset und vernichtet waren. Durch die erstarkte Verwaltung des Staates, durch die im Jahre 1692 eingeführte Verkäuflichkeit der Stellen

des Maire und der Schöffen wurde der Ruin der städtischen Freiheit vollendet. Doch bildeten sich aus der Mitte der Bürger tüchtige Geistliche für die untern Stellen und bedeutende Litteraten; zunehmender Wohlstand ließ ihr Auge freier umherblicken, und die Bildung, welche sich allmählig unter ihnen zu verbreiten begann, sollte dereinst die bedeutendsten Früchte tragen. Vom Landmann ist in Beziehung auf den Staat nichts zu bemerken, da er in Abhängigkeit und Unterthänigkeit der Geistlichkeit und des Adels war. Niemand dachte daran, sich dem Hofe zu widersetzen, vielmehr bemühten sich die Schriftsteller Frankreichs, auch andern Nationen die Lage und Verfassung ihres Reiches zu preisen, den glücklichen Zustand schutzreicher Unterthänigkeit, in dem sich Frankreich unter seinem Könige befinde, einem Fürsten, welcher vor allen verdiene, daß die Welt von seiner Tapferkeit und seinem Verstande geleitet und in rechte Einigkeit gebracht werde. So konnte Ludwig mit Recht seinem Sohne sagen: „In dem Staate, den du nach mir zu regieren bestimmt bist, wird dir keine Autorität begegnen, die sich nicht eine Ehre daraus machte, ihren Ursprung und ihren Charakter von dir erhalten zu haben; keine gesellschaftliche Verbindung, die sich nicht verpflichtet fühlte, ihre einzige Sicherheit in der tiefsten Unterwürfigkeit gegen dich zu suchen." Aber dennoch bewahrte der Adel vollständige Steuerfreiheit nebst andern Privilegien, und mehrere Provinzen wenigstens das formelle Recht der Zusammenberufung ihrer Stände in gewissen Zwischenräumen zur Bewilligung der Abgaben.

Ludwigs Erziehung war von seiner Mutter und dem Cardinal Mazarin in hohem Grade vernachlässigt worden, aber sein bedeutender natürlicher Verstand, sein scharfer Blick konnten diesen Mangel in vielen Beziehungen ausgleichen. Bei seiner Eifersucht auf sein Ansehen konnte ihm die Lust nicht fehlen, sich um Alles bekümmern und Alles selbst prüfen zu wollen, und eben jene feurige Gemüthsart, die ihn jeden Ruhm suchen und jedem Genuß nachjagen ließ, trieb ihn auch, seinen Ehrgeiz in eine thätige und strenge Beaufsichtigung der Staatsverwaltung zu setzen*). Wie er unerbittlich im Zorn war, so zeigte er sich auch höchst freigebig in Belohnungen und unwiderstehlich, wenn er schmeicheln wollte. Die Formen der Administration wurden

*) In seinen Réflexions sur le métier de roi sagt Ludwig: „Die Fehler, die ich begangen habe und die mir innerlichen Kummer verursachen, sind aus Gefälligkeit entstanden, weil ich mich zu unvorsichtig den Meinungen Anderer überlassen habe."

unter seinen Händen schärfer und ausgebildeter; seitdem es keinen Premierminister mehr gab, mußte sich die Eintheilung der Geschäftszweige in mehrere Departements mit besondern Vorgesetzten von selbst bilden, wenn auch noch viel daran fehlte, daß diese Theilung und die darauf gegründete Organisation nach festen und richtigen Principien geregelt war. Die Gewalt der Gouverneure der Provinzen, welche sich während der Unruhen als sehr gefährlich gezeigt hatte, beschränkte Ludwig, indem er die Dauer ihres Amtes auf drei Jahre festsetzte und ihnen die Befugniß der Truppenaushebung, welche sie sich im Laufe der Zeit angemaßt hatten, wieder entriß. Dagegen wurden die Geschäftskreise der Intendanten (S. 143), früher durch den Einfluß der Parlamente beeinträchtigt, sehr bedeutend ausgedehnt, und die in den einzelnen Provinzen liegenden Truppen zu ihrer Verfügung gestellt, um ihren Anordnungen den nöthigen Nachdruck zu verschaffen. Auch für die Gesetzgebung geschah sehr viel; es wurde nach und nach ein neues Criminalrecht, eine neue Ordnung für den Criminalproceß, so wie ein neues Seerecht ausgearbeitet. Alle hierher gehörigen Bestimmungen sind unter den Titeln der Ordonnances de Louis XIV. und des Edicts des Handels und der Marine bekannt. In der Wahl seiner Gehülfen war der König anfangs äußerst glücklich. Der Staatssecretär Le Tellier, ein brauchbarer und eifriger Geschäftsmann und Ludwig durch seine übergroße Ergebenheit besonders werth, wurde zum Kanzler erhoben; sein ältester Sohn, Besitzer des Marquisats Louvois, erhielt das Kriegswesen; Lionne leitete wie früherhin die auswärtigen Angelegenheiten. Den Oberintendanten der Finanzen, Fouquet, Vicomte von Melun und Vaux, haßte der König wegen seiner freien und selbständigen Stellung, die er unter Mazarins Verwaltung gewonnen hatte und fernerhin zu bewahren gedachte. Bald war sein Sturz beim Könige beschlossen. Da man seinen weit verbreiteten Einfluß zu fürchten hatte, zeigte ihm der König scheinbar das größte Vertrauen, ließ sich von ihm bewirthen und nahm ihn auf einer Reise nach der Bretagne mit, deren Stände bei der Steuerbewilligung Schwierigkeiten machten. Hier wurde Fouquet, nachdem er sich noch eben mit dem Könige berathen, beim Heraustreten aus dem Schlosse zu Nantes verhaftet (15. September 1661) und unter Begleitung von hundert Musketieren nach Angers und später nach Vincennes geführt. Eine Specialcommission, die der König aus den Mitgliedern verschiedener Parlamente, zum Theil entschiedenen Feinden Fouquets, zusammengesetzt hatte, sollte den hochverrätherischer Umtriebe Angeklagten wo

möglich zum Tode verurtheilen. Allerdings hatte Fouquet viel Geld verschwendet, theils für Mazarin, theils für seine Vergnügungen, theils um sich Freunde zu machen; aber seine Staatsverbrechen waren Erfindungen. Der Generalprocurator Talon arbeitete aus allen Kräften, die Verdammung des Unglücklichen zu bewerkstelligen, aber der Maitre des Requetes, Lefevre d'Ormesson, antwortete dem Könige, auf seine Anmahnung das Seinige zum Todesurtheil beizutragen, er werde thun, was Ehre und Gewissen ihm gebieten würden, und sprach anderthalb Tage lang nach seiner Ueberzeugung für die Unschuld Fouquets. Dafür erhielt Ormesson dieselbe Antwort, als er zwölf Jahre darauf um eine Stelle für seinen Sohn anhielt. Fouquet ward zur Verbannung und zur Confiscation seines Vermögens verurtheilt; aber die erstere Bestimmung verwandelte der König in lebenslängliches Gefängniß zu Pignerol, wo derselbe erst 1680 starb*). Sein Nachfolger wurde Jean Baptiste Colbert, der Sohn eines Tuchhändlers zu Rheims (geb. 1619) und späterhin durch den König zum Marquis von Seignelai erhoben. Zuerst Secretär Mazarins, stieg er durch Treue und Pünktlichkeit so weit empor, daß ihm Ludwig unmittelbar nach Fouquets Absetzung — bei der Colbert indeß nicht im reinsten Lichte erscheint — unter dem Titel eines Generalcontroleurs der Finanzen dessen Geschäfte übergab. Er war es, der Ordnung in den Staatshaushalt brachte, das Staatseinkommen erhöhte, den Handel belebte, dessen Thätigkeit und Uneigennützigkeit dem Könige die Mittel zu den Unternehmungen verschafften, durch welche seine Regierung so glänzend geworden ist. Er schloß zuerst Handelsverträge mit den Niederländern, Dänen und Schweden, kaufte dem unbedachtsamen König Karl II. von England Dünkirchen, den Preis, für welchen Mazarin Cromwells Unterstützung in den Niederlanden erhalten hatte (s. o.), für 400,000 Pf. St. wieder ab, machte den Hafen dieser Stadt und den von Marseille zu Freihäfen, und zog dadurch den Levantischen Handel nach diesem, und den Nordischen nach jenem hin. Die Französischen Erzeugnisse, die früherhin von den Engländern und Holländern abgeholt worden waren, wurden fortan von Französischen Schiffern selber ausgeführt. In der bisher wüsten Insel Cayenne in Südamerika und auf Madagascar wurden mit Glück Französische Colonien angelegt (1661), und für West- und Ostindien

*) S. Berch t, der Oberintendant Fouquet u. s. w. im Archiv für Geschichte und Litteratur, Bd. I. S. 129 fg.

wurden nach dem Muster der Engländer und Holländer eingerichtete Handelsgesellschaften gegründet. Beiden schoß der König beträchtliche Summen vor, viele Vornehme liehen Geld dazu her, ja die ganze Nation beförderte das Unternehmen. Dreizehn Millionen Livres wurden allmählig aufgewandt, um den sogenannten königlichen Canal in Languedoc zu ziehen, der das Mittelländische mit dem Atlantischen Meere verbindet und von dem Hafen von Cette in die Garonne unterhalb Toulouse führt (1664). Jener Hafen von Cette so wie der bei Rochefort wurden jetzt erst angelegt, und an dem letztern Orte ward zugleich ein Seehospital, ein Zeughaus, und eine Schule zur Erlernung des Seewesens errichtet (1666). Colberts Hauptaugenmerk aber waren die Manufacturen; von Jahr zu Jahr wurden deren neue angelegt und auf das reichlichste unterstützt. Der durch die vielen Bürgerkriege ertödtete Kunstfleiß der Franzosen erhob sich schöner als je zuvor, und bald nahmen es die Französischen Fabrikanten mit den Englischen und Holländischen auf. Im Jahre 1669 zählte man schon 44,200 Wollenweber in Frankreich. Seidenzeuge, Spiegel, Tapeten, Spitzen, Tuch, Leinwand, Gold- und Silberdraht wurden in Menge verfertigt und ausgeführt, und von den Engländern erkaufte man das Geheimniß der unlängst von ihnen erfundenen Strumpfwirkerstühle. Doch würde Colbert durch die Verminderung des Steuerdrucks noch viel mehr für das Wohl des Landes haben thun können, wenn nicht der Ehrgeiz und die Ländergier Ludwigs einen Krieg nach dem andern erzeugt und so die Geldbedürfnisse mit jedem Jahr sich vervielfältigt hätten. Das Land wurde dadurch um einige Provinzen vergrößert, aber es verarmte. Dazu kamen die ungeheuern Summen, welche die Hofhaltung und die Bauten des Königs verschlangen. Colbert mußte daher unablässig darauf bedacht seyn die Einnahmen zu erhöhen, und dies that er mit Geist, Geschick und der Anwendung mancher sehr zweckmäßigen Maßregeln. Aber das System der Staatswirthschaft, dem er dabei folgte, hat eben so wenig Frankreich wahres Heil gebracht, als die Grundsätze desselben vor einer scharfen Prüfung haben bestehen können, so sehr sie auch ehemals gepriesen und in andern Ländern nachgeahmt worden sind. Es beruht dieses System auf einer durch Hollands Beispiel hervorgerufenen irrigen Vorstellung vom Nationalreichthum, vermöge deren die Fabriken und Manufacturen übermäßig und einseitig begünstigt, die Einfuhr fremder Erzeugnisse und Waaren ganz verboten oder durch hohe Zölle unmöglich gemacht, die Landwirthschaft aber und

die mit ihr in Verbindung stehenden Gewerbe zu großem Schaden der allgemeinen Wohlfahrt vernachlässigt und gedrückt werden.

Wie Colbert den Staatshaushalt und die Industrie Frankreichs zu einer neuen und höheren Gestalt umschuf, welche lange Zeit das Muster aller übrigen Staaten geblieben ist, so geschah dasselbe mit dem Kriegswesen durch Louvois. Der großen Verstärkung des Heeres ist schon gedacht worden. Zeughäuser und Magazine wurden in bedeutender Zahl angelegt; man begann die Truppen gleichförmig zu kleiden und zweckmäßiger zu bewaffnen; das Geschütz wurde vermehrt; für untaugliche und ausgediente Krieger wurde in Paris ein Invalidenhaus von ungemeiner Größe und Pracht errichtet. Auch neue Festungen in übermäßiger Anzahl und Stärke wurden angelegt, und Vaubans Genie schien durch seine Bollwerke die Grenzen Frankreichs jedem fremden Heere für alle Zeiten unzugänglich zu machen. Doch hatte Colbert bei allen seinen Einrichtungen und Maßregeln das Wohl des Volks im Auge, während Louvois nur den Leidenschaften des Königs zu schmeicheln bemüht war und allein in der Aufregung und Befriedigung derselben seine Stellung und seinen Einfluß gesichert glaubte. Auch die Marine hob sich durch den Eifer und die Thätigkeit des Königs schnell zu einer so glänzenden Höhe, daß sie mit dem Ruhm der Englischen und Holländischen Flotten wetteifern durfte. Der Marquis von Seignelai, Colberts Sohn, verwaltete diesen Zweig zu völliger Zufriedenheit des Königs.

Leider wurde der treffliche Colbert seinem Lande zu früh entrissen. Er starb schon am 6. September 1683. Noch in seinen letzten Stunden erhielt er einen Brief vom Könige, mit dem er in der spätern Zeit, durch Louvois immer steigenden Einfluß gekränkt und zurückgedrängt, in weniger gutem Vernehmen als früher gestanden hatte. Als seine Umgebung das Schreiben öffnen wollte, rief er aus: „Ich mag nichts mehr von ihm hören, wenigstens soll er mich jetzt in Ruhe lassen! Hätte ich für Gott gethan, was ich für ihn gethan habe, ich wäre zehnfach erlöst.“ Die Verbrauchssteuern, welche er in den letzten Jahren auf Getränke und Krämerwaaren hatte legen müssen, um Ludwigs stets wachsende Bedürfnisse zu befriedigen, hatten ihm den Haß der geringeren Einwohnerklassen von Paris in dem Maße zugezogen, daß eine Bedeckung der bewaffneten Macht seinen Leichnam am Tage der Beerdigung vor öffentlichen Mißhandlungen sichern mußte. Das Volk wußte nicht, welche Stütze es an ihm gehabt, und wenn unter

Claude le Pelletier, der nach Colberts Tode die Leitung der Finanzgeschäfte übernahm, der Druck zunächst noch erträglich war, so stieg er trotz dessen Bemühungen während des dritten Eroberungskrieges zu einer solchen Höhe, daß der Generalcontroleur seine Stelle freiwillig niederlegte, um nicht länger das Werkzeug unablässiger Erpressungen zur Füllung der Kriegskassen zu seyn. Er überließ seine drückende Stelle dem Herrn von Pontchartrain (1689), der hart genug war dem seufzenden Volke das letzte Mark abzupressen. Mit solchem Elend und solcher Noth im Inneren wurden jene glänzenden Erfolge nach außen erkauft, welche wir vorhin an unsern Blicken haben vorübergehen lassen. Aber selbst in dieser letzten Beziehung waren den späteren Jahren Ludwigs noch große Demüthigungen aufbewahrt. Auch Louvois Thätigkeit verlor der König durch dessen im Jahre 1691 erfolgten Tod, und trotz aller übelen Eigenschaften dieses Mannes machte es sich doch bald fühlbar, daß er nicht mehr die Seele des Kriegswesens sey. Ueberhaupt war Ludwig in der Wahl seiner späteren Minister weit weniger glücklich. Eifersüchtig auf seine eigene Einsicht und Regierungskunst, nahm er jüngere und biegsamere Leute in sein Cabinet, die er zu Staatsmännern heranzubilden suchte, aber die Folge dieses Verfahrens war keine andere, als daß jene, unselbständig an Charakter und Kenntniß wie sie waren, sich mit der Maintenon verbanden, um den König gerade in der Zeit zu beherrschen, wo er sich den unbeschränktesten Gebieter seines Reiches glaubte. Treffend war der Ausspruch Wilhelms von Oranien, daß Ludwig die entgegengesetzte Sitte anderer Könige befolgte, welche jungen Weibern und alten Rathgebern den Vorzug gäben.

Wenn Frankreich durch die Umschaffung seines Steuer- und Kriegswesens so wie der Verwaltung die Grundlagen des modernen Staatscharakters erhielt, welchem Vorbilde auch die meisten übrigen Regenten Europas in kürzerer oder längerer Zeit mit größerem oder geringerem Eifer und Nachdruck folgten, so haben wir hier noch einiger anderer Erscheinungen zu erwähnen, welche das neue Gebäude vollendeten. Es gehört hierher vor allen die Polizei, deren Geschäfte, so weit sie die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung und den Schutz des Eigenthums betrafen, bisher den Ortsbehörden obgelegen hatten. Jetzt wurden besondere Beamte mit diesen Pflichten beauftragt, die aber nicht bloß für die Sicherheit der Privaten, sondern zugleich für die Ruhe des Staates zu wachen hatten, und denen nun nicht mehr bloß der Schutz gegen das Verbrechen, sondern auch dessen Vorbeu-

gung durch geheime Kenntniß und Aufspürung obliegen sollte. Es ist nicht zu leugnen, daß durch diese Einrichtung, der neben der richterlichen Gewalt in gewissen Schranken auch die Kraft, Bewaffnung und Organisation des Militärs gegeben wurde, eine vorhin unbekannte Ruhe und Sicherheit im Staate wie in den Städten und auf den Landstraßen zu herrschen begann, anderseits aber mußten diese Vortheile mit großen Beeinträchtigungen der Freiheit und der besonderen Rechte der Einzelnen erkauft werden, und die Verletzung des Briefgeheimnisses reicht schon bis in die Entstehungszeit der französischen Polizei hinauf. Der großen Bauunternehmungen Ludwigs ist bereits gedacht worden, sie beschränkten sich aber keineswegs auf Paläste, Kanäle und Hafendämme, das ganze Land ward auf königliche Kosten mit fehlenden Kirchen, mit Spitälern, Kranken- und Armenhäusern so wie mit Zeughäusern und Kasernen besetzt. Es war natürlich, daß der Staat, nachdem er die Verbindungen der Communen aufgelöst und die Kraft des Adels gebrochen, die früherhin selbst ihre Gotteshäuser gebaut und für die Pflege ihrer Armen und die Instandhaltung und den Vorrath von Waffen gesorgt hatten, die Sorge dafür übernahm; was aber vordem, vereinzelt und mit geringeren Mitteln unternommen, übersehen worden war, erhielt jetzt durch den Glanz des königlichen Namens das allgemeine Lob und die übertreibendste Anerkennung. Auch bei diesen Bauunternehmungen muß Colberts Name erwähnt werden, der freilich nicht immer in der reinsten Absicht Vorschläge auf Vorschläge dem Könige übergab, um durch seine Bauentwürfe Louvois Kriegsplanen ein Gegengewicht zu bereiten. „Nichts bezeichnet mehr, schrieb er an Ludwig, die Größe und den Geist eines Fürsten als die Gebäude, und stets wird die Nachwelt den Monarchen an dem Maßstabe dieser prachtvollen Monumente messen, welche er während seines Lebens errichtet hat."

Aus denselben Gründen der Ruhmsucht und Eitelkeit, wie seine Kriege und Bauten, ging Ludwigs Unterstützung der Gelehrten hervor. Wie schon erwähnt, war er selbst nichts weniger als wissenschaftlich gebildet, es war ihm sogar unangenehm, wenn Jemand in seiner Umgebung hierdurch ein Uebergewicht über ihn in Anspruch zu nehmen schien, und gegen den berühmten Bossuet soll er einst geäußert haben, „er fürchte die Geister"; dennoch unterstützte er sie, um von ihnen gelobt zu werden. Auch auf auswärtige Gelehrte dehnte er seine Freigebigkeit aus, und gleich zu Anfang seiner Selbstregierung mußte Lionne deshalb

Erkundigungen einziehen. Man brachte gegen sechzig Namen zusammen, unter denen auch einige Professoren aus Altdorf und Helmstädt gewesen seyn sollen. Alle diese Männer waren verwundert, mit höflichen Briefen von dem Minister Colbert überrascht zu werden, worin sie ersucht wurden zu erlauben, daß der König von Frankreich ihr Wohlthäter werden dürfe, da er nicht das Glück habe ihr Oberherr zu seyn. Viele dieser Geschenke waren so ansehnlich, daß die Empfänger sich Häuser davon erbauen konnten. Andere erhielten sogar einige Zeit hindurch fortgehende Pensionen. Diese Freigebigkeit hatte die erwünschten Folgen. Die Gelehrten konnten nicht Worte genug finden den außerordentlichen Kenner und Beschützer der Wissenschaften würdig zu loben, gegen welchen August und Mäcenas nur armselige Wichte wären, und in zwölf verschiedenen Städten Italiens erschollen alljährlich an Ludwigs Geburtstage pomphafte Lobreden. Wichtiger als diese vorübergehende Liberalität war die Gründung mehrerer Gesellschaften von Gelehrten und Künstlern mit bestimmten Ausstattungen für die Mitglieder und angemessenen Summen für gemeinsame Werke und Unternehmungen. Nachdem Richelieu im Jahre 1635 die erste Französische Akademie für die Beförderung und Ausbildung der schönen Redekünste gestiftet hatte, ließ Colbert dieser Gründung im Jahre 1664 die Akademie der Maler und Bildhauer, die Akademie der Musik und die der Inschriften (für die historischen Disciplinen), 1666 die Akademie der Wissenschaften und 1671 die der Baukunst folgen.

Ludwig besaß das glückliche Talent alle Seiten und Aeußerungen seines Staats und seiner Verwaltung durch seine Persönlichkeit in ein großes und imponirendes Ganze zusammen zu fassen. Umgeben von seinen Kriegshelden, seinen Ministern, seinen Baukünstlern und seinen Gelehrten hat er die Augen der Mit- und Nachwelt lange Zeit geblendet. Niemals darf indeß vergessen werden, daß Ludwig als der Begründer eines Staatswesens zu betrachten ist, auf welches die Entwickelung der Zeit hindrängte, daß er die dazu vorhandenen Elemente herausfühlte und zusammennahm, und eine großartige Schöpfung vollendete, die, wenn sie auch die organischen Triebe des frühern Lebens durch den Mechanismus der Verwaltung und die gleichmachende Kraft der absoluten Herrschergewalt zurückdrängte und vernichtete und späterhin die größten Reactionen hervorrief, doch einerseits durch die nothwendige Stufenfolge der Ausbildung des Staatslebens im Allgemeinen bedingt war, so wie sie anderseits gewisse für immer geltende Momente

in der Energie der Concentration und Verwaltung, wenn auch als allein berechtigte, in gelungener Weise hingestellt hat.

---

6. Ludwigs Streitigkeiten mit Innocenz XI. Aufhebung des Edicts von Nantes. Die Jansenisten.

Wie gering Ludwig das selbständige Ansehen des heiligen Stuhles achtete, hatte er zuerst bei seinen Streitigkeiten mit Papst Alexander VII. bewiesen. Als sich dessen Nachfolger Clemens IX. und Clemens X. (1667—1676), um solcher Behandlung für die Zukunft zu entgehen, näher an Spanien schlossen, rächte sich der König von Frankreich durch fortdauernde Eingriffe in die Suprematsrechte, welche ihnen über die gallicanische Kirche zustanden. Wie die Päpste selbst geistliche Aemter und Einkünfte in Italien durch jährliche Zahlungen für Bevorzugte schmälerten (oben S. 86), belastete Ludwig die Französischen Pfründen mit Pensionen für Militärpersonen, zog die Einkünfte der Bischöfe während der Erledigung ihrer Sitze ein, erklärte feierlich, daß ihm das Regalrecht zustünde, und beschränkte die Geldsendungen an den Römischen Hof *). Als Innocenz XI. den Stuhl Petri bestieg, ermahnte er Ludwig zunächst die Freiheit der Kirche nicht anzutasten, auf daß die Quelle der göttlichen Gnade für sein Reich nicht versiegen möge. Aber Ludwig konnte sich allzu sicher auf die Geistlichkeit seines Reiches verlassen, welche aus den Mitgliedern des Hofadels von ihm selbst zu ihren Aemtern berufen ward. Eine allgemeine Versammlung derselben, die im Jahre 1682 zusammentrat, wies mit gewohnter Ergebenheit gegen den Hof und die Minister alle Forderungen des Papstes zurück und erklärte, daß der heilige Petrus und seine Nachfolger keine Macht über weltliche Dinge empfangen hätten; daß die Versammlung der allgemeinen Kirche über dem Papst stehe; daß die Freiheiten und Gesetze der gallicanischen Kirche, wie sie durch Beschlußnahme derselben geregelt seyen, vom heiligen Vater nicht angetastet werden könnten; und endlich daß dieser, obgleich ihm der Vorrang bei der Entscheidung von Glaubenssachen gebühre, doch auch hierin nicht untrüglich und unverbesserlich sey, so lange die Beistimmung der Kirche fehle. Auf Ludwigs Befehl mußten alle Parlamente diese Beschlüsse

---

*) Ranke Päpste Th. III. S. 161 fg.

registriren, und der gelehrte Bossuet, Bischof von Meaux, eine Vertheidigung derselben abfassen. Niemand sollte von den theologischen oder juristischen Facultäten des Landes promovirt werden dürfen, der die vier Artikel, wie jene Beschlüsse genannt wurden, nicht feierlich beschwöre. Papst Innocenz hatte hiergegen keine andern Waffen als den von dem König ernannten Bischöfen die geistliche Ordination zu verweigern, wodurch diese außer Stande waren irgend eine Amtsverrichtung vorzunehmen.

Ein neuer Anlaß zu Streitigkeiten wurde das Asylrecht der fremden Gesandten zu Rom; ein Gebrauch, der sich allmählig ausgebildet hatte, da die päpstliche Regierung es gewöhnlich nicht wagte den Schutz zu verletzen, den die Bevollmächtigten auswärtiger Staaten zusagten. Mit der Zeit schlichen sich hier bedeutende Mißbräuche ein, namentlich dehnten die Französischen Botschafter mit herrischer Anmaßung dies Privilegium auch über die Mauern ihres Palastes auf die nächstgelegenen Straßen aus und verlangten, daß jeder Verbrecher, der sich in diesen Bezirk geflüchtet, vor aller Verfolgung der Behörden und Sbirren gesichert seyn solle. Diesem Uebermuth ein Ende zu machen, verbot Innocenz zunächst Wappen und Zeichen eines fremden Souveräns an einem Hause zu befestigen; er allein sey Herr von Rom, und erließ darauf eine Bulle, welche die Excommunication über jeden aussprach, welcher noch ferner das Asylrecht üben werde. Die Gesandten des Kaisers und des Madrider Hofes so wie die von England und Polen gaben nach, nur die Französischen nicht, und Heinrich Karl von Beaumanoir, Marquis von Lavardin, hielt im Jahre 1687 seinen Einzug zu Rom mit einem bewaffneten Gefolge von achthundert Officieren und Soldaten, die er in der Umgebung seiner Wohnung, des Palastes Farnese, einquartirte. Wachen wurden ausgestellt, fortwährend durchstreiften Patrouillen den besetzten Bezirk, und wenn der Gesandte ausfuhr, begleiteten ihn zweihundert Reiter. „Sie kommen mit Roß und Wagen, sprach Innocenz, wir aber wollen wandeln im Namen des Herrn.“ Er gab dem Marquis keine Audienz, untersagte den Cardinälen und dem Römischen Adel allen Umgang mit demselben und belegte ihn selbst mit kirchlichen Strafen. Als dieser dennoch am Weihnachtsabend dem Gottesdienste in der Kirche des heiligen Ludwigs beiwohnte, sprach der Papst das Interdict über jenes Gotteshaus. Aber Lavardin ging noch weiter. Er war frech genug, mit zahlreichem Gefolge auch in die Peterskirche zu dringen, welche indeß

auf der Stelle von sämmtlichen Geistlichen verlassen wurde. Hierauf befahl Ludwig höchst erbittert Avignon zu besetzen, und drohte dem Papste mit der Berufung eines allgemeinen Conciliums. Innocenz blieb jedoch fest, und die Verwirrung und Störung, welche es in der Französischen Kirche allmälig hervorbrachte, daß sieben und dreißig Bischöfe ihren Amtsverrichtungen nicht obliegen durften, nöthigten den König zum Nachgeben. Vergebens hatte er gehofft Innocenz Nachfolger Alexander VIII. (1689—1691) gewinnen zu können; standhaft erklärte auch dieser die Beschlüsse der Französischen Geistlichkeit von 1682 für ungültig und leer, für null, nichtig und unverbindlich. Unter dem Einfluß des Pariser Hofes ward Innocenz XII. gewählt; dennoch war auch dieser nicht zu bewegen die Würde des heiligen Stuhles Preis zu geben. So mußte die Geistlichkeit Frankreichs sich endlich entschließen ihre Beschlüsse zurückzunehmen und „zu den Füßen des heiligen Vaters niedergeworfen ihren unaussprechlichen Schmerz darüber bekennen", wie es in ihrem Schreiben an den Papst hieß; und Ludwig erklärte, daß er seine auf den Grund jener Bestimmungen erlassenen Gesetze zurücknähme. Noch einmal hatte der heilige Stuhl einen heftigen Angriff zurückgeschlagen; aber was öffentlich mit Lärm und Gepränge verkündet war, wurde nur im Stillen widerrufen, Ludwig fuhr mit seinen Eingriffen, wenn auch nicht in dem früheren Umfange, fort, und die folgenden Päpste trugen mit Recht Bedenken einen Kampf, dessen Ausgang so zweifelhaft war, zu erneuen.

Wie unerträglich aber auch Ludwigs Anmaßungen in Beziehung auf die Herrschaft des Papstes innerhalb der Kirche seyn mochten, so schien er doch allen hier verursachten Schaden durch seinen Eifer für die Verbreitung des Katholicismus auszugleichen. Seine Minister und Hofleute theilten diese Gesinnung, oder waren scheinheilig genug sie zu heucheln, und häufiger Besuch der Messe gehörte zum guten Ton, wenn auch nur um vom Könige gesehen zu werden. Auch Ludwigs Religiosität bestand nur in gewissenhafter Beobachtung aller von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuche. Die Herzogin von Orleans (s. o. S. 331), eine gebildete und geistreiche Frau, von der uns eine anziehende Briefsammlung aufbehalten ist, schreibt in dieser Beziehung: „Man kann in der Religion nicht einfältiger seyn, als der König war. Was die Pfaffen redeten, das glaubte er, als habe Gott es gesprochen, denn er hatte niemals ein Wort in der Bibel gelesen und wußte nichts, als was ihm seine Beichtväter sagten. Sie hatten ihn überredet, in

Religionssachen sey nicht erlaubt zu räsonniren, man müsse die Vernunft gefangen nehmen um selig zu werden." Früh genug richtete sich Ludwigs Aufmerksamkeit auf die Reformirten. Richelieu, frei von jeder religiösen Leidenschaft, hatte, wie wir gesehen haben, nur die Sicherheitsplätze der Reformirten zerstört, weil es ihm politisch unstatthaft schien einen abgesonderten Staat im Staate zu dulden; aber nachdem er ihnen ihre Furchtbarkeit geraubt hatte, ließ er sie ruhig wohnen. Mazarin, der an freier Einsicht nicht so hoch als sein Vorgänger stand, beeinträchtigte sie schon mehr, und spätere Räthe Ludwigs gingen noch weiter, indem sie seine Abneigung gegen die Reformirten zur Bemäntelung ihrer herrschsüchtigen und eigennützigen Plane benutzten. Man drückte die Hugenotten auf alle Weise, gab ihnen tausend unerwiesene Vergehungen schuld, um sie zu harten Strafen verurtheilen zu können, erklärte sie vieler Aemter und Ehrenstellen unfähig, nahm ihnen Gewerbsrechte, ließ ihre Kinder zu den höheren Schulen nicht zu, oder entriß ihnen dieselben um sie im katholischen Glauben zu erziehen, legte ihnen Soldaten mit der Last des Unterhalts in die Häuser, und verdammte sie zur Bezahlung der Schulden solcher, die katholisch geworden waren. Noch schlimmer war, daß in den Jahren 1669 und 1679 die chambres mi parties aufgehoben wurden. Es war dies ein während der Religionskriege errungenes Privilegium, nach welchem bei Criminalklagen gegen Reformirte oder in Civilsachen von Katholiken gegen Bekenner des Calvinismus die mit der höhern Instanz in diesen Fällen beauftragten Kammern der Parlamente von Paris, Rouen, Toulouse, Bordeaux und Grenoble zur Hälfte aus reformirten Räthen bestehen sollten. Hierdurch wurden die Reformirten des letzten Schutzes gegen die immer zunehmenden Plackereien beraubt.

Indeß war das Maß der Bedrückung damit noch nicht erfüllt. Beredte katholische Geistliche schrieben eigene Werke über die Nothwendigkeit die lange entbehrte Glaubenseinheit herzustellen, und Ludwigs Beichtvater la Chaise, in Verbindung mit mehreren anderen Priestern und der bigotten Frau von Maintenon, die sich früher selbst zum reformirten Bekenntniß gehalten hatte, stellte dem König unaufhörlich vor, welche Gnade bei Gott zu erlangen sey durch so viele zum wahren Glauben zurückgeführte Sünder, und wie viel Ruhm bei der Nachwelt, wenn ihm das Werk gelänge, das sechs Regierungen vor ihm vergebens versucht hätten. Man bewies ihm, daß er eigentlich nicht vollkommener Souverain sey, so lange noch zwei Millionen

Menschen einem andern Glauben als dem seinigen huldigten, und versicherte, daß der weise Heinrich IV. das Edict von Nantes gewiß nicht würde gegeben haben, wenn damals die Macht der Krone auf einer höheren Stufe gestanden hätte. Zunächst wies der König besondere Summen an, um die Kosten der neu zu errichtenden Missionen für seine ketzerischen Unterthanen zu bestreiten und die zur katholischen Kirche Bekehrten zu belohnen. Da die Bischöfe den Eifer Ludwigs gewahrten, begannen auch sie die in ihren Sprengeln lebenden Reformirten auf alle Weise zu bearbeiten, und konnten bald ihrem Herrscher die Freude machen, jährliche Listen von drei bis vierhundert wieder gewonnenen Seelen aus ihren Diöcesen einzusenden. Um den Rückfall dieser neuen Gläubigen in die alten Irrthümer zu verhindern, wurde ein strenges Edict erlassen, welches für dieses Verbrechen Verbannung und Confiscation des Vermögens festsetzte. Auch die gemischten Ehen zwischen Katholiken und Reformirten wurden 1680 bei harter Strafe untersagt, und man fing an, die Kirchen der letztern an verschiedenen Orten niederzureißen. Sobald Louvois sah, daß sich der König nicht mehr ausschließlich mit Eroberungen und politischen Planen beschäftige, mischte er sich ebenfalls in diese Angelegenheiten und war auch hier entschlossen, die möglichst größten Resultate durch jedwedes Mittel zu erreichen, um in der Gunst des Königs immer höher zu steigen. Wenn man in dieser Sache vorschreiten wolle, meinte er, müsse es mit kräftigem Nachdruck und schreckendem Zwange geschehen, und diesem Grundsatze zufolge wurden Dragoner und Priester zugleich in alle Provinzen geschickt, das Bekehrungswerk anzufangen. Die Intendanten machten den Reformirten überall den Willen des Königs bekannt, daß sie katholisch werden sollten, und daß man die Widerspenstigen mit Gewalt dazu zwingen werde. Wenn die Unglücklichen betheuerten, daß sie ihr Leben für den König hingeben wollten, aber ihrer Ueberzeugungen nicht Meister wären, so rückten die Dragoner ein, besetzten alle Zugänge, und riefen mit dem Degen in der Faust: „Sterbt, oder werdet katholisch!" Diese unmenschlichen Gesetzvollstrecker wurden bei den reformirten Bürgern einquartirt, und verfuhren mit den Gütern und Weibern derselben wie mit ihren eigenen. Was der stille Fleiß einer redlichen arbeitsamen Familie in vielen Jahren mühsam erworben und sorglich erspart hatte, das verzehrten jetzt gefühllose Soldaten hohnlachend und trotzend in wenigen Monaten, und unschuldige Männer und Frauen wurden ohne Unterschied bis aufs Blut

geprügelt und mißhandelt. Die reformirten Prediger wurden zum Theil hingerichtet; Weibern, die calvinistische Kirchenlieder und Psalmen sangen, schnitt man die Haare ab; Eltern nahm man die Kinder weg und steckte sie in katholische Waisenhäuser; Greise wurden unter Flüchen und Drohungen von den Soldaten an die Altäre geschleppt, das Abendmahl nach katholischer Weise zu empfangen; und solche, die aus Furcht ihren Glauben abgeschworen hatten und nachher doch wieder bei einer reformirten Religionsübung oder auch nur über einer unkatholischen Aeußerung ertappt wurden, mußten ihre angebliche „Gotteslästerung" in den härtesten Gefängnissen, ja wohl gar auf dem Blutgerüste büßen. Damit sich aber Niemand dieser Tyrannei entziehen konnte, so hatte man in die Häfen und Grenzstädte strenge Befehle geschickt, alle Personen, die Frankreich verlassen wollten und keine Zeugnisse von ihren Bischöfen hätten, anzuhalten und als Staatsverbrecher zu behandeln.

Der Anfang mit diesen Abscheulichkeiten wurde in Poitou (1681) gemacht, dann kam die Reihe an Ober- und Nieder-Guienne, an Saintonge und an die Dauphiné. Hierauf wandte sich der Dämon des Fanatismus nach der Normandie, Picardie, nach Bretagne, Champagne, Bourgogne, Orleanois, Isle de France und die übrigen Provinzen. Alle Vorstellungen, Protestationen und Bitten der Reformirten bei den Intendanten, Gouverneuren, beim Staatsrathe so wie beim Könige blieben ohne Erfolg; Louvois mit seinem Vater, dem Kanzler le Tellier und dem Pater la Chaise trieben Ludwig immer weiter. Eine reformirte Kirche nach der andern ward niedergerissen, eine Ketzerschule nach der andern aufgehoben, ihre Collegien und Seminarien erhielten die Jesuiten, die Intendanten wurden bevollmächtigt den noch übrigen calvinistischen Gemeinden Prediger ihrer Wahl vorzusetzen. Vergebens verwandte sich Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und die Königin Christine von Schweden für die Protestanten, vergebens sprach selbst der Papst Innocenz gegen solches Verfahren und erklärte, „dieser Bekehrungsart habe sich Christus nicht bedient, man müsse die Menschen in die Tempel führen, nicht hinein schleifen." Die Verfolgung wurde vielmehr immer heftiger, und der Marquis von Boufflers so wie der Herzog von Noailles erhielten von Louvois Befehl, mit einigen tausend Mann dem Calvinismus auch in Bearn und Languedoc ein Ende zu machen (1685). Ihre Bemühungen wurden von außerordentlichen Erfolgen begleitet; durch unerhörte

Grausamkeiten gezwungen verließen Tausende und aber Tausende den Glauben ihrer Väter. Der Herzog schrieb freudiges Herzens: „Die Bekehrung geschieht so allgemein und mit so großer Schnelligkeit, daß man Gott nicht genug dafür preisen, und nicht ernstlich genug an die gänzliche Vollendung dieses Werkes denken kann, indem man den Verirrten die Belehrungen nicht länger vorenthält, deren sie bedürfen und mit Sehnsucht erwarten."

Die Ungerechtigkeit und rohe Gewaltsamkeit, durch welche alles dieses erreicht wurde, erfuhr Ludwig nicht in ihrem ganzen Umfang, er freute sich der immer mehr abnehmenden Ketzerei und gedachte auf diesem Wege allmählig ans Ziel zu gelangen, als Louvois, der sich über das Wesen dieser Bekehrungen nicht täuschte und wohl einsah, daß sobald die Verfolgung nachließe, die Mehrzahl zu ihrem frühern Glauben zurückkehren würde, den König zu einer entscheidenden Maßregel brachte. Vereint mit la Chaise stellte er Ludwig vor, daß bei der geringen noch übrigen Anzahl der Reformirten das Edict von Nantes überflüssig sey, und erlangte auf diese Weise endlich die Zurücknahme desselben. Die hierüber sprechende Verordnung ward am 18. October 1685 bekannt gemacht, und von allen Parlamenten willig registrirt. Es hieß darin, das Edict von Nantes sey nur in der Absicht gegeben worden, um an der Vereinigung der beiden Religionsparteien arbeiten zu können; dies sey auch mit so gutem Erfolge geschehen, daß es nun jenes Edicts gar nicht mehr bedürfe; der noch übrige unbedeutende Haufe der Reformirten sey als eine Anzahl unruhiger Köpfe zu betrachten, die durch Strenge zum Gehorsam gebracht werden müßten. Es sey diesen demnach jede religiöse Zusammenkunft, so wie auch die Ausübung des calvinistischen Cultus in den Schlössern des Adels untersagt, bei Strafe der Einziehung ihrer Güter und Personen. Alle ihre Kinder würden fortan in der katholischen Religion getauft und erzogen werden. Jeder Reformirte, der auswanderte, und jeder Prediger, der innerhalb vierzehn Tagen nicht auswanderte, sollte zu den Galeeren verdammt werden.

Dies Edict wurde gleich nach seiner Bekanntmachung auf das härteste vollzogen. Die Dragonaden wurden fortgesetzt, die Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen, die nichts weiter verbrochen hatten, als daß sie nicht zur katholischen Kirche übertreten wollten, und die Maßregeln gegen Rückfällige wurden immer furchtbarer. Da sich viele Neubekehrte auf dem Todbette weigerten die Sacramente nach katho-

lischem Ritus zu nehmen, wurde gegen diese 1686 ein Edict erlassen, das sie im Fall der Genesung zu ewiger Galeerenstrafe und Confiscation ihrer Güter und ihre Frauen und Kinder zu lebenswieriger Einsperrung verdammte. Sollten sie sterben, so würden ihre Körper den Henkern zur Hinrichtung übergeben werden. Welcher Neubekehrte es wagen sollte die Auswanderung zu versuchen, würde mit seiner Familie und seinen Kindern ebenso bestraft werden. Die Verzweiflung der Verfolgten stieg aufs Aeußerste. Aber die Gewalt auf der einen Seite erzeugte die List auf der andern, und wie sorgfältig auch Louvois die Grenzen besetzen mochte, so fanden doch nach und nach mehr als funfzigtausend Familien Mittel hindurchzuschlüpfen und ihre Güter, ihre Kinder und ihre Geschicklichkeit benachbarten Ländern zuzuwenden. Da die meisten derselben arbeitsame und redliche Handwerker, geschickte Fabrikanten und thätige Kaufleute waren, so nahmen die protestantischen Fürsten sie mit Freuden auf, und bald nach ihrer Auswanderung sah man in England und Deutschland Französische Zeuge, Spitzen, Hüte und Strümpfe verfertigen, die man bisher aus Frankreich hatte kommen lassen müssen. Eine Vorstadt von London wurde durchweg mit Französischen Seidenarbeitern bevölkert. Der Prinz von Oranien und der Herzog von Savoyen errichteten ganze Regimenter von Französischen Flüchtlingen, und der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg, der allein zwanzigtausend derselben als Ansiedler in die Marken aufnahm, gab in ihnen seinen Unterthanen eben so viele Lehrer ungekannter und nützlicher Künste und Gewerbe.

Aber es war nicht bloß die kaum von Colbert begründete industrielle Größe seines Reiches, welcher Ludwig durch seine unbesonnene Verfolgung der Reformirten einen so bedeutenden Stoß versetzte; auch der Literatur desselben raubte er hierdurch das protestantische Element und vernichtete dadurch deren Entwickelung zu einer universalen Geltung, zu welcher es in jener Zeit allen Anschein hatte. Der katholischen Kirche Frankreichs entzog er ebenfalls ein mächtiges Gegengewicht, welches deren beginnende Stagnation hätte verhüten können, und die geistig Befähigten unter den mit Gewalt zum Katholicismus bekehrten Reformirten konnten in einem ihnen auf diese Weise aufgedrungenen Bekenntniß unmöglich eine Befriedigung finden. Bald richteten sie deshalb ihre Waffen gegen alle Offenbarung und Religion und begannen jene Untergrabung der sittlichen Verhältnisse Frankreichs auch von dieser Seite her, während ihnen der Hof, der Adel und die

Geistlichkeit selbst von einer andern entgegenkamen, welche in der großen Umwälzung des achtzehnten Jahrhunderts die ganze Vergangenheit in ihren bodenlosen Schlund hinabzuziehen drohte.

Auch ließen sich nicht alle reformirten Gemeinden ohne Widerstand unterdrücken. In den Gebirgen der Cevennen lebte noch eine beträchtliche Anzahl von Menschen, Nachkömmlinge der Waldenser, welche sich wie die Utraquisten in Böhmen den Lutheranern, so den Französischen Reformirten anschlossen, weil sie in den Principien des Calvinismus eine gewisse Uebereinstimmung mit ihren Traditionen erkannten. Als sich die Verfolgung auch bis in ihre stillen Thäler ausdehnte, griffen sie im Jahr 1702 kühn zu den Waffen. Ihr Glaubenseifer erhitzte sich bis zur heftigsten Schwärmerei; Männer und Frauen standen unter ihnen auf, deren Aussprüche als von Gott eingegebene Prophezeihungen verehrt wurden, und der hierdurch genährte und stets von neuem angeregte Fanatismus ließ die Camisards — so wurden diese Bauern genannt, weil sie leinene Kittel trugen — gegen regelmäßige wider sie ausgesendete Heere bewunderungswürdige Thaten heldenmüthiger Tapferkeit verrichten. Die Grausamkeit, welche Religionskriege gewöhnlich begleitet, fehlte auch hier nicht, und da die Befehlshaber Ludwigs gefangene Camisards niedermetzelten, räderten und verbrannten, so vergalten jene dies durch ähnliche Gräuel. Unter ihren Anführern zeichnete sich besonders ein junger Mann Namens Cavalier aus. Er war früher Bäckerbursche gewesen und zählte noch nicht zwanzig Jahre. Trotz dem entwickelte er unter den schwierigsten Umständen und den drohendsten Gefahren an der Spitze seiner undisciplinirten Haufen alle Talente eines erfahrenen Heerführers. Durch Ueberraschung, Ueberfall und kluge Benutzung des wohlbekannten Terrains vernichtete er mehrere Abtheilungen des Französischen Heeres. Nachdem der Marschall Montrevel seine Kräfte vergebens gegen die Camisards versucht hatte, ward der Marschall Villeroi mit der Fortsetzung des Krieges beauftragt, und dieser mußte sogar im Jahre 1704 einen Vergleich mit Cavalier eingehen, durch welchen den Empörten Gewissensfreiheit bewilligt wurde. Cavalier errichtete darauf ein Regiment aus den versuchten Kriegern jener Thäler für den König, verließ aber späterhin Frankreich und starb als General-Major in Englischen Diensten. Doch hatten nicht alle Camisards den Vergleich angenommen; der Aufruhr entbrannte von neuem, bis es dem Marschall von Berwick im Jahre 1705, vornehmlich indem er den Insurgenten

größere Milde als seine Vorgänger zeigte, gelang den erbitterten Kämpfen ein Ende zu machen. Ueber 100,000 Menschen sollen in demselben auf dem Schlachtfelde und mehr als 10,000 durch Henkershand ihren Tod gefunden haben.

Wir können diesen den religiösen Zuständen Frankreichs unter Ludwig XIV. gewidmeten Abschnitt nicht schließen, ohne zuvor noch einer Richtung zu erwähnen, welche sich innerhalb der Römischen Kirche im Gegensatz der hereinbrechenden Erschlaffung des Katholicismus und des verweltlichten Einflusses der Jesuiten erhob, und den großen Schaden, welchen die Vertreibung der Hugenotten in dieser Beziehung herbeigeführt hatte, wenigstens einigermaßen zu ersetzen bestimmt schien. Der Orden der Jesuiten, welchem der Katholicismus vor allem andern seine Erhaltung und Restauration verdankte, hatte, wie die Römische Kirche im Allgemeinen, ihr strengeres, auf das religiöse Leben und die Verbreitung des Glaubens gerichtetes Streben allmählig aufgegeben, und war einzig und allein noch mit der Aufrechthaltung seines Ansehens und seines Einflusses beschäftigt. Die Härte der Disciplin ließ nach, das monarchische Ansehen des Generals minderte sich, gegen den heiligen Stuhl zeigte sich unter den Mitgliedern sogar hie und da Widersetzlichkeit; die frühere Abtretung der Güter vor der Aufnahme in den Orden verwandelte sich in eine Ueberlassung derselben an das besondere Collegium, dem man anzugehören wünschte, und welches dem neuen Mitgliede gewöhnlich die Verwaltung derselben überließ. Nicht minder als die Einzelnen bemühten sich dann die Collegien ihr Vermögen und ihre Einkünfte zu sichern; und daß man sich wie vormals die Klostergeistlichen mit dem Ackerbau, jetzt bei veränderten Zeiten mit dem Handel befassen müsse, war eine unter den Ordensgliedern weit verbreitete Meinung, die denn auch bald eine eifrige praktische Ausübung fand. Auch bei dem Unterrichte der Jugend, welcher den alten Vorschriften gemäß unentgeltlich geleistet werden sollte, fing man an Geschenke zu nehmen, und aus diesem Grunde lieber reiche als arme Kinder in den Sälen zu sehen*). Auf das Innere des Ordens wirkten diese überwiegend weltlichen Interessen höchst nachtheilig zurück. Zunächst richteten sich die wissenschaftlichen Bestrebungen, statt auf die tiefere Begründung der kirchlichen Dogmatik und Exegese, auf Rhetorik, Sprachstudien und naturwissenschaftliche Gegenstände; und bei der Ausübung

*) Ranke Päpste Theil III. S. 131.

ihrer geistlichen Pflichten fingen die Jesuiten an, nicht bloß mit schlechten und verkehrten Thaten der Laien Nachsicht zu haben, sondern dieselben auch durch ihre Lehren zu begünstigen. Die Hauptwirksamkeit der Jesuiten, durch welche sie den stärksten und unmittelbarsten Einfluß übten, bestand in ihrer Thätigkeit als Beichtiger, wozu man sich ihrer lieber bediente als der ordentlichen in den Orts- und Landesinteressen befangenen Geistlichkeit. Namentlich hatten sie sich der Beichtstühle der Fürsten zu bemächtigen gewußt, der Pater la Chaise und sein Nachfolger le Tellier waren von dem größten Einfluß als Beichtväter Ludwigs XIV., seitdem dessen Geist, vornehmlich durch die Maintenon, eine stärkere Richtung auf religiöse Dinge genommen hatte als vorher.

Die Lehren von der Sünde und der Vergebung faßten die Jesuiten ihren Ansichten gemäß rein von der subjectiven Seite und vernichteten hierdurch alle objectiv sittlichen Bestimmungen. Sie erklärten die Sünde für die freiwillige Abweichung vom Gebote Gottes, und setzten diese Freiwilligkeit in vollständige Einsicht der Natur des begangenen Verbrechens und vollständige Beistimmung des Willens. Seyen diese beiden Seiten nicht zusammen vorhanden, so sey auch keine Sünde begangen. Mit leichter Mühe konnte von dieser Grundlehre her, die Sünde nur nicht als solche zu wollen, ein ganzes System von Beschönigungen und Beschwichtigungen ausgebildet werden. Leidenschaft, Gewohnheit, böses Beispiel sind bedeutende Entschuldigungsgründe; vollbringt Jemand äußerlich eine That, ohne sie innerlich und für sich mit allen ihren Folgen beabsichtigt zu haben, so ist er gerechtfertigt. Das Gewissen, der einfachste und unmittelbarste Ausdruck des Gemüths, wurde auf diese Weise der Tummelplatz der gewandtesten und heuchlerischesten Sophistik, welche die Welt jemals gesehen, es war nicht schwer an der ärgsten Sünde eine an und für sich berechtigte Seite hervorzuheben, durch welche dann das Verbrecherische der ganzen That diesen Charakter verlor. Durch Verläumdung und andere Mittel einen Gegner und Feind aus seinem Amte zu bringen z. B. wäre an sich eine böse Handlung, habe ich aber das Bewußtseyn, diesen Platz besser auszufüllen als er, so thue ich recht. Auch das Duell ist eine verbotene Handlung, laufe ich aber Gefahr hierdurch für feige zu gelten, so darf ich es ohne Bedenken annehmen. Diese Casuistik wurde durch eine zweite Lehre vom Probabilismus unterstützt und vervollständigt, nach welcher es erlaubt seyn sollte, in einem zweifelhaften und zweideutigen Fall für die wahrscheinlich wahre die wahrscheinlich falsche Bestimmung

zu ergreifen, oder auch einer Meinung zu folgen, von der man nicht selber überzeugt sey, vorausgesetzt, daß sie von der Autorität eines gewichtigen Schriftstellers vertheidigt werde. Als Heilmittel gegen etwaige hieraus entspringende Gewissenszweifel empfahl der Jesuit Busenbaum zunächst die Verachtung derselben und sodann die Befolgung der mildesten Meinungen, auch wenn sie weniger evident als andere seyn sollten. Nach diesen Ansichten konnte der Zweck die Mittel rechtfertigen, konnte eine That begangen werden, die man selbst für böse, der Geistliche aber für gut erklärte, konnte ein Meineid geschworen werden, wenn man den Schwur nur äußerlich leistete, ihn innerlich aber nicht beabsichtigte, der dann immer den anderen, nicht aber mir, der ich meine heimliche Reservation kenne, Lüge seyn mag, ohne daß durch alle diese Handlungen gesündigt wurde; und die Jesuiten erstaunten zuweilen selbst, wie leicht das Joch Christi durch ihre Lehren gemacht werde *).

Die katholische Kirche hätte tief entartet seyn müssen, wenn solche Vernichtung aller Religiosität nicht eine bedeutende Gegenwirkung hervorgerufen hätte. Sie ging von der Lehre des heiligen Augustinus (Th. III. S. 375) aus, daß nur der Glaube beselige und Gott allein die Sünde vergebe. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts studirten zu Löwen zwei Jünglinge, Cornelius Janse aus Holland und Jean du Berger aus der Gascogne. Ihre Aufmerksamkeit richtete sich bald auf die Streitigkeiten, welche damals zwischen den Dominicanern und Jesuiten über das Verhältniß Gottes zum Menschen ausgebrochen waren. Die ersteren, an den Meinungen ihres Lehrers, des heiligen Thomas von Aquino (Th. V. S. 257) festhaltend, erklärten, daß der Mensch einzig und allein durch die Gnade Gottes zum Heil geführt werden könne, während die Jesuiten sich mehr auf die Seite der Franciscaner und deren dogmatischer Ansicht, welche Johannes Duns Scotus aufgestellt hatte, hinneigten, nach welcher im Menschen selbständige Bewegungen zum Guten Statt finden, welche durch die göttliche Gnade gestärkt und gekräftigt werden. Weiter ausgebildet wurden die Meinungen der Jesuiten in diesem Punkte durch den Pater Ludwig Molina, der gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Theologie zu Evora in Spanien lehrte. Da der Streit immer heftiger entbrannte, ließ Papst Clemens VIII. im Jahre 1598 eine Congregation

*) Ranke a. a. O. S. 135.

von Geistlichen zusammentreten, welche die Orthodoxie der jesuitischen Lehren prüfen sollte. Clemens starb über die langen Berathungen, und als endlich Papst Paul V. im Begriff stand, das Resultat derselben, eine Bulle, welche vierzig Sätze aus Molinas Schriften verdammte, zu publiciren, leisteten ihm die Jesuiten bei dem damals zwischen dem heiligen Stuhl und der Republik Venedig ausbrechenden Zwist über die Hoheitsrechte der Kirche so eifrigen Beistand (vergl. oben S. 83), daß der Papst es für angemessen hielt, jenes dem Orden nachtheilige Urtheil zu unterdrücken. Im Jahre 1611 löste er die Congregation auf und gebot beiden Parteien ein ewiges Stillschweigen über die streitigen Lehrsätze. Indeß hatte die theologische Facultät zu Löwen schon früher die Ansichten Molinas verdammt; Janse und du Berger, um sich von der Wahrheit dieses Verfahrens zu überzeugen, versenkten sich in das Studium des heiligen Augustinus, aus welchem Thomas von Aquino seine Lehre geschöpft hatte. Ergriffen von dem gewaltigen Geist, der in den Schriften des großen Kirchenvaters lebt, beschlossen beide die Lehre von der Gnade und die Moral der Jesuiten, welche mit deren Ansicht von der Freiheit des menschlichen Willens genau zusammenhingen, anzugreifen und zu bekämpfen. Du Berger, welcher Abt des Klosters St. Cyran in Berri wurde, trat der jesuitischen Unsittlichkeit auf dem praktischen Gebiet durch Predigt und Erweckung glaubensvoller und gottergebener Frömmigkeit entgegen, während Janse, zuerst zum Professor in Löwen, dann zum Bischof von Ypern erhoben, den theoretischen Weg einschlug und sein System in einem Buche auseinander setzte, welches er Augustinus nannte. Er geht darin von der Unfreiheit des menschlichen Willens aus, indem derselbe von irdischer Lust und Begier gefesselt sey; in diesem Zustande flöße ihm Gott unwillkürlich Wohlgefallen am Guten ein; das Gute aber sey die Wahrheit, Gott selbst, und alle Tugend sey wesentlich Liebe Gottes. So setzte er eine rein innerliche, in dem Höchsten aufgehende Thätigkeit den einzelnen Scheingründen der Jesuiten so wie ihrem Rechnen und Grübeln über moralische Fälle entgegen. Ueber zwanzig Jahre hatte er bereits an diesem Werk gearbeitet, als er 1638 starb; worauf die Handschrift im Jahre 1640 gedruckt wurde. Nicht minderen Eindruck als die Tiefe der in Janse's Buch ausgesprochenen Ideen und Empfindungen machten des Abts von St. Cyran mündliche Belehrungen; er verlangte Erniedrigung so wie Ergebenheit in den Willen Gottes und Entsagung der Welt, und gewann zahlreiche Anhänger.

Besonders vielen Erfolg hatte er bei den Nonnen des Klosters Portroyal in der Nähe von Paris, an dessen Spitze damals Angelica Arnauld stand und das durch ihn erneute strenge und glaubenseifrige Leben dieser Jungfrauen verschaffte ihrem Kloster solchen Zulauf, daß die vorhandenen Räume nicht mehr ausreichten, und der Sitz desselben in weitläufigere Gebäude in der Vorstadt St. Jacques von Paris verlegt werden mußte. Aber nicht bloß unter den Frauen fand der Abt von St. Cyran Anhänger. Mehrere von ihm bekehrte Männer fühlten sich von der Wahrheit seiner Lehre so durchdrungen, daß sie sich in die Einsamkeit des ehemaligen Klosters von Portroyal zurückzogen, um hier ungestört ihrer Frömmigkeit und ihren gelehrten Betrachtungen leben zu können. Richelieu, welchem man Besorgnisse vor dieser neuen Partei in Rücksicht auf den Staat eingeflößt hatte, ließ den Abt von St. Cyran ins Gefängniß bringen, aus welchem er erst nach Ludwigs XIII. Tode befreit wurde. Wenige Monate darauf starb er (11. October 1643). Seine Lehren wurden von seinen zahlreichen Schülern bewahrt und weiter gebildet, welche ihren Ansichten nun hauptsächlich durch Druckschriften weiteren Eingang zu verschaffen und durch Unterrichtsanstalten auch die Jugend zu gewinnen suchten. Dagegen benutzten die Jesuiten und deren Anhänger die Stellen im Buche des Bischofs von Ypern, welche gegen die Untrüglichkeit der Römischen Curie gedeutet werden konnten, um Papst Innocenz X. im Jahre 1653 zur Verdammung von fünf aus jener Schrift gezogenen Sätzen zu bewegen. Aber die Jansenisten erklärten, jene Stellen, die allerdings eine ketzerische Auslegung zuließen, sehen gar nicht in dem Augustinus ihres Meisters enthalten; ja, nicht zufrieden, durch Spott, Satire und scharfe Dialektik die Lehren der Jesuiten anzugreifen und in ihrer Nichtigkeit aufzuweisen, dehnten die Schriftsteller von Portroyal ihre Untersuchungen über die Grenzen der päpstlichen Gewalt aus, und so erhob sich die Partei du Vergers zu immer größerem Ansehen und immer größerer Bedeutung, wenn auch in lebhafter Opposition mit dem Römischen Hofe, ohne daß dieser dieselbe durch einzelne Verfolgungen zu beseitigen vermocht hätte. Unter den ausgezeichneten Geistern, welche aus dieser Schule hervorgingen, gebührt der erste Platz Arnauld d'Andilly, einem der gelehrtesten, frömmsten und edelsten Männer seiner Zeit; nach ihm ist Blaise Pascal zu nennen, dessen gegen die jesuitische Moral gerichtete Lettres provinciales, die mit einer großen Reinheit und Anmuthlichkeit des Stiles geschrieben sind, ein Nationalbuch wurden und

dem angegriffenen Orden einen tödtlichen Stoß versetzten. Ein zweites wiewohl unvollendetes Werk Pascals, die Pensées, durch welches er die Nichtigkeit des menschlichen Wissens und die Nothwendigkeit des Offenbarungsglaubens darzuthun versuchte, war von eben so großer Wirkung, denn was derselben an Umfang abgehen mochte, ersetzte ihre Intensität. Um die Bedeutung der Schriften des Portroyal gehörig zu würdigen, fügen wir nur noch hinzu, daß ihre Prosa eine ganz neue Periode in der Französischen Litteratur herbeiführte, und daß Männer wie Boileau und Racine, welche die ersten Plätze unter den Dichtern Frankreichs einnehmen, sich unter den Mitgliedern jener Verbindung befanden. Auch die Lehrbücher dieser Schule, ihre Grammatik, Rhetorik und Logik, nicht minder als ihre mathematischen Schriften, aus frischer und lebendiger Anschauung ebenso wie die jansenistischen Grundlehren von Glauben, Offenbarung und Tugend hervorgegangen, hatten sehr bedeutenden Werth.

Heftiger erhob sich der Streit der Jansenisten und Jesuiten von Neuem, als Quesnel, der sich zu den Grundsätzen der ersteren bekannte, in den letzten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts einen Commentar über das neue Testament publicirt hatte, der eine ungemein große Verbreitung und Anerkennung erhielt. Die Jesuiten setzten es hierauf beim Papst Clemens XI. (1700—1721) durch, daß dieser die Aufhebung des Klosters von Portroyal als eines Restes der Ketzerei im Jahre 1708 anordnete und Quesnels Buch verdammte, welches Urtheil durch die Bulle Unigenitus im Jahre 1713 feierlich bestätigt ward. Nach langen Streitigkeiten, welche dadurch verwickelter wurden, daß sich auch ein Theil der Französischen Geistlichkeit gegen die päpstliche Entscheidung erklärte, befahl ein königliches Edict von 1720 die Annahme derselben, und der Zwist ruhte, da die Jansenistische Partei unterdeß, mit Aufgebung ihrer religiösen Eigenthümlichkeit, sich in anderweitige litterarische Bestrebungen verloren hatte.

---

7. Die Französische Litteratur unter Ludwig XIV.

Neben den Großthaten des Krieges, den Werken der Baukunst und Sculptur, der Erhöhung des industriellen Lebens trug vor allen die Blüthe, welche die Französische Wissenschaft und Poesie in den Zeiten Ludwigs XIV. erreichten, dazu bei, den Ruhm Frankreichs auf den

höchsten Gipfel zu erheben. Wir wollen die bedeutendsten Erscheinungen dieser Kreise in kurzen Umrissen unsern Lesern vorführen, indem wir, wo es nöthig scheint, bis in den Anfang unseres Zeitraums zurückgehen.

Im Jahre 1596 wurde René des Cartes zu La Haie in Touraine aus einem altadelichen wohlbegüterten Geschlecht geboren, und wie damals gewöhnlich war, in einem Jesuitencollegium erzogen. Mit unersättlicher Wißbegier warf er sich auf alle möglichen Studien, bis er durch die Verschiedenartigkeit und Menge der Gegenstände des Wissens überwältigt, plötzlich davon abließ, nach Paris ging und bald darauf in Holland Kriegsdienste nahm. Sodann trat er als Freiwilliger in das Baierische Heer, und wohnte mehreren Feldzügen unter Tilly bei. Auch in der Schlacht am weißen Berge vor Prag war er gegenwärtig. Doch konnte ihn das wüste Kriegsleben nicht lange fesseln, vielmehr erwachte der frühere Trieb nach Erkenntniß in dieser geistigen Leere um so gewaltiger; er kehrte nach Frankreich zurück, begab sich aber bald (1624), da er Verfolgungen von Seiten der Französischen Geistlichkeit, die ihn als Gottesläugner verschrie, zu befürchten hatte, der größeren Freiheit und Sicherheit wegen nach Holland, wo er fünf und zwanzig Jahre blieb. In diese Zeit fällt die Abfassung seiner meisten Schriften. Seine Studien hatten sich allmählig vorzugsweise der Philosophie und Mathematik zugewendet. In der letztern Wissenschaft ist er Erfinder der analytischen Geometrie und überhaupt als derjenige zu betrachten, welcher den mathematischen Bestrebungen der neueren Zeit die Bahn gebrochen und deren Wege vorgezeichnet hat. Noch weit bedeutender sind des Cartes Verdienste in der Philosophie. Er ging hier nicht von einem Gegebenen, wie die Scholastiker des Mittelalters, aus, er hielt die Dogmatik nicht für das an und für sich Gewisse und Absolute, für das nur der Beweis zu finden sey, wie jene; vielmehr hat er, obgleich Katholik, das Princip der freien Forschung und Subjectivität, welches Luther und Calvin für religiöse Dinge auf der Grundlage der Bibel geltend gemacht und durchgesetzt hatten, der erste von allen auch für die Wissenschaft ausgesprochen und begründet. Von allem Vorhergehenden müsse abgesehen werden, alle Voraussetzungen müßten verlassen werden, meinte er, darum habe man zuerst an Allem zu zweifeln, um zu sehen, was dann noch als fest und gewiß übrig bleibe. „Indem wir so Alles wegwerfen, fährt er in seinen Principien der Philosophie fort, an dem wir auf irgend eine

Weise zweifeln können, so ist es uns leicht, vorauszusetzen, daß kein Gott, kein Himmel, kein Körper existire, aber nicht daß wir nicht seyen, die wir eben alles dieses denken. Denn es ist widersprechend zu meinen, daß das was denke nicht existire. Daher ist die Erkenntniß, ich denke, also bin ich, die erste von allen und die gewisseste, die sich jedem darbietet, der in Ordnung philosophirt."

Von diesem Principe ausgehend, entwickelt des Cartes seinen auf das Denken gestützten Idealismus, zwar nicht in streng methodischer und logischer Form, sondern mehr in der Weise freien Räsonnements. Von dem Vorhandenseyn der Vorstellung eines vollkommensten Wesens in der Seele des Menschen schließt er auf dessen Existenz, als die einzig mögliche Ursache jener Vorstellung, und wie aus der Idee Gottes, welche wir unserer Seele angeboren finden, unmittelbar folgt, daß Gott wirklich seyn müsse, so folgt auch aus den übrigen Ideen der Dinge, welche wir klar und deutlich erkennen, daß auch diese Dinge wirklich seyn müssen. Die körperlichen Substanzen entwickelt Cartesius aus der Urmaterie, welche nichts Anderes sey, als die reine in Thätigkeit begriffene Ausdehnung. Cartesius Ruhm erhob sich durch seine Schriften so glänzend, daß sich die Königin Christine von Schweden bewogen fand, ihn an ihren Hof zu berufen, wo sie damals die berühmtesten Gelehrten ihrer Zeit um sich versammelte. Er folgte dieser Einladung, starb aber schon wenige Monate nach seiner Ankunft (1650).

Das System des Cartes fand unter seinen Landsleuten heftige Gegner, unter denen sich besonders Peter Gassendi (1592—1656), Professor der Philosophie zu Aix und späterhin zu Paris, auszeichnete. Auch er hatte zugleich als Mathematiker und Physiker große Verdienste. Seine Polemik gegen des Cartes war eben so fein und höflich als gründlich und witzig. Er stützte sich besonders darauf, daß es unmöglich sey, die Wahrheit alles sinnlich Gegebenen, wie des Cartes fordere, zu bezweifeln und alle Voraussetzungen wegzuwerfen; daß die körperliche und denkende Substanz, die sein Gegner trenne, ein und dasselbe Wesen seyn könnten, und daß die erstere mehr seyn müsse als bloße Ausdehnung. Ueberdies wenn Seele und Körper zwei verschiedene Substanzen wären, sey es unbegreiflich, wie sie auf einander wirken und nur ein Wesen mit einander bilden könnten.

Dagegen unternahm Nicolas Malebranche (1638 zu Paris geboren), Priester des Oratoriums, ein Mann vom edelsten Charakter und der innigsten Frömmigkeit, die Philosophie des Cartes hauptsächlich nach

der religiösen Seite hin weiter auszubilden. Wie sein Lehrer machte er das Denken zur Hauptsache. Der Begriff des Unendlichen und Allgemeinen ist das erste, die Grundlage des Besondern, wie bei den Dingen der Raum. Empfindung, Einbildung, Willenskraft sind Modificationen des Denkens. Die Seele kann aber ihre Vorstellungen und Begriffe nicht von den äußerlichen Dingen erhalten; denn sobald ich und das Ding gegen einander vollkommen selbständig sind, wie auch des Cartes dieses Verhältniß aufgefaßt hatte, so können sie nicht in Beziehung zu einander treten. In diese kommen sie erst nach Malebranche's Lehre durch Gott; er ist ihr Zusammenhang, die Einheit der Dinge und des Denkens. Durch seine Allgegenwart ist Gott auf das engste mit allen Geistern und allen Dingen vereinigt; und die Seele erkennt mithin in Gott, was in ihm ist. Die Dinge sind aber in Gott wie die Seelen der Menschen auf intellectuelle Weise. Malebranche starb zu Paris im Jahre 1715, im sieben und siebzigsten seines Alters.

Auf einem ganz andern Wege suchte Peter Bayle die Wahrheit zu erforschen. Er war im Jahre 1647 zu Carla in der Grafschaft Foix geboren, und wurde, selbst reformirten Glaubens, Professor der Philosophie an der protestantischen Akademie zu Sedan. Als diese beim Beginn der Hugenottenverfolgung im Jahre 1681 aufgehoben ward, flüchtete er nach Rotterdam, wo er als Lehrer der Geschichte und Philosophie auftrat. Von dem Grundsatze ausgehend, daß die menschliche Vernunft nur das Vermögen besitze, Irrthümer zu entdecken, keinesweges aber die Wahrheit zu erkennen, hatten alle seine Lehren einen auflösenden und vernichtenden Charakter; doch verarbeitete er seine Zweifel zu keinem vollständigen System, sondern knüpfte sie nur gelegentlich an diesen oder jenen Gegenstand. Da er Französisch schrieb, statt sich der bis dahin für wissenschaftliche Forschungen vorzugsweise üblichen Lateinischen Sprache zu bedienen, und den Stil vollkommen in seiner Gewalt hatte, übte er einen ungemein großen Einfluß auf seine Zeitgenossen. Das Princip des Cartesius, bei allen Dingen von dem Subject und dessen unmittelbarem Wissen und Ueberzeugung auszugehen, war auch bei ihm die Hauptsache, aber sein Skepticismus ließ ihn nicht zur Anerkennung feststehender Gesetze und Wahrheiten gelangen; die protestantische Freiheit der Untersuchung in Bezug auf die Form des Glaubens wandte er auf den Inhalt aller Religion und Offenbarung, und muß als einer der Begründer jener Richtung der

Litteratur angesehen werden, welche sich im Gefühl selbstbewußter Freiheit und Geltung des Verstandes zerstörend gegen alles positiv Vorhandene, gegen Gewohnheiten, Sitten, Meinungen, Staatseinrichtungen und Regierungsweisen nicht minder als gegen dogmatische und juridische Autoritäten richtete, und trotz des Verderbens und Unheils, welches von ihr ausgegangen ist, doch den Ruhm erworben hat, das große Moment subjectiver Erkenntniß, Einsicht und Ueberzeugung in den Dingen der Religion, des Staates und des Rechtes mit Wärme, Hingebung, Feuer und Muth verfochten und erkämpft zu haben. Den umfassendsten Einfluß auf die Umgestaltung der Ansichten seiner Zeitgenossen gewann Bayle, als er zur Verbreitung seiner Lehren ein Journal zu gründen beschloß. Politische Zeitungen waren schon gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Gebrauch gekommen; den Gedanken, dasselbe Mittel zur Besprechung und Förderung gelehrter Gegenstände zu benutzen, hatte zuerst ein Parlamentsrath Namens Sallo im Jahre 1665 gefaßt, aus dessen wöchentlich erscheinenden Heften gelehrter Anzeigen und Beurtheilungen das Journal des savans entstand, welches, von Ludwig XIV. freigebig unterstützt, bald in Auszügen und Uebersetzungen in ganz Europa gelesen ward. Da der Geist dieser Zeitschrift streng moralisch und katholisch war, glaubten die Deutschen Protestanten den bedeutenden Wirkungen dieser Gesinnung auf die gelehrte Welt durch ein Organ ihrer Ansichten entgegentreten zu müssen. So erschienen hier, vom Sächsischen Hofe unterstützt, die Leipziger Acta eruditorum. Auch die Jesuiten gründeten sich um diese Zeit ein besonderes Journal *). Nunmehr reihete Bayle den politischen Zeitschriften, welche durch die Preßfreiheit befördert in den Niederlanden in ansehnlicher Menge erschienen, seine Nouvelles de la république des lettres an. Gleich von vorn herein erklärte er, daß er den monarchischen und jesuitischen Blättern gegenüber in einem freien Lande in freiem Geiste schreiben wolle. Doch sey seine Absicht, nicht bloß Gelehrte vom Fach zu unterhalten und zu belehren, sondern zugleich auch die Laien, welche aus Uebermaß von Amtsbeschäftigung oder aus Trägheit sonst nichts lesen könnten und sich dennoch zu unterrichten wünschten. Des scherzhaften Tones, der beißenden Satire ebenso wie scharfer Dialektik und feiner Ironie in hohem Grade Meister, gelang es ihm, die Reste der Scholastik, so wie viele der herr-

*) Schlosser im Archiv für Geschichte und Litteratur, Band II. S. 47.

schenden Vorurtheile in den Augen der vornehmen Welt und der Gebildeten herabzusetzen und zu verspotten, mit diesen aber auch manches Kernhafte, Inhaltreiche und Wohlbegründete zu zerstören. Für die Gelehrten verfaßte er dann ins Besondere sein berühmtes Dictionnaire historique et critique, welches zuerst 1696 zu Rotterdam in zwei Foliobänden erschien, ein Werk seltener Belesenheit und großen Scharfsinnes. Er wählte nur Artikel, auf die ihn Studium oder Neigung führten, und die zu seinen Absichten paßten, und vermischte den philosophischen Zweifel mit unterhaltenden Anekdoten. Sein Hauptgedanke war, daß die ganze bisherige Art, die Wissenschaften zu betreiben, so wie deren Inhalt bedeutender Verbesserungen bedürfe. Unter andern stellte er die Grundsätze auf, daß die Manichäische Hypothese von zwei Urwesen (Th. III. S. 321) bei weitem das beste Mittel sey, Gott wegen des in der Welt vorhandenen Bösen zu rechtfertigen; daß der Aberglaube verderblicher und ruchloser sey als der vollkommene Unglaube, weil ein irriger und unwürdiger Begriff von Gott dem Menschen mehr schaden und den Höchsten selbst mehr verunehren müsse als ein gänzlicher Mangel desselben, und daß es sehr wohl Staaten geben könne, in denen Niemand an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele glaube.

Solchen Angriffen hatte die katholische Kirche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine Anzahl höchst geistvoller Vertreter gegenüber zu stellen. Den ersten Platz unter diesen Männern nimmt Jakob Benigne Bossuet ein, geboren zu Dijon im Jahre 1627. Seine ersten geistlichen Reden, die er um das Jahr 1662 vor dem Hofe hielt, fanden so viel Beifall, daß Ludwig dem Vater des Redners durch ein eigenes Schreiben zu einem solchen Sohne Glück wünschen ließ. Sein Ansehen und seine Würden stiegen von der Zeit an immer höher; die Verehrung, die ihm seine Glaubensgenossen zollten, war außerordentlich. Voll von Ehrgeiz und schlauer Klugheit trachtete er die Protestanten wieder in den Schoß der katholischen Kirche zu führen, und schickte zu diesem Zwecke mehrere Bücher in die Welt, wo ein Verschleiern und Mildern des Anstößigsten, feine Sophistik und glänzende Redekunst einander gegenseitig unterstützen müssen. Größeres Verdienst als durch diese Schriften hat sich Bossuet durch seinen Discours sur l'histoire universelle erworben, in welchem er zuerst die Weltgeschichte als ein Ganzes auffaßte, und die Wege, auf welchen die göttliche Vorsehung die Menschheit geleitet habe, aufzuzei-

gen bemüht war. Er starb im Jahre 1704 als Bischof von Meaux. Fast unmittelbar nach seinem Auftreten fand er in dem Jesuiten Ludwig Bourdaloue (1632—1704) einen Nebenbuhler, der 1668 nach Paris kam, und dort bis an seinen Tod, fünf und dreißig Jahre lang, mit dem größten Beifall und Zulauf predigte. Er arbeitete in seinen Reden mehr auf die Ueberzeugung als auf die Rührung und Erbauung seiner Zuhörer hin; seine Sprache ist nachdrücklich, aber ohne großen Schmuck und biblische Salbung. Noch bedeutenderen Fleiß als er auf Perioden, Satzbau, Hebung und Fall der Rede legte Esprit Flechier (geb. 1632), der im Jahre 1710 als Bischof von Nismes starb. Johann Baptist Massillon endlich, der etwas später als die drei ebengenannten auftrat, fand in ihnen Muster für sämmtliche Eigenschaften eines großen geistlichen Redners, und übertraf, von einer reichen Phantasie und bedeutender Gelehrsamkeit unterstützt, alle seine Vorgänger in Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit seiner Werke. Mit würdiger Anwendung der heiligen Schrift und der Kirchenväter verband er Kraft und Anmuth, Rührung und überzeugende Dialektik. Er wurde vom Könige zum Bischof von Clermont ernannt, und starb im Jahre 1742. Auch François de Salignac de la Motte Fenelon, geboren auf dem Schlosse Fenelon in Quercy im Jahre 1651, zeichnete sich im didaktischen Vortrage aus; sein berühmtestes Werk ist indeß ein moralischer Roman. Nachdem sich kurz vor ihm die Frau von Scuderi, von den schmeichelnden Zeitgenossen die Sappho ihres Jahrhunderts genannt, noch in den langen heroischen Romanen, welche man damals den Ritterromanen nachbildete, versucht hatte, und eine andere Dame, die Frau von Lafayette, mit besserem Erfolg kürzere Dichtungen nach dem Muster Spanischer Novellen verfaßt, und in selbständigen Werken statt des früheren hohltönenden Pathos und der übertriebenen Tugendhaftigkeit sich mehr auf dem Felde der Wirklichkeit und wahrhafter Leidenschaften gehalten hatte, unternahm es Fenelon, den Herzog von Bourgogne, dessen Erzieher er war, durch einen Roman auf angenehme Weise über seine Pflichten zu belehren und ihm Muster aus dem Alterthum zur Bildung seines Geistes und Herzens, zur Lehre und Warnung vorzuhalten. So entstand der Telemach, in welchem sich das reine und tugendhafte Gemüth seines Verfassers in einer edlen Sprache abspiegelt. Und doch zog eben dieses Buch ihm die Ungnade des Königs zu. Man glaubte nichts als Abbilder vom Hofe zu Versailles darin zu finden. Idomeneus, der Herrschsüchtige und Ueppige

sollte Ludwig seyn; der harte, stolze, neidische Protesilaus der Marquis von Louvois; Kalypso deutete man auf die Frau von Montespan, Eucharis auf die Herzogin von Fontanges u. s. w. Bossuet, neidisch auf das Ansehen Fenelons am Hofe, benutzte Ludwigs ungünstige Stimmung gegen diesen, um den König zu dessen Entfernung zu vermögen. Er erreichte seinen Zweck, indem Ludwig den Verfasser des Telemach zum Erzbischof von Cambrai ernannte mit der Bedingung seinen Sprengel nicht zu verlassen.

Während Malebranche und Bayle wie die Jansenisten und die eben erwähnten geistlichen Redner und Schriftsteller die französische Prosa ausbildeten, gaben die zu gleicher Zeit blühenden Dichter der Poesie einen bisher ungekannten Schwung. Im Lauf des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts hatte sich das romantische Princip der Französischen Dichtkunst, welches wir früherhin kennen gelernt haben, allmählig verloren und machte der Nachahmung des Antiken Platz, wodurch zunächst eine rohe Formlosigkeit entstand. Nach und nach bildete sich indeß eine Schule, welche die antiken Muster nicht mehr unmittelbar aufnahm, aber zum unumstößlichen Gesetz ihrer Productionen machte. Das Beste in dieser Weise wurde in der Tragödie geleistet. Pierre Corneille war im Jahr 1606 zu Rouen geboren, und obgleich schon zum Generaladvocat beim dortigen Parlament vorgerückt, brach er dennoch, nachdem er sich mit einigem Erfolg im Lustspiel versucht, seine juristische Laufbahn ab, um sich ganz der Poesie zu widmen. Bald erkannte er, daß er mit größerm Talent für das Tragische als für das Komische begabt sey; und gleich sein erstes Trauerspiel, Medea, welches er dem Seneca nachbildete, erwarb ihm den größten Beifall. Zu noch höherer Bewunderung riß Corneilles Cid, der im Jahre 1636 erschien, seine Landsleute hin; er hatte hierbei ein Spanisches Stück von Guillen de Castro, welches denselben Gegenstand behandelte, vor Augen gehabt. Durch die Horatier erstieg unser Dichter drei Jahre darauf den Gipfel seines Ruhmes. Seine späteren Stücke, von dem gleichfalls hochgepriesenen Cinna an, zeigen größere Fehler; die Leidenschaften der handelnden Personen sind in der Tugend wie im Laster gleich sehr übertrieben, die Fabel ist ohne Interesse, und nur die hinreißende Beredtsamkeit des Dichters vermag die Aufmerksamkeit und die Bewunderung des Lesers zu fesseln. Corneille hat über dreißig Trauerspiele hinterlassen, von denen außer den genannten noch der Sertorius und Otho anzuführen sind. Offenbar hätte er mehr leisten

können, wenn er auf dem im Cid eingeschlagenen Wege fortgegangen wäre, und romantische Motive, wie die ritterliche Ehre und Treue, die er in jenem Trauerspiel mit großer Kraft hatte hervortreten lassen, auch in seinen übrigen Werken zu Grunde gelegt hätte. Statt dessen verwickelte er sich den verkehrten Ansichten seiner Zeit gemäß in den Patriotismus und die ehrgeizige Politik der Römischen Geschichte. Sein vorzüglichster Zweck war, Bewunderung für die Tugenden und Laster seiner Helden zu erregen durch die Kühnheit, Seelenstärke und geistige Kraft, mit denen er sie ausstattete. Unter den Nachfolgern Peter Corneilles, der als Mitglied der Französischen Akademie im Jahre 1684 zu Paris starb, ragt sein Bruder Thomas Corneille hervor, von dessen zahlreichen Stücken besonders der Graf von Essex und die Ariadne zu nennen sind. Diesen aber so wie sein Vorbild überstrahlte der Ruhm Jean Racine's (geb. 1639). Nach dem frühen Tode seiner Eltern im Portroyal (o. S. 388) erzogen, warf er sich ganz auf das Studium der Classiker, für deren Schönheiten ihn der Reichthum seiner Empfindung und Phantasie vor allen empfänglich machte. Nachdem er mehrere Oden gedichtet (S. 352), wurde 1664 sein erstes Stück, die Thebaide oder die feindlichen Brüder, aufgeführt. Unter seinen folgenden Arbeiten sind besonders Andromache, Britannicus, Phädra und sein letztes Werk, Athalia, welches er im Jahr 1691 zur Aufführung für die jungen Damen des Fräuleinstiftes von St. Cyr schrieb, auszuzeichnen. An Schärfe und Wahrheit der Charakteristik übertrifft er Corneille, so wie er überhaupt die Französische Tragödie auf einen noch heut unerreichten Gipfel erhoben hat. In der Athalia näherte er sich auch durch die Anwendung des Chors der Griechischen Tragödie am meisten, und seine Phantasie zeigt sich in diesem Stück am Glänzendsten, ohne in Unwahrheit und Uebertreibung zu gerathen. Im Jahre 1673 war Racine Mitglied der Akademie geworden; bald darauf ernannte ihn Ludwig zu seinem Historiographen. Aber eine Denkschrift, die er der Frau von Maintenon überreichte, in welcher die Mittel angegeben waren, Frankreich von dem Unheil zu befreien, in welches es durch Ludwigs Eroberungskriege gerathen sey, zog ihm die Ungnade des Königs zu. Gram und Kummer nagten seitdem an seiner Seele, er fiel in eine Krankheit und starb im Jahre 1699. Im Allgemeinen leidet die Französische Tragödie neben vielen Vorzügen auch an großen Uebeln, vermöge deren das bewundernde Staunen, welches derselben lange Zeit von der Mit- und Nachwelt zu Theil geworden,

vor einer tieferen Prüfung nicht bestehen kann. Einseitiger Geschmack und Mißverstand der Griechen haben sie von Anfang in die Fesseln einer steifen Convenienz und eines hemmenden Regelzwanges geschnürt, und ihr mit dem freien Spielraum auch die höchste Wirkung auf das Gemüth geraubt. Innerhalb dieser willkürlichen Grenzen aber und trotz der verkehrten Richtung haben Peter Corneille und Racine ein großes dramatisches Talent bewährt, und von einer glänzenden Rhetorik unterstützt, die Leidenschaften mit vieler, oft hinreißender Stärke geschildert.

Eine besondere Erwähnung verdient neben den Tragikern auch der berühmte Moliere, der Begründer der Französischen Komödie (1620—1673). Er hieß eigentlich Johann Baptist Poquelin, sein Vater war Kammerdiener und Tapezier im Dienste des Königs. Zu diesem letztern Geschäfte sollte auch der Sohn, als er heranwuchs, erzogen werden, aber der alte Großvater mütterlicher Seite, ein großer Liebhaber des Schauspiels, hatte ihn kaum einige Mal mit sich in das Hotel de Bourgogne genommen, wo damals theatralische Vorstellungen gegeben wurden, als sich in dem Kopfe des Knaben eine ganz neue Welt aufthat, und seine bisherige Beschäftigung ihn mit Abneigung und Ueberdruß erfüllte. Der Vater, damit schlecht zufrieden, schmollte einst mit dem Großvater darüber, und fragte ihn, ob er etwa gar noch einen Komödianten aus dem Jungen machen wolle. „Warum nicht? antwortete der Alte. Wollte Gott, es könnte ein Bellerose — so hieß der berühmteste Schauspieler jener Zeit — aus ihm werden!" Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den Knaben, der bald darauf seinem Vater freimüthig erklärte, daß er das Gewerbe eines Tapeziers nicht länger betreiben könne, und ihn mit Thränen bat, ihn doch studiren zu lassen. Nach langem Sträuben ward endlich sein dringendes Verlangen erfüllt, und der junge Poquelin in das Jesuitencollegium von Clermont geschickt, wo er sich fleißig mit den alten Sprachen, der Philosophie und Rechtswissenschaft beschäftigte, und mit vielen aufgeweckten Köpfen Bekanntschaft machte. Nach vollendeten Studien, als er eben im Begriff stand Sachwalter zu werden, begab sich der Hof wegen des Spanischen Krieges (S. 135) nach Narbonne (1641), Poquelins Vater mußte den König begleiten und so entschloß sich auch der Sohn diese Reise mitzumachen. Als hier zur Unterhaltung des Hofes Schauspiele aufgeführt werden sollten, zeigte sich Niemand geschäftiger als der junge Poquelin, in welchem die frühgefaßte Neigung jetzt mit doppelter Stärke erwachte. Er brachte Leben und Ordnung

in diese Darstellungen, und zeichnete sich selbst in mehreren Lustspielen auf der Bühne durch Figur, Anstand und komisches Talent vor allen übrigen aus. Das Trauerspiel liebte er nicht, auch hatte zu Heldenrollen seine Stimme nicht Klang und Würde genug, wiewohl sein ganzes übriges Leben und Treiben wiederum so ernst und edel war, daß man den ersten Komiker Frankreichs nicht in ihm gesucht hätte. Zurückgekehrt nach Paris, ward er vielfältig ermuntert, sein schönes Talent nicht ruhen zu lassen. Er sammelte deshalb auch wirklich, trotz des Vaters Unwillen, eine kleine Truppe, mit der er in der Vorstadt Saint Germain auf seine eigene Hand komische Vorstellungen für Geld gab, und weil es damals an Französischen Lustspielen noch fast ganz fehlte, nahm er es zugleich auf sich, mehrere Stücke der Italiener und Spanier für seine Bühne zu bearbeiten. So brach er sich auch allmälig die Bahn zur Schöpfung eigener Werke. Um dieselbe Zeit vertauschte er, nach der Gewohnheit fast aller damaligen Schauspieler, seinen Namen mit dem erdichteten Moliere. Sein vornehmster Gönner in Paris war der Prinz von Conti, des berühmten Condé Bruder (S. 147). Als dieser 1653 sich nach seinem Gouvernement Languedoc begab, forderte er ihn auf, mit seiner Truppe nach Beziers zu kommen und dort zu spielen. Moliere folgte der Einladung und erwarb sich als Dichter und Schauspieler gleich großen Beifall. Als er darauf 1657 wieder nach Paris zurückkehrte, war sein Ruf schon so fest begründet, daß der Bruder des Königs, Philipp von Orleans, ihn zum Director seiner Hoftruppe ernannte, und ihn am 24. October zum ersten Male in Gegenwart des ganzen Hofes spielen ließ. Im August 1665 nahm ihn darauf der König selbst in seine Dienste, und gab ihm sieben tausend Livres jährlichen Gehalts. Seine Stücke brachten ihm aber so viel ein, daß er im Ganzen seine jährliche Einnahme wohl zu dreißigtausend Livres anschlagen konnte. Es gereicht ihm indessen zum Ruhme, daß er weder auf diese äußeren Güter einen hohen Werth legte, noch sie auf eine unwürdige Art verpraßte, und es stimmt sehr schön zusammen, daß der trefflichste Maler verderbter Sitten in seinem eigenen Leben das Bild des nüchternsten, rechtlichsten und besonnensten Mannes darstellte. Vor Moliere hatte man fast alle komischen Sachen nach Spanischen Intriguenstücken bearbeitet, und Scarron, der Gatte Franziska's d'Aubigné, hatte sich durch einige gelungene Nachbildungen dieser Art besonders ausgezeichnet. Außerdem spielte man ganz lose zusammengewürfelte Scenen, in denen

es nicht um Handlung und Charaktere, sondern nur um derb lächerliche Situationen zu thun war. Diesem Uebelstande suchte Moliere in seinen eigenen Compositionen abzuhelfen, und legte mehr Gewicht auf die Festhaltung und Durchführung der eigenthümlichen Bestimmtheiten seiner Personen; aber auch er, obgleich er seine Vorgänger bei weitem übertraf, konnte nicht allen höheren dramatischen Anforderungen genügen; auch ihm gelingt das stark Komische und Possenhafte am meisten, wobei ihn der Umstand unterstützte, daß er das Leben der niedrigen Stände aus der Erfahrung seines frühern Lebens kannte und späterhin Gelegenheit hatte, das Treiben des Hofes, wenn auch von einem untergeordneten Standpunkte aus, in der Nähe zu beobachten.

Nach Moliere nennen wir noch drei Dichter. Quinault (1635—1688), La Fontaine (1621—1695) und Boileau (1636—1711). Der erste hat vortreffliche Opern geschrieben. La Fontaine, der bekannte Fabeldichter, der die kleinen anmuthigen Erzählungen, die alten contes (Th. V. S. 244), noch einmal wieder aufleben ließ, war eben so einfach und anspruchlos im Leben wie in seinen Schriften, und dies war wohl Schuld daran, daß ihm aus dem Horne des Ueberflusses, das der prunkende Ludwig über die schönen Geister seiner Hauptstadt so freigebig ausschüttete, nur spät erst ein Weniges zufloß. — Boileau, als Satiriker ausgezeichnet, wird von den Französischen Kunstrichtern zugleich als der Vater des guten Geschmacks in ihrer Nationalpoesie genannt. Dies kann höchstens von der Abschaffung einiger Lächerlichkeiten gelten, die er verspottete; in das wahre Wesen der Poesie drang er so wenig ein, daß sie ihm nur in gutem Versbau und Reinheit der Diction besteht, und die Herrschaft seiner nüchternen, kahl verständigen Ansichten hat auf die Französische Poesie viel mehr nachtheilig und hemmend als fördernd und belebend gewirkt. Doch ist ihm das Verdienst nicht abzusprechen, in seinem gepriesenen Lehrgedichte, der art poétique, das Kunstprincip der Zeit Ludwigs XIV. mit scharfem Blick aufgefaßt und theoretisch zurückgespiegelt zu haben.

8. Deutschland unter Leopold I.

(Reg. 1658—1705.)

Ferdinand III. starb am 2. April des Jahres 1657. Ohne ausgezeichnete Geistesgaben und Willensstärke hatte er sich doch in seiner zwanzigjährigen Regierung durch Gerechtigkeit und Thätigkeit bei seinen Unterthanen, durch Friedensliebe, Mäßigung und religiöse Toleranz auch bei den Ständen des Reiches in nicht geringem Grade beliebt gemacht. In seiner Jugend hatte er auch auf dem Schlachtfelde Muth und militärisches Talent gezeigt. Sein ältester Sohn Ferdinand IV., bereits gekrönter König von Böhmen und Ungern und zu seinem Nachfolger auf dem Kaiserthron im Jahre 1653 zu Augsburg gewählt, war schon vier Jahr vor ihm gestorben. So befand sich das Reich ohne bestimmten Nachfolger, und die Franzosen eilten diesen Umstand zu benutzen, um die längst ersehnte Kaiserwürde ihrem Herrscherhause zu verschaffen. An allen Kurhöfen boten die Gesandten Mazarins Beredsamkeit und Bestechungen auf, die Kurfürsten für sich zu gewinnen; aber sie fanden nur bei den drei geistlichen einiges Gehör, die, durch keine Nachkommenschaft an das Vaterland gefesselt, für dessen Ehre von schwächerem Gefühl als die übrigen beseelt zu seyn schienen, und auch wohl als Frankreichs nähere Nachbarn der Furcht und dem Eigennutz leichter Raum gaben. Aber desto einmüthiger drangen diesmal die Protestanten auf die Wahl eines Deutschen Oberhaupts, und da man gar keine Ursache hatte, von der Oesterreichischen Linie abzugehen, so ward Ferdinands zweiter Sohn, ebenfalls schon König von Ungern und Böhmen, Leopold I., nach einem Interregnum von funfzehn Monaten am 18. Julius 1658 zu Frankfurt zum Römischen König und Kaiser erwählt, und ebendaselbst am 1. August feierlich gekrönt. Leopold war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt gewesen und unter Jesuiten aufgewachsen. Außerdem hatte man seine Erziehung ganz nach der abgemessenen Förmlichkeit und dem steifen Zwange der Spanischen Weise eingerichtet. Da er nun von Natur wenig Lebhaftigkeit des Geistes besaß, so durchbrach er auch in der Folge die Schranken nicht, in die er dadurch eingezwängt worden, und als er zur Regierung gelangte, sorgten seine Rathgeber und Günstlinge dafür, ihn in dieser Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit zu erhalten. Unter jenen Günstlingen standen die Jesuiten oben an, denen Leopold noch mehr als Ferdinand II. ergeben war, so daß er sogar als weltlicher

Verbrüderter jenem Orden angehörte, der seine Freigebigkeit auf das beste auszubeuten wußte. Doch begnügte man sich hiermit nicht; wie am Französischen Hofe Ludwig XIV. von seinem Beichtvater, dem Jesuiten la Chaise, zur Verfolgung der Hugenotten fortwährend angereizt ward, so wurde auch Leopolds Unerfahrenheit und Religiosität — er zählte erst achtzehn Jahr, als er zur Regierung gelangte — von seiner Hofgeistlichkeit benutzt, um die Protestanten Ungerns unterdrücken und ausrotten zu können. Bei solchen Verhältnissen kann es nicht Wunder nehmen, daß fast seine ganze Regierung eine Kette von halben und unzweckmäßigen Maßregeln war. Unentschlossen und langsam ließ er häufig die Gelegenheit zu wichtigen Thaten unbenutzt vorüber und theilte mit seinem Zeitgenossen Ludwig XIV. nur die Devotion und Ehrfurcht gegen alle von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuche. Im Innern wurde mit großer Willkür verfahren, und die Regierung der Oesterreichischen Erblande gerieth in tiefen Verfall. Besser ging es nach Außen, wo geschickte Feldherren glänzende Siege erfochten und bedeutende Erwerbungen an Land und Leuten gemacht wurden. Die Tugenden des Privatstandes fehlten übrigens dem Kaiser nicht. Er hatte ein weiches, wohlwollendes Herz und vielen Sinn für Pflege und Anbau der Wissenschaften und Künste*).

Das Deutsche Reich versank unter seiner langen, beinah funfzigjährigen Regierung immer tiefer in den kläglichen Zustand eines vom Interesse der einzelnen Glieder für die Ehre und Macht des Ganzen entblößten Bundesvereins, und litt von Neuem unter fortdauernden schweren Kriegen. Auch an inneren Unruhen fehlte es nicht. Die Städte Münster, Erfurt, Braunschweig und Magdeburg, obschon nie im vollen Sinne freie Reichsstädte, genossen große Vorrechte und trachteten schon seit längerer Zeit nach gänzlicher Reichsunmittelbarkeit. Darüber geriethen sie in heftige Streitigkeiten mit den Fürsten, denen sie bisher schutzpflichtig gewesen waren. Schon im Jahre 1661 unterwarf Christoph Bernhard von Galen, jener kriegerische Bischof, welchen wir bereits als den Verbündeten Frankreichs und späterhin Brandenburgs kennen gelernt haben, auf ein Erkenntniß des Reichshofraths gestützt, die erste der oben genannten Städte nach achtmonatlicher Belagerung. Gegen Erfurt, eine Stadt, der zu vollständiger

*) Zum Flötenspielen hatte er ein besonderes Talent. „Ewig Schade, sagte einmal sein Capellmeister, daß Ew. Majestät kein Musicus geworden sind.“ — „Laß er's nur gut seyn, antwortete Leopold, wir stehn uns halter so besser.“

Reichsfreiheit nichts als Sitz und Stimme auf den Reichstagen fehlte, erhielt der Erzbischof von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, von Seiten Leopolds Unterstützung. Als die Bürger hierdurch aufgebracht einen kaiserlichen Herold mißhandelt hatten, sprach Leopold die Acht über sie, und übertrug dem Kurfürsten von Mainz die Vollziehung derselben, wiewohl dieser selbst Partei in der Sache war. Von einem Französischen Hülfscorps unterstützt, zwang Philipp die Stadt, welche außerdem durch innere Zwistigkeiten zerrüttet wurde, am 15. October 1664 ihm als Oberherrn zu huldigen. Auch Magdeburg, aus seinen Ruinen wieder erstanden, suchte sich aller Verbindungen mit seinem Erzstifte zu entziehen und weigerte sich, dem Administrator, dem Prinzen August von Sachsen (o. S. 22), zu gehorchen. Der Kurfürst von Brandenburg, dem die Herrschaft der Stadt so wie die Verwaltung des Erzstifts nach Augusts Tode zufallen sollten (o. S. 40), ließ deshalb die Thore Magdeburgs durch einen Heerhaufen blokiren, worauf die Bürger am 29. Mai 1666 eine Capitulation unterzeichneten, durch welche sie die Huldigung zu leisten und in Zukunft eine Brandenburgische Besatzung aufzunehmen versprachen. Dasselbe Schicksal traf die Stadt Braunschweig, indem der Herzog Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel plötzlich an der Spitze von zwanzigtausend Mann unter ihren Mauern erschien (12. Juni 1671). Mit besserem Glücke gelang es Bremen, trotz eines zweimaligen Bombardements (1654 und 1666), und Hamburg, welches ebenfalls zweimal angegriffen wurde (1679 und 1686), ihre Freiheiten gegen die Anmaßungen Schwedens und Dänemarks zu behaupten.

Aber auch unter den Fürsten regte sich häufiger Zwist und gegenseitige Eifersucht. Die Besorgnisse der protestantischen Stände in Betreff ihrer Religion ließen diese bereits im Jahre 1653 nach dem Vorbilde früherer Unionen wieder zu besonderen Berathschlagungen zusammentreten, deren Leitung der Kurfürst von Sachsen Johann Georg übernahm. In dieser für sich geschlossenen Gesammtheit nannten sich die protestantischen Fürsten das corpus evangelicorum; außerdem trennte man sich, den Bestimmungen des Westphälischen Friedens gemäß, auch gesetzlich auf den Reichstagen in zwei Parteien, sobald Sachen des Glaubens, der Lehre oder der Kirche zur Berathung kamen, welches die itio in partes hieß. Neue Streitigkeiten erhoben sich, als das Umsichgreifen Ludwigs XIV. stärkere Aufgebote der ständischen Contingente als früherhin und Reichskriege nöthig machte, über

die Bestimmung, wieviel von den höheren Officieren katholisch und wieviel protestantisch seyn sollten. Mehr politischer Natur war dagegen der Zwist, welcher im Jahr 1692, während der Kampf gegen Frankreich am heftigsten tobte, über die Errichtung einer neuen und zwar der neunten Kurwürde (vgl. S. 346) ausbrach. Die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, Georg Wilhelm zu Celle und Ernst August zu Hannover, hatten bisher die ersten Stimmen im Fürstenrathe gehabt, und dem Kaiser neuerlich im Türkenkriege ausgezeichnete Hülfe geleistet. Sie versprachen, damit nicht nur fortzufahren, sondern sich auch noch durch besondere Verträge dem Hause Oesterreich auf ewig zu verpflichten, wenn man ihnen dafür eine Standeserhöhung bewilligen wolle. Die Länder des ältern Bruders, welcher kinderlos war, mußten an den jüngern fallen, und nun sollten die Fürstenthümer Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen sammt den dazu gehörigen Grafschaften Hoya und Diepholz zu Einem Besitzthum vereinigt, und die damit zu verbindende neunte Kurwürde auf die männliche Nachkommenschaft des Herzogs Ernst August forterben. Nicht bloß der Kaiser bewilligte gern auf diese Anerbietungen, die ihm von den Herzogen gemacht wurden, die Bitte, sondern auch die vier Kurfürsten von Mainz, Baiern, Sachsen und Brandenburg unterstützten dieselbe, die beiden letztern deshalb, weil dadurch eine protestantische Stimme mehr in den Kurfürstenrath kam. Aber Trier, Köln und Pfalz erklärten sich dagegen, und noch heftiger widersprachen die meisten Mitglieder des Fürstenrathes, auch der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel. Dennoch ertheilte der Kaiser dem Herzoge von Hannover die Belehnung mit der Kur (19. Dec. 1692). Aber es entstand hierüber eine so heftige Bewegung, daß zu einer Zeit, wo alle Mitglieder des Reichs einmüthig ihre Kräfte gegen den allgemeinen Feind hätten wenden sollen, mehrere altfürstliche Häuser zu Regensburg unter dem Namen, der wider die neunte Kur correspondirenden Fürsten einen besondern Verein schlossen, die geschehene Belehnung für nichtig erklärten, und ein Heer zusammenbringen wollten, um sich der Neuerung mit aller Kraft zu widersetzen. Weit entfernt auch, daß der Zwist jetzt schon hätte beigelegt werden können, mußte der Kaiser die Beruhigung der aufgebrachten Fürsten der Zeit überlassen.

9. Leopolds Türkenkriege.

Wie ohnmächtig sich das alte Deutsche Reich dem neuen und kräftigen Staat Ludwigs XIV. gegenüber zeigte, welche Verluste es in zwei langen und blutigen Kriegen erlitt, welche Räubereien und gewaltsame Eingriffe in das Reichsgebiet sich der Uebermuth Frankreichs auch im Frieden zu Schulden kommen ließ, wie grausame Verheerungen in den blühendsten und fruchtbarsten Gauen Deutschlands auf Louvois Betreiben angerichtet wurden, ist oben weitläufig erzählt worden. Aber es war nicht bloß die Westgrenze des Reiches unter Leopolds Regierung dem Unheil des Krieges ausgesetzt; auch von Osten her dräuten die furchtbaren Erbfeinde, die Osmanen, und die Macht der Oesterreichischen Herrscher über Ungern war noch immer schlecht genug befestigt. Ganz Niederungern war in den Händen der Türken, in Ofen thronte ein türkischer Vezir, die Fürsten von Siebenbürgen waren der Pforte unterworfen, welche deren Wahl schon seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bestätigte oder verwarf; die Protestanten in Oberungern waren aus religiösen, die Adelichen auch aus politischen Gründen in Opposition mit dem Kaiser. Innere Zwistigkeiten in Siebenbürgen gaben die erste Veranlassung zum Ausbruche großer Unruhen und Kriege. Es war in jenem Lande nach dem Tode des kühnen Bethlen Gabor die Wahl der Stände im Jahre 1630 auf Georg Ragoczy gefallen, welcher, der Politik seines Vorgängers folgend, Torstensons Angriffe auf die Oesterreichischen Erblande unterstützte (oben S. 34). Sein Sohn Georg II. verbündete sich trotz des Verbots Sultan Mohammeds IV. mit dem Könige Karl Gustav von Schweden gegen Polen. Solchen Ungehorsam zu bestrafen, wurde der Großvezir Mohammed Köprili abgesandt, dessen Reiterschaaren das Land weit und breit verheerten. Dann mußten die Stände Siebenbürgens auf seinen Befehl statt des bisherigen Tributs von funfzehntausend Ducaten vierzigtausend zahlen, und Achatius Barcsai, einen Ungern aus edler Familie, zum Fürsten wählen. Aber kaum war das Türkische Heer entfernt, als Ragoczy, der sich nach Ungern geflüchtet hatte, zurückkehrte, und da das Volk ihm günstig war, die Zügel der Regierung wieder ergriff. Doch nahte alsbald der Pascha von Ofen mit Heeresmacht, die Rechte des Großherrn aufrecht zu erhalten, und in der Schlacht bei Gyalu (22. Mai 1660) empfing Ragoczy eine tödtliche Wunde. Als die Türken darauf Miene machten, das ganze Land mit ihrem

Reiche zu vereinigen, erhoben die Stände Johann Kemeny auf den Fürstenstuhl, der sich den Oesterreichern in die Arme warf und ihnen die noch behaupteten Plätze überlieferte. Dennoch wurde er bald darauf von einem Türkischen Reiterhaufen überfallen und erschlagen. Diese Händel, verbunden mit mehrmaliger Verletzung der Grenzen, gaben dem Sultan zu Beschwerden gegen den kaiserlichen Hof Veranlassung (1662), die im folgenden Jahr zu einem offenen Bruch führten, da Gesandte Mazarins nicht unterließen, den Sultan wider Oesterreich aufzureizen.

Die Lage Leopolds war schwierig, indem außer der von Constantinopel her drohenden Kriegsgefahr auch die Ungern, welche den ersten Stoß auszuhalten und abzuwehren hatten, ungünstige Gesinnungen zeigten. Die zahlreichen Protestanten dieses Landes, unter Ferdinands III. Herrschaft, der ihnen über neunzig widerrechtlich entrissene Kirchen zurückgestellt hatte, ruhig und zufrieden, klagten seit Leopolds Regierungsantritt von Neuem über Gewalt und Bedrückung, und als der General Montecuculi zur Unterstützung Kemenys mit zwanzig tausend Mann in Ungern einrückte, widersetzte sich der im Jahr 1662 zusammenberufene Landtag dieser Maßregel, als einem ihre Privilegien und Constitutionen, denen gemäß keine fremde Kriegsvölker ins Land gezogen werden durften, verletzenden Verfahren, so heftig, daß Leopold zu dem Versprechen genöthigt wurde, die Zahl dieser Truppen bedeutend zu vermindern und die zurückbleibenden unter die Jurisdiction des Palatinus von Ungern zu stellen. Die Unterstützung, welche ihm seine Ungrischen Unterthanen versagten, suchte der Kaiser bei den Ständen des Reiches, und diese, obgleich nicht unmittelbar bedroht, bewilligten dieselbe mit löblichem Eifer auf einem Reichstage, der im Januar 1663 zu Regensburg seinen Anfang nahm. Auch Spanien und Venedig zahlten dem Kaiser einige Subsidien.

Inzwischen war der Großvezir Achmet Köprili, Mohammed Köprilis Sohn und Nachfolger, mit hundert zwanzig tausend Mann, denen bald noch hundert tausend Tartaren folgten, bereits in Ungern eingefallen, und eröffnete am 17. August 1663 die Belagerung von Neuhäusel, dem Bollwerk des westlichen Ungerns, da die Türken den ganzen östlichen Theil des Landes von Essek bis Erlau, Ofen und Pesth mit inbegriffen, im Besitz hatten. Die Besatzung wehrte sich tapfer, zwang aber endlich, als die Türken bis unter die Mauern vorgedrungen waren, ihren Befehlshaber, den Grafen Forgacz, gegen freien Abzug

dem Großvezir die Thore zu öffnen (24. September). Danach streiften die Osmanischen Reiter unter Gräuel und Verheerung bis Brünn und Olmütz, ohne daß Montecuculis schwaches Corps und der Heerbann von Ungern unter dem Grafen Zrini sie daran verhindern konnten. Im Winter nahten indeß die Reichstruppen; auch Ludwig XIV. sandte dem Kaiser 6000 Franzosen zu Hülfe; der unermüdliche Zrini entriß den Türken mehrere im Sommer eroberte Plätze, und im Frühjahr begann Montecuculi den Feldzug mit großer Thätigkeit und glücklichem Erfolg. Er nahm darauf seine Stellung mit sieben und dreißig tausend Mann hinter der Raab, um die Grenzen Oberungerns zu decken. Bald erschien der Großvezir, und marschirte nach einigen Versuchen, den Uebergang zu erzwingen, welche die Tapferkeit der Kaiserlichen zurückschlug, den Fluß hinauf bis zur Cistercienser-Abtei St. Gotthard, wo derselbe nur noch eine Breite von zehn bis funfzehn Schritten hat. Am 1. August gingen drei tausend Sipahi, welche eben so viel Janitscharen hinter sich auf dem Sattel hatten, durch das Wasser, und griffen die Reichstruppen, welche im Centrum des feindlichen Heeres standen, so heftig an, daß die größten Theils neugeworbenen, unversuchten und ausgehungerten Leute in Unordnung flohen, und die Türken im Besitz des Dorfes Moggersdorf ließen. Mehrere Bataillone der Weichenden wurden zusammengehauen. Mit lautem Allahgeschrei dringen jetzt die übrigen Heerestheile der Türken, durch den ersten Erfolg in freudiger Zuversicht, in hellen Haufen über den Fluß, aber Montecuculi fällt ihnen mit kaiserlichen Regimentern vom rechten Flügel her in die Seite, der Graf von Waldeck treibt die fliehenden Baierischen Reiter in der Mitte mit dem Degen in der Faust gegen den Feind zurück, dessen Fortschritte nun auch hier gehemmt werden, und als auch vom linken Flügel des verbündeten Heeres Französisches Fußvolk und Reitergeschwader unter dem Herzog von la Feuillade in die dichten Schaaren der Türken einbrechen, gerathen diese ihres Seits in Verwirrung und Flucht. Aber noch einmal wendet sich die Schlacht. Starke Reitermassen, vom Großvezir entsendet, dringen gegen die Flügel der christlichen Armee durch den Fluß, während weit ober- und unterhalb des Schlachtfeldes übergegangene Schaaren derselben Waffe Montecuculis Truppen in beiden Seiten und im Rücken fassen. Bereits ist das Gepäck der Reichsvölker und Franzosen in den Händen des Feindes, bereits denken mehrere Generale und Obersten an Rückzug und Flucht, als Montecuculi

dem Heere mit ganzer Front vorzugehen befiehlt, und den entsendeten Türkischen Reitern links die Französischen Geschwader, rechts sein eigenes Reiterregiment vereinigt mit dem des General Spork entgegenwirft. Ehe der Angriff beginnt, kniet der letztere entblößten Hauptes nieder und betet laut: „Allmächtigster Generalissimus dort oben, willst du uns, deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch auch wenigstens den Türkenhunden nicht, und du sollst deine Lust haben." *) In der That wichen die Türken dem vereinigten Andrang bald auf allen Punkten; besonders stark war das Gemetzel im Centrum, in welchem sich dieselben noch von dem früheren Gefecht her in Unordnung befanden. Reiterei und Fußvolk stürzten in Verwirrung in den Fluß, wobei mehr als zehn tausend Mann das Leben verloren. Bei diesem Anblick ergreift auch die Reserve der Osmanen, noch dreißig tausend gar nicht ins Gefecht gekommene Reiter, in wildem Schrecken die Flucht. Funfzehn Kanonen und vierzig Fahnen waren die Beute der Sieger.

Es war der größte und glänzendste Sieg in offener Feldschlacht, welchen christliche Truppen seit drei Jahrhunderten über die Osmanen erfochten hatten, und der Wendepunkt des Türkischen Waffenglückes gegen die Christenheit. Der Großvezir war so bestürzt, daß er schon am 10. August zu Vasvar einen Frieden auf zwanzig Jahre schloß. Trotz der Niederlage blieben indeß Neuhäusel und Großwardein, ebenfalls eine wichtige Festung, in den Händen der Türken, und der von ihnen inzwischen eingesetzte Fürst von Siebenbürgen Michael Abaffi behielt seine Würde. Der Reichstag in Regensburg, welcher dem Kaiser die Hülfe der Stände gegen die Türken bewilligt hatte, währte indessen noch fort, weil sich der abzumachenden Beschwerden so viele fanden, daß man gar nicht zum Ende kommen konnte. Darüber ward dann endlich beschlossen, daß man lieber immer dort versammelt bleiben wolle, um einen fortdauernden Reichsrath zu haben, wodurch die Verbindung des Kaisers mit dem Reiche weit bequemer und schneller gemacht werden würde. Seitdem (1667) blieb es eingeführt, daß jeder Reichsfürst, so wie jede Reichsstadt einen immerwährenden Gesandten in Regensburg unterhielt, der den von dem kaiserlichen Bevollmächtigten zusammenberufenen Sitzungen im Namen seines Herrn beiwohnte, um diesem fortdauernd Bericht abzustatten und

*) Hammer, Geschichte des Osmanischen Reichs, Theil VI. S 142. Ausg. v. 1830.

über die kaiserlichen Propositionen Verhaltungsregeln und Vollmachten einzuholen.

Der Friede mit den Türken machte der Unzufriedenheit der Ungern mit der Oesterreichischen Regierung keines Weges ein Ende. Das längere Verweilen der Deutschen Truppen im Lande, die Ausschweifungen und Bedrückungen, welche sie an den Bauern verübten, die Eigenmächtigkeiten ihrer Officiere, das harte und widerrechtliche Verfahren der kaiserlichen Beamten, die Unduldsamkeit der Jesuiten trieben ihren Unwillen und Ingrimm auf die höchste Spitze. Nicht bloß die Protestanten, auch die Katholiken waren entschlossen gegen den Kaiser los zu brechen. Noch immer war alle Macht und Gewalt im Lande bei den grundherrlichen Geschlechtern des alten Adels; die Grafen Zrini, Nadasdi und Franz Ragoczy, der Sohn des letzten Fürsten dieses Namens von Siebenbürgen, traten jetzt an dessen Spitze. Aber ehe die Vorbereitungen ihres Unternehmens beendet waren, erhielt Leopold Nachricht, und vereitelte durch schnelle Maßregeln den Ausbruch der Empörung. Zrini und Nadasdi wurden auf ihren Gütern überrascht und gefangen, Ragoczy sammelte in der Eil einige Truppen, ward aber vom General Spork geschlagen und erkaufte Leben und Freiheit nur durch die Uebergabe aller noch von ihm besetzten Plätze. Die beiden ersten wurden darauf mit zwei anderen Verschworenen, den Grafen Frangipani und Tettenbach, im Jahre 1671 hingerichtet. Dieser glückliche Erfolg bestärkte den damaligen ersten Minister Leopolds, den Fürsten von Lobkowitz, seinen Plan, den er schon früher in Betreff der Ungrischen Verhältnisse gefaßt hatte, durchzusetzen. Er war entschlossen die Constitution Ungerns umzustürzen und die Krone erblich und unumschränkt zu machen. Man publicirte die bei den Verschworenen gefundenen Papiere, und da aus diesen hervorging, daß der größte Theil des Adels in ihre Plane verflochten war oder doch darum gewußt habe, zog man Oesterreichischer Seits den Schluß, daß die ganze Nation, als der Rebellion schuldig, durch dieses Verbrechen ihrer Privilegien verlustig gegangen sey. Um die Stände zur friedlichen Aufgebung derselben zu nöthigen, berief der Kaiser einen Reichstag; da die Edlen des Landes aber aus Furcht nicht zu erscheinen wagten, ließ er am 21. März 1671 ein Edict bekannt machen, durch welches zunächst den Ungern, kraft des Rechts, welches die Krone von Gott empfangen, als Strafe ihrer Empörung die fortdauernde Erhaltung einer Deutschen Armee von dreißig tausend Mann auferlegt

wurde. Am 6. Juni erfolgte eine zweite Verordnung, welche die Befugnisse und Gewalt des Thrones für unumschränkt erklärte. Johann von Ambringen, Großmeister des Deutschen Ritterordens, wurde zum Generalgouverneur ernannt. Diese harten Maaßregeln, welche nicht einmal durch eine Amnestie für Leben, Freiheit und private Berechtigungen der Einzelnen gemildert wurden, sondern durch rücksichtslose und zu weit ausgebreitete Durchführung bei einem freiheitstolzen und von Natur unruhigen Volke, wie die Ungern waren, noch aufregender wirken mußten, wurden durch eine heftige Verfolgung der protestantischen Prediger vollendet, von denen nach einigen Schriftstellern zweihundert und funfzig, nach andern nur dreißig zum Feuertode verurtheilt, statt dessen aber, der Kopf für funfzig Kronen, den Spaniern als Ruderknechte auf den neapolitanischen Galeeren verkauft wurden. Alsbald erhob sich an verschiedenen Orten offene Empörung (1674), ein junger Edelmann von ausgezeichneten Geistesgaben, dessen Güter confiscirt worden waren, Namens Emmerich Tökeli, trat an die Spitze der Rebellen und mehrere gegen diesen ausgesandte Heerhaufen des Kaisers wurden geschlagen. Bald sah sich Tökeli von 20,000 Mann umgeben, die noch außerdem durch sechstausend Polnische Kriegsleute verstärkt wurden, welche der Marquis von Bethune, Ludwigs XIV. Gesandter zu Warschau, für die Insurgenten geworben hatte und besoldete. Tökeli ließ Münzen schlagen mit der Inschrift pro libertate et justitia, auf der Kehrseite las man Ludovicus rex Galliae protector et patronus Hungariae. Auch war eben der damals heftig gegen diesen Fürsten am Rhein und in den Niederlanden tobende Kampf die Ursach, daß dem Kaiser nur geringe Mittel und Streitkräfte gegen die Ungrischen Rebellen übrig blieben, und als der Friede von Nymwegen das Wiener Cabinet durch die vom Rhein herbeigezogenen Streitkräfte größere Erfolge an der Theiß und Donau hoffen ließ, bemühten sich Ludwigs Gesandte unaufhörlich, Sultan Mohammed IV. zur Kriegserklärung gegen Oesterreich zu bewegen. Nachdem durch ihre Vermittelung im Jahre 1681 ein Friede zwischen der Pforte und Rußland, gegen welche Macht die Osmanen zuletzt Krieg geführt hatten, zu Stande gebracht worden war, setzte sich Mohammed wirklich mit Tökeli in Verbindung und schickte diesem nach einigen Unterhandlungen Säbel, Streitkolben, Standarte und bald darauf auch ein schriftliches Diplom (10. Aug. 1682), welches ihn zum Herrn Mittelungerns unter der Oberhoheit der Pforte ernannte, welcher derselbe jährlich einen Tribut von 40,000 Piastern

entrichten sollte. Sofort begannen große Rüstungen in Constantinopel zur Unterstützung des neuen Vasallen.

Diese Aussicht auf einen neuen Krieg versetzte den Wiener Hof in eine bedenkliche Lage, da die Sorglosigkeit der Minister gar keine Vorbereitungen gegen einen solchen Anfall getroffen hatte, die stehende Armee des Kaisers noch äußerst unbedeutend war und man den größten Theil der gegen Frankreich gebrauchten Kriegsvölker aus Mangel an Geld verabschiedet hatte. Indeß erboten sich der Fränkische und Schwäbische Kreis und der Kurfürst von Baiern, Maximilian Emanuel, Enkel des berühmten Stifters der katholischen Lige im dreißigjährigen Kriege, so wie der Kurfürst von Sachsen Johann Georg III., der Enkel jenes Johann Georgs, der einst dem Großvater Leopolds gegen die Böhmischen Insurgenten treulich Hülfe geleistet hatte, den Kaiser mit Truppen zu unterstützen, und beide erschienen sogar persönlich im Felde. Noch wichtiger war, daß Johann Sobieski, der König von Polen, trotz aller Gegenbemühungen des Französischen Hofes, dem Kaiser mit einem bedeutenden Heere beizustehen versprach. Der Uebermuth Ludwigs XIV., welcher Johann Sobieskis Gemahlin, der Tochter eines Französischen Edelmanns, die Erhebung ihres Vaters zur herzoglichen Würde abschlug, trug vornehmlich dazu bei, Polen, welches sich bisher den Interessen Frankreichs stets ergeben gezeigt hatte, diesmal auf die Oesterreichische Seite zu stellen. Das Commando des kaiserlichen Heeres, welches mit vieler Mühe bis zu drei und dreißigtausend Mann vermehrt worden war, erhielt der Herzog Karl V. von Lothringen, der sich schon in mehreren Feldzügen am Rhein ausgezeichnet hatte. Ganz andere Streitmassen sammelten die Osmanen, und der Großvezir Kara Mustapha, Achmed Köprilis Schwager, ein ehrgeiziger, aber talentloser und habsüchtiger Emporkömmling, langte schon am 3. Mai 1683 mit dreimal hunderttausend Kriegern in Belgrad an. Zu Essek empfing ihn Tököli, und machte nach dieser Zusammenkunft ein Manifest bekannt, daß jeder, der sich für ihn erklären würde, unter dem Schutz des Sultans stehen solle, und Freiheit, Leben so wie alle seine Rechte und Privilegien ungekränkt behalten werde. Als man in die Gegend von Raab kam, hielt der Großvezir Kriegsrath und beschloß, gegen die Meinung vieler Erfahrenen, gerades Weges auf Wien loszurücken. Er gedachte Oesterreich als ein Paschalik für sich zu erobern und seine Roßschweife in der Hofburg des Kaisers aufzupflanzen. Ein

starker Heerhaufen ward zur Belagerung Raabs zurückgelassen, ein zweiter ward dem Befehl Tökelis übergeben um Presburg zu berennen; mit allen übrigen Streitern, noch über zweihundert tausend, eilte Kara Mustapha in starken Märschen gegen die Hauptstadt Oesterreichs, den Herzog von Lothringen, der wider solche Ueberzahl kein Treffen wagen durfte, in vollem Rückzuge vor sich hertreibend. Die Verwirrung und das Schrecken in der Kaiserstadt bei der Nachricht vom Anzuge des Türkischen Heeres übersteigt alle Beschreibung. Rings umher sah man Flammen und Rauch verwüsteter Ortschaften emporsteigen, zahllose Flüchtlinge verkündeten, wie schrecklich die Ungläubigen hauseten und weder Alter noch Geschlecht schonten. Der Hof floh nach Linz (8. Juli), verfolgt von dem lauten Unwillen der Unterthanen, welche dieses Unheil der schlechten Verwaltung und der Sorglosigkeit der Regierung nicht ganz mit Unrecht zuschrieben. Auch gegen sechzigtausend Einwohner suchten ihr Heil in der Flucht, und diesem Strome der Ausziehenden wogte ein so gewaltiger von Hineinflüchtenden von dem Preis gegebenen platten Lande entgegen, daß der für den Unterhalt besorgte Commandant die Thore sperren ließ. Schon am 12. Juli erschienen die ersten Türkischen Reiter, während der Herzog von Lothringen die Besatzung der Stadt bis auf zehntausend Mann verstärkte und sich dann nach Mähren zurückzog, um hier die versprochenen Hülfsvölker, welche aus dem Reiche und Polen herbeiziehen sollten, zu erwarten. Zwei Tage darauf kam der Großvezir mit seinen Heeresmassen und ließ alsbald die Laufgräben wider die Burg- und Löwelbastei und das zwischen diesen Werken liegende Ravelin eröffnen. In der That würde Wien das traurigste Schicksal erfahren haben, wenn die Türken die erste Bestürzung zu einem allgemeinen Sturme benutzt oder die Belagerung überhaupt mit Kenntniß und Einsicht zu betreiben verstanden hätten. Aber so ließen sie dem tapfern und entschlossenen Befehlshaber, dem Grafen Ernst Rüdiger von Stahremberg, dem der Kaiser die Hut seiner Hauptstadt anvertraut hatte, durch ihren nur wider zwei Bastionen gerichteten Angriff Zeit, die zum Theil sehr schadhaften Festungswerke an allen übrigen Orten auszubessern und zu verstärken und andere zweckmäßige Vertheidigungsanstalten zu treffen. Die Ingenieure der Türken waren unwissende Renegaten; der Belagerungsplan, den sie befolgten, und der ihnen von Ludwig XIV. zugeschickt worden seyn soll, war ebenfalls ohne genauere Ortskenntniß entworfen. Die Arbeiten in den Laufgräben gingen äußerst langsam und wurden

mit unerhörter Sicherheit und Gemächlichkeit betrieben; erst am achtzehnten Tage gelangten die Türken in die Gegenböschung, am dreißigsten gruben sie sich am Wallrande der Löwelbastei ein, und am vierzigsten hatten sie erst den dritten Theil des Ravelins erobert. Denn die Besatzung, von den rühmlichsten Anstrengungen der ganzen Bürgerschaft und der Studenten, die gemeinschaftlich in fünf einander ablösende Corps getheilt waren, unterstützt, leistete den heftigsten Widerstand, schlug die Stürmenden mannhaft zurück und errichtete mit unermüdlicher Ausdauer in den Gräben und dann im Innern der angegriffenen Werke immer neue Abschnitte, Blendungen und Schulterwehren. Jeder Fuß, den die Belagerer vorschritten, kostete ihnen hunderte von Menschen. Am dritten September mußten die tapfern Vertheidiger endlich das so lange und so heldenmüthig behauptete Ravelin verlassen, Tags darauf sprengte eine Mine eine weite Lücke in die Burgbastei und am sechsten September flogen auch die zwei und zwanzig Fuß dicken Mauern der Löwelbastei in einer Breite von sechs Klaftern in die Luft. Die Stadt war verloren, wenn Kara Mustapha einen allgemeinen Sturm wagte; die Soldaten und Bürger waren durch Hunger und Mangel ermattet, ihre Zahl war durch Seuchen, durch die steten Kämpfe der Vertheidigung und durch vier und zwanzig Ausfälle zur Zerstörung der Arbeiten des Feindes bedeutend vermindert. Aber auch jetzt ließ der Großvezir nur drei bis viertausend Mann anlaufen, weil er die Stadt durch Uebergabe zu gewinnen hoffte und sein Geiz die Beute nicht mit dem Heere theilen wollte. Am Abend des elften September verkündete eine Feuergarbe von Raketen von der Höhe des Stephansthurmes abgebrannt dem Herzog von Lothringen die höchste Gefahr der Belagerten, und zu unaussprechlicher Freude derselben stiegen bald darauf die nämlichen Feuerzeichen von der Seite des Kahlenberges am dunkeln Himmel empor, das verabredete Signal des nahen Entsatzes. Achtzehn Mal hatten die Türken während der sechszigtägigen Belagerung Sturm gelaufen. In dieser Zeit hatten sich endlich, von dem sorglosen Großvezir nicht gehindert, der die einzeln heranziehenden Truppen mit leichter Mühe hätte vernichten können, 30,000 Deutsche und 20,000 Polen unter ihrem Könige mit dem Herzog von Lothringen vereinigt, dessen Heer dadurch bis auf achtzigtausend Mann anwuchs. So beschloß er den Angriff gegen die trotz aller während der Belagerung erlittenen Verluste noch immer doppelt so starken Osmanen. Am frühen Morgen des zwölften September, als die Sonne durch die klare Herbstluft dem

Kahlenberg gegenüber leuchtend emporstieg, las der fromme Kapuzinermönch Marco d'Aviano, den der heilige Vater zum Heer gesendet hatte, auf der Höhe des Leopoldsberges, der sich zwischen dem Kahlenberge und dem rechten Donauufer erhebt, die heilige Messe und der König von Polen diente ihm am Altar. Darauf erhob sich Johann Sobieski und schlug seinen Sohn im Angesicht der versammelten Schaaren zum Ritter, zum Andenken des größten Tages, den er jemals erleben könne*). Nun gaben fünf Kanonenschüsse das Zeichen zur Schlacht. Auf dem rechten Flügel führte Sobieski seine Unterthanen, in der Mitte die Kurfürsten von Baiern und Sachsen ihre Truppen mit den Reichsvölkern, und auf dem linken Flügel, der die Donau entlang marschirte, der Herzog von Lothringen selbst die Oesterreichischen Regimenter die Höhen hinab auf den Feind. Der Großvezir warf seine Schaaren, ohne die Beschießung der Stadt aufhören zu lassen, den Verbündeten entgegen. Das Schicksal Wiens, der Oesterreichischen Monarchie und Deutschlands, ja vielleicht Europas stand auf dem Spiele. Die Polen kamen bei Neustift und Dornbach zum Angriff, wo sich der Großvezir mit den Janitscharen befand, und alsbald entbrannte das heftigste Gefecht, doch kampften sich Sobieskis tapfere Krieger Schritt um Schritt vorwärts. Geringern Widerstand fanden die Oesterreicher auf dem linken Flügel bei Nußdorf und Heiligenstadt, und den Stand der Schlacht wohl im Auge behaltend, sendete der Herzog von Lothringen dem Könige von Polen zahlreiche Verstärkung an Reiterei aus der Mitte so wie von seinen eigenen Truppen. So brach jener nun gegen Mittag mit stürmender Gewalt aus dem Walde von Dornbach, während das Centrum zu gleicher Zeit die Sandschluchten bei Döbling überwältigte. Um vier Uhr waren die Türken bis an ihre Zelte zurückgetrieben, die einbrechende Dunkelheit vermehrte ihren Schrecken und schon um sieben befand sich das ganze Heer in wilder Flucht. Ueber zehntausend erschlagene Osmanen bedeckten das Schlachtfeld, und da der Großvezir Lager und Vorräthe im Stiche lassen mußte, so war die Beute unermeßlich; dreihundert Geschütze, funfzehntausend Zelte, neuntausend Wagen mit Kriegsvorräthen wurden erbeutet. In der Kriegskasse fand man über zwei Millionen an Gelde. Das Zelt des Großvezirs wurde allein zu viermal hundert tausend Thalern angeschlagen, und die ganze Beute auf zehn Millionen geschätzt. Sie wurde

*) Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches, Thl. VII. S. 111.

auf der Stelle unter die Sieger vertheilt. Der bloße Antheil des Königs von Polen belief sich auf vier Millionen Gulden. Diesem und dem Herzoge von Lothringen gebührte die Ehre dieses großen Siegestages. Wohl hatten die Oesterreicher Ursach über ihre Befreiung zu jubeln, denn dieser Feind begnügte sich nicht das Land zu verheeren und die Menschen zu tödten, sondern schleppte die Einwohner ohne Unterschied des Standes und Geschlechts als Sklaven mit sich fort. 87,000 Menschen hatte Oesterreich auf diese Weise allein in dem diesjährigen Feldzuge verloren, worunter über 50,000 Kinder, 6000 Männer, gegen 11,000 Weiber und 15,000 Mädchen waren; unter den weiblichen Gefangenen rechnete man 204 Frauen und Jungfrauen aus dem hohen und niedern Adel.

Das Volk der befreiten Hauptstadt empfing die Sieger bei ihrem feierlichen Einzuge am folgenden Tage mit lautem Freudengeschrei und tausend anderen Beweisen der herzlichsten Dankbarkeit. Vor allen wurden der Herzog von Lothringen und der König von Polen hochgepriesen und man hörte nicht auf, den Einfall des Dechanten der Stephanskirche zu loben, der mit Beziehung auf des Letztern Namen zum Text seiner Siegespredigt die Worte (Joh. 1, 6) gewählt hatte: „Und es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes." In einem an demselben Tage aus dem Türkischen Lager geschriebenen Brief des Königs an seine Gemahlin heißt es unter andern: „In dem Augenblicke, wo der Feind zu weichen anfing, und ich hatte dem Vezir gegenüber den stärksten Stoß zu bestehen, kam die Reiterei des übrigen Heeres auf meinen Flügel. Da waren um mich her der Kurfürst von Baiern, der Fürst von Waldeck und andere Fürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Generale küßten mir Hände und Füße, die Officiere sammt ihren Regimentern riefen mir zu: Unser braver König! Als der Großvezir sah, daß er sich nicht halten konnte, berief er seine Söhne, weinte wie ein Kind und sagte zum Chan der Tartaren: Rette mich wenn du kannst. Der Chan antwortete: Wir kennen ihn wohl, den König von Polen, es ist unmöglich ihm zu widerstehn, sehen wir lieber wie wir davonkommen. Heute Morgen kam der Kurfürst von Sachsen nebst dem Herzog von Lothringen zu mir, auch der Befehlshaber von Wien, der Graf von Stahremberg. Jedermann hat mich geherzet, geküsset und seinen Erlöser genannt. Das Volk wollte mir ein Vivat bringen, aber die Furcht vor den Officieren und andern Vorgesetzten hielt es zurück. Als von einem Haufen ein

Jubelgeschrei angestimmt ward, bemerkte ich, daß die Vorgesetzten sehr scheel dazu sahen, daher eilte ich, als ich bei dem Commandanten zu Mittag gegessen hatte die Stadt wieder zu verlassen. Das Volk begleitete mich bis zu den Thoren." Zwei Tage darauf hatte König Johann auch eine Zusammenkunft mit dem Kaiser, der gleich nach der Befreiungsschlacht von Linz zurückgekommen war. Seinem Charakter und seiner Erziehungsweise gemäß hatte Leopold vorher große Bedenklichkeiten über die Formen bei dem Zusammentreffen eines Kaisers mit einem bloßen Wahlkönige, und obgleich der Herzog von Lothringen bei diesen Verhandlungen über die Art, wie Sobieski empfangen werden sollte, so bescheiden als treffend ausrief: „mit offenen Armen, denn er hat das Reich gerettet," lautete Leopolds Dank dennoch kalt und abgemessen, und sein ganzes Benehmen während der Unterredung war so wortkarg und unbeweglich wie gewöhnlich.

Gern hätten die Sieger, um ihren Vortheil kräftig zu nutzen, den muthlosen und flüchtigen Feind sogleich bis aufs äußerste verfolgt, allein der Kurfürst von Sachsen, den man durch zu geringe Dankbarkeit gegen seinen unstreitig wichtigen Antheil an dem Siege beleidigt hatte, trennte sich von den Verbündeten und zog mit seinem ganzen Heere nach Hause. Erst am sechsten Tage brachen der Herzog von Lothringen und der König von Polen nach Preßburg und Gran auf, wo die Türken sich gesetzt hatten. Hier hätte dem allzu kühnen Sobieski sein Selbstvertrauen fast Leben oder Freiheit gekostet. Er marschirte mit sechstausend Polnischen Reitern dem Heere voran und ließ sich durch seine ungestüme Tapferkeit in einen Hinterhalt locken, wo über zweitausend seiner Krieger durch dreifache Ueberzahl der Türken zusammengehauen wurden. Er selbst war in der höchsten Gefahr, bis ihn seine Begleitung mit genauer Noth aus den dichten Feindeshaufen heraushieb. Drei Tage darauf (10. Oct.) erfochten Polen und Deutsche vereinigt einen herrlichen Sieg bei Parkany, der zwanzigtausend Feinden das Leben und der Pforte das wichtige Gran kostete, welches seit hundert und funfzig Jahren, nur mit kurzer Unterbrechung, in ihrem Besitz gewesen war. Nach diesem Siege gab auch der Kaiser dem Reichstage zu Regensburg förmliche Nachricht „von der bei Wien durch Cooperation der zum Succurs geschickten Völker erlangten ansehnlichen Victoria, wobei der Türken in viele tausend auf dem Platz geblieben, damit diejenigen Kurfürsten und Stände, welche dabei so treulich cooperirt, gebührende Consolation haben, und andere zu künftig

gleichmäßiger Nachfolge angefrischt werden möchten." Den Ungrischen Insurgenten wurde Amnestie verkündet, wenn sie die Waffen jetzt niederlegen wollten. Viele folgten dem Ruf des Kaisers, aber Tökeli beharrte auf dem Wege der Empörung und Gewalt, behandelte die zu Leopold Uebergetretenen als Rebellen und belagerte sie auf ihren Schlössern.

Auf die Kunde vom Entsatze Wiens, der Schlacht bei Parkany und dem Verlust Grans, sandte Sultan Mohammed den Oberstkämmerer Ghasassade Ahmedaga nach Belgrad, wo der Großvezir sein Winterquartier genommen hatte, mit dem Befehl dessen Kopf in Empfang zu nehmen. In der Nähe jener Stadt angelangt, theilt dieser seinen Auftrag im Geheim dem Janitscharenaga mit. Dieser beruft sogleich einige seiner zuverlässigsten Leute, erwartet Ahmedaga zu Belgrad in seinem Hause, begiebt sich mit ihm kurz vor Mitternacht (25. Dec. 1683) zum Großvezir und vollzieht den Befehl des Sultans auf der Stelle. Das Commando des Heeres gegen die Oesterreicher erhielt Ibrahim, genannt Scheitan (der Teufel); andere Schaaren unter dem Seraskier Soliman Pascha sollten in Polen einfallen. Aber dieser Wechsel der Anführer stellte das Glück der Osmanischen Waffen nicht wieder her. Obschon Johann Sobieskis tapfere Krieger, nun in der Moldau beschäftigt, den Oesterreichern nicht wieder zur Seite fechten konnten, nahm der Herzog von Lothringen dennoch Wisegrad, blieb in zwei Treffen Sieger, eroberte Pesth ohne Schwertstreich und eröffnete die Belagerung von Ofen, welches die Tartarische Besatzung indeß so hartnäckig vertheidigte, daß die Oesterreicher, obgleich sie bereits ein zum Entsatz heranrückendes Osmanisches Heer bei Hamsabeg geschlagen hatten, nach drei Monaten voll vergeblicher Anstrengungen unverrichteter Sache abziehen mußten (1. Nov. 1684). Eben so große Erfolge erkämpfte der tapfere Herzog Karl im nächsten Feldzuge, in welchem Neuhäusel erstürmt wurde, nachdem er drei Tage zuvor (16. August 1685) ein Türkisches Heer bei Gran geschlagen hatte; auf allen Seiten drangen die Oesterreicher vor, der Feldmarschall Lieutenant Schulz eroberte Kaschau und Eperies, die Hauptplätze des Fürsten Tökeli, und der Graf Caprara, der gegen den zweiten Vasallen der Türken, Michael Abassi, in Siebenbürgen eingedrungen war, konnte hier seine Winterquartiere nehmen. Im folgenden Jahre wurde Abassi genöthigt sich dem Kaiser zu unterwerfen, der seine Würde anzuerkennen und die Privilegien des Landes aufrecht zu erhalten versprach; auch die Russen

erklärten der Pforte den Krieg; Johann Sobieski drang in die Moldau und Walachei ein, und die Venetianer, schon seit zwei Jahren mit dem Kaiser verbündet, machten große Fortschritte auf Morea (s. u. S. 499). Auch der Wiener Hof hatte bedeutende Zurüstungen für diesen Feldzug getroffen; das eigene Heer war auf sechszigtausend Mann vermehrt worden, 8000 Brandenburger unter Schöning, eben so viel Baiern, 5000 Sachsen, 4000 Mann von den Ständen des Fränkischen und eben so viel von denen des Schwäbischen Kreises aufgebracht verstärkten dasselbe. Wie früherhin standen sämmtliche Truppen unter der Führung des Herzogs von Lothringen, der seine Operationen wiederum gegen das feste Ofen richtete, welches hundert fünf und vierzig Jahr unter der Herrschaft der Osmanen von diesen als der Schlüssel ihres Reichs im Westen betrachtet wurde. Wie das erste Mal wies die Tapferkeit der Besatzung alle Versuche der Kaiserlichen zehn Wochen lang zurück, bis es diesen am 2. September 1686 endlich gelang mit stürmender Hand die Wälle zu ersteigen. Alle in der Stadt befindlichen Türken wurden niedergemetzelt und unermeßliche Beute gewonnen. Diese wichtige Eroberung verlegte den Kriegsschauplatz weiter vorwärts gegen die Ufer der Drau, wo der Herzog am 12. August 1687 bei Mohacz den Türken eine große Niederlage beibrachte, auf demselben blutgetränkten Felde, wo König Ludwig von Ungern vor hundert ein und sechszig Jahren Sieg und Leben verloren hatte.

Den Schrecken, welcher nach diesem glücklichen Schlage vor den Waffen des Kaisers herging, und die Entkräftung der mißvergnügten Ungern durch das lange Kriegselend eilte der Wiener Hof zur völligen Unterwerfung derselben zu benutzen. Der Graf Caraffa, zum Gouverneur Oberungerns ernannt, errichtete ein Blutgericht zu Eperies, größten Theils aus Militärpersonen bestehend, in dem er selbst den Vorsitz führte und die Functionen des Anklägers und Richters zu gleicher Zeit ausübte. Der Ungrische Adel sollte, wie der Böhmische nach der Schlacht bei Prag, niedergedrückt und geschwächt werden. Alle, von denen man Kenntniß und Beweise aufrührerischer Gesinnungen hatte, so wie viele Andere, bei welchen man die letztern vermuthete oder voraussetzte, wurden auf die Tortur gespannt, geköpft, gerädert oder geviertheilt. Nachdem man durch solche Grausamkeiten den Trotz der aufsäßigen Nation hinlänglich gebeugt glaubte, berief der Kaiser einen Reichstag nach Presburg, auf welchem er von dem zahlreich gegenwärtigen Adel die Verzichtleistung auf das Wahlrecht seiner Könige so

wie auf das Insurrectionsrecht, welches den Ungern nach der goldenen Bulle Andreas II. (Th. V. S. 284) zustand, mit allem Nachdruck verlangte. Nach langen Streitigkeiten entsagten die stolzen Edelleute, durch die Furcht vor den österreichischen Regimentern, welche das ganze Land besetzt hielten, und dem Blutgericht zu Eperies bewogen, jenen beiden Privilegien, welche sie für die Hauptbollwerke ihrer Freiheit hielten. Ungern hörte von diesem Tage (31. Oct. 1687) auf ein Wahlreich zu seyn und erkannte die königliche Würde auf ewige Zeiten dem Habsburgischen Mannsstamm erblich zu. Darauf ward am 9. December der älteste Sohn des Kaisers, Erzherzog Joseph, obschon er erst neun Jahr zählte, zum Könige von Ungern gekrönt. Er leistete den gewöhnlichen Eid, die Freiheiten und Rechte des Landes aufrecht zu erhalten, aber mit dem Zusatz „wie sie der König und die im Reichstage versammelten Stände erklären würden." Die diese Feier begleitende Aufhebung des Blutgerichts zu Eperies, die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie für die Vergangenheit, mit Ausnahme Tökelis und derer, die ihm noch anhingen, so wie die Bestätigung freier Religionsübung für die Protestanten schienen die lang entbehrte Ruhe wieder in die Grenzen Ungerns zurückzuführen, wenn nicht der Krieg gegen die Osmanen noch längere Zeit fortgedauert hätte.

Nach der Niederlage bei Mohacz hatte das Türkische Heer Empörung wider den Großvezir Soliman erhoben, den es für den Urheber alles Unglücks hielt, und diesen zur Flucht genöthigt. Hiermit unbegnügt waren die Rebellen gegen Constantinopel gezogen, hatten den Sultan Mohammed vom Throne gestoßen, weil er unfähig sey in so schwerer Zeit das Reich zu verwalten, und seinen Bruder Soliman III. auf den Thron gesetzt. Diese Entfernung der Osmanischen Schaaren hatten die kaiserlichen Heerführer nicht unbenutzt gelassen. Der Herzog von Lothringen zwang die Siebenbürger (1688) dem Kaiser Leopold den Treueid als Könige von Ungern zu leisten und dessen Recht zur Bestätigung ihrer Fürsten anzuerkennen; der Graf Caraffa nahm Stuhlweissenburg und besetzte Peterwardein. So war den Oesterreichischen Truppen der Weg nach Belgrad geöffnet, jener Feste, welche die Heerstraße von Constantinopel nach Ungern beherrscht und sperrt, und der Kurfürst von Baiern Maximilian Emanuel begann alsbald mit dem kaiserlichen Hauptheer die Berennung dieser Stadt. Nachdem er sie drei Wochen lang aus vierzig großen Geschützen und funfzehn Mörsern hatte beschießen lassen, befahl er am 6. September einen allgemeinen

Sturm. Ein furchtbares Gemetzel entbrannte, da sich die Türken verzweifelt zur Wehr setzten, aber obgleich viele der ausgezeichnetsten Führer des kaiserlichen Heeres, der Fürst von Lichtenstein, zwei Grafen von Stahremberg und die Grafen von Scherfenberg, Fürstenberg und Thurn im Handgemenge den Heldentod starben, ja Prinz Eugen von Savoyen und der Oberbefehlshaber, die unter den Vordersten kämpften, selbst verwundet wurden, erstiegen die Oesterreicher dennoch die Wälle und hieben die ganze Besatzung, noch neuntausend Mann, in Stücken. Die Thaten dieses Feldzugs schloß die Einnahme des Castells von Munkats durch eine Abtheilung des kaiserlichen Heeres, in welchem sich Helene Zrini, die Gemahlin Tökelis, drei Jahre lang heldenmüthig vertheidigt hatte. Sie wurde nach Wien gebracht, und einige Zeit nachher gegen einen von ihrem Gatten gefangenen General ausgewechselt, worauf sie sich zu diesem begab, der noch immer den Osmanischen Roßschweifen folgte.

Ganz Ungern, bis an seine uralten Grenzen von den Türken gesäubert, gehorchte nunmehr dem Kaiser Leopold, der noch vor wenigen Jahren in der eigenen Hauptstadt bedrängt, jetzt seiner Seits siegreiche Schaaren gegen die inneren Länder des Türkischen Reichs aussenden konnte. Doch faßten die Osmanen bessere Hoffnung für den Fortgang des Krieges, als ihnen die Französischen Botschafter mittheilten, ihr Herrscher sey dem Kaiser mit großer Heeresmacht ins Land gefallen und bedränge ihn vom Westen her. Aber auch diesmal täuschten sie ihre Erwartungen. Der Seraskier Redschebpascha wurde von dem Markgrafen Ludwig von Baden im Lager von Batudschina überfallen und geschlagen, und verlor seine ganze Artillerie, zweihundert Geschütze, nebst sämmtlichen Kriegsvorräthen (30. Aug. 1689). Von dem Sieger verfolgt, sah er sich in seinen verschanzten Linien bei Nissa, wo er an sechzigtausend Mann versammelt hatte, am 24. September zum zweiten Mal angegriffen und überwältigt, obgleich der Markgraf kaum zwanzigtausend Krieger unter seinem Befehl hatte. Der Fall von Nissa und Widdin folgte diesem unglücklichen Treffen. Endlich wendete die Einsicht und Kriegskunde des neu ernannten Großvezirs Mustapha Köprili, des früher erwähnten Achmets Bruder, den Osmanischen Waffen wieder einige Lichtblicke des Glückes zu. Nissa wurde zurück erobert, und als, nachdem der Großvezir die Belagerung von Belgrad eben eröffnet hatte, eine Bombe das Pulvermagazin der Festung anzündete, und dieses mit ungeheurem Krachen die Häuser und Ver-

schanzungen in weitem Umfang in die Luft sprengte und über tausend Mann von der Besatzung tödtete, gelang es den Türken mit stürmender Hand über die Wälle zu dringen. Die kaiserliche Besatzung, 10,000 Kriegsleute, ward niedergehauen bis auf sechshundert, denen es glückte auf einigen Schiffen, mit denen sie die Donau hinaufeilten, zu entkommen. Zu derselben Zeit drang Tököli mit sechzehntausend Mann in Siebenbürgen ein. Michael Abaffi war gestorben, und Sultan Soliman hatte ihn zu dessen Nachfolger ernannt, während Leopold dem Sohn des erstern die Herrschaft zugesichert hatte. Der General Heister, der sich Tökelis Fortschritten entgegenstellte, wurde von diesem entscheidend geschlagen, und selbst mit achtzehn Generalen und Officieren gefangen genommen (21. Aug. 1690). Triumphirend zog der Sieger in Hermanstadt ein, aber sein Reich in Siebenbürgen dauerte nicht allzu lange; im October des folgenden Jahres ward er von dem Markgrafen von Baden wieder aus dem Lande getrieben. Auch der Siegeslauf Köprili Mustaphas war inzwischen bereits gehemmt worden. Mit hunderttausend Mann der schönsten Truppen war er im Frühjahr ins Feld gezogen, und hatte sich bei Semlin stark verschanzt. Markgraf Ludwig von Baden, der sechs und sechzigtausend Streiter gegen ihn heranführte, fand die Stellung unangreifbar, und ging auf Salankemen zurück. Allein Köprili Mustapha hatte beschlossen ihn zu vernichten und warf sich, wie es heißt, auf den Rath Französischer Officiere, die ihn begleiteten, durch Gewaltmärsche in des Gegners Rücken, zwischen Salankemen und Peterwardein, wo die Oesterreicher ihre Magazine hatten. Der Markgraf von Baden verschob den unvermeidlichen Angriff nicht, und befahl den Sturm auf die in Eil verschanzten Türkischen Linien, als die Sipahi, ihre Schutzwehren verlassend, seinen Truppen schon entgegensprengen (19. Aug. 1691). Einige Bataillone werden zusammengehauen, andere leiden den größten Verlust, aber die übrigen halten nicht allein den wilden Angriff aus, sondern dringen auch muthig vorwärts, obgleich das Feuer des Feindes aus den Verschanzungen ihre Reihen furchtbar lichtet, und nun ergreift die Osmanischen Schaaren Furcht und Schrecken. Da stürzt der Großvezir selbst den Säbel in der Faust auf den Feind, die Seinen mit neuem Muth zu erfüllen, als eine feindliche Flintenkugel ihn todt vom Roß herabwirft. So erkämpfte Ludwig von Baden seinen glorreichsten Sieg, sechs und zwanzigtausend Osmanische Leichname bedeckten das Schlacht-

feld, hundert und funfzig Geschütze waren erbeutet. Indeß hatten auch die Oesterreicher zwölftausend Mann verloren.

Weniger glänzend waren die Feldzüge der nächsten Jahre, da der Kaiser genöthigt war seine Hauptkraft am Rhein gegen die Franzosen zu verwenden, wohin auch Ludwig von Baden abgerufen ward (o. S. 346). Dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, dem zweiten Sohn des beim Entsatz von Wien genannten Johann Georgs III., der den Oberbefehl über die kaiserliche Armee in Ungern erhielt, fehlten wahrer Feldherrngeist und Kriegserfahrung, Mängel, welche durch seine persönliche Tapferkeit nicht ersetzt werden konnten. Die Entscheidung des bereits vierzehn Jahre fortdauernden Kampfes führte endlich der Prinz Eugen von Savoyen herbei, der zuerst als Freiwilliger in der Schlacht am Kahlenberge in den Oesterreichischen Reihen gekämpft hatte und seitdem durch glänzende Waffenthaten in Ungern, Italien und Deutschland bis zum Generalfeldmarschall emporgestiegen war. Sultan Mustapha II., der vor zwei Jahren die Zügel der Regierung ergriffen hatte, erschien 1697 selbst im Felde, und wollte, nachdem er vergeblich versucht den Prinzen aus seinem Lager bei Peterwardein zu locken, bei Zenta über die Theiß zurück nach Temeswar ziehen, um von dort in Oberungern und Siebenbürgen einzufallen. Kaum von diesem Vorhaben des Feindes unterrichtet, beschleunigte Eugen den Marsch seines Heeres, das rechte Ufer der Theiß entlang, um die Osmanen wo möglich vom Uebergange abzuhalten oder während desselben anzugreifen. Am 11. September um zwei Uhr Nachmittags erreichte er die Gegend von Zenta; schon war der Sultan mit dem größten Theil des schweren Türkischen Geschützes nebst dem Gepäck auf die linke Seite des Flusses hinübergegangen, die Reiterei bedeckte eben in dichten Zügen die Brücke, aber das Fußvolk Mustaphas war noch diesseits und hier durch zwei im Halbkreis aufgeworfene Wälle gedeckt. Den günstigen Augenblick zu benutzen, befahl Eugen seinen Truppen den Angriff. Aber die Entwickelung der Marschcolonnen erforderte noch beinahe zwei Stunden, während welcher Zeit die Türken unentschlossen und planlos sich völlig ruhig verhielten, obgleich der Aufmarsch der Oesterreicher nur in Kanonenschußweite von ihren Verschanzungen geschah, und ein jetzt begonnener, einsichtig geleiteter und mit Nachdruck ausgeführter Angriff das kaiserliche Heer augenscheinlich in die größte Gefahr bringen mußte. Erst um vier Uhr ging die nun geordnete Schlachtlinie Eugens gegen die Türkischen Verschanzungen vor, wäh-

rend seine Artillerie von beiden Flügeln her ihre Geschosse vornehmlich auf die Brücke richtete, über welche sich jetzt Reiterei und Fußvolk in wilder Verwirrung drängten. Der linke Flügel des kaiserlichen Heeres, vom Grafen Bussy Rabutin geführt, brach rechts einschwenkend zuerst an der Stelle ein, wo die Wälle der Türken an den Fluß stießen, während das Centrum dieselben von vorn erstieg. Von allen Seiten bedrängt, zum Theil abgeschnitten, stürzten sich die Schaaren der Türken angstvoll und betäubt in die Fluthen der Theiß. Bis zur Dunkelheit dauerte das Gemetzel, in welchem fünf und zwanzig tausend Osmanen ihren Tod fanden. „Es war, sagt Eugen in seinem Bericht an den Kaiser, als ob die Sonne zögerte unterzugehen, um den Triumph der kaiserlichen Waffen zu sehen und mit ihren Strahlen heller zu beleuchten.“ Der Sultan erblickte vom jenseitigen Ufer die Flucht und das Verderben der Seinen, und entwich in Schrecken und Verzweiflung nach Temeswar (11. Sept. 1697). Am folgenden Morgen, dem vierzehnten Jahrestag der Schlacht am Kahlenberge, rückten die kaiserlichen Truppen über den Fluß in sein verlassenes Lager, wo sie das ganze Geschütz und Gepäck, auf neuntausend Wagen und sechzigtausend Kameele geladen, erbeuteten. Der Großvezir mit vielen anderen Paschas und angesehenen Türken war geblieben.

Dieser glorreiche Sieg bewegte den Fürsten von Siebenbürgen Michael Abaffi II., da jede Hoffnung auf Unterstützung der Türkischen Macht, durch welche sich seine Vorfahren gegen die Habsburgischen Herrscher aufrecht erhalten hatten, nunmehr für alle Zeit verschwunden schien, gegen den Titel eines Reichsfürsten, jährliche Pension und Güter in Oesterreich, seine Würde dem Kaiser im Jahre 1699 zu übergeben. So wurde Siebenbürgen, nachdem es seit Johann Zapolya unabhängige Regenten gehabt, wieder mit Ungern vereinigt; doch wird das Land bis auf den heutigen Tag von abgesonderten Behörden verwaltet. Auch die Pforte sah sich durch den unglücklichen Feldzug des Jahres 1697 genöthigt Friedensunterhandlungen zu eröffnen, die am 26. Januar 1699 zum Abschluß des Carlowitzer Friedens führten. Der Kaiser blieb durch denselben im Besitz der von seinen Feldherren eroberten Länder und Provinzen. Es waren vor allen die Städte Ofen, Pesth und Stuhlweissenburg nebst funfzehn Ungrischen Comitaten, außerdem die Provinzen Slavonien und Sirmien. Zu gleicher Zeit wurden die Friedenstractate zwischen der Pforte einer Seits, und den Polen, Russen und Venetianern anderer Seits unterzeichnet.

Dem Grafen Tököli wies Sultan Mustapha II. in Kleinasien Güter zu seinem Unterhalte an. Er starb 1705 zu Konstantinopel.

So glänzend ging Leopold aus einem Kampf, der so verderblich und gefährdrohend für ihn begonnen hatte, und wenn Oesterreich auch zu derselben Zeit der neu erstandenen Französischen Macht gegenüber am Rhein im Nachtheil blieb, so hatte es doch hierfür den bedeutendsten Ersatz in dem Gewinn, die Herrschaft über die widersetzlichen Ungrischen Magnaten befestigt, die Macht des Erbfeindes an der Donau gebrochen, dessen Siegeslauf für immer gehemmt und ihm die seit dem Zuge Solimans II. gegen Wien, länger als hundert und funfzig Jahre besessenen Hauptstädte und Gebiete Niederungerns, unterstützt von allen von der Pforte bedrohten Europäischen Mächten, durch ruhmwürdige Anstrengungen entrissen und das Uebergewicht der Osmanen im Osten vernichtet zu haben.

---

10. Die Deutsche Litteratur im siebzehnten Jahrhundert.

Unter den Blutströmen und Verheerungen des heillosen Krieges, der die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts für Deutschland einnimmt, konnten Wissenschaften und Künste weder bedeutende Förderung noch sicheres Gedeihen finden, aber dennoch war es gerade in dieser Zeit, wo für die Deutsche Poesie durch Martin Opitz von Boberfeld eine neue Epoche begann. Er war 1597 zu Bunzlau geboren und starb 1639 an der Pest, welche mit der Kriegsnoth vereint damals die Gauen Deutschlands verheerte. Seine Aufmerksamkeit wendete sich von Anfang besonders auf die Sprache und den Versbau, und seine Anstrengungen hatten in dieser Beziehung einen so glücklichen Erfolg, daß er als der eigentliche Schöpfer der heutigen metrischen Form der Deutschen Dichtkunst zu betrachten ist. Am gelungensten sind seine lyrischen Gedichte; in den didaktischen, die er hinterlassen hat, betrachtet er die Poesie nur als Einkleidung der zu Grunde gelegten moralischen Wahrheiten. Im Allgemeinen ist der Charakter seiner Dichtungen als ernst, männlich und kräftig zu bezeichnen. Seine zahlreichen Nachahmer, zu welchen auch der bekannte Simon Dach gehört, werden in der Litteraturgeschichte unter dem Namen der Schlesischen Dichterschule zusammengefaßt, obgleich bei weitem nicht alle diejenigen, die in Opitz Manier dichteten, geborene Schlesier waren. An Phantasie und Innigkeit wird Opitz

bei weitem von seinem Zeitgenossen Paul Flemming übertroffen (geb. zu Hartenstein im Voigtlande 1609, gest. zu Hamburg 1640), dessen Lieder durch jugendliche Frische und lebhaften Natursinn bedeutenden Werth haben. Auch Friedrich von Spee, der als Jesuit 1635 zu Köln starb, und Angelus Silesius oder Scheffler (gest. zu Breslau 1677) haben in ihren lyrischen Gesängen Denkmale ausgezeichneten Talents und tiefen Gefühls in reiner und wohlklingender Sprache hinterlassen. Als dramatischen Dichter haben wir hier noch Andreas Gryphius zu erwähnen (geb. 1616 zu Glogau, gest. 1664). Er hatte von den Werken der Alten namentlich die Römer gelesen, und hielt sich, wie die ersten Französischen Tragiker, vorzugsweise an Seneca. Auch die starre mißverstandene Anwendung der Aristotelischen Regeln über die Einheit der Zeit und des Raumes theilt er mit jenen, ohne aber durch wahrhaft poetischen Gehalt, durch Rhetorik und Schwung der Phantasie für diese Mängel zu entschädigen. Gryphius Dichtungen sind über alle Maßen breit und gedehnt, und nur zu häufig fällt er ins Platte und Gemeine. Er hat eine große Menge von Lust- und Trauerspielen hinterlassen, fast sämmtlich in Alexandrinern gedichtet. Auch Karl Stuarts unglückliches Schicksal und seine Hinrichtung hat er zum Gegenstande eines Trauerspiels gemacht. Die humoristische Seite der Poesie fand einen geschickten und launigen Vertreter an Lauremberg, von dessen vornehmlich gegen die einreißende Nachahmungssucht des Ausländischen gerichteten Satiren wir schon oben einige Proben mitgetheilt haben.

Nach dem Muster der Italienischen und Französischen Akademien traten auch in Deutschland gelehrte Gesellschaften zusammen, um die Ausbildung der vaterländischen Sprache und Dichtkunst zu fördern und sie vor der immer zunehmenden Verderbniß und Mengerei mit Französischen Worten zu bewahren. Die bedeutendste dieser Verbindungen war die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden, welchen Harsdörfer (gest. 1658) und Johann Klay im Jahre 1644 zu Nürnberg stifteten. Wenn aber die Nachfolger Opitzens bei manchen Fehlern doch im Ganzen durch das Unglück ihrer Zeit zu einer gewissen inneren Stärke und Männlichkeit, zu dem Bewußtseyn der auf sich ruhenden Kraft des Individuums geführt wurden, so suchten die Pegnitzschäfer keines Weges in solcher stoischen Gesinnung ihre Ruhe und Befriedigung, sondern auf der entgegengesetzten Seite in sentimentaler Weise durch Erweckung sanfter Gefühle und Regungen. Jedoch wurde

ihre Poesie hierdurch nur allzu tändelnd, süßlich und über alle Maßen mattherzig.

Diese Schule ist als Uebergang zu einer spätern Richtung zu bezeichnen, welche sich von Opitz noch weiter entfernte, und einen Geschmack geltend machte, der sich in Schwulst, Bombast, Ueppigkeit und übertriebenem Spiel mit Gegensätzen gefiel, und die Manier des Marini (Thl. VIII. S. 62) noch zu überbieten strebte. Zwei Schlesier, Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Caspar von Lohenstein, Männer, denen es gar nicht an poetischem Talent fehlte, die aber leider eine solche Manier für einen Fortschritt der Kunst hielten, gaben diesen Ton an und fanden zahlreiche Bewunderer und Nachahmer. Diejenigen, welche endlich das Unnatürliche und Verkehrte dieses Bestrebens fühlten, verfielen, um ihm zu entgehen, in eine ganz platte, fade, nüchterne, wäßrige Reimerei, die noch kläglicher und widerwärtiger ist, als jener Schwulst. Noch schlimmer stand es mit der Prosa, die sich bei weitem nicht so großer Pflege als die Poesie zu erfreuen hatte. Sie entfernte sich von Luthers Kraft und kerniger Einfachheit immer weiter, wurde holprig, schleppend und steif, und das Eindringen der Französischen Sprache übte einen so schlimmen Einfluß, daß sie sich gegen das Ende des Jahrhunderts immer mehr in Uebertreibung, geistlose Breite und Ungelenkigkeit verlor.

Dagegen fanden die Wissenschaften in der zweiten Hälfte unseres Zeitraums würdigere Vertretung und Förderung. Zuerst haben wir einen Mann zu nennen, der unter den größten Geistern, welche jemals gelebt haben, einen der ersten Plätze einnimmt. Gottfried Wilhelm, geboren zu Leipzig den 23. Junius (a. St.) 1646, war der Sohn des dortigen Professors der Moral, Friedrich Leibnitz, und einer vortrefflichen Mutter, die ihn, da er den Vater schon im sechsten Jahr verlor, zu allem Guten anhielt. Die Wißbegierde, welche sich schon früh in dem Kinde äußerte, war durch nichts zu stillen noch zu ermüden. Schon als Knabe studirte er den Livius für sich allein und wußte den Virgil auswendig. Jakob Thomasius, der Vater des nachher zu erwahnenden Gelehrten, ward sein liebster Lehrer; beide wetteiferten, wer am längsten ausdauern könne, der eine im Lehren oder der andere im Zuhören. Er las fast die ganze Büchersammlung seines Vaters durch, machte Lateinische Verse, und war schon ein Wunder von Gelehrsamkeit, als er im funfzehnten Jahre die Universität bezog. Er studirte in Leipzig und Jena, hörte die Mathematiker und Rechtslehrer, las die Griechi-

schen Philosophen für sich, behielt Alles, durchdachte Alles, nahm an Allem Antheil und fühlte sich nie gesättigt. Im achtzehnten Jahre ward er in Leipzig Magister der Philosophie, und im zwanzigsten in Altdorf Doctor der Rechte. Als er von da durch Nürnberg reisete, wo eine geheimnißvolle Gesellschaft von Goldmachern sich aufhielt, las er in der Eil einige alchymistische Bücher, und schrieb in der Sprache dieser Grillenfänger einen Brief, der sie so neugierig machte, daß sie ihn freiwillig in ihre Gesellschaft aufnahmen, wo er sich dann von den Thorheiten dieser Leute zur Genüge unterrichtete. Um dieselbe Zeit kam der Kurmainzische Minister Boyneburgk nach Nürnberg. Dieser traf den jungen lebhaften Doctor zufällig an der Gastwirthstafel, und erstaunte über die Klarheit und Gründlichkeit, mit welcher derselbe von den verschiedenartigsten Dingen zu sprechen wußte. Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß Leibnitz 1667 an den Hof des Kurfürsten von Mainz, des mehrfach erwähnten Johann Philipp von Schönborn, berufen ward, wo er, zum Kanzleirevisionsrath ernannt, in diplomatischen Geschäften die wichtigsten Dienste leistete, und Gelegenheit fand, seinen patriotischen Eifer für die Selbständigkeit und Ehre des Deutschen Vaterlandes in mehreren Denkschriften auszusprechen. Unter diesen ist besonders ein Bedenken auszuzeichnen, welches er im Jahre 1670, als Ludwig XIV. seinen großen Angriff gegen die Niederlande vorbereitete, unter dem Titel „welcher Gestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich auf festen Fuß zu stellen" abfaßte. Aber die Thätigkeit für den Staat nahm bei weitem nicht alle Kräfte dieses reichen Geistes in Anspruch. Bald erschien eine mathematische, bald eine philosophische, bald eine naturwissenschaftliche, bald eine geschichtliche Untersuchung von Leibnitz. Keine war ohne neue Ideen, die wie aus einer unerschöpflichen Fülle nur hingeworfen schienen, denn es war seinem Genius beschieden fast alle Wissenschaften mit neuen Entdeckungen zu bereichern. Im Jahre 1672 erhielt er Gelegenheit, nach Paris, und im folgenden Jahre nach London zu gehen. Huygens, der Erfinder der Pendeluhren und Entdecker der Trabanten des Saturn (1629—1695), der aus Holland nach Paris berufen war, nahm ihn dort, so wie der berühmte Newton, von dem später die Rede seyn wird, in der letztgenannten Stadt mit der größten Achtung auf. Beide große Entdecker fanden in diesem jungen Deutschen einen Mann, der längst von selbst und für sich ihrer beider Wege gegangen war; wie denn Leibnitz in der That mit Newton zu

gleicher Zeit, aber auf ganz verschiedenen Wegen, die Rechnung des Unendlichen gefunden hat. An beiden Orten suchten die gelehrtesten Männer ihn festzuhalten, und beider Akademien nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er aber kehrte 1676 über Holland nach Deutschland zurück, und trat als Bibliothekar in die Dienste des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, da unterdeß sowohl der Kurfürst von Mainz als auch sein Gönner Boyneburgk gestorben waren. In Hannover setzte er seine Thätigkeit fort. Mit den staatsrechtlichen und geschichtlichen Ausführungen, die er für seinen neuen Herrn und dessen Nachfolger Ernst August abfaßte, wechselten chemische, mathematische und theologische Untersuchungen ab. Er machte neue Beobachtungen über den Phosphor, that gründliche Vorschläge zur Verbesserung der Uhren, der Wagen, zur Wegschaffung des Grubenwassers in den Bergwerken, und gab Folianten von Urkunden zur Landesgeschichte aus den Hannöverischen Archiven und der Wolfenbüttelschen Bibliothek heraus. Seine Schriften sind fast sämmtlich in Lateinischer oder Französischer Sprache abgefaßt. Er schlief wenig, und arbeitete gewöhnlich bis um zwei Uhr nach Mitternacht. Zum Essen hatte er keine bestimmte Zeit; wenigstens unterbrach er deshalb nie eine Arbeit, sondern ließ erst dann auftragen, wenn er von Hunger erschöpft war. Um so wenig als möglich von seinem Magen gestört zu werden, fand er sich mit demselben am liebsten kurz vor dem Schlafengehen ab. Bei Arbeiten, die ihn sehr lebhaft beschäftigten, legte er sich gar nicht zu Bett, sondern schlief ein paar Stunden im Lehnstuhl, und fuhr dann beim Erwachen sogleich wieder fort, so daß er zuweilen auf diesem Stuhle Monate lang fast ohne aufzustehen gearbeitet hat. Das Feuer seines Geistes theilte seinem Körper die Kraft mit, dergleichen Unregelmäßigkeiten zu ertragen. Er las unglaublich viel, eignete sich Alles an, und verarbeitete es sogleich zu neuen Verbindungen. Was ihm beim Lesen einfiel, zeichnete er kurz auf, allein sein ungeheures Gedächtniß überhob ihn der Mühe es wieder anzusehen. Die Schnelligkeit und die Tiefe seines Geistes waren gleich bewundernswürdig. Fast beim ersten Blick durchschaute er die verworrensten Gegenstände, hielt sie fest, und setzte sie in größter Klarheit auseinander. In den schwindelnden Höhen der Differentialrechnung wie in den Tiefen der speculativen Philosophie war er auf gleiche Weise zu Hause, und in ganz fremden Wissenschaften fand er sich in wenigen Wochen zurecht. Bei dem Allen wirkte er nicht bloß vom Studierzimmer aus; seine Reisen hatten ihn auch für den Umgang

und das praktische Leben gebildet, und die größten Fürsten seiner Zeit suchten ihre Ehre darin, ihn an ihren Höfen zu sehen und festzuhalten. Auf einer Reise, die er auf Kosten seines Herrn 1688 und 89 durch Deutschland und Italien machte, um Archive und Klosterbibliotheken zum Behuf der Geschichte des Hauses Braunschweig zu durchsuchen, ward er überall mit der größten Auszeichnung empfangen. Ernst August, nunmehriger Kurfürst von Hannover, ernannte ihn 1696 zu seinem geheimen Justizrath und Historiographen, mit dreizehnhundert Thalern Gehalt, freier Equipage und Bedienten; der Herzog von Wolfenbüttel gab ihm jährlich sechshundert Thaler; der Zar Peter der Große, der ihn 1711 in Torgau kennen lernte, fand so viel Behagen an ihm, daß er ihm ebenfalls den Titel eines Justizraths schenkte und ihm ein Gehalt von tausend Albertsthalern aussetzte. Kaiser Karl VI. wollte nicht zurückbleiben; er erhob ihn in eben dem Jahre, auf Vorstellung des Herzogs Anton Ulrich von Wolfenbüttel, in den Reichsfreiherrnstand, und fügte ein Jahrgeld von zweitausend Reichsgulden hinzu.

Im Jahre 1700 hatte sich Leibnitz nach Berlin begeben, um dort, auf Betrieb der liebenswürdigen und geistreichen Kurfürstin Sophie Charlotte, der Gemahlin Friedrichs III. von Brandenburg, die Societät der Wissenschaften einzurichten, welche unter dem veränderten Namen der Akademie der Wissenschaften sich noch heute der höchsten Blüthe erfreut, und durch die Ausdehnung, welche dieser Anstalt gleich bei ihrer Stiftung gegeben wurde, schon damals die reichsten Früchte für Pflege und Verbreitung des wissenschaftlichen Geistes in Deutschland trug. Auch blieb Leibnitz als Präsident fortdauernd für dieselbe thätig, so wie er auch in der Folge stets einen lebhaften Briefwechsel mit Sophie Charlotte unterhielt, in welchem die tiefsten Fragen erörtert und die höchsten Probleme der Erkenntniß besprochen wurden. Die nunmehrige Königin von Preußen (seit 1701) fand in Leibnitzens Erklärungen oft neue Schwierigkeiten, wogegen dieser ihr vorhielt, daß sie das Warum des Warum wissen wolle. Bayles Werke, welche die Königin eifrig studirte und dessen Zweifel sie widerlegt zu sehen wünschte, führten zu gründlichen Erörterungen über Religion und göttliche Weltregierung, und aus den über diese Gegenstände mit der Königin gewechselten Briefen entstand Leibnitzens hoch gepriesenes Werk, die Theodicee, in welcher er seine Ansichten über jene Probleme in popularer Weise ausgesprochen hat. Im Jahre 1713 ging Leibnitz nach Wien,

um dort eine ähnliche Verbindung der Gelehrten zu stiften; allein die Jesuiten widersetzten sich dem aus aller Macht. Seine Entschädigung war die Ehre, die ihm der Kaiser selbst und noch mehr der berühmte Prinz Eugen bewies, der mit der Lernbegier eines jungen Schülers seine Unterhaltung suchte.

In seinen späteren Jahren hatte Leibnitz viel von Gichtanfällen zu leiden, gegen welches Uebel er im Sommer 1716 zu Pyrmont Hülfe suchte, wo er abermals mit dem Zar Peter zusammentraf. Er kehrte gestärkt zurück, reisete noch nach Halle, um sich mit dem dortigen berühmten Professor Wolf über Verschiedenes zu besprechen, erlag aber bald nach seiner Rückkehr nach Hannover der Uebermacht der Krankheit, deren Schmerzen er bis zum letzten Augenblick durch geistige Thätigkeit hatte zerstreuen wollen. Er starb in seinem Lehnstuhl, nachdem er so eben die Feder aus der Hand gelegt hatte, am 14. Nov. 1716 im ein- und siebzigsten Lebensjahre.

Leibnitz ist, neben seinen ausgezeichneten Verdiensten für die Mathematik, die Naturwissenschaften und die Geschichte, als der Begründer der eigenthümlichen Deutschen Philosophie zu betrachten, nachdem schon funfzig Jahre vor ihm Jakob Böhme, ein Schuster zu Görlitz, (1575—1624) das Wesen der Welt und der Gottheit in tiefen, aber verwirrten Vorstellungen zu begreifen versucht hatte. Indeß schlossen sich Böhmes Bestrebungen mehr an die frühere Richtung der religiösen Mystik in Deutschland. Auch Leibnitz hat seine Ansichten und Gedanken nicht als vollendetes und ausgearbeitetes Lehrgebäude hingestellt, sondern sich begnügt, in vielen einzelnen Schriften und Aufsätzen seine Principien an besonderen Gegenständen zu entwickeln und zu erklären. Im Gegensatz zu des Cartes Lehre, welche Denken und Seyn scharf trennte, so wie in nicht minderem Widerspruch zu Spinozas Ansichten, der das Seyn hervorhob und alles Vorhandene auf die eine göttliche Substanz und deren Modificationen zurückführte, wovon weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird, legte Leibnitz die Ansicht vom individuellen Daseyn der einzelnen Gegenstände seinem Philosophiren zum Grunde. Aus der Existenz zusammengesetzter Dinge oder Erscheinungen folgerte er die Existenz einfacher für sich bestehender Substanzen, die er Monaden nannte. Diese Monaden, sagt er in seinen Principien der Philosophie, sind nicht materiell oder ausgedehnt, sie entstehen auch nicht oder vergehen auf eine natürliche Weise, sondern können nur durch eine Schöpfung Gottes anfangen. Sie haben

gewisse Qualitäten und innere Thätigkeiten an und für sich, sind einfach in sich beschlossen, und ihr individuelles Leben, welches zugleich die gemeinsame Einheit aller Monaden ist, äußert sich als Perception, d. h. bewußtlose Vorstellung und Trieb. Wo nun nicht bloß Perception, sondern auch Unterscheidung und Bewußtseyn vorhanden ist, da ist neben dem natürlichen Leben auch auf Beseelung zu schließen, und die bloß percipirenden Monaden sind von den selbstbewußten nur durch den stufenweisen Gradunterschied der Deutlichkeit getrennt. So vereinigte Leibnitz, von der Grundansicht ausgehend, daß Alles, was wahrhaft ist, ein inneres, eigenthümliches, sich selbst zeugendes Leben habe, in jeder einzelnen Monade das Seyn und Denken, das Ideale und Reale. Die materiellen Gegenstände sind nach seiner Meinung nichts Anderes, als percipirende Monaden im Zustande der mindesten Thätigkeit, die nur in geringem Maaße zum Trieb gelangen, und zur Herstellung der unorganischen Körper nur äußerlich durch den Raum verbunden sind. In den beseelten Körpern dagegen hat eine Monade die Herrschaft über die übrigen, und die einzelnen Glieder des organischen Körpers haben unter der höchsten auch wieder vorwaltende Monaden.

Die Erkenntniß der Wahrheit beruht nach Leibnitz vornehmlich auf dem Princip, daß Alles seinen zureichenden, d. i. nothwendigen Grund haben müsse. Dieser zureichende Grund der Welt ist Gott, der Urquell alles Seyenden und alles Möglichen; von ihm gehen alle Monaden aus, wobei sich Leibnitz in einen Widerspruch verwickelte, indem er andrerseits auch die Monaden ganz selbständig gesetzt hatte. Die Verbindung dieser für sich abgeschlossenen Individuen, das Princip ihres Zusammenhanges und ihrer Zusammenstimmung verlegte er ebenfalls in Gott, der ihnen ihre Beziehung und ihr Verhältniß zu einander zum Besten der Welt vorher festgesetzt habe. Diese Einrichtung, vermöge deren Alles so geordnet ist, daß die ursprünglichen Veränderungen, die sich in einer Monade entwickeln, den Verhältnissen und Veränderungen der anderen entsprechen, nannte Leibnitz die prästabilirte Harmonie. In nicht minderm Grade als die Endursachen und Substanzen alles Daseyns erregten die Erscheinungen der sittlichen Welt die Aufmerksamkeit unsers tiefen Forschers. Er versuchte in der Theodicee den Gedanken durchzuführen, daß Gott unter den unendlich möglichen Welten die beste ausgewählt habe; daß das Uebel aber nicht fehlen konnte, weil die Erde und der Mensch endlich seyn

sollten, die Endlichkeit aber das Uebel selbst ist. Gott will das Uebel an und für sich nicht, aber es ist zuweilen die einzige Bedingung des Guten. Der Wille des Menschen ist frei, denn wenn Gott auch Alles vorhersieht, so hebt dies die Freiheit des Handelns nicht auf, und die Einzelnen wählen das ewig zuvor Bestimmte nur in Folge der eigenen Selbstbestimmung.

Ein etwas jüngerer Zeitgenosse Leibnitzens war Christian Thomasius, geboren den 1. Januar 1655, gleichfalls Sohn eines Leipziger Professors, der sich um die Geschichte der Philosophie nicht unbedeutende Verdienste erworben hatte; und selber schon als Jüngling ein würdiger Lehrer in seiner Vaterstadt. Er schrieb 1688 die erste Deutsche Zeitschrift unter dem Titel: Lustiger und ernsthafter Monatsgespräche erster Theil. Sowohl in dieser als in seinen Vorlesungen über Ethik und Politik erlaubte er sich mehrere Aeußerungen, besonders über theologische Gegenstände, die für jene Zeiten sehr kühn waren. Er war ein Feind des alten Aristotelisch-scholastischen Philosophirens, nicht minder aber erklärte er sich gegen des Cartes Lehre und suchte vorzugsweise die praktische Seite der Philosophie hervorzuheben. Seine Freimüthigkeit zog ihm zuerst die Verfolgung der Leipziger Theologen und endlich gar die Landesverweisung zu. Als er 1690 aus den Thoren seiner Vaterstadt wandern mußte, ward, dem „Irrlehrer" zum Schimpfe, das Armesünderglöckchen geläutet. Allein er hatte den Trost, daß einige hundert Studirende ihm freiwillig in die Verbannung folgten. Mit ihnen ging er nach Halle, erbat sich in der damals dort befindlichen Ritterakademie einen Hörsal, und setzte daselbst seine Vorlesungen über Logik, Moral, Naturrecht u. s. w. mit großem Beifall fort. Daß er dieselben in Deutscher Sprache hielt, welches vor ihm noch nie auf einer Deutschen Universität geschehen war, vermehrte nur die Zahl seiner Zuhörer. Sein Ruf erneuerte am Berliner Hofe einen längst gefaßten Plan, zu den drei Landesuniversitäten (Königsberg, Frankfurt und Duisburg, welche letztere Kurfürst Friedrich Wilhelm im Jahre 1655 gestiftet hatte), noch eine vierte zu errichten. Dazu ward nun Halle ausersehen. Thomasius fuhr fort, als ordentlicher Lehrer der Rechte, und in der Folge als Rector der Universität, der neuen Pflanzung Ruf zu verschaffen. Auch Auswärtige klärte er durch seine kräftig ergreifenden Deutschen Schriften auf. Seine Hauptverdienste sind, daß er zuerst den Unsinn der Hexenprocesse mit siegender Klarheit ins Licht gestellt, und den jungen Gelehr-

ten das Beispiel gegeben hat, ihre Muttersprache neben dem bisher allein gebräuchlichen Latein zur Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände auszubilden, um hierdurch den Vorwurf unwissender Ausländer, als ob dieselbe zum Ausdruck edlerer Begriffe zu plump und ungelenk sey, von ihr abzuwälzen. Er starb allgemein verehrt, am 23. September 1728.

Neben Leibnitz und Thomasius haben wir als dritten noch einen berühmten Rechtslehrer zu erwähnen. Samuel von Pufendorf war 1632 in Sachsen geboren und hatte in Leipzig und Jena Jurisprudenz, Philosophie und Mathematik studirt. Mit reichen Kenntnissen ausgerüstet bestieg er 1661 den akademischen Lehrstuhl zu Heidelberg und führte zuerst das Staatsrecht in die Reihe der bisherigen Disciplinen ein. Sieben Jahre darauf trat er in Schwedische Dienste, die er späterhin mit Brandenburgischen vertauschte. Er starb 1694 als geheimer Rath zu Berlin. Außer mehreren ausgezeichneten historischen Werken über die Thaten der Kurfürsten Friedrich Wilhelms und Friedrichs III. von Brandenburg ist seine wichtigste Schrift diejenige, welche den Titel de jure naturae et gentium führt. Wenn Hugo Grotius, der Begründer des philosophischen Staats- und Völkerrechts, in seinem Werk von den natürlichen Rechten der Völker gegen Völker im Kriegs- und Friedenszustande (o. S. 95), davon ausgegangen war, daß der Staat, durch Uebereinkunft und Vertrag entstanden, den höchsten Zweck habe, die Aufhebung des unstatthaften Gemeinbesitzes der noch unvertheilten Erde, die Einführung des ausschließlichen Eigenthums und die Aufrechthaltung sämmtlicher Rechte eines jeden gegen Alle zu bewirken, so ging Pufendorf noch einen Schritt weiter vorwärts, indem er als Princip des Staatsverbandes den Geselligkeitstrieb der Menschen aufstellte und als dessen Ziel die Sicherheit des gemeinsamen Lebens durch Verwandlung der inneren Gewissenspflichten in äußere Zwangspflichten bezeichnete *).

Der großen in der Lutherischen Kirche herrschenden Verderbniß, deren wir oben erwähnten, arbeitete um dieselbe Zeit ein trefflicher Mann, Philipp Jakob Spener (geb. zu Rappolsweiler im Ober-Elsaß am 13. Januar 1635, gest. als Propst und Consistorialrath zu Berlin am 5. Februar 1705) mit dem segensreichsten Erfolge entgegen. Alle seine Bemühungen waren darauf gerichtet die Theologie und das

*) Rixner, Geschichte der Philosophie, Bd. III. S. 31.

kirchliche Leben jenem todten Formel- und Buchstabenwesen, welches den meisten damals für das Wesen des Christenthums galt, zu entreißen und einen frommen Sinn zu erwecken, welcher das ganze Leben mit einem praktisch-religiösen Streben und Handeln durchdränge. Mit einer wahrhaft bewundernswürdigen, bis in die letzte Zeit seines Lebens ununterbrochen fortgesetzten, rastlosen Thätigkeit wirkte er durch Unterricht, Predigten und Schriften auf dieses Ziel hin, und sein eigenes Leben stellte das musterhafteste Beispiel von jenem thätigen Christenthum auf, zu dem er alle so sehnlich zu leiten wünschte. Er war ein theilnehmender Freund, ein Vater der Armen und Hülfsbedürftigen, die nie ungetröstet von ihm gingen, ein milder Vorgesetzter für seine Untergebenen, ein treuer, wohlwollender College für seine Amtsgenossen, ein Vorbild häuslicher Tugend im Umgange mit seiner Gattin und in der ernsten und doch liebreichen Zucht seiner Kinder *). Die heilsame Aufregung der Gemüther, die er durch seine Lehren und Ermahnungen hervorbrachte, war so groß, daß er mit Recht als ein neuer Reformator der an tiefen Gebrechen krankenden Lutherischen Kirche betrachtet wird. Er wünschte, daß Wandel und Sitten sich wieder dem einfachen, eingezogenen, enthaltsamen Leben der ersten Christen nähern möchten. Einige seiner Anhänger in Leipzig, zu denen besonders der nachher berühmt gewordene Magister August Hermann Franke gehörte, und ihre Schüler zeichneten sich durch ein ernstes, stilles, zurückgezogenes Leben aus, glaubten aber den neuen Geist, der sie beseelte, auch äußerlich in Kleidung, Sprache, Mienen und Geberden an den Tag legen zu müssen. Sie enthielten sich mit seltsamer Uebertreibung vieler an sich durchaus nicht sündhaften körperlichen und geistigen Genüsse, des Tanzes, des Theaters, des Scherzes, des Besuchs von Gesellschaften, des Kartenspiels u. s. w. und zogen sich dadurch den Spottnamen Pietisten zu. Ihrer würdigeren und tieferen Bestrebungen wegen wurden sie von den Orthodoxen gewöhnlichen Schlages, welche dafür keinen Sinn hatten, verfolgt und angefeindet. Man legte ihnen Irrthümer im Glauben und in der Lehre zur Last, und damit begann eine neue Reihe von Kämpfen in der Lutherischen Kirche, die pietistischen Streitigkeiten genannt. Spener selbst wurde dabei das Ziel äußerst heftiger und leidenschaftlicher Angriffe, zeigte aber auch hier jene Mäßigung, Sanftmuth,

*) Hoßbach, P. J. Spener und seine Zeit, Th. II. S. 148.

Seelenruhe und Geistesheiterkeit, die ihn in all seinem Thun so vorzüglich auszeichnete. Was man an Spener Pietismus nennen konnte, war, wie sein geistvoller Biograph sagt, eine ganz andere Erscheinung als jenes ängstliche, trübe, am Einzelnen und Unbedeutenden hangende Wesen, als jenes krampfhafte Abmühen mit Reuegefühlen und Bußübungen, als jener im Gewande äußerlicher Demuth einhergehende geistliche Hochmuth, als jenes erzwungene, geistlose, phantastische Spiel mit einer angelernten Frömmigkeit, in die er später ausartete *). Die unbedingte Verachtung der Welt ist bei Allen, denen das völlige Zurückziehen in sich selbst nicht ein unabweisliches, höheres Bedürfniß ihrer Natur ist, eine traurige Verirrung, die ihnen herrliche Seiten des menschlichen Daseyns, das ganze Reich der Schönheit und der Kunst, verschließt, und sie für diese Gaben der Gottheit unempfindlich macht.

---

11. England unter Karl II.

(1660—1685.)

Karl II. war dreißig Jahre alt, da er zum Throne gelangte. Ein schönes männliches Aeußere, angenehme Sitten, Leutseligkeit und eine leichte, heitere Gemüthsart erhöhten die Neigung des Volkes für ihn, die seine rührenden Schicksale ihm bereits erworben hatten. Noch lange hallten im Reiche die ersten Anklänge der allgemeinen Freude nach; ja sie wurden noch verstärkt, da man sah, daß der neue Regent die achtungswürdigsten Männer des Königreichs in seinen Staatsrath nahm, und besonders den allverehrten Lord Hyde Grafen von Clarendon zu seinem ersten Minister machte. Hingerichtet wurden von den Richtern Karls I. der Generalanwalt Coke und der öfter erwähnte Harrison mit fünf anderen, so wie die Obersten Axtell und Hacker, welche den königlichen Gefangenen bewacht hatten (o. S. 240). Dasselbe Schicksal traf den Caplan Hugh Peters. Alle bestiegen muthig und gefaßt das Blutgerüst. Als sie ermahnt wurden die Verbrechen ihres früheren Lebens zu bereuen, erwiederten sie: für ihre Sünden hätten sie Buße gethan und seyen der Vergebung gewiß; das aber wagten sie nicht zu bereuen, daß sie Antheil gehabt an dem Tode des letzten Kö-

*) Hoßbach, a. a. O. Th. II. S. 199.

ngs, denn eine gute That bereuen wäre ein Vergehen wider Gott. Sie seyen stolz um ihrer Handlungen willen den Tod zu leiden, und ihr Martyrium werde das glorreichste Schauspiel seyn, das die Welt seit Christi Leiden gesehen. An ihren Verfolgern sey es, zu zittern; schon sey des Herrn Hand aufgehoben, das unschuldige Blut zu rächen; nach kurzer Frist werde die Sache des Königthums vor der Sache der Freiheit in den Staub sinken. Einige Zeit darauf ward auch der Proceß gegen Lambert und Vane eröffnet. Der erstere flehte die Gnade des Königs an und ward nach Guernsey verbannt; Vane aber bewahrte seine republikanische Gesinnung bis zum letzten Augenblick, und wies nach, wie das lange Parlament durch den Beschluß, daß es ohne eigene Zustimmung nicht aufgelöst werden könne, zu einer mit der königlichen gleichen Gewalt gekommen sey, wie hierauf in dem zwischen diesen beiden Gewalten entstandenen Krieg Gott, von dem keine unrechte Entscheidung kommen könne, dem Parlament den Sieg verliehen habe. Dieses habe von der Zeit an den Staat beherrscht, und was er danach dessen Ansehen gehorsam vollbracht habe, könne ihm unmöglich zum Verbrechen angerechnet werden. Dennoch wurde er zum Tode verdammt, und die Richter erklärten, daß nach dem Tode Karls I. Karl II. als sofort in den Besitz der königlichen Gewalt getreten zu betrachten sey. Vanes Hinrichtung geschah auf Towerhill, wo vor ein und zwanzig Jahren Straffords Haupt gefallen war, zu dessen Sturz er ein vorzügliches Werkzeug gewesen war. Selbst an Todten übten die Royalisten ihre Rache. Cromwells, Bradshaws und Iretons Leichname wurden aus ihren Grüften gerissen, nach Tyburn geschleift, an den Galgen gehängt, und dann unter demselben eingescharrt.

Die ersten Verrichtungen des neuen Parlaments bestanden in der Festsetzung der Einkünfte der Krone. Und so wirksam war die Zuneigung der Unterthanen zu ihrem neuen Fürsten, daß man diesem Karl mehr bewilligte, als jemals einem Könige von England zugestanden worden war, nämlich 1,200,000 Pf. jährlich. Das Heer wurde abgedankt, bis auf 5000 Mann, die man als Garnisonen im Lande vertheilte. Hierauf erhielt die Episcopalkirche ihre alten Rechte zurück; gegen die Presbyterianer wurden die früheren Verordnungen wieder in Kraft gesetzt. Die Schotten, von so langen krampfhaften Bewegungen erschöpft, ließen sich ebenfalls den vordem so eifrig vertheidigten Covenant aus den Händen winden, und widerriefen alle Be-

schlüsse, die sie seit 1638 gegen die Regierung hatten ausgehen lassen. Nur der Graf von Argyle, die Seele aller Schottischen Volksaufstände, und ein fanatischer Priester, Namens Guthrie, der noch nach der Restauration eine Versammlung berufen hatte, um den König an seine Pflichten zu erinnern, wurden hingerichtet. So sehr verabscheute man die mögliche Wiederkehr der erlebten Gräuel, daß das Englische Parlament in einer eigenen Acte jeden für einen Hochverräther erklärte, der jemals wieder von Gefangennehmung oder Anklage des Königs sprechen oder eine Republik zurückwünschen werde. Und auch da ward die wiedergewonnene Sicherheit und Ruhe nicht gestört, als über zweitausend presbyterianische Pfarrer ihre Stellen verließen, weil sie sich der zu Gunsten der bischöflichen Kirche vom Parlament erlassenen Uniformitätsacte nicht fügen wollten, obschon die Bestätigung dieser Acte durch den König eine offenbare Verletzung seiner bei der Restauration gegebenen Verheißung ungestörter Gewissensfreiheit war.

Im Jahre 1662 heirathete Karl eine Portugiesische Prinzessin, die ihm die Festungen Tanger in Afrika und Bombay in Ostindien, und eine baare Mitgift von 300,000 Pfund Sterling zubrachte. Einige Jahre nachher (1665) brach ein Krieg mit Holland aus, den die Nation aus Handelseifersucht wünschte, und der mit Karls Absichten, welcher die damals in Holland herrschende, seinem Schwestersohn, dem jungen Prinzen von Oranien Wilhelm III., entgegenstrebende Partei (o. S. 294) demüthigen wollte, nicht weniger übereinstimmte. Man bekämpfte sich in Europa, Afrika und Amerika, wie oben erzählt worden ist, mit großer Erbitterung, aber ohne Entscheidung. Ermüdet bot Karl endlich den Frieden an, der am 31. Juli 1667 zu Breda geschlossen ward, und den Engländern den Besitz des von ihnen während des Krieges eroberten Neu-York bestätigte.

Zu der häufig gemachten Bemerkung, daß die Geschichte die vortrefflichste, aber zugleich die am schlechtesten befolgte Lehrerin des politischen Handelns sey, hat nicht leicht ein Monarch ein treffenderes Beispiel gegeben als Karl II. Statt des Ernstes, der Besonnenheit und der überlegtesten Maßregeln, welche die Eindrücke der nächsten Vergangenheit, das Schicksal seines Vaters und die Ereignisse seiner eigenen Jugend in seinem Gemüthe hätten hervorrufen sollen, gewann sein angeborner Leichtsinn bald so sehr die Oberhand über seine natürlich guten Anlagen, daß er nur um des Genießens willen den Thron bestiegen zu haben schien. Die Einkünfte des Staats vergeudete er

mit Buhlerinnen und Schwelgern, das Parlament behelligte er nur mit Geldforderungen, um seine ungeheuren Schulden zu bezahlen, seine vormaligen Wohlthäter belohnte er mit Undank, um die Regierung bekümmerte er sich wenig, und als er im Jahre 1667 seinen treuesten und einsichtsvollsten Minister, Clarendon, abdankte, fiel er in die Hände solcher Rathgeber, die recht eigentlich darauf hinzuarbeiten schienen, ihm das Schicksal seines Vaters zu bereiten. Dies waren fünf Männer, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, die 1670 zu Gliedern des Staatsraths gemacht wurden, und diesem bei dem Volke den Namen der Cabal (Deutsch Cabale) zuzogen, den ein witziger Kopf aus den Anfangsbuchstaben jener fünf Namen zusammengelesen hatte. Das Haupt dieses Ministeriums war Lord Ashley, nachheriger Graf von Shaftesbury, ein Mann von großer Kraft und starken Leidenschaften, der seine Kühnheit auch in Schriften gezeigt hat, welche die Wahrheit der christlichen Religion angreifen. Er sagte, unterstützt von seinen vier Collegen, dem Könige unaufhörlich, daß man nichts Angelegentlicheres zu thun habe als das, was in Frankreich Richelieus und Mazarins eifrigstes Streben gewesen sey, was Ludwig XIV. nunmehr vollständig erreicht habe, nämlich die Krone so unabhängig als möglich zu machen. Jetzt zwar zeige das Parlament noch freundliche Gesinnungen, allein bald werde es den gewohnten Trotz wieder hervorsuchen und die Partei des Volks gegen den König ergreifen, so daß an Einheit in der Regierung und an Ruhe im Lande nicht eher zu denken sey, als bis das Ansehen des Parlaments gänzlich vernichtet wäre. So verderblich ein solches Beginnen dem Lande werden mußte, so grenzenloses Unglück es schon einmal über den vorigen König und seine Familie gebracht hatte, so unfähig war Karl es auszuführen. Die fünf Minister zerfielen auch bald unter sich, der König wollte sich keinem ganz hingeben, und Shaftesbury ging, nachdem er seines Amts entsetzt worden war (1673), zuletzt sogar zur Oppositionspartei über. Doch brachten die Bestrebungen des Cabalministeriums, unterstützt von der Gesinnung des Königs, die wichtigsten Folgen für die innere und äußere Politik des Landes hervor. Es erfolgte jene Annäherung an Frankreich, um an Ludwig eine Stütze zur Bändigung der Gegenpartei im eigenen Lande zu erhalten, deren wir oben bereits mehrfach gedacht haben, und das Bündniß mit dieser Macht gegen Holland, zu dessen Aufhebung die Nation den König endlich durch Verweigerung der Kriegs-

steuern zwang (1674). Auch den Katholicismus suchte die Cabal, als die beste Grundlage, worauf die Unumschränktheit der Krone erbaut werden könnte, wieder hervor. Es war, als hätte man gar kein Gedächtniß mehr für die Begebenheiten der vorigen Zeit; man legte es recht eigentlich darauf an, ganz auf dem alten Wege die Nation zu erbittern. Der König neigte sich, als die Wollust ihn ausgemergelt hatte, auf die Seite der Katholiken hin; Jesuiten bekamen Einfluß in London; die Königin hatte ihre katholischen Seelsorger, des Königs Bruder, der Herzog von York, trat förmlich zu diesem Bekenntniß über und machte Proselyten; Karl selbst klagte vor seinen Ministern mit Thränen im Auge über das harte Verhängniß, welches ihn nöthige, eine Religion zu bekennen, von der sein Herz nicht erfüllt sey. Als Jakob in ihn drang, seine Bekehrung öffentlich zu verkünden, wurde Ludwig XIV. um Rath gefragt, der aber, so sehr er eine solche Erklärung auch wünschte, ernstlich vor übereilten Schritten warnte. So begnügte sich Karl durch eine königliche Verordnung (15. März 1672) die bestehenden Gesetze gegen alle von der bischöflichen Kirche getrennten Secten aufzuheben, aus keinem andern Grunde als um die Römisch-Katholischen zu begünstigen. Jetzt schwieg das Parlament nicht länger, obgleich es zwölf Jahre hindurch nichts als Nachgiebigkeit gegen den König gezeigt hatte. Die Verordnung mußte zurückgenommen werden, und ein Gesetz (die Testacte) ward 1673 gegeben, vermöge dessen jeder, der ein öffentliches Amt bekleiden wollte, außer dem Eide der Treue, den er zu leisten hatte, auch noch den Glauben an die Brotverwandlung abschwören mußte. Hierdurch waren die Katholiken von allen Aemtern ausgeschlossen. Der Herzog von York legte sogleich die Würde als Großadmiral der Flotten, welche er mit Ruhm und Auszeichnung bekleidet hatte, nebst allen andern Stellen, die ihm vom Könige anvertraut waren, freiwillig nieder, noch ehe der Eid von ihm gefordert worden war, und machte dadurch seinen bis dahin geheim gehaltenen Uebertritt zur Römischen Kirche bekannt. Aus demselben Grunde schied Lord Clifford, der das Amt des Schatzmeisters im Cabalministerium bekleidet hatte, aus dessen Mitte, Lord Danby trat an seine Stelle. Nicht begnügt mit diesen Erfolgen, überreichte das Parlament im folgenden Jahr dem Könige eine Adresse, worin er gebeten wurde, ein allgemeines Fasten anzuordnen, damit das ganze Volk den Schutz des Allmächtigen anrufen möge zur Beschützung der Kirche und des Staates gegen die

Ränke papistischer Recusanten, und danach noch einen Beschluß, daß alle katholisch gesinnten oder sonst schädliche Grundsätze hegenden Rathgeber der Krone ihrer Aemter entsetzt werden möchten, als welche namentlich die drei noch übrigen Mitglieder der Cabal, Arlington, Buckingham und Lauderdale bezeichnet wurden. In der That wurden die beiden ersteren entlassen. Darauf richteten sich die Plane der Opposition vorzüglich wider den Herzog von York, wogegen Karl ein neues Bündniß mit Ludwig schloß, in Folge dessen er von Frankreich ein Jahrgehalt von 100,000 Pfund empfing, welches ihn in den Stand setzte, das widerspenstige Parlament länger als zwei Jahre hindurch zu vertagen und dieses Verfahren auch späterhin öfter zu wiederholen, so daß er in den letzten vier Jahren seiner Regierung ohne die Stände des Reichs regierte. Trotz dem gelang es zunächst dem wiedereröffneten Parlament, von der Stimmung des Volks unterstützt, welches sich gerade damals durch eine vorgebliche Verschwörung der Papisten zur Vernichtung des Protestantismus in England in der höchsten Aufregung befand, den König zur Bestätigung einer Bill zu bringen, daß fortan die Katholiken weder Sitz im Parlament haben sollten, noch in der Umgebung des Königs oder in seinem Palaste sich aufhalten dürften, ja Lord Shaftesbury im Oberhause so wie Lord Russel im Unterhause schlugen geradezu vor, Karl um Entfernung des Herzogs von York aus seiner Nähe zu ersuchen. Auch dies gestand der König zu, in der Hoffnung seine Gegner zu entwaffnen; als aber diese Nachgiebigkeit vielmehr zur Anklage des Lord Schatzmeisters Danby führte, befahl Karl die Auflösung des Parlaments, nachdem es achtzehn Jahre lang gedauert. Allein auch die bald darauf (6. März 1679) zusammentretende neue Versammlung wollte von Danbys Anklage nicht abstehen, obgleich der König sich zu dessen Entsetzung bereit erklärte, und das Unterhaus faßte am 15. Mai einen Beschluß, vermöge dessen der Herzog von York förmlich von der Thronfolge ausgeschlossen ward. Außerdem mußte der König ein Gesetz genehmigen, welches jedem Engländer, der in Verhaft genommen wird, Verhör und Urtheil in möglichst kurzer Zeit zusichert. Dies ist die berühmte Habeas corpus Acte, ein wichtiger Theil der Englischen Freiheit.

Nicht minder heftig zeigte sich das dritte Parlament des Königs, welches sogar auf Befehl desselben in Oxford seine Berathungen halten mußte, um dem Einfluß der in der Hauptstadt herrschenden Factionen

weniger ausgesetzt zu seyn. Trotz dieser Vorsicht nahm das Unterhaus sogleich die Ausschließung des Herzogs von York wieder vor, so daß sich Karl genöthigt sah, dasselbe schon nach vierzehn Tagen wieder aufzulösen (27. März 1681). Von jener begeisterten Liebe, mit welcher die Nation vor zwanzig Jahren ihren König bewillkommt hatte, waren in den letzten Jahren seiner Regierung wenige Spuren mehr übrig. Mehrere Versuche, die er zu spät machte, um die Neigung des Volks wieder zu gewinnen, waren nur Zeugen seiner Schwäche und seiner Reue. Da er keine Kinder hinterließ, so war sein verhaßter Bruder Jakob, Herzog von York, sein nächster Erbe; allein obschon das Oberhaus die Ausschließungsbill verworfen hatte, war doch kaum zu hoffen, daß dieser den Thron ohne Widerstand besteigen werde. Vielmehr dachte man an dessen zwei Töchter erster Ehe, Maria und Anna, die noch beide in der protestantischen Religion erzogen waren, und von denen die älteste seit 1677 an den trefflichen Prinzen Wilhelm III. von Oranien, Statthalter der Vereinigten Niederlande, die zweite seit 1684 an den Bruder des Königs von Dänemark vermählt war. Die Anhänger des Hofes, nunmehr Torys, und die des Volkes, jetzt Whigs*) genannt, standen einander schon wieder mit großer Erbitterung gegenüber und zeigten dem Lande von Neuem die bedrohliche Aussicht eines Bürgerkrieges. Gegen mehrere der Häupter der Whigpartei wurde sogar die Anklage einer Verschwörung gegen den König erhoben. Josias Keeling, ein Salzhändler, der in einem an der Straße von London nach Newmarket belegenen Meierhofe, Rye-House genannt, wohnte, entdeckte dem geheimen Rathe ein Complott mehrerer Leute aus untergeordneten Klassen, um die Stadt London unter die Waffen zu bringen und den König, wenn er nach Newmarket führe, aus den Fenstern jenes Hauses durch Flintenschüsse zu tödten. Zugleich gab er an, daß der Herzog von Monmouth, ein natürlicher Sohn des Königs, der Graf Essex, Lord Howard, Lord Grey, Lord Russel, Algernon Sidney und Hampden, die Führer der Whigs, um die Ver-

*) Mit dem Namen Torys wurden ursprünglich diejenigen katholischen Einwohner Irlands gebrandmarkt, welche ihres ererbten Grundbesitzes beraubt, durch Plünderung der Englischen Ansiedlungen Unterhalt und Beute suchten (o. S. 202), und auf die Mitglieder der königlichen Partei angewendet, sollte diese Benennung geheime Hinneigung zum Papismus und Despotismus bezeichnen. Whigs hießen zuerst diejenigen Schottischen Landleute, welche sich für den Covenant gegen die Rechte der Krone in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten erklärten. Auf die Opposition im Parlament übertragen, erhielt das Wort eine allgemeinere Bedeutung.

schwörung wüßten und dieselbe leiteten. Sogleich wurden einige Verhaftungen vorgenommen; Oberst Rumsay und der Advocat West stellten sich freiwillig als Theilnehmer, um durch ihr Geständniß und ihre Angabe über die Mitverschworenen des Königs Gnade zu erkaufen; der Herzog von Monmouth und Lord Grey entkamen nach Holland, Graf Essex gab sich selbst den Tod im Gefängniß. Nachdem mehrere der geringeren Theilnehmer des Complotts verurtheilt worden waren, erschien Lord Russel vor den Geschworenen. Er war es, der die Ausschließungsbill gegen die Thronfolge des Herzogs von York vor allen andern betrieben hatte. Auch jetzt behauptete er, mit den Häuptern der Whigs nur zur Aufrechthaltung der durch Jakob von York bedrohten protestantischen Religion, welche durch die Gesetze des Landes anerkannt und gesichert sey, geheime Unterhandlungen gepflogen zu haben; eben so sey in diesen Berathungen niemals von etwas andern als von geeigneten Mitteln, durch welche Jakobs Succession verhindert werden könne, die Rede gewesen; die Zeugen aber, welche man gegen ihn aufgestellt habe, seyen sämmtlich desselben Verbrechens beschuldigt und ihre Aussagen deshalb ungültig. Trotz dem sprach die Jury das Schuldig über den Angeklagten, dessen Leben die Bitten seiner Gemahlin beim Könige nicht zu retten vermochten. Auch sein alter Vater, der Graf von Bedford, bot der Herzogin von Portsmouth, der Buhlerin Karls, vergeblich 100,000 Pfund für die Begnadigung seines Sohnes. Noch größere Theilnahme als Russels Schicksal erweckte der Proceß Algernon Sidneys unter allen Ständen des Volkes. Er war einer der eifrigsten Republikaner und fest überzeugt, daß das wahre Wohl der Nationen nur bei dieser Staatsform gedeihen könne. Talent und Geburt — er war der zweite Sohn des Grafen Robert von Leicester — erhoben ihn nach dem Sturz Karls I. zum ersten Range unter den Häuptern der siegenden Partei, aber Cromwells selbstherrische Anmaßungen bewogen ihn ins Privatleben zurückzutreten. Seinen Grundsätzen treu, nahm er dann wieder an der Opposition gegen Karls Regierung den eifrigsten Antheil. Auch er wies den einzigen gegen ihn aufgestellten Zeugen, Lord Howard, zurück, weil dieser, wie er selbst angeklagt, durch die Beschuldigung Anderer sich zu retten strebe, und wurde ungeachtet dieses begründeten Einwandes wie Russel verdammt. Als ihm das Urtheil verkündet wurde, brach er in die Worte aus: „Gott, mein Gott, so bitte ich dich denn meine Leiden zu heiligen und mein Blut nicht dem Lande Schuld zu geben. Gehe deshalb

nicht ins Gericht, sondern laß, wenn unschuldiges Blutvergießen gerächt werden muß, die Strafe nur über diejenigen kommen, die mich boshafter Weise verfolgen." Der Oberrichter, Sir Georg Jeffreys, bekannt durch übergroße Ergebenheit gegen den Thron und wüthenden Haß gegen die Partei der Whigs, erhob sich bei diesen Worten und sprach: „Ich bitte Gott, daß er euch die Gemüthsstimmung verleihe, deren man bedarf, um in die andere Welt zu gehen, denn ich sehe, ihr seyd nicht in dieser Verfassung." — „Mylord, antwortete Sidney, fühlt meinen Puls und seht zu, ob ich in Unruhe bin. Gott sey Dank, ich war nie in besserer Stimmung als eben jetzt." Mit demselben Gleichmuth legte Sidney auf Towerhill sein Haupt auf den Block. Hampden, ein Enkel des in der Revolution berühmt gewordenen, wurde nur zu einer Geldstrafe von vierzig tausend Pfund verurtheilt.

Auch in Schottland hatte Karls Regierung zu mehreren aufrührischen Bewegungen Anlaß gegeben, die indeß mehr religiöser als politischer Natur waren. Nach dem Erlaß der Uniformitätsacte zeigten die westlichen und südlichen Grafschaften einigen Widerstand gegen die Aufnahme ihrer neuen Geistlichen; die Mehrzahl des Landvolks enthielt sich des Besuchs der Kirchen und folgte ihren alten versuchten Predigern in die Wälder und Klüfte, um das reine Wort des Herrn zu vernehmen. Die harten Maßregeln, welche die wieder eingesetzte hohe Commission gegen diese Zusammenkünfte ergriff, konnten die Widerspenstigkeit nur vermehren, und als ein Truppencorps unter Sir James Turner in jene Gegenden geschickt wurde, die verhängten Strafen zu vollziehen und Gehorsam zu erzwingen, brachten die Grausamkeiten der Soldaten die Bauern zum offenen Aufstande. Turner selbst wurde überfallen und getödtet. Alsbald erneuerten die Aufrührer den Covenant, wählten den Obersten Wallace zu ihrem Anführer und zogen auf Edinburg. Aber bei Rulliongreen unfern der Pentlandhügel wurden sie von den königlichen Truppen unter dem General Dalziel ereilt und geschlagen. Von hundert und dreißig Gefangenen wurden die meisten hingerichtet (1667). Zwölf Jahre darauf kam es zu einem neuen Aufstande, da weder die sogenannten Feldpredigten unterdrückt waren, noch die harte Bedrückung des Landvolks durch einquartirte Soldaten in der Zwischenzeit aufgehört hatte. Vorzüglich hatte sich der Erzbischof von St. Andrews, Sharp, der als der Haupturheber aller jener Gewaltsamkeiten gegen die Covenanter angesehen wurde, den Haß derselben zugezogen, und viele unter ihnen glaubten sich berufen das Urtheil des Herrn an dem Ver-

räther zu vollziehen, der seine Hände so viel Jahre lang im Blut der Heiligen gebadet habe. Endlich beschlossen neun von ihnen, unter Anführung eines gewissen Hackston von Ratherhill, nachdem bereits der Mordversuch eines Einzelnen mißglückt war, die That zu vollführen. In der Nähe von St. Andrews begegnete ihnen der Prälat im Wagen. Erfreut über die Schickung Gottes, welche ihnen den Verhaßten in die Hände lieferte, hielten sie die Pferde sogleich an und nöthigten den Erzbischof mit den Worten: „Judas, komm hervor" auszusteigen. Darauf kündigten ihm die Schwärmer an, daß sie keine persönliche Feindschaft gegen ihn hegten, aber Gott habe ihnen die Pflicht ihn zu tödten auferlegt, er möge sich zum Tode und zum Gericht des Herrn bereiten. Ungeachtet alles Flehens hieb ihn John Balfour über den Kopf und die übrigen vollendeten den Mord. Das Gelingen dieser That ward von Vielen als ein sichtbares Zeichen von der Gnade des Herrn betrachtet, und als der Oberst Graham von Claverhouse einige Tage darauf eine große Versammlung der Covenanter, welche zu Drumclog gehalten wurde, mit einigen Abtheilungen Cavallerie auseinander jagen wollte, wurde eine Anzahl seiner Leute erschlagen und er selbst mit den übrigen zur Flucht nach Glasgow genöthigt. Wenn die Aufrührer die erste Bestürzung, die sich nach ihrem Siege unter den Behörden verbreitete, benutzt hätten, würden sie wahrscheinlich große Fortschritte gemacht und zahlreichen Zulauf erhalten haben, aber sie verbrachten die kostbare Zeit mit geistlichen Controversen und Disputationen. So schlug sie der Herzog von Monmouth mit leichter Mühe bei der Bothwellbrücke (22. Juni 1679), und die Empörer unterwarfen sich größten Theils, indem sie ihre Kirchen besuchten und die von den Bischöfen eingesetzten Prediger anhörten. Nur die wildesten Schwärmer begleiteten einen ihrer Anführer, den berühmten Cameron, in die Wildnisse, welche ihn vor seinen Verfolgern verbargen. Durch seine glühenden Reden ermuthigt und überzeugt, daß Karl Stuart durch Verwerfung des Covenants, der Bedingung unter welcher er die Krone von England empfangen, aller seiner königlichen Rechte verlustig sey, erließen sie — in Allem nur sechszig Männer — eine Erklärung, in welcher sie unter der Fahne des Herrn Jesus Christus, des Feldherrn ihrer Seligkeit, dem Könige als Usurpator und Tyrannen den Krieg verkündeten, und Cargill, ein Genosse Camerons, that sogar in einer covenantischen Versammlung zu Torwood in Stirlingshire den König in den Bann. „Ich, ein Diener Jesu Christi — sprach er — und

kraft der von ihm empfangenen Macht und Gewalt erkläre in seinem Namen und auf Geheiß seines Geistes Karl Stuart II., wegen Gottesverachtung, Meineids, ehebrecherischer und blutschänderischer Unzucht, Völlerei und Heuchelei gegen Gott und Menschen, für excommunicirt, stoße ihn aus der wahren Kirche und übergebe ihn dem Satan." Denselben Spruch verkündete er über Jakob von York wegen Abgötterei, und über den Herzog von Monmouth, weil er das Volk Gottes bei der Bothwellbrücke überfallen habe, und fügte hinzu, daß keine Macht auf Erden ohne förmliche öffentliche Buße die Ausgestoßenen wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen könne. Als die gegen diese Schwärmer ausgesandten Dragoner sie zu Airmoß in der Grafschaft Kyle überraschten, eilte Cameron mit den Worten: „Schone die Unreiferen, o Herr, und nimm nur die Reifsten," muthig den Feinden entgegen und blieb im Gefechte. Von der Zeit an nannten sich seine Anhänger Cameronianer und gewannen im Stillen viele glaubenseifrige Gemüther. Der geheime Rath von Schottland verhängte die härtesten Strafen über die Mitglieder dieser Secte, ohne sie unterdrücken zu können. Standhaft litten viele den Tod und schlugen die angebotene Gnade aus, die sie durch drei Worte, Gott segne den König, erkaufen konnten. Als der Herzog von York sich um diese Zeit dem Wunsche des Parlaments gemäß aus der Nähe des Königs entfernen mußte, beauftragte ihn dieser mit der Regierung Schottlands, und der Herzog bezeichnete gleich den Anfang seiner Verwaltung durch Milde und größere Duldung gegen die Puritaner. Allein diese glückliche Zeit für die Bedrückten dauerte nur drei Jahre, indem Karl nach der Auflösung des Oxforder Parlaments, entschlossen keine neue Versammlung der Reichsstände zu berufen, seinen Bruder zur Rückkehr nach England einlud. Nach Yorks Entfernung brachte der Kanzler von Schottland, Georg Gordon, Graf von Aberdeen, die Gesetze gegen die Conventikel und die Covenanter härter als jemals in Ausführung und bemühte sich durch ein furchtbares Schreckenssystem alle widerspenstigen Secten mit Stumpf und Stiel auszurotten. —

Am zweiten Februar 1685 fiel der König plötzlich in eine heftige Krankheit, die seinem Leben ein schnelles Ende zu bereiten drohte. Am Abend vor seinem Tode näherte sich der Herzog von York dem Bette des Kranken, und fragte ihn, ob er nach einem katholischen Priester schicken solle. „Um Gottes willen thue das, erwiederte Karl, aber wird es dich auch keiner Gefahr aussetzen?" Jakob verachtete diese Besorgniß

und alsbald erschien Huddleston, ein Geistlicher der Römischen Kirche, im Zimmer des Königs. Nachdem alle Anwesenden entfernt worden waren, äußerte Karl diesem seinen Wunsch, in der Gemeinschaft der allgemeinen Kirche zu sterben, worauf Huddleston die Beichte des Königs empfing, ihm den Leib des Herrn reichte und endlich dem Sterbenden die letzte Oelung ertheilte.

---

12. Jakob II.
(1685—1688.)

Nach dem Tode Karls II. stand die Mehrzahl des Englischen Volkes in ängstlicher Erwartung vor den verhüllten Ereignissen der Zukunft; indeß bestieg trotz der Ausschließungsbill Jakob den Thron ohne Widerstand, ja ohne daß ein Laut der Unzufriedenheit vernommen wurde. Er trat die Regierung mit einer Rede in dem geheimen Rathe an, die so voll von großmüthigen Versprechungen war, daß Jedermann wieder Muth und Hoffnung faßte. Aber es waren nur Worte gewesen, denn aus den ersten Handlungen dieses starrsinnigen Königs ging sogleich hervor, daß er es darauf angelegt habe, die beiden Heiligthümer, um deren willen die Nation bisher Blut und Vermögen aufgeopfert hatte, die religiöse und bürgerliche Freiheit, von Grund aus zu vernichten. Er schickte Gesandte an den Papst, und besuchte im Angesichte des Volkes die Messe, machte bekannt, sein Vorgänger sey in der katholischen Religion gestorben, erhob Abgaben aus seiner Machtvollkommenheit, und that alle diese kühnen Schritte mit einer Zuversicht, als ob die Krone in England niemals Widerstand gefunden habe, als ob sein Vater von dem empörten Volke nicht hingerichtet worden sey und er nicht selbst als Flüchtling fremde Reiche durchirrt habe. Selbst Papst Innocenz XI., ja der herrische Ludwig XIV. fanden für gut ihm Mäßigung anzurathen.

Jakobs Verfahren vernahm der Herzog von Monmouth, der sich damals in Holland aufhielt, mit großer Freude. In der sichern Erwartung einer allgemeinen Unzufriedenheit mit der Regierung und im Vertrauen auf seine eigene Beliebtheit beim Volke und seine Verbindung mit den Häuptern der Whigs hatte er längst Alles vorbereitet, um mit einer kleinen Mannschaft an der westlichen Küste von England zu landen, wo, wie er hoffte, die Mißvergnügten sich schaarenweise unter

seinen Fahnen sammeln würden. Er kam nur mit hundert und funfzig Begleitern, nahm unbesonnen genug den Titel eines Königs von England an und bemächtigte sich mehrerer Städte; aber das Parlament setzte sofort einen Preis auf seinen Kopf, und obgleich Jakob selbst nur wenige Truppen zu seiner Verfügung hatte, die er noch dazu meistentheils in London zur Bändigung etwaiger Aufstände zurückbehalten mußte, so gelang es doch dem Grafen Faversham, der die Milizen der Grafschaften aufgeboten hatte, in Verbindung mit einer regulären Reiterabtheilung, die Anhänger des verwegenen Herzogs, welche inzwischen bis auf dreitausend Mann angewachsen waren, auf dem Segdemoor zu überwältigen. Am folgenden Tage wurde Monmouth selbst von seinen Verfolgern auf der Flucht ergriffen; sie fanden ihn in einem Graben unter dichtem Farrenkraut versteckt. Sein übereilter Versuch hatte so sehr das Ansehen eines leichten Jugendstreichs, er bat den König fußfällig so rührend um Vergebung, daß Jedermann glaubte, Jakob werde dem Sohne seines Bruders verzeihen. Aber der König war unerbittlich. Der bedauernswerthe Monmouth starb nicht nur (und zwar erst nach dem fünften Streiche) auf dem Blutgerüst, sondern der schon genannte Oberrichter Jeffreys erhielt auch den Auftrag, in den Gegenden, wo der Herzog durchgekommen, an der Spitze einer Abtheilung Soldaten die strengsten Nachforschungen über dessen Anhänger anzustellen und dieselben unmittelbar zu bestrafen. Einen Theil seiner Arbeit hatte ihm der Oberst Kirke schon abgenommen, indem er das Kriegsgesetz gegen die gefangenen Rebellen in Anwendung gebracht hatte, um dieselben größten Theils erschießen zu lassen. Dennoch starben unter Jeffreys blutdürstigen Händen noch mehr als drittehalbhundert Menschen, gegen achthundert wurden nach Westindien transportirt, und das Gerücht von seinen Barbareien erfüllte das ganze Land mit Abscheu gegen ihn und seinen Herrn, der sein Verfahren vollkommen gebilligt hatte.

Die Leichtigkeit, mit welcher diese Verschwörung unterdrückt worden war, erhöhte Jakobs Zuversicht. Er erklärte dem Parlament am 9. November, daß die Sicherheit des Königreichs die Vermehrung der schwachen stehenden Armee um zehn bis elftausend Mann erfordere, was er demnächst ins Werk richten wolle, und daß er bereits viele Katholiken zu Officierstellen befördert habe, da er die Loyalität dieser Männer genügend kenne. Als das Parlament gegen diese Maßregeln, welche augenscheinlich gegen die Grundlagen des Englischen Staats-

und Kirchenthums gerichtet waren, Widerspruch erhob, wurde es mehrmals vertagt und endlich gar nicht mehr zusammenberufen.

Damals ward in Frankreich eben die Aufhebung des Edicts von Nantes verkündet, und von den Flüchtlingen, die in dieser Noth ihr Vaterland verließen, strömten allein gegen funfzigtausend nach England hinüber. Jakob nahm sie auf und wies ihnen Wohnplätze an; aber da er zu gleicher Zeit auch in die Stellen der Verwaltung und Jurisdiction, ja sogar in den geheimen Rath Katholiken brachte und sie vom Testeide dispensirte, die gegen sie bestehenden Strafgesetze aufhob und allgemeine Gewissensfreiheit proclamirte (5. Juli 1687), so konnte jenes einzeln stehende Factum keine Beruhigung gewähren und die grauenvollen Erzählungen der eingewanderten Franzosen erhöhten das Mißtrauen der Engländer gegen ihren Herrscher, der ihnen noch bigotter und hartherziger als der König von Frankreich erschien. So hatte Jakob schon in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren eigenmächtiger in die Verfassung des Landes eingegriffen als sein Vater in zwanzig Jahren, und die Zukunft zeigte seinen besorgten Unterthanen noch schlimmere Aussichten. Carmeliter, Benedictiner, Franziskaner und Jesuiten kamen in ziemlicher Anzahl über das Meer und ließen sich großen Theils in London nieder, wo auch die letzteren im Savoy-Gebäude ein Collegium zum Unterricht der Jugend einrichteten; die Katholiken in Irland, an deren Geneigtheit sich Jakob eine Stütze gegen künftige Empörungen seiner Englischen Unterthanen erwerben wollte, wurden auffallend begünstigt, den Universitäten wurden Katholiken zu Lehrern und Vorsitzern aufgedrungen, und das ganze Land in vier katholische Bischofssprengel getheilt. Der Beichtvater des Königs, der Jesuit Eduard Petre, zum Cabinetssecretär ernannt und öffentlich in den geheimen Rath aufgenommen, verwendete, unterstützt von Jakobs Gemahlin, seinen ganzen Einfluß, um diesen auf so verderblichen Wegen festzuhalten. So wurde am 21. April 1688 die Erklärung der Gewissensfreiheit wiederholt mit dem Zusatze, daß der König fest entschlossen sey hinfort auf Verdienste, nicht aber auf Eide als Erfordernisse zu öffentlichen Aemtern zu sehen. Damit diese Verordnung möglichst allgemeine Kenntniß und Beachtung erlange, wurden die Bischöfe der anglikanischen Kirche angewiesen, dieselbe am 27. Mai, einem Sonntag, von allen Kanzeln verlesen zu lassen. Sieben Bischöfe fühlten sich bewogen dem Könige eine Petition gegen eine solche Publication dieser Verordnung zu überreichen, weil die letztere

auf dem Dispensationsrechte des Königs vom Testeide beruhe, ein Vorrecht, welches das Parlament öfter als ungesetzlich bezeichnet habe. Jakob, der ganz andere Wirkungen von dieser Maßnahme erwartete, empfing sie ungnädig und sagte, daß er sich solcher Widersetzlichkeit von der Englischen Kirche nicht versehen habe, er sey das unumschränkte Oberhaupt derselben, auch könne es ihnen gleichgültig seyn, ob der Inhalt der Verordnung gesetzlich oder ungesetzlich sey, da sie nicht zu Vertretern der Landesgesetze berufen seyen. Sie ließen die Drommete der Söhne Sheba's ertönen und riefen einen bösen Geist an das Tageslicht, dem sie, einmal entfesselt, nimmer wieder Zügel anlegen und Halt gebieten würden, und machten sich zu Werkzeugen von Leuten, deren Absicht keine andere als das Verderben sowohl der Kirche als des Staates sey. Dagegen wandten die Bischöfe ein, daß die Publication der Verordnung gegen ihr Gewissen sey, dessen volle Freiheit er eben durch dies Instrument verkünde, und ließen dasselbe nicht verlesen. Erzürnt befahl der König die Bittsteller als Urheber und Unterzeichner eines aufrührerischen Libells in den Tower zu bringen. Dieser Schritt erregte allgemeine Niedergeschlagenheit. Das Volk versammelte sich schaarenweise in den Straßen und am Ufer der Themse, und sah traurig die verehrten Geistlichen überschiffen. Noch mehr Antheil nahm es in den folgenden Tagen an ihrem Processe, der einem Ausschusse von Pairs übertragen ward. Das Benehmen der Bischöfe war so musterhaft, ihre Antworten so befriedigend und ihre Vertheidigung so beredt, daß die Richter nicht umhin konnten sie von aller Schuld frei zu sprechen. Ein lauter Jubel erfüllte die Straßen von London, als dies Urtheil bekannt ward; und Jakob mußte die Folgen seiner unklugen Uebereilung zu spät bedauern.

Ein Umstand hatte bisher besonders dazu beigetragen die Nation zu trösten und in Ruhe zu erhalten, die Aussicht nämlich auf des verhaßten Königs Tod, nach welchem seine protestantische Tochter, die Prinzessin von Oranien ihm folgen mußte, indem er weder in seiner ersten Ehe mit Anna Hyde, noch in der zweiten mit Maria von Este, der Tochter des Herzogs Alphons IV. von Modena, bisher einen männlichen Erben hatte erlangen können. Daher war die Nachricht, daß ein Prinz von Wales geboren sey (10. Juni), ein Donnerschlag für das ganze Reich, das nun keine Erlösung aus seinem gegenwärtigen Zustande sah. Ein dumpfes Gemurmel lief durch das Land, und bald

verbreitete sich ein Gerücht, das eben so leichtgläubig aufgenommen wurde, als es schlecht begründet war, der Knabe sey untergeschoben, damit die Regierung Englands in katholischen Händen bleibe. Viele Lords entfernten sich heimlich und gingen nach Holland hinüber; von andern erhielt der Prinz von Oranien schriftliche Aufforderungen sich der gedrückten Nation anzunehmen; eher wollte man Alles dulden als diesen Thronfolger. Wilhelm III., den wir schon als einen ausgezeichneten Feldherrn und Staatsmann kennen, unterhielt bereits seit längerer Zeit geheime Verbindungen mit den Mißvergnügten und glaubte jetzt den günstigen Augenblick zur Entthronung seines Schwiegervaters, den er sehnlichst herbeigewünscht hatte, gefunden zu haben. Unter dem Scheine, als gölte es Frankreich, dem beständigen Gegner der freien Niederlande, rüstete er eine ansehnliche Flotte aus, und schloß mit vielen Reichsfürsten das oben erwähnte große Bündniß zu Augsburg. Ludwig XIV. selber ward eine Zeitlang getäuscht; doch als er endlich die wahren Absichten Wilhelms entdeckte, eilte er Jakob von der nahen Gefahr zu unterrichten und ihm ein Schutzbündniß anzubieten. Aber Jakob, welcher einen solchen Plan von seinem Schwiegersohne Wilhelm nicht erwartete, und nicht glauben konnte, daß die Generalstaaten dem Statthalter ihre Land- und Seemacht zu einem solchen Zwecke überlassen würden, sah in den Warnungen des Französischen Gesandten nur die boshafte Absicht, ihn in einen Bruch mit den Holländern zu verwickeln, und lehnte alle Anträge ab. Doch fehlte es auch nicht an anderen Zeichen der allgemeinen Gährung in seinem Lande, welche ihn zu Annahme der Vorschläge des Königs von Frankreich hätten bewegen sollen. Vorzügliche Aufmerksamkeit hatte er auf die Vermehrung und Bildung des Heeres gewendet. Als er aber dasselbe, welches bereits gegen dreißig tausend Mann zählte, im August 1688 zu einer Musterung vor den Thoren von London versammelte, wobei er zugleich die Absicht hatte, die Stimmung der Soldaten über jene Verordnung, die allen Katholiken den Weg zu den höchsten Ehrenstellen öffnen sollte, zu prüfen, fand er seine Erwartungen von ihrer Treue und Anhänglichkeit bitter getäuscht. Auf Anordnung des Königs mußte zuerst ein Bataillon hervortreten, dem ein Officier jene Verordnung vorlas, und dabei befahl, daß jeder, der sie nicht anerkennen wolle, die Waffen niederlegen möge. In einem Augenblick lagen fast alle Gewehre auf der Erde. Der König entfärbte sich und schwieg

eine Weile; dann gebot er den Widerspenstigen die Waffen wieder aufzunehmen, und eilte Zorn und Unwillen im Herzen nach Whitehall zurück.

---

13. Die Revolution.
(1688 — 1689.)

Endlich erhielt Jakob durch seinen Gesandten im Haag unzweifelhafte Nachricht von dem Landungsplane seines Eidams (20. September 1688). Vor Entsetzen fiel ihm das Blatt aus der Hand; auf einmal öffnete sich seinen Blicken der Abgrund, an welchem er stand. Angstvoll und verzagend eilte er seine früheren Mißgriffe wieder gut zu machen und das verscherzte Vertrauen des Volkes wo möglich von Neuem zu gewinnen. Alle Verordnungen, die den Unwillen am heftigsten erregt hatten, wurden zurückgenommen, die kürzlich verfolgten Bischöfe um Rath und Beistand ersucht, eine allgemeine Amnestie ward verkündet. Zu gleicher Zeit wurde die Armee verstärkt und das Commando derselben dem General Faversham, dem Besieger des Herzogs von Monmouth, übergeben; Lord Dartmouth, einer der treuesten Anhänger Jakobs, erhielt Befehl mit der Englischen Seemacht Wilhelms Ueberfahrt zu verhindern. Aber während widrige Winde den ersten an der Küste zurückhielten, segelte Wilhelms wohlgerüstete Flotte in bester Ordnung von Helvoetsluis ab, durchstrich ohne Anfechtung den Canal, und landete bei Torbay (5. Nov.) an der Westküste von England. Der Prinz ging sogleich auf Exeter los, fand aber zunächst den Empfang nicht, welchen er erwartet hatte, da die Einwohner dieser Gegend, des Schauplatzes der Gräuel, die Monmouths Aufruhr verursacht hatte, noch von jener Zeit in Furcht und Schrecken gefesselt, sich nicht für ihn zu erklären wagten. Indeß that ein Manifest, welches dem Heere vorausging, gute Wirkungen. In demselben waren alle Beschwerden der Nation gegen Jakob II. aufgezählt, und Wilhelm kündigte sich nur als einen Anwalt derselben an, der gekommen sey ein freies Parlament zu berufen, für die Freiheit und Sicherheit der Nation zu sorgen, und die rechtmäßige Geburt des sogenannten Prinzen von Wales zu untersuchen. Denn, hieß es, obgleich der König vor kurzem seine gesetzwidrigsten Verordnungen selbst zurückgenommen habe, so sey doch dieser plötzlichen Umwandlung nicht zu trauen, vielmehr müßten die Rechte der Nation auf eine nachdrücklichere Art und für

immer festgestellt werden. Die auswärtigen gegen Frankreich verbündeten Mächte sahen in Wilhelm den Erretter des festen Landes, der England, zur Bekämpfung der Anmaßungen Ludwigs, in ihre Mitte zurückführen werde, und begünstigten sein Unternehmen.

Inzwischen behielt der König Jakob sechs Bataillone Infanterie und eben so viel Geschwader Cavallerie in London zurück und ließ den übrigen Theil des Heeres, zwanzig Bataillone und dreißig Escadronen, nach Salisbury vorrücken. Aber gleich von den ersten Reiterabtheilungen, die gegen den Prinzen ausgesandt wurden, ging das Regiment des Herzogs von St. Albans zu diesem über. Diesem Beispiel folgten bald mehrere Officiere und selbst die Ankunft Jakobs beim Heere konnte der Desertion keinen Einhalt thun. Auch der Generallieutenant Churchill, den Jakob mit Gunstbezeigungen und Ehren überhäuft hatte und auf den er ein besonderes Vertrauen setzte, verließ ihn. Der Abfall der Truppen und Officiere, das schnelle Vorrücken des Feindes, der nun von allen Seiten vielen Zulauf fand, machte Jakob so kleinmüthig, daß er nach London zurückeilte, und Gesandte mit Vergleichsvorschlägen an den Prinzen schickte. Allein dieser ließ sich auf nichts ein, sondern setzte seinen Zug gegen die Hauptstadt ohne Aufenthalt fort. Eine Stadt nach der andern öffnete ihm freiwillig ihre Thore, und viele der vornehmsten Lords vergrößerten sein Gefolge. Die meisten Befehlshaber erklärten sich für den Prinzen. Jakob, von allen Guten verlassen, von übertriebenen Gerüchten geängstigt, von keinen anderen umringt als von furchtsamen Katholiken, die ihren Untergang vor Augen sahen, wenn sie ihren Feinden in die Hände fielen, ließ sich von diesen bewegen mit ihnen nach Frankreich zu entfliehen, sandte auch wirklich Weib und Kind voraus, und verschwand selbst bald nachher, in der Nacht des 12. December, aus Whitehall. Diese Feigheit hatte man nicht von einem Könige erwartet, der bisher so zuversichtliche Schritte gethan, und für jetzt noch nicht Ursache hatte alle Hoffnung aufzugeben. Auch der Pöbel wurde nun laut, und ließ seine Schadenfreude an den katholischen Kirchen, Meßgeräthen und Bildern aus. Des Königs Staatsrath ward nicht mehr geachtet, und der General Faversham ließ auf die Nachricht von Jakobs Flucht die ganze Armee auseinandergehen. So war für den Augenblick gar keine Staatsgewalt vorhanden. Den ärgsten Unruhen vorzubeugen, traten die vornehmsten Bischöfe und Pairs mit dem Lord Mayor und den Aldermännern auf dem Rathhause zusammen, übersandten dem Prin-

zen eine Erklärung, daß sie ihn in seinem Bestreben, die Religion und Rechte des Landes durch die Versammlung eines freien Parlaments herzustellen, unterstützen würden, und hielten durch Hülfe der Stadtmiliz das Volk im Zaume. Der Pater Petre, nach dessen Blut der Pöbel lechzte, hatte sich bereits entfernt; Jeffreys, den Jakob zum Lordkanzler erhoben hatte, und der sich nun ebenfalls durch die Flucht retten wollte, ward in seiner Verkleidung erkannt und konnte den Mißhandlungen des Volkes nur mit Mühe von dem Lord Mayor entzogen werden. Er wurde in den Tower gebracht und starb hier nach wenigen Monaten. Auch den päpstlichen Nuntius erkannte das scharfe Auge seiner Feinde; er wurde ergriffen und zurückgeführt. Ein ähnliches Loos hatte den König selbst getroffen. Begleitet von Sir Eduard Hales war er in der Kleidung eines Landedelmanns eine Hintertreppe des Palastes hinabgestiegen, hatte sich in eine Miethskutsche gesetzt, und diese am Themseufer mit einem Boote vertauscht. Während der Ueberfahrt warf er das große Reichssiegel ins Wasser, und bestieg zu Vauxhall die Pferde, welche hier für ihn bereit gehalten wurden. So erreichte er Faversham und ging an Bord eines Fahrzeuges, welches zur Reise nach Frankreich für zwei Fremde gemiethet war. Aber in der Nähe von Sheerneß wurde dieses Schiff von drei Booten angehalten, die an der Mündung der Themse kreuzten, um flüchtige Royalisten aufzufangen, und nach Faversham zurückgebracht. Hier wurde der König von Mehreren erkannt; man zeigte ihm die Aussicht, daß sich die Stimmung des Landes leicht zu seinen Gunsten ändern könnte, und Lord Winchelsea, Lordlieutenant der Grafschaft Kent, rieth ihm dringend nach London zurückzukehren. Wirklich machte er sich auf den Weg, mehrere Edelleute schlossen sich ihm an, und schon begann er neue Hoffnungen zu fassen, als ihn ein Bote Wilhelms ereilte, der seinen Schwiegervater ersuchen ließ nicht nach London zu gehen. Trotz dem sandte Jakob eine Anfrage an die Aldermänner der Hauptstadt ab, daß er bereit sey sich ihren Händen anzuvertrauen, bis die Herstellung der Religion und der Rechte des Volkes durch ein freies Parlament bewerkstelligt sey, falls die städtischen Behörden ihm die Sicherheit seiner Person versprechen wollten. Zum Glück für den Prinzen wurde dieses Anerbieten des Königs, dessen Annahme seinen Planen neue Hindernisse in den Weg gelegt haben würde, zurückgewiesen. Er hatte bereits Jakobs Regierung von dem Tage der Flucht als beendet angesehen, und als dieser nun dennoch, doch ohne des Schutzes der Lon-

doner Bürgerschaft versichert zu seyn, nach dem Whitehallpalast zurückkehrte (16. December), griff er ungern zu härtern Maßregeln. Er sandte zunächst vier Bataillone unter dem Commando des Grafen Solms nach der Hauptstadt. Hier angekommen, rückten diese in Schlachtordnung mit brennenden Lunten gegen Whitehall vor und forderten die Oeffnung der Thore. Jakob wagte nicht, den wenigen Mannschaften seiner ehemaligen Garde, die sich wieder um ihn versammelt hatten, Befehl zum Widerstand zu geben, und die Holländer besetzten unverzüglich das Schloß. In derselben Nacht (18. December) wurde Jakob gegen Mitternacht aus dem Schlafe geweckt, um drei Abgeordnete des Prinzen zu empfangen, welche ihm ankündigten, daß er am folgenden Morgen Whitehall verlassen müsse, da der Prinz um die Mittagsstunde in London einzutreffen denke. Jakob schien diese Weisung gleichgültig hinzunehmen und verlangte nach Rochester zu gehen, was ihm bewilligt wurde. So bestieg er am 19. December die königliche Barke und fuhr umgeben von mehreren mit Holländischen Kriegsleuten angefüllten Booten den Fluß hinab. Viele von den zahlreich versammelten Zuschauern verbargen weder ihren Kummer, den König von England in solcher Erniedrigung zu sehen, noch ihre Schaam, daß Fremde es waren, die ihn vor ihren Augen hinwegführten. Nach viertägigem Aufenthalt in Rochester bemerkte der König, daß man ihn nachlässiger bewachte, was nicht ohne Absicht geschah. Ueberzeugt, daß doch Alles verloren sey, und besorgt vor härterem Schicksal, wollte er sich allen Wechselfällen und Gefahren durch eine neue Flucht entziehen. Seine Beweggründe setzte er in einer Schrift auseinander, die er auf seinem Tische zurückließ. Es hieß darin, daß er sein Leben nicht für gesichert halten könnte, so lange er in der Gewalt eines Schwiegersohnes sey, der seine Lande ohne alle Veranlassung überfallen, ihn in seinem eigenen Palast gefangen genommen, und ihn durch die Behauptung der Unterschiebung seines Sohnes bei aller Welt in den schwärzesten Verdacht zu bringen gesucht habe. Darum entferne er sich jetzt, sey aber bereit auf den ersten Ruf wieder zu erscheinen, sobald das Volk die Augen öffnen und die Falschheit jener Vorspiegelungen in Beziehung auf Religion und Freiheit, durch welche man es jetzt getäuscht habe, in ihrer Nichtigkeit erkennen werde*). So entwich er denn in der Nacht des zwei und zwanzigsten Decembers zum zweiten Male, und erreichte dies-

*) Lingard, Geschichte von England, Deutsch. Uebers. Thl. XIV. S. 248.

mal unangefochten die Französische Küste. Ludwig XIV. nahm ihn mit großer Artigkeit auf, überließ ihm das Schloß zu St. Germain zu seinem Wohnsitz, und gab ihm ein ansehnliches Jahrgehalt bis an sein Ende (1701); allein der Geist schien so sehr von diesem Flüchtlinge gewichen zu seyn, daß er den Französischen Hofleuten nur zum Gespötte diente.

Wilhelms Benehmen in dieser seltenen Lage war dagegen besonnen und gemäßigt. Da ihm die Neigung der Mehrzahl des Volks freiwillig entgegenkam, so that er nichts um ihr vorzugreifen, sondern schien Alles von dem eigenen Willen der Nation erwarten zu wollen. Die vorläufige Regentschaft des Königreiches und die Berufung eines Parlaments übernahm er nicht eher, bis er durch die zu London schon nach der ersten Flucht Jakobs versammelten Pairs dazu aufgefordert worden war, und eine von ihm zusammenberufene Convention aller derer, welche in den Parlamenten Karls II. gesessen, dieses Verlangen bestätigt hatten. Auch als das Parlament am 22. Januar 1689 zusammentrat, verhielt er sich wie ein leidenschaftsloser Zuschauer, und sorgte vor Allem für die strengste Mannszucht seiner Soldaten. Dafür bewilligten ihm die Lords und Gemeinen zur Unterhaltung derselben und der Flotte eine Anleihe von 200,000 Pfund. Gleich in den ersten Sitzungen erklärten beide Häuser den Thron für erledigt, und einige Wochen später, nach heftigen Streitigkeiten, erkannten sie ohne Rücksicht auf Jakobs Sohn dem Prinzen und seiner Gemahlin die Krone, ihm allein aber die Verwaltung der Geschäfte zu (16. Februar). Diese Staatsveränderung wird in der Englischen Geschichte die glorreiche Revolution genannt. Nach Wilhelms und seiner Gemahlin wahrscheinlich kinderlosem Absterben sollte der Letzteren Schwester, Anna (oben S. 440), folgen. Mit der Krone zugleich übergab man ihm, gewissermaßen als die Bedingung derselben, die sogenannte bill of rights, in welcher die Verhältnisse der königlichen und der Volksgewalt genauer als sonst bestimmt wurden. Kraft dieser Parlamentsacte darf der König die Vollstreckung der Gesetze nie hemmen, kein besonderes geistliches Gericht einsetzen, und ohne Genehmigung des Parlaments weder Auflagen ausschreiben noch ein Heer in Friedenszeiten unterhalten. Eben so wenig steht es ihm zu von einzelnen Gesetzen zu dispensiren, was Jakob z. B. in Beziehung auf den Testeid mehrfach gethan hatte. Die Wahlen zum Parlament sollen frei seyn, und über die darin gehaltenen Reden kein Gerichtshof urtheilen dürfen als die Volksvertreter selbst.

14. Wilhelm III.

(1689 — 1702.)

Durch eine Bewegung, welche im Interesse der religiösen und politischen Freiheit Englands, im Interesse des durch Ludwigs XIV. Anmaßungen bedrohten Europas unternommen worden war, hatte der Erbstatthalter von Holland den Brittischen Thron bestiegen. Nachdem er die bill of rights angenommen, war er mit seiner Gemahlin am 21. April 1689 zu Westminster gekrönt worden. Er stand damals im neun und dreißigsten Jahre seines Alters. Wir kennen bereits seine Kämpfe und ausdauernden Anstrengungen gegen die Französische Macht, die zur Zeit seiner Englischen Thronbesteigung zum zweiten Mal begannen, und seinen siegreichen Feldzug in Irland, der Jakobs Entwürfe und Hoffnungen vernichtete. So lange der Krieg dauerte, brachte er die Sommermonate beim Heere in Holland und nur den Winter in London zu. Das Parlament ermangelte nicht ihn in diesen Bestrebungen zu unterstützen; nichts war populärer in England als der Krieg gegen Ludwig XIV., den Verfolger der Protestanten. Karl dem II. waren während der ganzen Dauer seiner fünf und zwanzigjährigen Regierung drei und vierzig Millionen Pfund Sterling bewilligt worden, Wilhelm empfing in dreizehn Jahren zwei und siebenzig Millionen. Das Recht der Geldbewilligung, von dem fast alle Streitigkeiten zur Zeit der Herrschaft der Stuarts ausgegangen waren, schien jetzt von den Ständen nur benutzt zu werden, um der Krone die Mittel ihrer Unternehmungen zu sichern; es konnte den Abgeordneten des Volkes nicht verborgen seyn, daß es sich nicht mehr wie früherhin darum handelte, dem Geldbedürfniß eines verschwenderischen Hofes, der Beförderung antinationaler Interessen entgegen zu kommen, vielmehr mußte ihnen in die Augen springen, daß die Bestrebungen der Krone im Wesentlichen auch die des Volkes seyen, und England gab das Beispiel, daß man, um kräftig und energisch nach außen aufzutreten, um sich stark, behaglich und reich im Innern zu fühlen, die alten ständischen Verhältnisse nicht zu zerstören brauchte, wie es sonst die Richtung der Politik im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert theoretisch forderte und praktisch durchzuführen suchte. Die nach solcher absoluten Herrschergewalt zielenden Tendenzen der Stuarts waren durch die Kraft des Volkes zurückgeschlagen, aber Wilhelms Erscheinung bewahrte England vor den Uebelständen einer zweiten Republik und allen revo-

lutionären Schrecken, die Jakobs Entwürfe ohne diese Dazwischenkunft früher oder später herbeigeführt haben würden, und ließ jene politischen Institutionen, zu deren Schutz er herbeigekommen war, ungestört bis auf unsere Zeiten fortbestehen, da auch seine Nachfolger gegen verfassungsmäßige Einrichtungen nicht feindselig auftreten konnten, deren Aufrechthaltung sie ihre Krone verdankten, durch deren Hülfe sie die im folgenden Jahrhundert noch mehrmals wiederholten Versuche zur Herstellung der Stuarts glücklich zurückwiesen.

Der lang verlorene Einfluß der Engländer auf den Continent und dessen politische Verhältnisse trat unter Wilhelms III. Herrschaft glänzender hervor als jemals. Im Jahre 1678 hatte man, obgleich die Rivalität mit der Holländischen Seemacht bereits damals als zu Gunsten des Brittischen Reiches entschieden betrachtet werden konnte, drei und achtzig Kriegsschiffe mit einer Bemannung von achtzehn tausend Mann gezählt; im Jahre 1701 war die Seemacht bis auf 184 Kriegsschiffe, Brander und kleinere Fahrzeuge ausgeschlossen, gestiegen, deren Mannschaft vier und funfzig tausend Köpfe betrug. Im Innern des Landes wuchs bei völliger Freiheit und Sicherheit der Wohlstand ungemein, der Handel wurde immer lebhafter und allgemeiner, und es war die Besorgniß, Frankreich und Spanien vereinigt möchten den Englischen und Holländischen Verkehr mit Westindien in ihre Hände bringen, nicht das letzte Motiv, warum man sich Ludwigs Planen auf die Spanische Erbfolge späterhin so hartnäckig widersetzte*). Im Jahre 1694 ward die berühmte Londoner Bank errichtet; die Ostindische Compagnie, welche Elisabeth im Jahre 1600 gegründet hatte, ward zweckmäßiger geordnet und erweitert, und bald sollten die Niederlassungen der Engländer in Hindostan die Ansiedelungen und den Handel der Holländer und Franzosen in jenem Lande weit überbieten und am Ende vernichten.

Aber trotz dieses glänzenden Aufschwunges der Englischen Macht, trotz der Erhebung Wilhelms durch den Willen des Volkes, trotz seiner mäßigen und besonnenen Haltung, fehlte es auch während seiner Staatsverwaltung nicht an inneren Zwistigkeiten. Obgleich der König vornehmlich durch die Hülfe der Whigs den Thron bestiegen hatte, wußte diese Partei es dennoch durch ihren Widerspruch zu verhindern, daß der aussöhnende Vorschlag allgemeiner Amnestie für Alle, welche unter

*) Ranke, historisch politische Zeitschrift, Bd. II. S. 14.

Jakobs Regierung die Rechte und Freiheiten des Volkes verletzt hatten, ungeachtet wiederholter Anmahnungen Wilhelms, im Parlamente angenommen wurde. Ebenso geringen Eingang fanden diejenigen Maßregeln, durch welche Wilhelm die Nonconformisten zu gewinnen dachte; nur eine Toleranzbill wurde am 3. Juni 1689 von beiden Häusern angenommen, welche die Dissenters wenigstens von allen jenen harten Strafgesetzen, die seit den Zeiten der Königin Elisabeth über sie verhängt worden waren, befreite. Ueber den Mangel an Willfährigkeit, auf seine Plane einzugehen, im Allgemeinen erzürnt, vertagte Wilhelm am 27. Januar 1690 das Parlament, welches ihm die Krone geschenkt hatte, um es bald nachher ganz aufzulösen, und näherte sich, da er bisher von lauter Whigs umgeben gewesen war, den Torys, welche die Majorität im nächsten Parlamente erhielten. Aber wenn die ersteren Jakobs Herrschaft nicht umgestürzt haben wollten, um Wilhelm die frühere Gewalt der Könige wiederum gebrauchen oder mißbrauchen zu lassen, so waren die letzteren, royalistischer gesinnt, bei Wilhelms Landung nur deswegen für ihn aufgetreten, weil sie die Herstellung der protestantischen Religion und die Abschaffung einiger andern politischen Beschwerden von dieser bewaffneten Dazwischenkunft erwarteten, wie jener auch in seiner damaligen Proclamation verkündet hatte; an eine Entsetzung Jakobs hatte diese Partei damals nicht gedacht und nur den äußersten Anstrengungen der Whigs war es nachher gelungen, Jakobs Entsetzung im Parlamente durchzubringen. Die Mehrzahl der Torys stand noch jetzt in fortdauernder geheimer Verbindung mit dem entthronten Herrscher, in London selbst hielten sie regelmäßige Berathungen über die Mittel zur Wiederherstellung der Stuarts, und ein neuer Eid, nach welchem alle Beamte jede Hinneigung zu Jakob dem Zweiten bei ihrer Bestallung abschwören sollten, der in dem neu versammelten Parlamente zum Vorschlag kam, ward von den Gemeinen sogar mit 192 Stimmen gegen 165 verworfen. Doch gelang es dem Könige, eben durch die Hülfe der Torys, von denen sehr viele bei den Anmaßungen Jakobs betheiligt gewesen waren, die früher von den Whigs verworfene Amnestie durchzubringen, mit alleiniger Ausnahme von zwei und dreißig Personen. Indeß wurde dieser geringe Erfolg durch die Machinationen der ersteren zehnfach aufgehoben. Der Admiral Russel, der Sieger von la Hogue, und der General Churchill, den Wilhelm zum Grafen von Marlborough und zum Lord Kammerherrn erhoben hatte, waren weder die ein-

zigen noch die angesehensten unter denen, welche durch ihre Intriguen und Umtriebe des Königs Stellung noch schwieriger machten als die Whigs durch ihre offene Opposition zur Beschränkung der Prärogative der Krone. Als man auf diese Weise in St. Germain durch die Anstrengungen beider Parteien Alles zum Sturze Wilhelms bereit glaubte, wurde eine zweite Expedition Jakobs nach England beschlossen, nachdem die erste durch die Schlacht bei la Hogue gescheitert war. Die Torys erhielten die bündigsten Versicherungen über die Aufrechthaltung der protestantischen Religion; Ludwig selbst suchte Jakob in dieser Richtung immer mehr zu befestigen, weil sonst gar kein Erfolg zu hoffen sey; zwanzigtausend Mann Französischer Truppen sammelten sich zwischen Calais und Dünkirchen, und der entthronte König begab sich schon im Februar 1696 nach der erstgenannten Stadt, um auf das nächste Zeichen die Ueberfahrt anzutreten. Nicht begnügt, seine Unternehmung auf die Waffen der Französischen Armee, die ausgebreiteten Verbindungen mit den Torys so wie auf die Unzufriedenheit der Whigs zu stützen, hatte Jakob bereits einen Schotten, den Ritter Georg Barclay, vorausgeschickt, eine Rebellion in England zu veranlassen, um dadurch Wilhelms Streitkräfte von der Bewachung der Küsten abzuziehen. Barclay setzte sich mit mehreren Mißvergnügten in Verbindung, und nachdem er etwa funfzig Männer gewonnen hatte, schien es ihm, um den Weg für Jakobs Rückführung zu bahnen, das Beste und Kürzeste, den König Wilhelm gefangen zu nehmen oder zu ermorden. Am 15. Februar sollte er auf der Jagd überfallen werden, als kurz vorher zwei Irländische Officiere, die im Heere des Königs dienten und in das Complott verwickelt waren, von innerer Angst gequält und vor so schmachvoller Verletzung ihrer militärischen Ehre zurückbebend, Anzeige von der Verschwörung machten. Diese Entdeckung ließ plötzlich alle Opposition im Parlamente — es war das dritte seit Wilhelms Thronbesteigung — verschwinden; der König ward autorisirt, alle Verdächtigen verhaften zu lassen und alle Katholiken aus London zu verbannen. Beide Häuser kamen überein, sich in der Vertheidigung des Königs und seiner Regierung gegen Jakob und dessen Anhänger zu unterstützen, und setzten fest, daß im Fall seines Todes das Parlament sich nicht auflösen werde, und die Erbfolgeordnung, wie sie im Jahre 1689 bestimmt worden sey, gegen jedermann aufrecht erhalten werden solle. Aehnliche Gesinnungen zeigten die meisten Grafschaften und Städte des Landes.

Barclay entkam, aber ein anderer der Verschworenen, Johann Fenwick, erklärte, vor Gericht gestellt, daß auch die Herzoge von Sunderland und Shrewsbury, so wie Lord Godolphin, drei Minister Wilhelms, nicht minder als die Grafen von Marlborough und Bath und der Admiral Russel in die geheimen Umtriebe zum Sturz der gegenwärtigen Regierung verwickelt seyen, und gab die besonderen Verrichtungen an, welche jeder von ihnen bei der bevorstehenden Landung Jakobs hatte übernehmen wollen. Da alle weiteren Beweismittel fehlten und auch Fenwick keine Thatsachen zur Unterstützung seiner Anklagen anführen konnte, so erklärte das Oberhaus seine Aussagen für ungegründete Verläumdungen; ein Ausspruch, dem die Meinung der Zeitgenossen und der Nachkommen beigetreten ist, bis in unsern Tagen ans Licht gekommene Actenstücke bewiesen haben, daß Fenwick damals allerdings die Wahrheit sagte. Er wurde, so wie die Uebrigen, welche man ergriffen hatte, hingerichtet; Alle aber behaupteten bis zum letzten Augenblicke, daß Jakob wohl um den Entwurf zur Aufhebung Wilhelms gewußt, aber den Mordplan weder gekannt noch gebilligt habe.

Das Mißlingen dieses Anschlags, so wie die Begeisterung, welche sich in Folge desselben in England so laut kund gab, ließ den König von Frankreich die beabsichtigte Landung auf einen günstigeren Zeitpunkt verschieben; doch unterblieb das ganze Unternehmen, da im nächsten Jahr der Friede von Ryswick zu Stande kam und es Ludwig XIV. wichtiger erschien seine Ansprüche auf die Spanische Monarchie durchzusetzen als den vertriebenen Jakob auf seinen angestammten Thron zurückzuführen. In England selbst kam es nach dem Frieden zu neuen Streitigkeiten mit dem Parlament über die Beibehaltung der in den Niederlanden gebrauchten Truppen, welche Wilhelm, keineswegs in der Absicht die Verfassung umstürzen zu wollen, wohl aber um eine kriegsgeübte Armee bei dem Wiederausbruch des Kampfes gegen Frankreich, den sein richtiger politischer Blick ihm in nicht allzu ferner Zukunft zeigte, bereit zu haben, aus allen Kräften durchzusetzen wünschte. Aber vergeblich suchte er die unbegründete Furcht der Mitglieder des Parlaments zu beschwichtigen, er mußte selbst seine Holländischen Garden zurückschicken und die Englische Armee bis auf 7000 Mann verabschieden. Als das Parlament bald darauf von neuen Besorgnissen vor der Verbreitung des Papismus in England ergriffen ward, und die Verbannung aller katholischen Priester aus England so wie die Uebergehung jedes katholischen Erben im Fall eines erledigten Landeigenthums

zu Gunsten des nächsten protestantischen Anverwandten, wenn der erstere nicht den Eid der Treue (ob. S. 175), den Suprematseid und den Testeid leiste, nebst einigen andern Strafgesetzen beschloß, sah sich Wilhelm genöthigt, auch diese Bestimmungen gegen seine bessere Einsicht zu bestätigen. Nicht geringeren Anlaß zur Klage gab ihm das Benehmen des Parlaments in Betreff der Maßregeln, welche er nach der Beendigung des Irischen Aufstandes in jenem Lande getroffen hatte. Er hatte damals einen großen Theil der den Rebellen abgesprochenen Ländereien den Generalen seines Heeres und sonstigen Anhängern überwiesen, um ihre treuen Dienste zu belohnen; als das Unterhaus im Jahre 1699 sieben Commissäre ernannte, welche sich an Ort und Stelle über die Einziehung der dortigen Güter und deren Verwendung unterrichten sollten. In Folge eines unwahren und übertriebenen Berichts über diese Gegenstände erklärten die Gemeinen alle Schenkungen, welche der König an sechs und siebzig Personen zum Nachtheil des Staats gemacht habe, für aufgehoben, und fügten hinzu, daß Alle, welche dazu gerathen, dieselben ausgefertigt oder besiegelt hätten, zu bestrafen seyen, und daß die ganze Masse der eingezogenen Güter zum Besten des Staats verwendet werden solle. Obgleich sich nun keinesweges in Abrede stellen ließ, daß jene Verleihungen mit allzu großmüthiger Freigebigkeit getroffen worden seyen, so glaubte Wilhelm doch ein so kühnes Uebergreifen in die Rechte der Krone von Seiten des Unterhauses nicht dulden zu dürfen, und erklärte demselben, obschon es ihm im Gesammtkörper jene Bill überreichte, mit großer Entschiedenheit, daß die Güter der Rebellen der Krone verfallen seyen, und ihm allein die Verwendung derselben zustehe, welche auch keinesweges, wie sie voraussetzten, bloß nach dem Maßstabe der Gunst, sondern nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und wohlverdienter Belohnung erprobter Treue erfolgt sey. Weder geschreckt noch überzeugt durch die Rede des Königs, beschlossen die Gemeinen, sobald sie in den Sitzungssaal zurückgekehrt waren, daß diejenigen, welche dem König die eben ertheilte Antwort angerathen, die Absicht hegten, den Samen des Mißtrauens zwischen dem Herrscher und seinem Volke auszustreuen, und sandten dreizehn neue Commissäre ab, den Verkauf der confiscirten Güter ohne weiteres vorzunehmen. Diese Kühnheit bestimmte den König das Parlament am 26. November 1699 aufzulösen, und die Abgeordneten des Unterhauses in Irland fanden bald, daß ihre Vorgänger den Werth und die Größe der Schenkungen bei weitem zu groß dargestellt hätten

und mußten zufrieden seyn, Käufer für die übrig gebliebenen Ländereien aufzutreiben.

Größere Nachgiebigkeit und bessere Uebereinstimmung fand Wilhelm bei seinem fünften und sechsten Parlament, da Ludwig XIV. nicht allein bei Jakobs um diese Zeit zu St. Germain erfolgtem Tode (16. Sept. 1701) dessen Sohn Jakob III. als König von England anerkannte, sondern auch seinen Enkel Philipp von Anjou vom Spanischen Throne Besitz nehmen ließ. Geld, Soldaten, Matrosen wurden in Ueberfluß bewilligt, nachdem das Parlament schon am 14. Mai 1701 auf Antrieb des Königs einen neuen Beschluß über die Anordnung der Thronfolge gefaßt hatte, welche durch das erste Gesetz über Wilhelms Erhebung nur für ihn und seine Schwägerin Anna nebst ihren Nachkommen festgestellt worden war, in dem bestimmt wurde, daß die Englische Krone nach Annas Tode, mit beständiger Ausschließung aller Glieder des königlichen Hauses, welche sich zur katholischen Kirche halten würden, auf die Nachkommen des Kurfürsten Friedrichs V. von der Pfalz, als Gemahls der Tochter Jakobs I., übergehen solle. Alle Wünsche des Königs waren befriedigt; Kaiser Leopold hatte den Krieg in Italien begonnen, schon betrieb er selbst die Einschiffung der Truppen nach den Niederlanden, um durch wohlbekannte Gegenden, den Schauplatz seiner frühern Thaten, auch seiner Seits wieder gegen Frankreich vorzudringen, und hatte bereits den Plan des bevorstehenden Feldzugs entworfen, als ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde auf der Jagd, wobei er das Schlüsselbein brach, seine ohnehin geschwächte Gesundheit gänzlich zerrüttete und am 19. März 1702 seinen Tod herbeiführte, welcher England ohne König und die Niederlande ohne Statthalter ließ. — Wilhelm war mager und schlank gewachsen, sein Körper war von jeher nicht der festeste, aber seine großen und glänzenden Augen, seine hohe Stirn und seine edel gebaute Adlernase, so wie seine ganze würdige und feierliche Haltung, die höchst selten von einer heitern Stimmung unterbrochen wurde, verbreiteten scheue Ehrfurcht um ihn her und verlangten den schnellsten Gehorsam. Er sprach wenig und ohne starken Ton der Stimme, da er beständig an der Brust litt, ausgenommen am Tage der Schlacht, wo er ganz Feuer und Leben war. In seiner Jugend von der Eifersucht der Republikaner seines Vaterlandes streng beaufsichtigt, hatte er sich früh an eine ungemeine Zurückhaltung und Verschwiegenheit gewöhnt, die ihn auch späterhin, von dem Parteitreiben seines neu erworbenen Reiches umgeben, wohl zu Statten kam. Seine Erziehung

war nicht glänzend gewesen, doch sprach er das Französische, Englische und Deutsche mit gleicher Fertigkeit wie seine Muttersprache und wußte sich auch im Lateinischen, Spanischen und Italienischen wohl auszudrücken, und was ihm an allgemeiner wissenschaftlicher Bildung abging, ersetzte sein natürlich richtiger Blick und seine geniale Auffassung der politischen Verhältnisse. Sein Gedächtniß war ausgezeichnet, seine Beobachtungen stets wohlbegründet und eindringend, sein Urtheil scharf und schlagend. Niemals ließ er sich von Leidenschaft hinreißen, niemals durch Phantasie und Einbildungskraft über die wahre Lage der Dinge täuschen. Schmeichler haßte er, und als er einst nach Beendigung eines Feldzugs in Flandern nach London zurückgekehrt zum ersten Mal das Theater wieder besuchte und die Sänger desselben eine Siegesode begannen, die ihm zu Ehren gedichtet und in Musik gesetzt war, erhob er sich unwillig in seiner Loge und rief laut: „Weg mit den Schurken, halten sie mich etwa für den König von Frankreich?“ Eben so wenig als Lobeserhebungen konnte er indeß Widerspruch ertragen. Er war leicht zu Verdacht geneigt, aber großmüthig und sogar verschwenderisch in der Belohnung ihm erwiesener Dienste. Die Engländer fanden sich durch Wilhelms kaltes und fremdes Benehmen von ihm zurückgestoßen; und allerdings fehlten ihm Leutseligkeit und Milde, um durch persönliche Eigenschaften Volksbeliebtheit zu gewinnen; die Opposition der Whigs, der Haß der Torys bereiteten dem Könige bittere Stunden; sobald sich indeß Gefahren für den Thron zeigten, brach der gesunde Sinn der Engländer, welcher sie über Wilhelms Werth und Würdigkeit nicht täuschte, sich durch alle diese Hemmnisse Bahn, um dem Fürsten in kräftigen ja begeisterten Worten und Thaten ihre Neigung an den Tag zu legen. Uebel wurde ihm ferner ausgelegt, daß er seine Person größten Theils mit Holländern umgeben hatte, unter denen besonders Wilhelm Bentinck, zum Grafen von Portland erhoben, Arnold Joost von Keppel Graf von Albemarle, Wilhelm Heinrich von Zuilestein und Gotthard von Ginckel Graf von Athlone zu nennen sind; aber bei den fortwährenden geheimen Machinationen und Umtrieben, welche der hohe Adel in England zur Herstellung Jakobs ersann und unterhielt, und die dem Scharfblick des Königs doch nicht ganz verborgen bleiben konnten, ist diese Bevorzugung der erprobten Treue seiner Landsleute wohl zu entschuldigen. Das war der Mann, welcher Europas Freiheit gerettet hat, der die Seemächte Holland und England unter seiner Leitung vereinigte, der oft besiegt doch stets wieder schlagfertig und

unermüdlich im Felde stand. Sein Charakter so wie sein Leben sind dem seines Gegners Ludwigs XIV. vollkommen entgegengesetzt. Wilhelm umgab sich nur mit den nothwendigsten Personen, während Ludwig in der imposantesten Hofhaltung prunkte; jener war im Ganzen sparsam, dieser verschwenderisch. Um vollkommen im Innern seines Reiches zu herrschen und nach außen kräftig aufzutreten, hatte Ludwig alle ständischen Gerechtsame vernichtet; Wilhelm zeigte ihm, daß man auch an der Spitze von Ländern wie England und Holland, in denen vor allen andern Europas die Herrschergewalt durch die bedeutsamsten Institutionen zu Gunsten der Unterthanen gehemmt ist, fremden Eingriffen erfolgreich und mächtig entgegentreten könne, wenn sich nur der Thron in allen wesentlichen Punkten in Uebereinstimmung mit den Interessen des Volkes befindet, und die Vertreter des letztern überzeugt sind, daß die Krone nicht auf den Untergang ihrer Privilegien hinarbeitet. Allerdings ist aber die zweite Aufgabe ungleich schwieriger als die erste.

Wilhelms Gemahlin Maria war ihm schon sieben Jahre früher im Tode vorangegangen, ohne männliche oder weibliche Nachkommen geboren zu haben. Allem Parteitreiben fremd, fern von jedem Ehrgeiz, hatte sie ihre ganze Aufmerksamkeit von jeher nur auf das häusliche Glück ihres Gemahls gerichtet, und von den Rechten, welche ihr auf die Regierung des Landes eingeräumt worden waren, niemals Gebrauch gemacht. Ihre Frömmigkeit, ihre Mildthätigkeit, ihr musterhafter Wandel können sie wohl von dem Vorwurfe rechtfertigen, der ihr vielfältig gemacht worden ist, zur Entthronung ihres Vaters mitgewirkt zu haben, da sie sich überdies in allen Dingen solcher Art, den Aussprüchen des Christenthums gemäß, dem Willen ihres Gatten unbedingt zu fügen gewohnt war und sich kaum ein eigenes Urtheil verstattete.

In Schottland, wo Jakob die Presbyterianer durch seine Toleranzedicte vergeblich zu gewinnen gehofft hatte, weil sie seinen Papismus noch mehr verabscheuten und fürchteten als alle Verfolgungen der Episcopalen, war Wilhelms Erhebung kein Hinderniß in den Weg gelegt worden, und nachdem er in die Wiedereinführung der presbyterianischen Kirche als herrschenden gewilligt hatte, war er am 21. Mai 1689 in Edinburg zum Könige ausgerufen worden. Aber unbegnügt wieder emporgekommen zu seyn, verlangten die Puritaner im neu versammelten Parlament sogleich die Bestätigung einer Reihe heftiger Beschlüsse gegen die Episcopalen und mehrere Beschränkungen der

königlichen Gewalt. Wilhelm sollte die Suprematie über die Schottische Kirche, welche dem König Karl II. im Jahre 1669 zugestanden worden war, wieder aufgeben, alle Patronatrechte sollten vernichtet werden, aller Einfluß des Königs bei Ernennung der Lords von den Artikeln aufhören. Wilhelm versuchte anfänglich durch eine Vertagung des Parlaments den Eiferern Zeit zur Besinnung und zu ruhigerem Nachdenken zu geben; als aber dieses Mittel vergeblich blieb und jene Forderungen immer heftiger wiederholt wurden, gab der König nach und bewilligte die Zurücknahme aller Gesetze, welche seit den Zeiten der ersten Revolution im Interesse der Episcopalität erlassen worden seyen. Neue Verwickelungen entstanden über die Art und Weise der Wiedereinführung der presbyterianischen Kirche. Endlich vereinigte sich das Parlament, daß die bei Karls II. Regierungsantritt vertriebenen presbyterianischen Prediger der einzige unverderbte Zweig der wahren Kirche seyen, diese sollten zunächst wieder zusammentreten, um ihre Collegen zu ernennen. So geschah es denn auch. Von jenen lebten nur noch dreißig, die als ergraute Kämpfer des Herrn nicht ermangelten, ähnlich gesinnte Männer zu Hirten der im Götzendienst des Baal und Moloch verderbten Gemeinden zu ernennen. Alsbald begannen die neuen Prediger nun ihrer Seits die Verfolgung ihrer bisherigen Verfolger, und wie die Englische Kirche die Presbyterianer ausschloß, so waren diese in Schottland von nun an mit viel größerem Eifer bemüht die Episcopalen zu unterdrücken. Vergeblich suchte der König die Geistlichkeit von Schottland auf einer allgemeinen Synode zu mildern Maßregeln gegen Andersgläubige zu bewegen, und als der Graf Robert von Lothian die halsstarrige Versammlung im Namen des Königs auflöste, erklärte sie sich im Namen Christi, des Königs und Haupts der Kirche, nur für vertagt. Was aber bei der Geistlichkeit mißglückt war, gelang Wilhelms fortgesetzten Bestrebungen und seiner offen ausgesprochenen Willensmeinung, im Weigerungsfall allen nicht presbyterianischen Gemeinden völlige Unabhängigkeit zusichern zu wollen, im Parlament, indem dasselbe im Jahre 1693 genehmigte, daß alle episcopalen Prediger geduldet werden sollten, sofern sie eine bestimmte im gemäßigten Sinn abgefaßte Glaubensformel unterschrieben und sich der Herrschaft der presbyterianischen Kirche zu unterwerfen gelobten. Doch reichte auch dies noch nicht hin allen Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten der herrschenden Glaubenspartei ein Ende zu machen.

Diese religiösen Spaltungen und Zwistigkeiten waren jedoch nicht die einzigen Hindernisse, welche Schottland der Regierung Wilhelms III. in den Weg legte. Zu derselben Zeit, als Jakob in Irland landete, erhob Graham von Claverhouse (o. S. 443), den jener vormals zum Viscount von Dundee ernannt, die Fahne der Empörung für die Stuarts in den Hochlanden und empfing von Irland Waffen und Munition. Bei Gillicranky schlug er den gegen ihn ausgesandten General Mackay, aber in einem folgenden Treffen verlor er gegen den Holländer Levingston Sieg und Leben, und die Leute von den Gebirgen wurden zerstreut (1690). Doch hörten hiermit einzelne Verschwörungen und Aufstände der Jakobiten, so wie die Einfälle und Räubereien der Hochländer in die Ebenen des südlichen Schottlands nicht auf, und selbst Maßregeln größerer Strenge, durch welche wider den Willen des Königs am 23. Februar 1692 der ganze Stamm des Häuptlings Macdonald von Glencoe hinterlistig ermordet wurde, erwiesen sich als unzureichend den wilden Sinn der Hochländer zu bändigen.

---

15. Englands Cultur im siebzehnten Jahrhundert.

Nachdem jene Fülle von religiösen und politischen Secten in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts entstanden und wieder verschwunden war, von welcher wir bei der Geschichte der großen Englischen Revolution als deren Haupthebel ausführlicher gesprochen haben, trat nach der Rückkehr der Stuarts, wie gleichfalls schon erwähnt worden ist, eine Periode der Abspannung und Ruhe ein, von der selbst die Schottischen Puritaner auf eine Zeit lang ergriffen wurden. Indeß blieb der einmal erweckte religiöse Sinn bei Vielen im Stillen thätig, und ließ im Gegensatz zu jenen revolutionären Parteien, von welchen jede für ihr Glaubensprincip auch die äußere Herrschaft verlangt hatte, eine Secte entstehen, welche dem Treiben der Welt abgewendet, nur die Erbauung des Gemüthes suchte. Es waren dies die Quäker. Sie verdanken ihren Ursprung einem aus der Lehre entlaufenen Schusterburschen, Namens George Fox (geb. 1624), den eine frühe Beschäftigung mit religiösen Gegenständen zu einer solchen Begeisterung führte, daß er sich zur Verkündigung der evangelischen Wahrheit in reinerer Gestalt berufen glaubte. Um alle irdischen Gedanken aus seiner Seele zu verbannen, verließ er seine Verwandten und Freunde,

ging in die Fremde, hielt sich an keinem Orte lange auf, um nirgends neue Bekanntschaften zu machen, brachte ganze Tage mit seiner Bibel in Wäldern, ja in hohlen Bäumen zu, und unterhielt sich einzig mit Gott. Es währte nicht lange, so glaubte er die nämlichen Offenbarungen zu erhalten, die der Herr ehedem seinen heiligen Werkzeugen mitgetheilt habe, und kehrte nun als Apostel zu den Menschen zurück. Er lehrte gänzliche Versenkung der Seele in Gott, Ertödtung des äußern Menschen, völlige Freiheit und Gleichheit, und Verachtung aller äußern Ehre, ja alles äußern Gottesdienstes. Es fehlte ihm nicht an Anhängern, und seine Secte dauert noch jetzt fort. Den Namen Quäker (Zitterer) haben sie von Spöttern erhalten, die das begeisterte Verdrehen der Augen und die durch die innere Erregung hervorgerufenen unwillkürlichen Bewegungen des Körpers ins Lächerliche zogen. Alle Kunst und Wissenschaft, aller Reichthum des gebildeten Lebens, alle Anmuth und Zierde desselben durch Luxus und äußere Bequemlichkeit, aller Unterschied der Stände ist bei den Quäkern verschwunden. Sie nennen Jedermann Du, bedienen sich keiner andern Anrede als „mein Freund", erklären das Kriegführen für Sünde, wollen weder Geistliche noch besondere Festtage haben, ja die gewöhnlichen Sacramente abgeschafft wissen, und halten statt aller Feierlichkeit des Cultus nur Versammlungen, in denen Männer und Weiber ohne Unterschied, wie sie sich vom Geist getrieben fühlen, durch Rede und Gebet die Gemeine erbauen.

Auch die Gesellschaft der Freimaurer erhielt damals in England, wo nicht ihre Entstehung, die nach der Meinung mehrerer in viel früheren Jahrhunderten zu suchen ist (s. Th. VI. S. 62), doch ihre spätere Form. Daß dieser Orden noch fortlebt, verdankt er theils dem mächtigen Hange aller Menschen zum Geheimnißvollen, theils den Abzeichen und Würden, womit er (wenigstens auf Stunden) den Ehrgeiz und die Eitelkeit schmückt, theils den geselligen Bequemlichkeiten und Ergötzungen, die man mit seinen Geheimnissen in Verbindung zu bringen gewußt hat. Den religiösen und gemüthlichen Interessen gegenüber bildeten sich im Laufe unseres Zeitraums die Reflexion des Verstandes und die Bestrebungen der Wissenschaft mit nicht minderer Stärke und Erfolg in England aus. Die Grundlage für alle folgenden naturwissenschaftlichen und philosophischen Bemühungen legte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Franz Baco von Verulam. Er stammte aus einer angesehenen Familie, und war 1561 zu London

geboren. Sein Vater war eine Zeit lang Großsiegelbewahrer der Königin Elisabeth; der Sohn zeigte schon früh große Talente, und verfaßte bereits im neunzehnten Jahr eine Schrift über den Zustand Europas. Später schloß er sich an den Grafen Esser an, ohne jedoch dadurch in dessen Sturz verwickelt zu werden. Unter Jakobs Regierung, der Baco wegen seiner Gelehrsamkeit besonders lieb gewann, bekleidete er zuerst das Amt eines Kronanwalts, ward aber am 3. Mai 1617 zum Lord Siegelbewahrer, und ein Jahr darnach zum Lord Kanzler und zum Viscount von St. Albans erhoben. Indeß verwaltete Baco dieses Amt nicht ohne Tadel, so wie er überhaupt nicht zu den reinen und edlen Charakteren gerechnet werden darf, wenn seine Geschäftsführung auch sonst von seiner Einsicht, Thätigkeit und Ausdauer genügende Zeugnisse darbietet. Eitelkeit und Prunksucht verleiteten ihn zu großer Verschwendung; um die hierzu nöthigen Summen aufzutreiben, überließ er sich geldgieriger Habsucht, und die Parteien in seinem Gerichtshofe klagten, daß sie durch seine Schuld auch im Fall eines günstigen Ausgangs verarmten. Endlich faßten die versammelten Gemeinen den Beschluß ihn im Oberhause anzuklagen, und ließen am 21. März 1621 den Lords die betreffende Acte überreichen, in welcher zwei und zwanzig besondere Fälle angegeben waren, in denen sich der Kanzler habe bestechen lassen. Ueberdies habe er denselben Mißbrauch und Unterschleif auch seinen Beamten gestattet. Außer sich vor Schrecken und ganz ohne Besinnung, stellte sich Baco auf diese Nachricht krank, und schrieb dem Oberhause einen demüthigen Brief, in welchem er alle Beschuldigungen reuevoll zugestand und um Gnade flehte. In der That ersparten ihm die Lords die Erniedrigung, vor den Schranken des Hauses zu knien, in welchem er drei Jahr lang als Kanzler den Vorsitz geführt hatte, aber verurtheilten ihn zu gleicher Zeit zu einer Geldbuße von vierzig tausend Pfund, zu Gefängnißstrafe, so lange es dem Könige gefallen würde, und zur Unfähigkeit jemals wieder bei Hofe zu erscheinen oder ein Amt zu bekleiden. Trotz so harter Demüthigung ließ sich Baco von seinem Ehrgeiz hinreißen, fortdauernd neue Versuche zu machen, die Gunst des Königs wieder zu gewinnen. Nicht zufrieden, daß Jakob ihn nach kurzer Frist aus seiner Haft befreit und ihm die auferlegte Geldstrafe erlassen hatte, belästigte er diesen so wie den Prinzen von Wales und den Herzog von Buckingham mit stets erneuten Bittschriften; aber vergeblich trachtete er durch kriechende Bitten Mitleid zu erregen oder durch niedrige

Schmeicheleien Eingang zu finden. Wiederholte verächtliche Zurückweisungen erbitterten ihn und zerrütteten seine Gesundheit, so daß er als Opfer eines thörichten Ehrgeizes schon im fünften Jahr nach seiner Entlassung starb.

Baco hätte in der That nicht nöthig gehabt, nach dem Ruhm des Staatsmannes zu streben, da sein Name bereits als ein heller Stern der Wissenschaften leuchtete. Wie sein etwas späterer Zeitgenosse des Cartes richtete er seine Bemühungen vorzüglich gegen die noch immer gäng und gäbe scholastische Methode in der Philosophie und den übrigen Disciplinen. Der Ableitung des Wissens aus dem Begriff, d. h. nach damaliger Weise aus ganz entfernten und unbewiesenen Abstractionen, setzte er die Forderung gegenüber, von der Wirklichkeit und der Erfahrung auszugehen, so daß von ihm gerühmt werden kann, was Cicero vom Socrates sagt, daß er die Erforschung der Wahrheit von dem Himmel zur Erde herabgeführt habe. Statt übersinnlicher Gegenstände wies er ihr die Natur und Geschichte zu ihren Schauplätzen an, und zeigte, wie noch so Vieles in den damaligen Kenntnissen vermißt werde. Die bisherige Art und Weise der Behandlung, welcher gemäß scholastisch-aristotelische Vorstellungen durch Schlüsse weiter ausgesponnen würden, ohne Rücksicht ob die hierdurch erreichten Resultate mit der Realität der Dinge übereinstimmten oder nicht, müsse mit der Betrachtung des Inhaltes der Erfahrung vertauscht werden; man müsse Beobachtungen anstellen, Versuche machen und hieraus die Gesetze und allgemeinen Bestimmungen ableiten. Der unmittelbare Beweis der Wahrheit ist vorhanden, wenn das gesuchte Wahre unmittelbar durch das Selbstbewußtseyn gefunden und erkannt wird; denn die Wahrheit des Seyns und des Erkennens ist identisch, sie unterscheiden sich nur wie der gerade Lichtstrahl von dem gebrochenen. Ueber die Wirklichkeit und deren wahrhafte Beschaffenheit ist so nur der beständigen und erprobten Sinnenerfahrung zu trauen, und aus den durch diese gewonnenen Resultaten wird durch Analogie und Induction weiter auf das Unbekannte geschlossen. Vollkommen aber ist ein Gegenstand erst erkannt, wenn wir die nothwendigen und beständigen Ursachen wissen, wodurch er entsteht und erhalten wird. Stets nach der allgemeinen Endursache zu forschen, wie die bisherigen Philosophen gethan, ist zwecklos, desto fruchtbarer aber die Aufdeckung der einzelnen bewirkenden Ursachen.

Bacos Gedanken wurden nach seinem Tode von John Locke auf

eine eigenthümliche und abweichende Weise weiter ausgeführt. Dieser war im Jahr 1632 zu Wrington geboren, und studirte in Oxford die Arzneikunde, ließ jedoch diese Beschäftigung, theils wegen körperlicher Schwäche, theils aus überwiegender Neigung zur Philosophie, bald ganz liegen. Späterhin wurde er mit dem Grafen Shaftesbury bekannt, lebte in dessen Hause, und erhielt von diesem ein Amt, als er an die Spitze des Cabalministeriums trat. Nachdem der Graf darauf, wie oben erwähnt worden ist, zu den Whigs übergegangen war, bei deren geheimen Umtrieben er eine Hauptrolle übernahm, sah er sich kurz vor der Entdeckung der Rye-House Verschwörung genöthigt England zu verlassen und nach den Niederlanden zu fliehen, der großen Zufluchtsstätte der damaligen Zeit für alle aus religiösen oder politischen Gründen Verfolgte. Locke war seinem Beschützer hierher gefolgt, und blieb auch nach dessen bald eintretendem Tode in Holland, bis er im Jahr 1688 mit Wilhelm von Oranien wieder in sein Vaterland zurückkehrte. Er starb am 28. October des Jahres 1704. Wenn Baco zur Erforschung der Wahrheit an das sinnliche Daseyn verwies, so läugnete Locke die selbständige Existenz und Wahrheit des Denkens überhaupt, und stellte das Princip auf, daß jede Erkenntniß nur durch Erfahrung bewirkt werde. Wie Leibnitz machte er das Einzelne und Besondere im Gegensatz zu des Cartes, Malebranche und Spinoza geltend, er verließ den früheren Weg der Definitionen ganz, und begnügte sich mit einfachen Deductionen. Aber wenn Leibnitz in höherem Sinn in jedem Einzelnen wieder die Totalität setzte und zu erkennen bemüht war, so läßt Locke das Ganze, die Wahrheit an und für sich selbst vollkommen außer Augen. Er untersucht nur wie der Mensch zu seinen Vorstellungen von den Dingen gelange, das Interesse beschränkt sich auf die Form des Uebergehens der objectiven Gegenstände oder Empfindungen des Geistes in die Weise der Vorstellung, und die Wahrheit erhält hier nur die Bedeutung der Richtigkeit und Uebereinstimmung unserer Anschauungen mit den Dingen. Aus allen Kräften bestreitet Locke die Lehre des Cartesius von den angeborenen Ideen, worunter dieser allgemeine Bestimmungen verstanden hatte, welche dem menschlichen Geiste auf natürliche Weise angehörten, und stellt dagegen die Behauptung auf, daß die Seele des Kindes eine leere Tafel sey, welche nur im Verlauf der Zeit mit den Zeichen angefüllt werde, die die sinnliche Wahrnehmung hineinschreibe; und sein Hauptstreben geht dahin zu zeigen,

wie auch die metaphysischen Begriffe aus der Empfindung und Erfahrung, bewußt oder unbewußt, abgeleitet und aufgenommen werden, z. B. Raum, Bewegung, Form aus der äußeren, Denken, Wollen u. s. w. aus der inneren Wahrnehmung. Daseyn, Einheit und dergleichen entspringen seiner Meinung nach aus der Vermischung innerer und äußerer Erfahrung, und der Verstand, dessen Wesen nichts als formelle Thätigkeit ist, bildet alle diese Begriffe, indem er die durch die Wahrnehmungen gewonnenen Vorstellungen bearbeitet, zusammenfügt, vergleicht und gegen einander stellt. So ist das Allgemeine, die Gattungsbegriffe, nur ein Werk der Reflexion, welche von den besonderen Gegenständen, den Umständen, dem Ort und der Zeit absieht; sie sind nichts an und für sich, sondern nur Namenwesen.

Durch diese Ansichten und Durchführungen trug Locke noch mehr als Baco zu jener veränderten Richtung der geistigen Bestrebungen bei, an welcher um dieselbe Zeit in Frankreich und in den Niederlanden so eifrig gearbeitet wurde. Praktisches Philosophiren, das Räsonnement des Verstandes ist seitdem an die Stelle der scholastischen Methode des Ausgehens von Grundsätzen und der durch Schlüsse bewirkten Verknüpfung der Definitionen getreten und hat in seinem Gefolge die modernen Wissenschaften erzeugt. Als Vertreter und Begründer neuer Ansichten und Entdeckungen in diesen haben wir für die Disciplin der Staatswissenschaft Thomas Hobbes und für Naturlehre und Mathematik den unsterblichen Newton zu nennen. Thomas Hobbes (geb. 1588, gest. 1679) war Lehrer und Erzieher in dem Hause des Grafen von Devonshire, einer der ersten aristokratischen Familien, die wie die meisten alten Geschlechter beim Ausbruch der Unruhen unter Karl I. mit dem Königthum zu stehen und zu fallen entschlossen war. Es ist bereits oben erwähnt, daß die eigenthümliche Ausbildung der staatsrechtlichen Verhältnisse in England hier früher als anderswo zu Reflexionen über dieselben führte. Der Kampf des Königs mit dem Parlamente bildete diese Richtung weiter aus, und Hobbes publicirte, um sich der königlichen Familie gefällig zu zeigen, sein erstes Buch de cive im Jahr 1646, als sich Karl in der höchsten Bedrängniß befand, zur Widerlegung der eben aufgekommenen religiös-republikanischen Theorien. Er geht davon aus, daß die Menschen im Naturzustande alle den Trieb haben einander zu beherrschen, und läßt hieraus einen Krieg Aller gegen Alle hervorgehen. Aus dem Bedürfniß nach Frieden leitet er dann den Grundsatz ab, daß Gewalt

das Recht zur Herrschaft über diejenigen verleihe, welche keinen Widerstand zu leisten im Stande seyen. Der Zweck des Staats ist nichts Anderes als die Beendigung jenes Krieges, die aber nur durch die Furcht vor dem, der die meiste Gewalt in Händen hat, hervorgerufen werden kann. So glaubte Hobbes die absolute Gewalt des Thrones in jeder Weise gerechtfertigt und überdies dargethan zu haben, daß jeder Vertrag, der mit dem Volke oder einem Theil desselben über wesentliche Regierungsrechte geschlossen werde, an und für sich ungültig sey; während sein Princip gerade alle Revolution rechtfertigt, und dessen consequente Durchführung den Unterthanen das Recht beilegen muß ihren Regenten abzusetzen, sobald sie etwa im Lauf der Zeit mächtiger geworden wären, also keine Furcht mehr fühlten. Auch die Religion gründet Hobbes auf die Furcht vor der göttlichen Allgewalt. Als er sah, daß seine Theorie der absoluten Monarchie, den damals herrschenden Ideen einer in Volksfreiheit und Gleichheit begründeten christlichen Republik gegenüber, wirkungslos geblieben war, entschloß er sich fünf Jahre später, als Cromwell seine Laufbahn begann, dieselbe noch einmal ausführlicher vorzutragen und von allen Seiten zu beleuchten. Er that dies in seinem Leviathan, mit welcher Bezeichnung er die Furchtbarkeit und den Alles verschlingenden Gräuel des Urstandes der Menschheit andeuten wollte. Dieses neue Buch wurde durch eine allgemeine philosophische Uebersicht eingeleitet, in der Hobbes zu zeigen bemüht war, daß die Vernunft dem Menschen nicht wie Empfindung und Gedächtniß angeboren sey, sondern nur durch anhaltende Uebung erworben werde, und in Rücksicht auf die Willensthätigkeit behauptete, daß die Begriffe recht und unrecht, gut und böse an und für sich keinen Sinn, sondern nur eine relative Bedeutung hätten; daß endlich die ganze Sittenlehre auf die positiven Gesetze und die bürgerliche Ordnung zurückgeführt werden müsse.

Isaak Newton war zu Wolstrop in Lincolnshire im Jahre 1642 geboren. Schon als Jüngling ergriffen ihn die Werke des großen Mathematikers Kepler und des Cartesius so mächtig, daß er nichts als sie studiren mochte, und in seinem vier und zwanzigsten Jahre hatte ihn unausgesetztes Nachdenken bereits auf die vorzüglichsten Entdeckungen in diesen Wissenschaften geführt, die er in der Folge bekannt machte. Er wurde Professor in Cambridge und später Mitglied der Londoner Societät der Wissenschaften, welche Karl II. im Jahre 1660 gestiftet hatte. Als solcher gab er 1666 seine berühmte Theorie des

Lichts und der Farben heraus und schuf durch seine Grundsätze der Naturphilosophie die ganze Physik um. Seine Werke erregten Aufsehen in ganz Europa, und auch das Vaterland verkannte die Größe seines Mitbürgers nicht. König Wilhelm III. machte ihn 1696 zum Münzwardein, und drei Jahre nachher zum Münzmeister, mit einem ansehnlichen Gehalte, und von dieser Zeit an widmete er sich ganz dem Staate. Um jedoch noch etwas für die Wissenschaften zu thun, warf er sich — wiewohl mit minderm Glücke — auf die Chronologie, und zuletzt versuchte er eine Erklärung der Offenbarung Johannis. Die Königin Anna machte ihn 1703 zum Präsidenten der Societät der Wissenschaften und erhob ihn 1705 in den Ritterstand. Die größten auswärtigen Gelehrten suchten wetteifernd seine Belehrung. Aber trotz alles Ruhmes und aller Ehrenbezeugungen bewahrte Newton auch in spätern Jahren die Bescheidenheit seines Jünglingsalters und die offene Unbefangenheit eines Kindes. Liebe zum Gelde und zum weiblichen Geschlechte kannte er nicht. Er erreichte ein Lebensziel von fünf und achtzig Jahren, unangefochten von Krankheit, die letzten fünf Jahre ausgenommen. Aber sein so früh angespannter Geist dauerte nicht so lange in seiner Stärke aus. Der große Mann verstand in seinem Alter die Werke selbst nicht mehr, die er in seiner Jugend geschrieben hatte. Dennoch ehrte die gerechte Zeitgenossenschaft das vormals erworbene Verdienst auch in dem Greise. Sein Begräbniß war das eines Königs. Der Kanzler und drei Pairs von England trugen den Thronhimmel über seinem Sarge, und in der Westminsterabtei, wo die Herrscher des Landes ruhen, lieset man auch Newtons Grabschrift.

Auch jene von uns in der Culturgeschichte Frankreichs erwähnte Geistesbewegung, welche die Schärfe des Verstandes gegen die religiösen Wahrheiten mit zerstörender Wirkung richtete, fand in England Anklang, und wurde hier bald weit gründlicher und entschiedener verfolgt als dort. Die theologischen Streitigkeiten, welche so lange und heftig geführt worden, hatten alle Geister in Anregung gebracht, die politische Freiheit erweckte in den Einzelnen ein stärkeres und intensiveres Selbstbewußtseyn, als unter anderen Verfassungsformen der Fall war, und unter den zahlreichen religiösen Secten bildete sich auch eine mehr innerlich als äußerlich zusammengehörige Partei von Freidenkern, als deren Vertreter wir hier nur den Irländer John Toland nennen. Als unehlicher Sohn von seinem Vater, einem katholischen Priester, verstoßen, faßte er in früher Jugend den heftigsten Widerwillen gegen

die Römische Kirche, und als er zur reformirten Lehre übergetreten war, gab ihm die steife Rechtgläubigkeit der evangelischen Theologen jener Zeit nicht geringeren Stoff zu Anstoß und scharfem Tadel. Schon in der Lebensbeschreibung des berühmten Dichters Milton, dessen wir sogleich Erwähnung thun werden, griff er die christliche Religion an, und gab darauf in seinem nächsten Werke, das Christenthum kein Mysterium, die Grundzüge eines Systems, welches späterhin zum theologischen Rationalismus ausgebildet wurde. Die bischöfliche Kirche bot gegen solche Neuerungen ihr ganzes Ansehen auf, und jene Schrift wurde von der Jury der Grafschaft Middlesex für ein öffentliches Aergerniß erklärt. Nicht lange darauf verließ Toland das Brittische Reich, ging nach Hannover und kam von hier im Jahre 1701 nach Berlin, wo er am Hofe mit Auszeichnung empfangen wurde und die Königin Sophie Charlotte sich bemühte seine Zweifel und Einwendungen gegen die Offenbarung zu widerlegen. Erst nach mehreren Jahren kehrte er wieder nach England zurück und starb 1722 in London.

Dasselbe religiöse Interesse, welches in begeistertem oder feindlichem Verhalten die Geschichte Englands im siebzehnten Jahrhundert erfüllt, spiegelt sich auch in der Poesie dieser Zeit ab und tritt am deutlichsten in den Gesängen John Miltons hervor (geb. zu London 1608, gest. 1674), dessen verlorenes Paradies unter den Englischen Epopöen den ersten Rang behauptet. Er war ein Mann von feurigem Geiste und zarter Empfindung, der nach einer nützlich angewandten Jugend Frankreich und Italien durchreisete, und nach seiner Rückkehr die früher betriebenen Studien sogleich wieder hervorsuchte. Er las den Dante und Petrarca, den Homer und das alte Testament in der Ursprache, und wußte die beiden letzteren Werke fast auswendig. Dabei war er in der Musik und in der Reit- und Fechtkunst wohl erfahren. Während des Aufstandes trat er auf die Seite der Republikaner, und vertheidigte selbst in mehreren Schriften die Hinrichtung Karls. Unter Cromwells Regierung ward er Staatssecretär, kam aber nach der Restauration mit einer kurzen Gefangenschaft davon. Noch während seines Amts hatte er das Gesicht verloren, aber seine Thätigkeit ward dadurch auf keine Weise gehemmt, er dictirte, und seine Töchter dienten ihm als Vorleserinnen. Jetzt vollendete er sein eben genanntes großes Werk, welches alle Arbeiten seiner jüngern Jahre, die in mehreren lyrischen Gedichten und einigen Charaktergemälden bestanden, weit hinter sich zurück ließ. Mit wunderbarer Kraft und Anmuth

schilderte er die blühende Natur des Paradieses; mit tiefen Zügen hob er in dem Satan die Stärke des Egoismus, das Bewußtsein über den Verlust der eigenen ursprünglichen Herrlichkeit hervor. Dennoch konnte ein Buchhändler nur mit vieler Mühe bewogen werden zehn Pfund für das Epos zu geben; auch fand es bei den Zeitgenossen wenig Eingang und erst die Nachwelt lernte den wahren Werth desselben schätzen. Der Dichter schrieb darauf ein Gegenstück zu demselben: das wiedergewonnene Paradies, das ihm noch besser gelungen dünkte, indeß jetzt fast ganz vergessen ist. Aber obschon es allerdings dem Greisenalter Miltons angehört, steht es dem ersten doch nicht in dem Maße nach, als gewöhnlich angenommen wird, und zeigt durch die Darstellung der Versuchungsgeschichte des Erlösers die Ohnmacht des Bösen dem Göttlichen gegenüber in den glänzendsten Farben der Poesie.

Wie Milton die Hoheit und Herrlichkeit der christlichen Religion in seinen Gesängen auszuströmen suchte, so bestrebte sich Samuel Buttler (1612—1673) die Auswüchse des puritanischen Eifers und die Maßlosigkeit der Secten mit der Geißel der Satire zu bestrafen. Er schrieb nach dem Vorbilde des Don Quixote ein komisches Epos, welches er nach dem Helden desselben Hudibras nannte, und es ist ihm das Verdienst nicht abzusprechen, alle jene Thorheiten und Uebertreibungen, welche in Zeiten fanatischer Begeisterung hervortreten, so wie die Grübelei und die verkehrten Schlußfolgerungen der Schwärmer mit Witz und Geist gezeichnet zu haben *).

Die Rückkehr Karl Stuarts nach England bereitete nach der Mitte unseres Jahrhunderts allmählig eine Aenderung der Kunstrichtung vor, indem der Hof eine Vorliebe für den Französischen Geschmack mitbrachte, wie er sich auch im Leben an der Ausgelassenheit und Frivolität Französischer Umgangsformen erfreute. Sir William Davenant (1605—1668) und John Dryden (1631—1701) schlossen sich in ihren dramatischen Productionen, den Ansichten des Hofes folgend, an Französische Vorbilder an und erwarben sich um die formelle Seite der Poesie allerdings bedeutende Verdienste; allein sie konnten weder die Glätte der Franzosen vollständig erreichen, noch durch jene Vorzüge für den Mangel an innerer Tiefe und Bedeutung, die in den dramatischen Werken der Shakspeareschen Periode in so reichem Maße niedergelegt ist, genügend entschädigen. Auch bemühten sich andere Dichter,

*) Rosenkranz, Geschichte der Poesie, Thl. III. S. 224.

namentlich Thomas Otway, der im Jahre 1685 nach einem von Armuth bedrängten Leben Hungers gestorben seyn soll, ihnen gegenüber das charakteristische Streben der früheren Zeit festzuhalten.

---

16. Die vereinigten Niederlande.

Die äußeren Schicksale und inneren Umwälzungen der Niederländischen Republik in den letzten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts haben ihre Darstellung bereits in früheren Abschnitten gefunden, wo wir deren Verbindung und Zusammenhang mit den politischen Verhältnissen Europas zu zeigen hatten; so daß hier nur noch weniges nachzuholen bleibt. Der große Kampf der aristokratischen und statthalterischen Partei, der sogleich mit den Anfängen der Niederländischen Republik begonnen hatte und von Männern wie Oldenbarneveld und Johann de Witt vorzüglich in der Absicht geführt worden war, die gegen die Spanischen Herrscher gewonnene Freiheit der Verfassung nicht an diejenigen zu verlieren, deren Geist und Kraft das Vaterland gegen auswärtige Feinde beschützt hatte, war im Augenblick des dringendsten Bedürfnisses solcher Vertheidigung zu Gunsten der Oranischen Partei entschieden und Wilhelm III. sogar zum erblichen Statthalter ernannt worden (o. S. 299). Obgleich dieser nun dafür sorgte Männer von seinen Grundsätzen und seiner Farbe in die Stellen der Regierung und die städtischen Aemter zu bringen und selbst der Rathspensionar Gaspar Fagel ihm durchaus in die Hände arbeitete, so fehlte doch viel, daß die Aristokraten ganz vernichtet gewesen wären. Der Einfluß dieser Partei, an deren Spitze zunächst die beiden Bürgermeister von Amsterdam, Hooft und Valkenier, standen, bewirkte im Jahre 1678 den Abschluß des Nymweger Friedens, obschon der Prinz den Krieg gern fortgesetzt hätte, und Ludwig XIV., seiner arglistigen Politik gemäß, suchte alsbald Verbindungen mit den Republikanern anzuknüpfen, um hierdurch Wilhelms auswärtige Politik zu hemmen oder doch zu schwächen. Im Geheimen erklärte er sich zu ihrer Unterstützung bereit, ja der Französische Gesandte d'Avaux bot dem Rathspensionar im Jahre 1683 zwei Millionen Gulden, wenn er für Frankreichs Interessen wirken wollte; aber Fagel war edel genug dies Anerbieten mit Unwillen zurückzuweisen. Als die Franzosen dann wirklich Courtray, Dixmuiden und Luxemburg in den Spanischen Niederlanden wegnahmen (o. S. 326), erhob Amsterdam einen so heftigen

Widerspruch gegen die vom Prinzen geforderte Truppenvermehrung und Unterstützung des Spanischen Hofes, daß Ludwig damals im Besitz jener usurpirten Plätze blieb. Ein neuer Streit entspann sich mehrere Jahre später, nachdem Wilhelm den Englischen Thron bestiegen hatte, während des zweiten großen Krieges mit Frankreich. Der oben erwähnte Bentinck, in England zum Herzog von Portland erhoben und dadurch Mitglied des Englischen Parlaments geworden, wollte trotz dem seinen Sitz in der Ritterschaft der Staaten von Holland auch fernerhin behaupten; aber Amsterdam verweigerte ihm als Fremdling den Zutritt, ja die Deputirten der Stadt nahmen an der Ständeversammlung, als er dennoch eingelassen wurde, keinen Theil mehr, und erklärten, ferner keine Kriegssteuer zu bezahlen. Endlich bewog die Vermittelung der Mitstände die hartnäckigen Magistrate von Amsterdam zur Nachgiebigkeit. Noch größere Zwistigkeiten drohten zu Goes in Seeland bei der Anstellung städtischer Beamten zwischen der Oranischen und antioranischen Partei auszubrechen. Um die Bürger nach seinem Willen zu zwingen, sandte der Erbstatthalter Kriegsvolk ab, aber die Stadt schloß die Thore, da sie sich bei ihrem im Jahre 1587 mit Wilhelm I. von Oranien geschlossenen Vertrage immerwährende Freiheit von Besatzung und Garnison ausbedungen hatte. Nach elftägiger Blokade mußten sich die Bürger indeß dennoch zu einem Vertrage bequemen, der dem Kriegsvolk Eingang verschaffte und Wilhelm die unbedingte Einsetzung des Magistrats überließ. Ueberhaupt verlor sich die Volksliebe für den Statthalter, die ihn erhoben und die sich in den ersten Jahren seiner Verwaltung in Wort und That so wirksam gezeigt hatte, gegen das Ende seines Lebens immer mehr, wovon wohl die langwierigen und erschöpfenden Kriege als Hauptursachen zu betrachten sind. Die Blüthe des Niederländischen Handels war bereits vorüber; das eigene Beispiel der Republik hatte die übrigen Staaten Europas auf den Gedanken gebracht, daß es möglich sey, durch Erwerbung von Colonien, Beförderung des Handels, Begünstigung der Landesindustrie, durch Unterstützung aus Staatsfonds und Absperrung gegen die Erzeugnisse fremder Länder dieselben Resultate hervorzubringen und ähnliche Reichthümer zu erlangen als die, welche in Holland zusammenflossen. Wie erfolgreich Colberts Bestrebungen waren Handel und Fabriken in Frankreich einheimisch zu machen, wie sich auch der Englische Verkehr zum Schaden der Niederlande erhob, und diese sich vergebens bemühten durch zwei hartnäckige Kriege ihr früheres Uebergewicht zur See zu behaupten,

ist bei den Geschichten jener Länder bereits erwähnt worden. So wurden die Holländer mehr und mehr auf den Europäischen Märkten beschränkt. Aber nicht bloß ihr Handel, sondern auch ihre Manufacturen sanken, da die schweren Auflagen zur Deckung der Kriegskosten und zur Bestreitung der Zinsen großer Anleihen, welche zu demselben Zwecke gemacht werden mußten, die Lebensbedürfnisse und mit diesen auch das Arbeitslohn auf eine solche Höhe steigerten, daß den Holländischen Fabrikaten die Concurrenz mit denen anderer Länder bedeutend erschwert wurde. Indeß war der Verkehr der Niederländer immer noch umfassend genug; in dem letzten Jahrzehent des siebzehnten Jahrhunderts berechnete man die Lasten, welche die Niederländischen Schiffe in und aus den verschiedenen Häfen der Welt führten, auf achtzehn Millionen Centner, während die Befrachtung der Englischen Kauffahrer nur auf zehn Millionen geschätzt wurde, und wenn von den Colonien auch Neu-Niederland verloren gegangen war, so gewann die Republik dagegen den größten Theil der Insel Java, eroberte Macassar auf Celebes, bemächtigte sich der Westküste von Sumatra und machte sich im Jahre 1680 durch einen glücklichen Krieg Ternate zinsbar.

Was aber auch an Handel und Gewerben eingebüßt werden mochte, die Blüthe der Kunst und Wissenschaft, welche sich seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts in den Niederlanden zeigte und während unseres ganzen Zeitraums erhielt, konnte als reichlicher Ersatz für diese Verluste betrachtet werden. Schon am Ende des Spanischen Krieges zählte man in den vereinigten Provinzen fünf Universitäten: Leiden (gest. 1575), Franecker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1648). Außerdem errichtete der Magistrat von Amsterdam im Jahre 1632 noch ein akademisches Gymnasium, das sogenannte Athenäum. In den philologischen Disciplinen übertrafen die Holländer im siebzehnten Jahrhundert alle übrigen Nationen, und mit Joseph Scaliger, dem Sohn des berühmten Julius Cäsar Scaliger, den die Staaten von Holland nach Leiden zogen, schienen die Alterthumswissenschaften Italien, wo sie im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert Ursprung und Pflege gefunden hatten, zu verlassen, um an den Ufern der Nordsee neue Fortschritte zu machen. Wenn Scaliger seine Aufmerksamkeit vornehmlich den Lateinischen Schriftstellern des Augusteischen Zeitalters zuwendete, so bearbeitete Justus Lipsius die späteren Autoren mit nicht minderem kritischen Erfolg und größerer antiquarischer Gelehrsamkeit. Da er späterhin zur katholischen Religion übertrat, wurde er nach

Löwen berufen. Hugo Grotius, dessen anderweitiger Verdienste wir bereits oben gedacht haben, gab schon in seinem sechszehnten Jahre den Martianus Capella heraus, und bearbeitete in reiferem Alter den Tacitus, Statius und Lucan. Auch Gruters und Boxhorns Ausgaben sind noch heute von Werth. Für die Litteraturgeschichte der Alten, vornehmlich für die Historiker und Dichter, wirkte Johann Gerhard Vossius, und seine Söhne Isaak und Gerhard haben sich ebenfalls Ruhm und Verdienst in der philologischen Welt erworben. Noch bedeutender ist Johann Friedrich Gronov, ein Deutscher von Geburt, der seine Gelehrsamkeit dem Sallust, Livius, Seneca, Quinctilian und Gellius zuwendete; Daniel Heinsius beschäftigte sich mit dem Aristoteles, und sein Sohn Nicolaus stellte zuerst den Text des Ovid auf eine befriedigendere Weise her. Johann Georg Grävius, von Naumburg nach Deventer und von da 1656 nach Utrecht berufen, ein Mann von ungemein großen Kenntnissen, faßte sämmtliche bisherige antiquarische Bestrebungen in Beziehung auf das Römische Alterthum in seinem großen und berühmten thesaurus antiquitatum Romanarum zusammen, den er späterhin auch über die Italienischen Alterthümer im Allgemeinen ausdehnte. Als Gegenstück und Ergänzung dieses umfassenden Werks gab Jakob Gronov, des oben genannten Johann Friedrich Sohn, seine Sammlung der Griechischen Antiquitäten im Jahre 1697 heraus. Auch um den Polybius, Livius, Cicero, Arrian, um die alten Geographen und den Gellius erwarb sich dieser scharfsinnige Philolog ausgezeichnete Verdienste. Peter Burmann führte Heinsius Bemühungen um den Ovid weiter fort und bewährte sich in der Ausgabe des Horaz 1699 als scharfsinnigen Kritiker.

Für die Astronomie und Naturwissenschaft war die Erfindung der Fernröhre durch Zacharias Jansen, einen Brillenschleifer zu Amsterdam, von der größten Bedeutung, der einige Jahre später auch die Zusammensetzung der Mikroskope durch Jansens Sohn folgte; die Arzneikunde fand ausgezeichnete Vertreter; Swammerdam machte ausgezeichnete Beobachtungen über die Insecten, und Johann de Witt war einer der ersten Mathematiker seiner Zeit. Die fast unbeschränkte Denk- und Preßfreiheit, welche die Republik vorzugsweise vor allen übrigen damaligen Staaten gewährte, lockte die besten Köpfe dorthin. Des Cartes und Bayle fanden, wie wir bereits erwähnt haben, in Holland den Schutz, den ihnen das bigotte Frankreich versagte, und einer der Heroen der neueren Philosophie, der berühmte Baruch Spinoza, ward 1632 in Amsterdam geboren. Er war der Sohn eines Portugiesischen

Juden *), lernte Latein von einem Arzte und Jüdische Theologie von einem Rabbinen. Dem letztern legte er bald eine Menge Zweifel über die Wahrheit des Judenthums vor, die ihm derselbe nicht lösen konnte. Das Gerücht von seiner Ketzerei erweckte ihm nicht lange darauf so viele Verfolgungen, daß er sogar einmal beim Herausgehen aus der Synagoge von einem andern Juden einen Messerstich erhielt. Seitdem zog er sich von seinen Glaubensgenossen ganz zurück (1660). Als darauf einige Zeugen von ihm aussagten, er habe geäußert, die Juden seyen das thörichtste Volk auf der Erde, da sie sich das Volk Gottes nennten, ohne doch die mindeste Idee von diesem Gotte zu haben, ward er förmlich in den Bann gethan. Er änderte nun seinen Vornamen in Benedict um, nahm seinen Wohnsitz in Rynsburg bei Leiden, und später in Voorburg, einem Dorfe in der Nähe des Haag, ernährte sich vom Schleifen optischer Gläser, und hielt sich ohne förmlich getauft zu seyn zu den Arminianern. Aber auch die Christen der niedern Stände trauten ihm nicht, denn sie hielten ihn für einen Gottesläugner. Dagegen suchten die gebildetsten Männer seine Gesellschaft wegen seiner ungemeinen Gelehrsamkeit, seines vorsichtigen, anspruchlosen Betragens und seiner außerordentlichen Rechtschaffenheit. So weit er über die Aufklärung der damaligen Geistlichen erhaben war, so ermunterte er doch Jedermann ihre Vorträge fleißig zu hören; ja er selber fand sich häufig dazu ein. Einen Ruf des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der ihm im Jahre 1673 eine Professur an seiner Universität zu Heidelberg anbot, lehnte er ab. Es war ihm volle Freiheit des Lehrens und Schreibens versprochen worden, indem „der Fürst glaube, daß er dieselbe nicht mißbrauchen werde die öffentlich festgesetzte Religion zu beunruhigen." Aber Spinoza bemerkte dagegen, „daß er nicht wisse, in welche Grenzen diese Erlaubniß eingeschlossen werden müsse, damit er die bestehende Religion nicht anzugreifen scheine." Seine Rede war sanft und liebreich, sein Körper klein, sein Gesicht gelb und schwärzlich. Leider starb er schon 1677 im fünf und vierzigsten Lebensjahre an der Schwindsucht.

Das philosophische System dieses großen Denkers ist die Aus- und Durchführung der Lehren des Cartesius, mit Aufhebung der in den letz-

*) Die Portugiesischen Juden fanden nach ihrer Vertreibung aus Portugal einen sichern Zufluchtsort in Holland und gründeten hier bald große Handlungshäuser. Die Pinto und Dacosta waren die ersten Wechsler der damaligen Welt. Auch den noch immer vielfach bedrückten Deutschen Juden war Amsterdam ein zweites Jerusalem.

teren vorhandenen Entgegensetzung von Seyn und Denken. Die Wahrheit der natürlichen und geistigen Welt ist bei Spinoza die ewige Substanz, Gott. Auch des Cartesius allgemeines Denken, seine höchste Idee hat das Seyn an sich, aber nicht als aus demselben hervorgehend, und läßt der Materie dem Geist gegenüber eine gewisse Selbständigkeit; nach Spinozas Ausdruck ist dagegen die Welt nur ein Modus Gottes, in ihm gehen alle Unterschiede und Bestimmungen der einzelnen Dinge auf; ein großartiger Gedanke, der seitdem die Grundlage aller wahrhaften philosophischen Ansichten geworden und geblieben ist. Die ewige Substanz ist sowohl die Ursache ihrer selbst als aller einzelnen Gegenstände; darum giebt es in der Welt nirgend eine Zufälligkeit, sondern Alles ist durch die innere Nothwendigkeit der göttlichen Natur bestimmt, die auch allein durch eben diese Nothwendigkeit existirt und in ewiger Freiheit fortlebt, da Gottes Wille und Wirksamkeit ihm nur von seinem Wesen vorgeschrieben werden können. Die endlichen Dinge der Unendlichkeit Gottes gegenüber sind diejenigen, welche durch ein anderes ihrer Art begrenzt werden, denn sie haben hieran ein Ende, das andere aber muß darum gleicher Art mit ihnen seyn, weil es, um sie begrenzen zu können, auf gleichem Boden mit ihnen stehen und eine gemeinsame Sphäre mit ihnen haben muß; der Gedanke wird nur durch einen andern Gedanken, der Körper nur durch einen andern Körper begrenzt, aber der Gedanke nicht durch den Körper, noch der Körper durch den Gedanken. Das Wesen des Menschen besteht aus Modificationen der beiden Attribute Gottes, d. h. einer Seits der Ausdehnung, anderer Seits des Denkens, und wenn wir sagen der Mensch hat diesen oder jenen Gedanken, so heißt dies nichts Anderes, als daß Gott, nicht in so fern er als unendlich, sondern durch die Idee eines endlichen Dinges beschränkt vorgestellt wird, diesen Gedanken habe. Alles, was in der Ausdehnung, d. h. im Körper des Menschen und der natürlichen Welt vorgeht, geht auch im Denken oder im Bewußtseyn vor. Das Princip der menschlichen Tugend und Moral ist kein anderes als die Richtung des Erkennens und Wollens auf Gott, in dem der einzelne Geist seine Wahrheit findet; unsere Glückseligkeit und Freiheit besteht in einer beständigen und ewigen Liebe zu Gott; je mehr wir Gottes Wesen erkennen und lieben, desto weniger haben wir von bösen Affecten zu leiden, welche nichts Anderes sind als verworrene und unklare Ideen. Die Natur der Vernunft ist, die Dinge nicht als zufällige, sondern als nothwendige zu betrachten; hieraus entspringt die Ruhe des Geistes;

die Bösen aber betrachten Alles nur aus dem irdischen Standpunkte, nach einzelnen persönlichen Interessen und Meinungen.

Nachdem die großartige Schule der Malerei, welche durch die Brüder van Eyck in den Niederlanden begründet worden (Th. VI. S. 310), im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts allmählig gänzlich ausgeartet war, begann daselbst vom Anfang des siebzehnten eine zweite Epoche der Blüthe für diese Kunst. Die Statthalter in den Spanischen Niederlanden, so wie die Prinzen von Oranien in den vereinigten Provinzen beeiferten sich die aufstrebenden Talente vielfach zu beschäftigen und auf alle Weise zu ehren. Zugleich fand nicht leicht zu einer andern Zeit unter den Begüterten eines Landes so viel thätige Kunstliebhaberei als in diesem Zeitraum in den Niederlanden statt. Dadurch wird es auch allein erklärlich, wie sich in einem Bezirk von verhältnißmäßig nicht großem Umfange so außerordentlich viele Maler ausbilden und ihren Unterhalt finden, und wie die verschiedensten Gattungen der Malerei daselbst zu einem so hohen Grade von Vollendung gelangen konnten.

In der historischen Malerei war es Peter Paul Rubens, ein gewaltiges Genie, der auf eine höchst geistreiche, obschon in Vergleich mit der edleren und idealeren Art der größten Italiener etwas derb sinnliche Weise die heilige Geschichte, Mythologie und Allegorie behandelte, außerdem aber noch mit der größten Meisterschaft Portraits, Landschaften und wilde Thiere malte. Der unerschöpfliche Reichthum seiner Phantasie, die Gluth, worein alle seine Farben getaucht sind, sichern ihm einen ehrenvollen Platz unter den größten Künstlern aller Zeiten. Er wurde 1577 zu Köln geboren, wohin seine Eltern sich aus Antwerpen wegen der dort ausgebrochenen bürgerlichen Unruhen geflüchtet hatten. Der Vater, ein vornehmer Gerichtsbeamter zu Antwerpen, erzog ihn früh zu den Wissenschaften und brachte ihn dann als Pagen in ein gräfliches Haus. Nach dem Tode desselben folgte Rubens seiner Neigung zur Malerei und besuchte die Schulen mehrerer Meister, unter denen Octavius van Veen sein eigentlicher Lehrer wurde. Er ging darauf nach Italien, ward von dem Herzoge von Mantua, Vincenz Gonzaga, in Dienst genommen und von demselben nach Madrid und Rom geschickt, um daselbst die berühmtesten Gemälde für ihn zu copiren. Von da ging er nach Genua, wo er viel, besonders Portraits malte Eine Krankheit seiner Mutter rief ihn nach siebenjähriger Abwesenheit nach Flandern zurück. Jetzt verband er mit seiner Kunst auch die

ernstesten Studien der Geschichte, der Poesie und der Mythologie. In der Lateinischen Sprache war er so fertig, daß er sie bequem sprach und schrieb. Seine Gemälde wurden nun immer mehr gesucht. Der Erzherzog Albrecht, damals Regent der Spanischen Niederlande, bezahlte ihn fürstlich. 1620 rief ihn Maria von Medici nach Paris, um die Galerie im Palast Luxemburg von ihm malen zu lassen. Da er ein eben so gewandter Weltmann als denkender Künstler war, so bot man ihm sogar schwierige Staatsämter an; ja auf den Vorschlag des Herzogs von Olivarez, des Ministers Philipps IV., ging er 1630 als Spanischer Gesandter nach England, um den Frieden zwischen beiden Mächten vermitteln zu helfen, was ihm auch glücklich gelang. Er erhielt hier von Karl I. ansehnliche Geschenke, ward zum Ritter gemacht, reisete darauf nach Spanien, um von seinen Verrichtungen Rechenschaft abzulegen, und erhielt von Philipp IV. den goldenen Schlüssel und das Amt eines Secretärs des Niederländischen Staatsraths. Die mit dieser Würde verbundenen Geschäfte hinderten ihn jedoch nicht, seiner Kunst treu zu bleiben; er brachte noch täglich mehrere Stunden vor der Staffelei zu, nur daß er sichs jetzt bequemer machte, denn bei vielen Bildern ließ er nach seinen Compositionen das meiste von seinen Schülern ausführen, und begnügte sich die letzte Hand daran zu legen. So wie die Kenntnisse und das feine Benehmen dieses so vielseitig ausgebildeten Mannes ihm die Freundschaft der Edelsten seiner Zeitgenossen verschafften, so erhoben seine Einkünfte ihn zu gleicher Lebensweise mit den Vornehmsten. Er bewohnte einen der geschmackvollsten Paläste zu Antwerpen, besaß eine seltene Kunstsammlung und hielt sich die schönsten Pferde. Er starb 1640. Man hat von ihm viele hundert Gemälde, die in allen Ländern zerstreut sind. In der ehemaligen Düsseldorfer Galerie waren ihrer allein fünf und vierzig, in Paris über funfzig, und in den Niederlanden ist fast keine Kirche, die nicht mit einem Altarblatt von Rubens geschmückt wäre.

Unter seinen zahlreichen und trefflichen Schülern ist Anton Van Dyk der berühmteste. Er war in Antwerpen geboren (1599), wo sein Vater ein Glasmaler war. Anfangs arbeitete er bei Heinrich van Balen, einem geschickten Meister; doch der lernbegierige Jüngling, gleich entzückt von Rubens Werken und von seinem Ruhme, hatte keinen eifrigern Wunsch, als in dessen Haus aufgenommen zu werden. Ein Freund verhalf ihm dazu, und nun sah man den Schüler mit einem Feuer arbeiten, das den Meister hätte eifersüchtig

machen können. Im zwanzigsten Jahre ging er auf den Rath seines Lehrers nach Italien. Zum Abschiede schenkte er Rubens drei seiner trefflichsten Arbeiten, wogegen ihm dieser eines seiner schönsten Pferde verehrte. Schon früher hatte er ein besonderes Talent zum Portraitiren verrathen; jetzt, da er die sprechenden Bildnisse eines Titian und Paul Veronese kennen lernte, entschied sich sein Hang zu dieser Gattung vollends. Zwar lieferte er auch noch manche historische Gemälde, besonders aus der heiligen Geschichte, die von der Innigkeit seiner Empfindung, von glücklichster Auffassung hingebenden Schmerzes, und kühner Zeichnung der Figuren ausgezeichnete Beweise geben, aber dennoch verdankt er der Portraitmalerei den größten Theil seines Ruhmes. Stets wußte er das Charakterhafte in Stellung, Anzug, Blick und Haltung mit wenigen Zügen hervorzuheben und bedurfte dazu so wenig Zeit, daß es ihm wie ein Spiel von der Hand ging. Er hat fast alle Fürsten und mehrere berühmte Personen seiner Zeit gemalt; auch Tilly und Wallenstein haben ihm gesessen. Nachdem er ganz Italien und Sicilien durchreiset hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, wo nun Jedermann von ihm gemalt seyn wollte. In Harlem besuchte er Franz Hals, einen vortrefflichen Portraitmaler, ohne von demselben gekannt zu seyn, und ersuchte ihn sein Bildniß zu malen. Hals begab sich sogleich an die Arbeit; Van Dyk lobte das Gemälde und bat um die Erlaubniß ihn wiederum malen zu dürfen. Hals setzt sich, und Van Dyk fordert ihn nach einiger Zeit auf sein Bild anzusehen. Ergriffen von der Vortrefflichkeit der Arbeit rief der Maler aus: „Herr, ihr seyd entweder der Teufel oder Van Dyk!" Er hielt sich hierauf abwechselnd in Holland und in England auf. In London beeiferte sich der Hof ihn zu ehren und zu beschenken. Karl I., überhaupt ein Freund und Beschützer der Malerei, besuchte ihn oft und sah ihm gern zu; auch gab er ihm eine schöne Wohnung und einen bestimmten Preis für jedes seiner Werke, ja er erhob ihn zum Ritter des Ordens vom Bade. Van Dyk, von Ueberfluß umgeben, heirathete die schöne Tochter eines Schottischen Grafen, sammelte fast einen eigenen Hof in seinem Hause, lebte mit den vornehmsten Männern in freundschaftlichen Verhältnissen, hielt sogar eine eigene Kammerkapelle und erregte trotz allen diesem wegen seiner ausgezeichneten Bildung und seines einnehmenden, bescheidenen Betragens mehr Bewunderung als Neid. Er starb schon 1641 zu London, und erhielt in der Paulskirche ein Denkmal.

Was Rubens für die südlichen Niederlande gewesen, das wurde Paul Rembrandt van Ryn (geb. 1606 in einer einzelnen Mühle, gest. 1674) auf eine andere Weise für Holland, indem auch er durch eine ansehnliche Zahl talentvoller Schüler die Art und Weise seiner Kunst auf längere Zeit allgemein geltend machte. Obgleich er sich fast nie über die getreue Nachahmung der gemeinen Natur erhob, zeugen dennoch seine Compositionen von großem künstlerischen Sinn, und in der glühenden Harmonie seiner Tinten, in der zauberischen Kraft und Durchsichtigkeit seines Helldunkels hat er noch nicht seines Gleichen gefunden. Einen fast nicht geringeren Ruhm als durch seine Gemälde hat er sich durch seine meisterhaften und zahlreichen Radirungen erworben, welche noch jetzt von Sachverständigen eifrig gesucht werden. Von seinen Schülern verdienen besonders Ferdinand Bolt und Govaert Flink genannt zu werden.

Von der großen Anzahl ausgezeichneter Männer, welche sich in anderen Gattungen der Malerei rühmlich hervorgethan, müssen wir uns begnügen hier einige der vorzüglichsten zu erwähnen. Für das Portrait war Bartholomäus van der Helst (geb. 1601 zu Harlem) das für Holland, was Van Dyk für die südlichen Niederlande gewesen. Das Verdienst seiner Bildnisse besteht vorzüglich in naiver Auffassung, großer Naturwahrheit, und ausnehmender Zartheit des Colorits. In der Behandlung von Gegenständen aus dem gewöhnlichen Leben (genre) zeichnete sich Gerhard Douw (geb. zu Leiden 1613) durch die höchste Feinheit und Sorgfalt der Ausführung, so wie David Teniers der Sohn (geb. zu Amsterdam 1610, gest. 1690) durch komische und geistreiche Laune aus. Die Landschaft wurde von Jakob Ruysdael (geb. zu Harlem 1635, gest. 1681) bis auf einen hinreißenden Grad von Naturwahrheit ausgebildet. Vieh aller Art malte Paul Potter (geb. zu Enkhuysen 1625, gest. 1654) mit einem Geist und einer ausführlichen Wahrheit wie kein zweiter unter den Neueren. In Schlachtstücken sind Johann von Huchtenburch (geb. zu Harlem 1646, gest. 1783) wie in Darstellung von Pferden und Reitern Philipp Wouvermann (geb zu Harlem 1620, gest. 1668) mit Recht bewunderte Meister. Für Jagden und wilde Thiere nimmt Franz Snyders (geb. zu Antwerpen 1579, gest. 1657) den ersten Rang ein, so wie für Darstellung von Seestürmen und scheiternden Schiffen Ludolph Backhuysen (geb. zu Emden 1631, gest. 1709). Blumen

und Früchte hat endlich Niemand in größerer Vollendung dargestellt als Johann van Huysum (geb. zu Amsterdam 1682, gest. 1749).

---

17. Spanien und Portugal unter Karl II. und Peter II.

Der Nachfolger Philipps IV., Karl, war bei seines Vaters Tod erst vier Jahre alt und von äußerst schwacher Gesundheit, die dem jungen Herrscher kein langes Leben zu versprechen schien. Nach dem Willen des Vaters sollte die Mutter, Maria Anna von Oesterreich, die Tochter Kaiser Ferdinands III. und zweite Gemahlin Philipps IV., die Regentschaft führen. Unverständig entzweite sie sich mit den Edelsten des Landes, und geheime Intriguen Ludwigs XIV. suchten den Bruch zwischen Regierung und Unterthanen unheilbar zu machen. Am meisten empörte es den Spanischen Stolz, daß ein Fremder alle Angelegenheiten leitete. Es war dies ein Deutscher Jesuit, der Pater Neidhard, der Beichtvater der Königin, welchen diese zum Großinquisitor ernannt und an die Spitze der Verwaltung gestellt hatte. Der allgemeine Unwille äußerte sich zuerst nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges mit Portugal und Frankreich, als durch die Friedensschlüsse von Lissabon und Aachen (o. S. 82. 291) dem ersteren Reiche vollkommene Selbständigkeit, dem letzteren so bedeutende Strecken der Spanischen Niederlande zugestanden werden mußten. Neidhard, welcher den schon mehrfach von uns erwähnten Don Juan d'Austria, offenbar den tüchtigsten Mann des damaligen Spaniens, in Verdacht hatte die Nation gegen ihn aufzureizen entschloß sich strenge Maßregeln gegen den Prinzen anzuwenden, bevor das Uebel unheilbar werde. Er verbannte ihn von Madrid nach Consuegra, ließ dessen Vertrauten Don Joseph Malladas gefänglich einziehen und hinrichten, und klagte Don Juan selbst ketzerischer Meinungen an. Schon war ein Commando Soldaten unter Weges sich der Person desselben zu bemächtigen, um ihn dem Inquisitionstribunal zu übergeben, als der Prinz entkam, in Aragonien einige Truppen sammelte, und mit diesen gegen die Hauptstadt vorrückte, wo der Pöbel, ohne seine Ankunft abzuwarten, einen Aufstand machte, welcher die Regentin zur Entlassung des verhaßten Ministers zwang. Die Gesandtenstelle in Rom so wie andere Belohnungen, welche Maria Anna dem Pater bot, schlug er

aus; arm wie er nach Spanien gekommen, wolle er es auch verlassen, sagte er.

Trotz dem erhielt Don Juan keinen Antheil an der Staatsverwaltung, wie er erwartet hatte, sondern die Königin Mutter erhob einen neuen Günstling, Don Ferrando Valenzuela, der in niederem Stande geboren, nur durch körperliche Eigenschaften ausgezeichnet war, zu ihrem vornehmsten Rathgeber, und lebte mit diesem bald in unanständiger Vertraulichkeit. Der junge König, dessen Liebe für Don Juan die Regentin fürchtete, wurde im Palast zu Madrid strenger als im Gefängniß gehalten, und da Valenzuela gesehen, wie Neidhard hauptsächlich durch die Abneigung des Volkes der Hauptstadt gestürzt worden sey, buhlte er durch Freigebigkeit und öffentliche Feste um die Gunst desselben. Aber in der Nacht des 11. Januar 1677 entkam der sechzehnjährige Sohn aus dem Schlosse, rief Don Juan zu sich, und bald sah sich nun seine Mutter sammt ihrem Günstling von allen Anhängern verlassen. Die erste mußte sich in ein Kloster bei Toledo zurückziehen, während der letztere nach den Philippinischen Inseln deportirt wurde.

Auch Don Juans Staatsverwaltung entsprach den Erwartungen der Nation nicht, was indeß vielleicht weniger seiner Unfähigkeit als der Ungunst der damaligen Zeitumstände — Spanien war gerade in den zweiten Eroberungskrieg Ludwigs XIV. verwickelt — und den tief eingewurzelten Uebeln, an denen das ganze Staatswesen krankte, zuzuschreiben ist. Als er nach zwei Jahren starb, glaubte Karl, erfreut eines bereits lästig gewordenen Führers entledigt zu seyn, das Regiment selber führen zu können, befand sich aber bald wieder in den Händen seines Beichtigers und der Herzogin von Torrenueva, der Oberhofmeisterin der jungen Königin Maria Louise, Tochter des Herzogs Philipp von Orleans, welche Karl vor kurzem geheirathet hatte, deren eigensüchtige Zwecke und Entwürfe ebenfalls nur dazu dienten, die Wunden des Landes zu vergrößern. Auch als die verwitwete Königin wieder am Hofe erschien und neuen Einfluß auf ihren Sohn gewann, dessen geistige Unfähigkeit täglich deutlicher an das Licht trat, wurde der traurige Zustand der Dinge um nichts besser. Mit noch schlimmeren Folgen bedrohte Karls Kinderlosigkeit das Land. Maria Louise starb schon 1689 mit dem Verdacht der Vergiftung von Seiten der ihr feindlich gesinnten Königin Mutter, ohne ihrem Gemahl einen Erben geboren zu haben, und auch die zweite Vermählung Karls, mit

der Tochter des obengenannten Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz, blieb ohne Früchte. Alsbald begannen die verwickeltesten Intriguen der Gesandten Frankreichs und Oesterreichs über die Erbfolge ihrer Regentenhäuser in Spanien; der Marquis von Harcourt machte die Abstammung Ludwigs XIV. von der älteren Tochter Philipps III. Anna von Oesterreich und die des Dauphin von Maria Theresia, der Tochter Philipps IV., zu Gunsten des letzteren geltend; der Botschafter des Kaisers, der Graf von Harrach, berief sich auf den gemeinsamen Ursprung des Oesterreichischen und Spanischen Hauses von Maximilian; und überdies war Leopold ebenfalls der Sohn der zweiten Tochter Philipps III., und seine Gemahlin die zweite Tochter Philipps IV. Die Ansprüche des Wiener Hofes unterstützte Karls Gemahlin, aber der Marquis von Harcourt wußte dagegen den Cardinal Ludwig Emanuel von Portocarrero, Erzbischof von Toledo, der während der letzten Regierungsjahre des schwachen Königs dessen ganzes Vertrauen besaß, für die Plane seines Monarchen zu gewinnen.

Der innere Zustand Spaniens in dieser Periode zeigt uns überall das Bild des tiefsten Verfalls. Die Schwäche und Unthätigkeit der Regierung war größer als jemals, zu derselben Zeit als alle übrigen Staaten Europas einen mehr oder minder raschen Aufschwung zur Vermehrung ihrer Macht und politischen Bedeutung nahmen. Die Stellen der Verwaltung, selbst die hohen Aemter der Vicekönige in Italien und Amerika so wie die der Generalcapitäne der Provinzen im Hauptlande selbst wurden verkauft, das Grundeigenthum befand sich noch immer in den unthätigen Händen des Adels und der Geistlichkeit, die jede hierauf verwendete Aufmerksamkeit ihrer Stellung unwürdig achteten; die Steuern hatten alles baare Geld in dem Maße aus dem Lande gezogen, daß man sich in vielen Gegenden mit Kupfergeld half, und als auch dies ausging, mußte man zu den ursprünglichen Zuständen der menschlichen Gesellschaft zurückkehren und Sachen gegen Sachen vertauschen. Selbst der Hof litt zuweilen Mangel, ja es fehlte manchmal sogar an Speisen. Die ganze Spanische Armee, in den Niederlanden, Italien und im Mutterlande selbst, betrug kaum zwanzigtausend Mann, während Ludwig hunderttausende ins Feld führte, die Kraft seiner neuen Schöpfungen dem alten Europa gegenüber zu zeigen, und die Marine bestand zuletzt aus dreizehn Galeeren. In den Staatskassen war ebenso wenig Geld als im Lande zu finden, die Schätze Amerikas machten nur einen Durchzug durch

Spanien, unter funfzehn Procent Zinsen war nicht das geringste Darlehen zu erhalten. Die großen Regierungsbehörden, die Räthe von Castilien, Aragonien, Flandern, Indien, Italien, nicht minder als die der Finanzen und des Krieges, waren nach dem Willen der Günstlinge oder durch solche besetzt, die diese Stellen erkauft hatten; in Schlaffheit und Trägheit versunken, durch Stolz und Anmaßung in ihrem Innern getheilt, waren sie nicht im Stande den König in seiner inneren und äußeren Politik irgendwie zu unterstützen, noch weniger aber dessen Unfähigkeit zu ersetzen. Die Autorität des Herrschers wurde oft verletzt, seine Befehle blieben häufig unvollzogen, nicht weil man sein Recht dazu nicht anerkannt hätte, sondern weil es an Mitteln fehlte, sie durchzusetzen. Bei solchem Zustande und solcher Hülflosigkeit kann es nicht befremden, daß Spanien in drei Kriegen gegen Ludwig bedeutende Verluste erlitt, vielmehr muß man erstaunen, daß dieselben nicht noch größer waren. Die Verhütung dieses letzteren Unglücks verdankte die Spanische Monarchie der weiter gebildeten politischen Einsicht Europas, welche Oesterreich, Deutschland und England in der Gefahr der bedrohten Niederlande ihre eigene sehen ließ, und vor Allem der eifrigen Hülfe derselben Holländischen Republik, an deren Unterdrückung und Vernichtung Karls II. Vorfahren alle Kräfte ihrer weiten Reiche verschwendet hatten.

Erfreulich ist es, neben diesem tiefen und allgemeinen Verfall des Staates der hohen Vollendung erwähnen zu können, welche das von Lope de Vega begründete Spanische Drama um dieselbe Zeit durch seinen großen Nachfolger Pedro Calderon de la Barca (geb. 1600) erhielt. Er stammte aus einer angesehenen Familie, und nahm zunächst nach Beendigung seiner Universitätsstudien Kriegsdienste, welche ihn nach Flandern und Italien führten. In sein Vaterland zurückgekehrt, begann er seine poetischen Arbeiten, welche ihm in kurzer Zeit einen solchen Ruf verschafften, daß ihn Philipp IV. 1636 an den Hof rief und ihm den Orden von S. Jago ertheilte. Bald wollte man nichts als Calderonische Stücke sehen; der Dichter mußte in den Umgebungen des Königs bleiben und verherrlichte die Feste des Hofes durch seine reichen Talente. In seinem zwei und funfzigsten Jahre trat er in den geistlichen Stand, jedoch ohne der Poesie zu entsagen, und starb 1687 mit Pfründen und Ehrengeschenken reichlich bedacht. Wir haben hundert und zwanzig dramatische Werke aller Art von ihm übrig; in der Tragödie, im heroischen und romantischen Schauspiel, wie in der

Komödie und Posse ist er gleich ausgezeichnet, nichts war seinem Genius zu groß, so wie ihm nichts zu gering war. In den Lustspielen spannt er durch die verwickeltste Intrigue, durch die Unerschöpflichkeit seiner Sprache in Bildern und sinnigen Spielen der Worte und des Witzes, in welchen die Liebenden ihre Gefühle an den Tag legen; in den niedriger komischen Stücken ergötzt er durch die treffliche Auffassung und derbe Durchführung der Charaktere des gemeinen Volkes; in den geistlichen Schauspielen zeigt er die ganze Gluth der Glaubensbegeisterung seiner Nation; in den weltlichen treten die Grundlagen des Spanischen Charakters, die Motive der Ehre, der Treue, der Liebe in der schönsten Gestaltung hervor und zeigen sich in den mannichfaltigsten Verwickelungen mit den Zuständen und Hindernissen der äußeren Welt, wenn sich auch nicht in Abrede stellen läßt, daß durch die beständige Wiederkehr dieser Ideen, die langen und spitzfindigen Reflexionen über dieselben eine gewisse Einförmigkeit in die Dramen Calderons kommt, welche kaum durch die Verschiedenheit der Ausführung, durch die Fülle der hineingelegten allegorischen Bedeutung, durch die phantastische Auslegung und das ergreifendste tragische Pathos verdeckt werden kann. Am wenigsten gelang Calderon die Nachbildung von Stoffen aus der alten Geschichte, da seine Poesie wesentlich eine christliche und vaterländische war, und die Behandlung mythologischer Gegenstände, welche er als Festspiele für die Feierlichkeiten des Hofes unternahm.

In Portugal nahm Peter II. nach dem Tode des abgesetzten Alphons den Königstitel an (1683); aber obgleich während seiner Staatsverwaltung der Friede von Lissabon die neu gewonnene Selbständigkeit seines Reiches anerkannt hatte, war er doch nicht vermögend der Nation einen neuen Schwung zu geben. Indeß war der innere Zustand immer noch besser als in Spanien. Die Brasilianischen Besitzungen, durch den Frieden mit Holland gegen Aufgebung der Herrschaft in Ostindien neu erworben und gesichert (o. S. 99), wurden bis an den Platastrom erweitert, die Missionen der Jesuiten drangen längs dem Maragnon vor, bis sie mit denen der Spanier zusammenstießen, und im Inneren des Landes, in der Provinz Minas Geraes, wurden im Jahre 1696 die reichen Goldminen von Villarica entdeckt. Doch litten die Küstenstädte der Portugiesischen sowie der Spanischen Colonien in diesem Zeitraume sehr viel durch die Räubereien der Flibustier oder Bucaniers. Es waren dies von den Spaniern vertriebene

Französische und Englische Ansiedler, vermischt mit dem Auswurfe anderer Nationen, welche sich mit Gewalt auf Tortuga und der nördlichen Küste von S. Domingo festsetzten, hier einen Seeräuberstaat bildeten und furchtbare Verwüstungen in den Colonien anrichteten, bis Karl II. den westlichen Theil jener Insel im Jahre 1697 an Frankreich abtrat, welches dem Unwesen der Piraten bald ein Ende machte.

---

18. Italien in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Des Verfalls des päpstlichen Ansehens selbst den Fürsten und Ländern katholischer Confession gegenüber unter den Pontificaten Alexanders VII., Clemens IX., Clemens X., Innocenz XI., Alexanders VIII. und Innocenz XII. haben wir in früheren Abschnitten, namentlich bei Gelegenheit der Verwickelungen des heiligen Stuhles mit der despotischen Politik Ludwigs XIV. und in theoretischer Beziehung bei den Streitigkeiten der Jesuiten und Jansenisten, mehrfach Erwähnung gethan. Im Inneren des Kirchenstaates bemühte sich Clemens IX. mit Erfolg für eine bessere Anordnung der Verwaltung, für die Verminderung des Steuerdrucks, unter welchem die Unterthanen seufzten, und zeigte sich überall als einen Mann von milder und wohlwollender Gesinnung. Sein Nachfolger ging auf diesem Wege fort, doch fehlte es unter seiner Regierung nicht an Klagen über Nepotismus, welchen auch Innocenz XI. vergebens ganz abzustellen suchte. Außerdem richtete dieser seine Aufmerksamkeit, wie wir bereits gesehen haben, auf die Wiedererhebung der päpstlichen Macht über den Clerus und strebte die erschlafften Sitten seiner Unterthanen durch strenge Verordnungen in engere Schranken einzuschließen. Er befahl, daß alle Frauen sich niemals anders als mit dicht bedecktem Hals und Armen zeigen dürften, verbot ihnen bei Männern Musikunterricht zu nehmen, und untersagte sogar die Maskeraden des Carnevals. Bei weitem nicht so tüchtig und besorgt für das Innere zeigten sich Alexander VIII. und Innocenz XII., wenn sie auch den Ansprüchen Ludwigs XIV. gegenüber dieselbe edle Festigkeit bewiesen, durch welche Innocenz XI. wenigstens die Würde des heiligen Stuhles aufrecht erhalten hatte (o. S. 375. 376).

In Toscana folgte auf Ferdinand II. Cosmus III. (1670—1723), unter dessen Herrschaft mehr und mehr die alte Achtung und der frühere Eifer für die Beförderung wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen schwanden, welche bis dahin noch immer das Erbtheil des Hauses Medici gewesen waren. Auch sonst zeigte sich der Einfluß des Großherzogthums auf die Italienischen Verhältnisse noch unbedeutender als früher; Cosmus war nur bemüht, sich die Gunst Ludwigs XIV. zu erhalten, und die Sucht nach Glanz und Prunk des Hofes, welche damals alle Fürsten heimsuchte, so wie eine ungemessene Freigebigkeit an Kirchen und Klöster zerrütteten im Innern die Finanzen des Staats.

Savoyen blieb nicht minder als Toscana auch nach dem Abschluß des Pyrenäischen Friedens in Französischem Interesse. Als im Jahre 1672 ein Krieg zwischen dem Herzog Karl Emanuel II., der Savona überfallen und wegnehmen wollte, und der Republik Genua ausgebrochen war, befahl Ludwig XIV. die Entscheidung des Streits seinem schiedsrichterlichen Spruche zu überlassen. Die streitenden Parteien bestimmten Casale zum Congreßorte, aber Ludwig verlangte die Führung der Unterhandlungen in Paris, und auch hierin mußte man sich fügen. Dieser übermächtige Einfluß Frankreichs auf den Hof von Savoyen wurde noch erhöht, als Karl Emanuel im Jahre 1675 starb und die Regierung seinem unmündigen Sohne Victor Amadeus II. überließ, für den die Mutter Maria Johanna von Nemours die Vormundschaft führen mußte. Französin von Geburt, ließ sie sich durch den Gesandten Ludwigs, den Cardinal d'Etrées, vollkommen beherrschen. So gelang es diesem ohne Mühe, ihre Zustimmung zur Verheirathung des jungen Herzogs mit der Tochter Peters II. von Portugal zu erlangen, welche als die Erbin des dortigen Thrones betrachtet wurde, da der König bis dahin keinen männlichen Erben hatte. Ludwig wünschte diese Verbindung aus dem Grunde, weil er hoffte, sobald ihm die Spanische und Victor Amadeus die Portugiesische Erbschaft zugefallen seyn würde, gegen einige Grenzerweiterungen Portugals Savoyen und Piemont für sich selbst zu erhalten. Aber der Adel des Landes widersetzte sich einem Plane, der das Herzogthum im günstigsten Falle zur entlegenen Nebenprovinz eines fernen Hauptlandes herabzusetzen drohte, so heftig, daß die Regentin ihn endlich aufgeben mußte. Indeß rief die Einwirkung des Französischen Hofes bald noch üblere Zerwürfnisse im Innern Savoyens hervor. Wie in den Cevennen Frankreichs, lebten in den Alpen Piemonts, in den Thälern von Lucerna, Pe-

rosa, S. Martino und Clusone zahlreiche Ueberreste der Waldenser, welche sich im Laufe der Zeit den benachbarten reformirten Gemeinen in der Schweiz und im südlichen Frankreich angeschlossen hatten. Man nannte sie in Savoyen Barbets. Schon die Herzogin Christine hatte zur Zeit ihrer Regentschaft für Karl Emanuel die Einführung des katholischen Glaubens und die Erbauung von Kirchen zu Abhaltung des Römischen Cultus in jenen Thälern geboten, was auch zum Theil ins Werk gesetzt worden war. Als darauf die Bewohner des Thales von Lucerna im Jahre 1653 eines der neuen Gotteshäuser niedergebrannt hatten, bewilligte ihnen Karl Emanuel, der bereits Truppen gegen die Widerspenstigen ausgesendet hatte, auf ihre Bitte um Schonung, die Bestätigung ihres früheren Rechts der Ausübung ihrer Religion in den von Alters her bestimmten Grenzen, jedoch unter der Bedingung, den katholischen Missionaren keine Hindernisse in den Weg zu legen. Zwei Jahre darauf wurde den Barbets jedoch plötzlich angekündigt, daß keiner ihres Glaubens mehr in Lucerna wohnen dürfe, und als die dortigen Landleute nicht sogleich weichen wollten, erschienen Truppen, welche Gehorsam erzwangen und den Widerstand der Lucerner sowohl als der ihnen zu Hülfe kommenden Bewohner von S. Martino und Perosa überwältigten. Indeß nahmen sich die Schweizercantone so wie Mazarin und Cromwell der Unterdrückten an, und brachten zu Pignerol einen neuen Vergleich zwischen den Barbets und dem Herzoge zu Stande. So blieben die ersteren bis auf einzelne Bedrückungen bis zum Jahre 1686 verschont, wo nach Aufhebung des Edicts von Nantes in Frankreich die Reformirten aus diesem Lande in ziemlicher Anzahl zu den Barbets flüchteten. Sogleich forderte Ludwig von dem inzwischen mündig gewordenen Victor Amadeus die Vertreibung jener Flüchtlinge und die Ausrottung der Barbets, weil sich aus ihren Thälern immer neue Keime der Ketzerei in den südlichen Gegenden Frankreichs verpflanzen würden, und ließ zu derselben Zeit Truppen an der Grenze zusammenziehen, theils um seinen Forderungen beim Turiner Hof Nachdruck zu geben, theils um die Ausführung unterstützen zu können. Der Herzog gab nach und erließ am 31. Januar 1686 ein Edict, welches die Uebung der reformirten Religion auch in Privathäusern untersagte, die Niederreißung aller reformirten Kirchen und die Vertreibung aller nichtkatholischen Priester und Lehrer anordnete. Alle Kinder sollten in Zukunft im Römischen Glauben erzogen werden bei fünfjähriger Galeerenstrafe für die Eltern im Uebertretungs-

fall, alle fremden Calvinisten sollten das Land binnen vierzehn Tagen verlassen. Diese Härte brachte die Barbets zur Verzweiflung, sie eilten sich zu bewaffnen, während Catinat mit achttausend Französischen Kriegern die nach der Dauphiné gelegenen Ausgänge ihrer Thäler besetzte, und mit viertausend andern zu den Truppen des Herzogs stieß, welche zur Vernichtung der Ketzer auszogen. Sie fanden einen erbitterten Widerstand; im Thal von S. Martino wurde ein Dragonerregiment bis auf den letzten Mann niedergehauen, und die Führer der verbündeten Truppen sahen bald ein, daß sie nur durch Einschließung und Hungersnoth die Barbets in den unzugänglichen Schlupfwinkeln ihrer Berge überwältigen könnten. So zog sich der Kampf mehrere Jahre hin, bis Victor Amadeus, dem die Anmaßungen Frankreichs immer unerträglicher wurden, sich der großen Verbindung der Niederlande, Englands und Oesterreichs anschloß und Ludwig XIV. im Jahre 1690 den Krieg erklärte. Die Ereignisse desselben so wie der Friede, welchen der Herzog im Jahre 1696 ohne seine Bundesgenossen mit Frankreich abschloß, sind schon oben berichtet worden (o. S. 341. 347). Während des Laufes dieser Kämpfe hatte sich Victor milder gegen die Barbets gezeigt, wofür diese ihm eifrige Dienste leisteten; aber mit der Rückkehr des friedlichen Zustandes begannen wieder neue Verfolgungen und Bedrückungen, welche auch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, wenn auch in geringerem Maße, fortdauerten, bis ihnen in unserer Zeit durch die kräftige Verwendung Friedrich Wilhelms III. von Preußen hoffentlich für immer ein Ende gemacht worden ist.

Die meiste Selbständigkeit und Kraft unter den Staaten Italiens zeigte die Republik Venedig, welche in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durch das Glück ihrer Waffen und die Geschicklichkeit ihrer Seemacht eine schöne Abendröthe des früheren Glanzes sah. Von allen früheren Besitzungen der Venetianer im Griechischen Archipel und an den Küsten des Peloponnes waren ihnen, nach vier großen und blutigen Kriegen mit den Türken im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, nur Candia, Tine, Paros, Zante, Cefalonia, Corfu und einige kleinere Inseln geblieben. Im Jahre 1645 rüstete der Sultan Ibrahim, ihnen auch diesen Ueberrest, zunächst aber die wichtigste Insel Candia zu nehmen. Mitten im Frieden, während man die Venetianer durch eine Ruhe von mehr als sechzig Jahren in vollkommener Sorglosigkeit glaubte, ohne daß eine Kriegserklärung

oder feindselige Demonstration vorangegangen wäre, landete der Capudanpascha, Jusuf, ein geborner Dalmatier, am 24. Junius in der Bai von Gogna auf Candia mit hundert Kriegsschiffen und dreihundert Transportschiffen, aus denen alsbald fünf und siebenzig tausend Mann ans Land stiegen, und begann sofort die Belagerung von Canea, der Hauptstadt des westlichen Districts der Insel. Obgleich so unvorbereitet überfallen, traf der Venetianische Proveditore der Stadt, Navagiero, alle Anstalten zur nachdrücklichsten Vertheidigung und ließ die zum Theil sehr verfallenen Festungswerke in größter Eile ausbessern, während die Osmanischen Kugeln bereits neuen Schaden anrichteten und bald auch Breschen in den Mauern öffneten. Hülfe vom General Cornaro, dem Oberbefehlshaber der Venetianischen Truppen auf der Insel, war aus Mangel an Mannschaften nicht zu erwarten, indeß die Türkische Uebermacht noch durch funfzig Algierische Galeeren verstärkt wurde; Sturm folgte auf Sturm, so daß Navagiero am 17. August gegen freien Abzug der Besatzung capitulirte. Zwanzigtausend Mann hatte den Türken diese Eroberung gekostet. Die Anstrengungen der Republik, Canea zu retten, waren vergebens geblieben, da man mit den Rüstungen nicht schnell genug fertig geworden und die nach so langem Frieden leicht erklärliche Unerfahrenheit der Flottenführer diese abgehalten hatte, die überlegene Türkische Seemacht anzugreifen. Indeß setzten die Osmanen den Krieg auf Candia mit allen Kräften ihres weiten Reiches fort. Zwar der Capudanpascha Jusuf, der das Unternehmen veranlaßt hatte, war nicht mehr. Nach der Eroberung Caneas nach Constantinopel zurückgekehrt, gebot ihm Sultan Ibrahim mitten im Winter mit der Flotte wieder auszulaufen und die Unterwerfung der Insel zu vollenden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er die Besatzung jener Stadt mit ihren Schätzen habe abziehen lassen. Als Jusuf sich Gegenvorstellungen erlaubte, fuhr der Sultan auf: „Geh sag ich dir, oder ich tödte dich!“ Dennoch erwiederte Jusuf mit unerhörter Freimüthigkeit: „Mein Padischah, ihr kennt das Seewesen nicht, die Schiffe liegen noch in den Werften, wir haben keine Ruderer und ohne Ruderer laufen die Galeeren nicht aus.“ Rasend vor Zorn schrie Ibrahim: „Verfluchter, willst du mich das Seewesen lehren? Bostandschibaschi, bring mir seinen Kopf.“ Die Erwürgung ward sogleich vollzogen, und den Oberbefehl auf Candia erhielt an des Hingerichteten Stelle Huseinpascha, welcher die Stadt Retimo, nachdem der General Cornaro und der Proveditore Molino ihr Leben während der

vierzigtägigen Vertheidigung eingebüßt hatten, am 23. November 1647 eroberte. Endlich wurde das Commando der Venetianischen Flotte dem Battista Grimani übertragen, der Leben und Kraft in die Unternehmungen derselben brachte. Er schloß den Capudanpascha Musa in der Bucht von Napoli di Romania ein, schlug die Türkischen Schiffe wo er sie fand, und erneute den alten Ruhm der Venetianer in Tapferkeit und Seefertigkeit. Leider verlor dieser eines bessern Looses würdige Held sein Leben schon im nächsten Jahre in einem großen Sturm, der die Flotte der Republik bei Ipsara überfiel und achtzehn Galeeren nebst acht Galionen versenkte. Trotz dieses großen Verlustes hielt der Admiral Jakob Riva mit einem zweiten Geschwader von zwanzig Galeeren den Ausgang der Dardanellen den ganzen Winter über besetzt und verhinderte auf diese Weise das Auslaufen der Türkischen Seemacht und die Verstärkung der Landarmee auf Candia. Endlich zwangen ihn widrige Winde, diese Stellung zu verlassen und sich in die Bucht des alten Phocäa zurückzuziehen, in welcher nun bald darauf auch der Capudanpascha mit achtzig Schiffen erschien, die Venetianer zu vernichten. Aber diese vertheidigten sich mit solchem Heldenmuth gegen die vierfache Uebermacht, daß der Pascha, nachdem er funfzehn Schiffe und siebentausend Mann verloren hatte, zufrieden seyn mußte, unverfolgt nach Candia zu gelangen. Auch hier waren die Bemühungen des Türkischen Befehlshabers gegen die Hauptstadt durch die tapfere Vertheidigung Leonardo Mocenigo's, durch die Sperrung der Dardanellen und die zur selben Zeit erfolgte Absetzung und Ermordung des Sultans Ibrahim vergeblich geblieben; eine zweite nach der Ankunft des Capudanpaschas unternommene Belagerung hatte keinen besseren Ausgang, und die Türken hofften die Stadt nun durch Anlegung fester Burgen in der Umgebung nach und nach zu überwältigen. Auf der See erfochten die Venetianer neue Lorbeeren, indem Mocenigo mit sechszig Schiffen hundert und sechszig Osmanische Fahrzeuge am 10. Julius 1651 entscheidend schlug, eine Niederlage, welche der am 13. Mai 1654 beim Herausschiffen aus den Dardanellen mit fünf und siebenzig gegen sechs und zwanzig Venetianische Schiffe erfochtene Sieg des neuen Capudanpaschas Murad nicht auszugleichen vermochte. Auf Candia machten die Türken keine Fortschritte, weil ihnen nur schwache Verstärkungen aus Constantinopel, wo seit Ibrahims Tode unter der Regierung seines unmündigen Sohnes Mohammed fortwährend innere Zerwürfnisse herrschten, zukamen, und am 21. Juni

1655 erlangte die Einsicht und Tapferkeit Franz Morosinis einen neuen glänzenden Sieg bei den Dardanellen. Noch heller strahlte das Glück der Venetianer im folgenden Jahre, als der Generalcapitän Marcello einer der schönsten Türkischen Flotten, die achtzig Segel zählte, das Auslaufen aus dem Hellespont streitig machte. Zwar geriethen zwei der größten Venetianischen Schiffe gleich zu Anfang des Treffens in Brand, der Generalcapitän selbst verlor das Leben, aber dennoch vernichtete die fast übermenschliche Anstrengung der Venetianischen Seeleute gegen siebzig feindliche Galeeren, die theils in den Grund gebohrt, theils erobert wurden. Nur mit vierzehn Schiffen entkam der Osmanische Admiral in das Marmormeer, während die Sieger Tenedos, Samothrake und Lemnos eroberten (26. Juni).

Bald nach dieser Niederlage, der größten, welche die Türken seit der Schlacht von Lepanto erlitten, wurde Mohammed Köprili, ein Mann von umsichtiger Klugheit und ausdauernder Thatkraft, als Großvezir zu Constantinopel an die Spitze der Angelegenheiten gestellt, dessen Thätigkeit den Erfolgen der Venetianer größere Hindernisse in den Weg legen sollte. Ehe Lazzaro Moçenigo, der an Marcellos Stelle zum Generalcapitän ernannt war, es erwartete, ging Topal Mohammed schon im Februar mit vierzig Schiffen durch die Dardanellen, welche die Venetianer sonst vor dem Beginn jedes Feldzugs zu sperren pflegten. Von Candia herbeieilend, trafen sie die Türken in der Nähe von Chios, besiegten sie vollkommen und nahmen die Festung Sugadschick auf der Küste Kleinasiens. Aber schon war eine zweite Türkische Flotte segelfertig, der Großvezir brach mit dem Landheer auf und marschirte längs der asiatischen Küste, um von hier nach Candia überzusetzen. Allein auch diesmal schienen die Venetianer die Oberhand zu behalten, die Osmanischen Schiffe flüchteten unter den Schutz der an den Dardanellen errichteten Landbatterien; in zweitägigen Gefechten hatten sie bereits über zwanzig Fahrzeuge verloren, als am Abend des dritten Tags das Admiralschiff Mocenigos, dessen Pulverkammer eine Türkische Kugel entzündete, mit fürchterlichem Krachen in die Luft flog. Entmuthigt ließen die Venetianer vom Kampf ab und segelten nach Candia zurück, indeß Mohammed Köprili Tenedos und Lemnos wieder eroberte. Die Nachricht von diesen Erfolgen, den ersten seit langer Zeit, wurde zu Constantinopel mit dreinächtiger festlicher Beleuchtung gefeiert *). Die

*) Hammer, Geschichte des Osmanischen Reichs, Th. VI. S. 23.

nächsten Jahre vergingen unter unbedeutenden Ereignissen, bis Giorgio Morosini am 26. August 1661 einen neuen Sieg über die Türkische Flotte davontrug, wogegen aber im vorigen Jahr ein Versuch der Venetianer Canea wieder zu gewinnen völlig mißlungen war. Neue Hoffnungen auf Glück und Erfolg faßte die Republik, als sie im Herbst 1662 wieder eine Seeschlacht bei Kos gewonnen hatte und im folgenden Frühling der Oesterreichisch-Türkische Krieg begann, dessen wir oben erwähnt haben, der indeß schon nach kurzer Zeit wieder beendigt wurde. Auch den Tod Mohammed Köprilis hatte sie anfangs als ein günstiges Ereigniß betrachtet, bis sein Sohn Achmet Köprili noch trefflichere Eigenschaften entwickelte. Dieser beschloß den schon länger als zwanzig Jahre währenden Kampf endlich durch die umfassendsten Vorbereitungen und die kräftigsten Anstrengungen zu entscheiden. So erschien er, mit der Würde seines Vaters bekleidet, mit 150,000 Streitern im Mai des Jahres 1667 vor der Hauptstadt der Insel. Aus dreihundert Geschützen begann die Beschießung der Stadt, Minen flogen auf Minen, und als Achmet im November die Belagerungsarbeiten für den Winter einstellen mußte, waren Türkischer Seits schon zwanzig tausend Centner Pulver verschossen, ohne daß die Wuth der Belagerer Francesco Morosinis Standhaftigkeit, der in der Stadt befehligte, zu erschüttern und mehr als eine Bastion in ihre Gewalt zu bringen vermocht hätte. Zwei und dreißig Stürme waren muthvoll zurückgeschlagen worden, und in achtzehn Ausfällen hatte die Besatzung wiederholt die Werke der Osmanen zerstört und beschädigt. Im Winter sandte der Papst fünfhundert und der Kaiser Leopold dreitausend Mann den Venetianern zu Hülfe; auch Malteserritter, Französische und Deutsche, selbst protestantische Freiwillige in großer Anzahl verstärkten die zusammengeschmolzene Besatzung. Aber auch der Großvezir hatte Ersatzmannschaften erhalten, und der erbitterte Kampf, der selbst während des Winters nur nachgelassen, aber nicht ganz aufgehört hatte, begann von Neuem. Die edelsten Venetianer, Balbi, Badoero, Barbaro, Pisani, Grimaldi, Cornaro, die Deutschen Freiherren von Frisheim und Degenfeld, der Franzose Montbrun fielen auf den blutgetränkten Wällen; aber der Ruhm ihrer Tapferkeit hat bis in unsere Zeiten fortgelebt. So kam der Winter zum zweiten Mal heran; Achmet Köprili, der den Belagerten so wenig als sich selber Ruhe und Zeit zur Erholung gönnen wollte, setzte die Belagerung ohne Unterbrechung fort. Ueber vierhundert Fuß klaffte bereits die Bresche in den Wällen, kein Haus, keine Mauer in der Stadt war übrig und

in dem wüsten Steinhaufen ließ sich kaum noch die Richtung der Straßen verfolgen. Wiederum kamen im Frühjahr den Venetianern Hülfstruppen zu. Der Großmeister des Ordens der Deutschen Herren sandte hundert und achtzig Ritter, die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg dreitausend Mann, der Herzog von Baiern tausend, der Bischof von Strasburg vierhundert. Bedeutender war die Unterstützung von Seiten Frankreichs. Am 19. Juni 1669 landete der tapfere Herzog von Beaufort, den wir in den Unruhen der Fronde kennen gelernt haben, und der Herzog von Navailles mit sechstausend Mann, die Ludwig XIV. abgesendet hatte. Bald darauf erschienen noch dreißig Französische, päpstliche und Maltesische Schiffe. Mit dem gewöhnlichen Ungestüm ihrer Nation verlangten die Franzosen sofort einen allgemeinen Ausfall, und da Morosini anderer Meinung war, unternahmen sie schon am sechsten Tage nach ihrer Ankunft auf eigene Hand einen Angriff auf die Werke der Türken, welche gegen die Bastei Sabionera errichtet waren. Mit selbstmörderischer Tapferkeit stürzten sie in die Laufgräben des Feindes, funfzehnhundert Osmanen erlagen ihren Streichen, und schon waren sie an den Fuß der Batterien gekommen, welche das Ziel ihres Angriffs waren, als das zufällige Auffliegen mehrerer Pulverfässer den Glauben verbreitete, daß eine Mine gesprengt würde. Von plötzlichem Schrecken ergriffen wandten die Franzosen den Rücken, aber das Schwert der Türken wüthete furchtbar unter den Fliehenden. Auch der Herzog von Beaufort fand seinen Tod. Schlimmer als dieser Unfall war die hierüber ausbrechende Uneinigkeit des Herzogs von Navailles und Morosinis, welche den ersteren bewog seine Truppen schon im August wieder einzuschiffen, da er sich außerdem von der Unmöglichkeit den Platz noch länger zu vertheidigen überzeugt hielt. Nach Frankreich zurückgekehrt, empfing ihn Ludwig höchst ungnädig und verbannte ihn auf seine Güter. Durch seine Abfahrt, auf welche die des päpstlichen Geschwaders folgte, kamen Morosinis Streitkräfte auf viertausend Mann herunter, welche nicht einmal im Stande waren die Werke gehörig zu besetzen; aber dennoch wurde ein neuer furchtbarer Sturm am 22. August zurückgeschlagen. Fünf Tage darauf berief der Oberbefehlshaber die Officiere der Besatzung zum Kriegsrath. Alle waren der Meinung, daß man sich unmöglich länger halten könne; indeß sandte Morosini dennoch eine Botschaft an den Führer der päpstlichen Flotte, die sich noch in der Nähe hielt, daß er sich anheischig mache die Wälle bis zum Winter zu vertheidigen, wenn jener ihm drei-

tausend Mann von seinen Seeleuten und Truppen überlassen wolle. Als dies Verlangen zurückgewiesen wurde, beschloß Morosini, statt eine einfache Capitulation zu fordern, die Ruinen Candias zum Preise eines Friedens zu machen, den er ohne Dogen und Rath abschließen wollte. In den ersten Tagen des Septembers begannen die Unterhandlungen mit dem Großvezir und am sechsten wurde der Vertrag unterzeichnet, welcher den Türken nach vier und zwanzigjährigem Kampfe die Insel Candia mit Ausnahme der Hafenorte Grabusa, Spina longa und Suda übergab. Drei Wochen hatte sich Morosini für die Räumung der Hauptstadt vorbehalten, und mit den Truppen verließen alle Einwohner jene Trümmer, welche mit dem Blute von dreißig tausend Christen und hundert und zwanzig tausend Moslemen getränkt waren.

Wenn auch mit Verlust, ging die Republik doch mit Ruhm und Ehre aus ihrem Kampfe gegen die Osmanische Uebermacht, und wenn die Venetianischen Landtruppen im freien Felde überall von den Türken geschlagen worden waren, hatten doch die Seeleute und die Vertheidiger Candias den alten Ruf der Venetianischen Tapferkeit nach langer Waffenruhe erneut. Ein Geist des Muths und frischer Kriegslust hatte sich unter dem jungen Adel verbreitet, der seit einem halben Jahrhundert nur den üppigen und schwelgerischen Genüssen gelebt hatte, durch welche sich Venedig, in jener Zeit ein Mittelpunkt des Europäischen Luxus, vor allen übrigen Städten auszeichnete. So geschah es, daß der gefeierte Vertheidiger Candias, als er nach funfzehn Jahren auf einen Angriffskrieg gegen die Pforte drang, diese Absicht trotz der Friedensliebe der älteren Mitglieder des Rathes und der Signoria durchsetzte. Die Türken waren unter den Mauern Wiens entscheidend geschlagen worden, die Deutschen drangen mit siegreichen Waffen in Ungern, die Polen in der Moldau und Walachei, die Russen am schwarzen Meere vor. Es war der günstigste Augenblick sich der allgemeinen Bewegung Osteuropas, wie sie zuvor noch nie gegen die Osmanen Statt gefunden hatte, mit allen Kräften anzuschließen. So wurde zu Linz das schon oben erwähnte Bündniß der Republik mit Leopold und Johann Sobieski am 28. März 1684 unterzeichnet, und Morosini führte als Generalcapitän die Venetianische Flotte, vier und zwanzig Linienschiffe, sechs Galeassen und acht und zwanzig Galeeren, welche durch einige päpstliche und Maltesische Fahrzeuge verstärkt wurde, nach Santa Maura und Prevesa, welche er ohne große Mühe einnahm. Im folgenden Feldzuge richtete er seine Anstrengungen gegen den Peloponnes, um

durch Moreas Gewinn den Verlust Candias zu ersetzen. Nachdem er an der südlichen Küste gelandet, wurde die Belagerung von Coron eröffnet. Die Stärke des Heeres der Republik bildeten Deutsche Miethsvölker und zwar meist Braunschweiger und Sachsen; außerdem gesellten sich bald zahlreiche Schaaren von Mainoten den Venetianischen Truppen zu. Nach zwei und vierzigtägiger Belagerung wurde Coron im September mit stürmender Hand genommen, der Capudanpascha, welcher seine Seetruppen ans Land gesetzt hatte, wurde geschlagen, und dieser Sieg entschied auch den baldigen Fall von Calamata und mehrerer andern Castelle, welche die Türken zur Bändigung der wilden Mainoten errichtet hatten. Schlimmere Gefahren bedrohten Morosinis Truppen im folgenden Jahre (1686) bei der Belagerung Nauplias, da hitzige Fieber dieselben bis auf vier tausend streitfähige Krieger geschwächt hatten. Aber dennoch wußte der Befehlshaber der Landmacht der Republik, Graf Königsmark, der vordem in Deutschland unter Torstenson und Wrangel gekämpft hatte, das überlegene Türkische Heer, welches zum Entsatz herbeizog, zurück zu treiben. Danach ergab sich die Stadt, und die Venetianer konnten sich bereits als Herren des südlichen Peloponnes betrachten. Die Unterwerfung des Landes zu vollenden, landete Königsmark am 24. Julius 1687 mit zehn tausend Mann bei Patras; das Türkische Heer, welches sich der Landung widersetzte, wurde besonders durch das geübte Musketenfeuer der Deutschen Infanterie geschlagen, Patras und Lepanto im Fluge erobert, und nachdem die Osmanen Korinth freiwillig verlassen, gehorchte Morea mit Ausnahme Malvasia's den Venetianern, so daß Morosini den Feldzug im September mit der Eroberung Athens beschließen konnte. Es war bei dieser Belagerung, daß Venetianische Bomben den größten Theil der bis dahin ziemlich erhaltenen Ueberreste der Akropolis zerstörten.

Die Republik ehrte ihren Helden Morosini durch den Beinamen des Peloponnesischen, stellte sein Bildniß im Saale des Palastes auf, eine Ehre, die sonst nur Verstorbenen zu Theil wurde, und erwählte ihn einmüthig zum Dogen. Mit den Zeichen der neuen Würde geschmückt, von einem sechszehn tausend Mann starken Heere begleitet, ging er im Jahre 1688 im Golf von Aegina wieder in See, Negroponte zu erobern. Aber das Kriegsglück stand ihm nicht länger zur Seite. Zwar wurden die Wälle des verschanzten Türkischen Lagers, welches neben der Stadt Negroponte aufgeschlagen war, durch die

ausdauerndste Tapferkeit der Deutschen Truppen und Französischer Freiwilligen erstiegen und das Osmanische Heer mußte sich nach dem Festlande hinüberziehen, aber es blieb durch eine neu erbaute Brücke fortwährend mit der Stadt in Verbindung; ansteckende Krankheiten, deren Gift auch Königsmark erlag, schwächten Morosinis Streitkräfte, seine Stürme wurden zurückgeschlagen. Trotz dem war er entschlossen den Winter über vor der Stadt auszuhalten, wenn ihn das Murren seiner Krieger nicht zur Aufgebung dieses Planes gezwungen hätte. Mißmuth und Aerger über das Mißlingen dieses Unternehmens warfen ihn aufs Krankenlager, so daß er nach Venedig zurückkehren mußte. Seitdem geschah von beiden Seiten nichts Entscheidendes mehr und wenn die Venetianer auch Malvasia eroberten, so verunglückte dagegen ein Versuch zur Wiedereroberung Candias, bis der Friede von Carlowitz (o. S. 422) die Republik im Besitz Moreas ließ. Morosini war schon vorher am 6. Januar 1694 gestorben. Die gewonnene Halbinsel ward in vier Provinzen getheilt, deren jede unter einem Rettore des Civil- und einem Proveditore des Militärwesens stehen sollte, und die Venetianer bemühten sich mit Erfolg, die Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen, zu heilen, ihre Herrschaft zu befestigen, die Bevölkerung durch Colonisten von den Griechischen Inseln und aus Rumelien zu vermehren, das herrenlose Land zweckmäßig zu vertheilen, Sicherheit und Ordnung herzustellen und eine einsichtige Finanzverwaltung einzuführen *).

---

19. Die Schweiz.

Die religiösen Zwistigkeiten, welche seit dem Auftreten Zwinglis und Calvins die Eidgenossenschaft unter sich, so wie die einzelnen Cantone in ihrem Innern zerrissen hatten, dauerten auch im siebzehnten Jahrhundert fort, verhinderten einiges und kräftiges Auftreten der Verbindung nach außen und schwächten das Ansehen, welches dieselbe in früheren Zeiten erworben hatte. Es geschah aus solchen Gründen, daß die katholischen Grafschaften von Valtellina, Chiavenna und Bormio, welche im Jahre 1512 vom Herzogthum Mailand losgerissen und den Graubündnern, von welchen sich bei weitem die Mehrzahl zum reformirten Glauben bekannte, überlassen worden waren, gegen ihre Herren aufstanden (o. S. 61); woran sich bei der Eifersucht der Repu-

*) Ranke, die Venezianer in Morea. Historisch-politische Zeitschrift Bd. II, S. 487.

blik Venedig und des Französischen Hofes gegen Spanien und Oesterreich, welche die Empörer unterstützten, die bedeutendsten Bewegungen anschlossen, welche auch durch den Frieden von Monzon nur auf einige Zeit beruhigt wurden und bald darauf eine neue Ueberziehung des Bündnerlandes durch kaiserliche Truppen zur Folge hatten (Th. VIII. S. 327). Erst im Jahre 1639 wurden diese Streitigkeiten, welche durch gleichzeitige Aufstände der Katholiken in den Thälern Graubündens selbst einen um so bedenklicheren Charakter hatten, durch die Capitulation von Mailand nach zwanzigjähriger Dauer vollständig zu Ende geführt. Die Graubündner erhielten ihre Besitzungen von Spanien zurück, unter der Bedingung, daß in Valtellina, Bormio und Chiavenna kein anderes Glaubensbekenntniß als das Römische geduldet werde und daß die Bewohner dieser Gegenden von den Graubündnerischen Richtern an ein Tribunal appelliren dürften, welches die Republik und die Spanischen Gouverneure von Mailand zu gleichen Theilen ernennen sollten.

Doch litten nicht bloß die südlichen Gegenden der Schweiz unter Unruhen und Blutvergießen. Die Bauern von Bern, Luzern, Solothurn und Basel, aufgebracht durch die Last der ihnen aufgelegten Steuern, erhoben sich im Jahre 1653 gegen die herrschenden Stadtgemeinden, und schon bereiteten sich die Landleute der angrenzenden Cantone zur Nachahmung dieses Beispiels, als der Oberst Zweyer von Uri, an der Spitze von fünftausend Mann aus den Waldcantonen, die Empörer von Entlibuch und Emmenthal besiegte, und Rudolf Werthmüller die Hauptmacht der Bauern, deren Zahl auf zwanzigtausend Köpfe angewachsen war, an der Spitze von zehntausend Zürchern bei Bremgarten in die Flucht jagte (24. Mai 1653). Vier Tage darauf vernichtete Sigismund Erlach mit Bernern und Genfern den Rest der Rebellen nach einem wüthenden Gefecht bei Herzogenbuchsee. Der Befehlshaber der Bauern, Nicolaus Leuenberg, ward gefangen und mit mehreren anderen Rädelsführern hingerichtet. Zwei Jahre darauf gaben Bedrückungen, welche sich die streng katholischen Schwyzer gegen Reformirte zu Art am Zugersee erlaubten, Veranlassung zu einem Bürgerkriege zwischen Zürich und Bern auf der einen und den fünf katholischen Cantonen, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, auf der andern Seite, der indeß durch die Vermittelung der übrigen Bundeslandschaften bald wieder beigelegt wurde.

V. Der Norden und Osten Europas.

1. Dänemark.

Christian IV., der als ein Knabe von elf Jahren den Dänischen Thron bestiegen hatte, trug sechszig Jahre lang die Krone dieses Reichs. Seines ersten Kampfes mit Schweden, seiner Einmischung in den dreißigjährigen Krieg, die so unglücklich für ihn endete, und der zweiten Ueberziehung Jütlands, welche Oxenstiernas Politik im Jahre 1643 herbeiführte, ist schon früher gedacht worden (Th. VIII. S. 337. 310—326. Th. IX. S. 32). Trotz der Leiden und Drangsale, welche diese verschiedenen Kriege über das Land brachten, waren dennoch Bildung und Ordnung unter Christians Regierung im Zunehmen, so wie dieser König überhaupt, abgesehen davon, daß er sich in auswärtige Unternehmungen einließ, welche seine Kräfte überstiegen, zu den tüchtigsten Herrschern gehört, welche Dänemark aufzuweisen hat. Die Gesetzgebung wurde vermehrt und erweitert, Norwegen erhielt ebenfalls ein Landrecht und eine Kirchenordnung, und in Kopenhagen ward eine Sternwarte und ein botanischer Garten eingerichtet.

Die Macht des Adels war in Dänemark durch die Reformation, welche Rechte und Besitzthümer der katholischen Geistlichkeit meist in dessen Hände gebracht hatte, bedeutend vermehrt worden. Durch die Erhebung Friedrichs I. gegen Christian II. glaubten sich die Edelleute sogar zur Wahl und Bestätigung der Könige berechtigt, und als Friedrich III., Christians zweiter Sohn, — der älteste war schon früher gestorben — im Jahre 1648 den Thron bestieg, mußte er eine Capitulation unterzeichnen, in der er versprach, die hergebrachten Rechte aller Stände zu schirmen und anzuerkennen, die Edelleute aber vorzuziehen, sie mit Gütern zu versorgen und ihre Hintersassen mit Steuern zu verschonen. Ohne Beistimmung des Reichsraths, der stets drei und zwanzig Mitglieder zählen müsse, sollte er weder Krieg beginnen, noch Frieden schließen, noch Bündnisse eingehen, ja selbst nicht außerhalb des Reiches reisen. Die Beschlüsse dieser Staatsbehörde seyen auch ohne Genehmigung des Königs gültig, und die hohen Staatsämter die Reichsrathstellen selbst eingeschlossen, dürfe derselbe nur auf deren

Vorschlag besetzen. Das Vorrecht, welches Christian IV. dem Adel ertheilt hatte, wegen keines Verbrechens, es sey denn daß Jemand auf handhafter That ergriffen werde, verhaftet zu werden, sollte auch auf die Frauen und Töchter der Edelleute ausgedehnt werden. Handelt der König diesem Vertrage entgegen und will er auf die Vorstellungen des Reichsrathes nicht hören, so steht es dem letzteren frei nach den Gesetzen und Rechten des Landes zu verfahren. Der angesehenste unter den Führern des Adels und der reichste Herr im ganzen Königreiche war damals Korfitz Ulfeld, dessen Vater Jakob Ulfeld unter Christian IV. längere Zeit das Amt des Reichskanzlers bekleidet hatte. Schon als Knabe zeigte Korfitz einen durchdringenden und hochfahrenden Geist und seine Talente entwickelten sich so schnell, daß ihn sein Vater schon im zehnten Jahre ins Ausland und unter andern auch nach Paris sandte. Nach einiger Zeit erzürnte er sich mit dem Hofmeister, welchem seine Leitung anvertraut worden war, so daß dieser ihn seinem Schicksale überließ. Aber dennoch weigerte sich der Jüngling der Aufforderung des Vaters zu ihm zurückzukehren Folge zu leisten, und als er darauf kein Geld mehr erhielt, nahm er eine Pagenstelle bei dem Grafen Günther von Oldenburg an. Indeß war es seinem unruhigen Sinn an diesem kleinen Hofe viel zu still und einförmig, er machte sich daher 1625 wieder auf, und nahm Kriegsdienste im Dänischen Heere. Nach dem Frieden zu Lübeck (1629) kehrte er nach Kopenhagen zurück, söhnte sich mit seinem Vater aus, und empfahl sich Christian IV. so sehr durch seine Klugheit und sein glänzendes Betragen, daß dieser ihn von einer Ehrenstelle zur andern erhob, ihm 1636 eine seiner unehelichen Töchter von Christine Munk, einer adelichen Dame, zur Gemahlin gab, und 1641 sogar vom Kaiser Ferdinand III. die Ernennung zum Deutschen Reichsgrafen für ihn auswirkte. Im Jahre 1643 erhielt Ulfeld endlich die höchste Stelle im Reiche, die Reichshofmeisterwürde *). Dies schnelle und außerordentliche Wachsthum seines Glücks machte ihn so übermüthig, daß man nach Christians Tode allgemein glaubte, er trachte die Krone durch die Wahl des Adels auf sein eigenes Haupt zu setzen. Wahr ist, daß er den Reichsrath aufforderte Christians Verbindung mit der Munk, welche sich derselbe, nachdem er einige Zeit ein Liebesverhältniß mit ihr unterhalten, an der linken Hand hatte antrauen lassen, für eine legitime

*) Unter und neben dem Reichshofmeister standen in Dänemark der Kanzler, der Reichsmarschall und der Reichsadmiral.

Ehe zu erklären. Allein dieses Verlangen war damals von der Mehrzahl des Adels mit Unwillen aufgenommen worden, und hatte nur dazu gedient Friedrichs Wahl zu beschleunigen. Nach seiner Thronbesteigung hielt der neue König Ulfelds Ansehen und unruhige Strebsamkeit seinem Regiment für gefährlich. Ihn zu entfernen sandte er ihn nach dem Haag (1649), um mit den Holländern einen Vertrag in Betreff des Sundzolls zu schließen. Nach seiner Rückkehr zeigte sich der König mit der Ausführung dieses Geschäfts unzufrieden, da die Summe, durch welche die Niederländer für alle ihre Fahrzeuge alljährlich jenen Zoll abzahlen sollten, ihm zu niedrig angesetzt schien, und forderte bald darauf von Ulfeld auch die Ablegung einer Rechenschaft über seine Verwaltung der Reichshofmeisterwürde zu den Zeiten des verstorbenen Königs. Durch dieses Benehmen Friedrichs schon besorgt gemacht, zitterte der Reichshofmeister für sein Leben, als ein Weib gemeinen Standes und unsittlichen Wandels, Namens Dina Windhofver, ihn beschuldigte, daß er mit der Vergiftung des Königs umgehe. Wirklich wurde er alsbald verhaftet, wußte sich aber so gut zu vertheidigen, daß die Anklage sich als verläumderisch auswies, wie sie dies in der That war. Denn die Feinde Ulfelds hatten dieses Gaukelspiel nur darum angestiftet, um den Sturz ihres Gegners herbeizuführen. Obgleich nun die Windhofver zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde, so hatten doch im Verlauf des Processes der König Friedrich so wie die Tribunale so viel Parteilichkeit gegen Ulfeld gezeigt, daß sich der Graf in Dänemark nicht mehr sicher glaubte. Er entfloh in der Nacht (14. Juli 1651) auf einem Holländischen Schiffe, und ging mit seiner Gemahlin an den Hof der Königin Christine von Schweden, wo seine glänzenden Eigenschaften ihm schnell Zutritt öffneten. Friedrich III., um seine Rückkehr unmöglich zu machen, zog sogleich seine Reichshofmeisterwürde und seine Lehengüter ein.

Als Karl X. drei Jahre nach diesen Begebenheiten den Schwedischen Thron bestieg, glaubte Ulfeld die lang genährten Rachepläne gegen sein Vaterland endlich ihrer Erfüllung nahe. Dieser kriegerische Monarch wollte die von Gustav Adolf gegründete Uebermacht seines Reiches im Norden nicht nur erhalten, sondern noch vermehren. Indeß wandte er, trotz Ulfelds Aufreizungen und Anerbietungen, einen Theil der Kosten zu tragen, falls er König Friedrich III. den Krieg erkläre, seine Waffen zunächst gegen Polen. Aber Dänemark leitete bald darauf dennoch aus eigenem Willen das Ungewitter auf sich

hin. Friedrichs Räthe, die den Verlust der Norwegischen Provinzen noch nicht verschmerzen konnten (o. S. 33), meinten, jetzt die günstigste Gelegenheit sie wieder zu erobern gefunden zu haben, da Karl X. mit Polen hinreichend beschäftigt sey. Sie bedachten nicht, daß die durch den letzten Schwedischen Krieg verursachten Schulden noch nicht getilgt seyen, daß man kein Geld im Lande, keine geschickten Anführer, keine geübten Truppen, keine sicheren Festungen habe. Dennoch erfolgte die Kriegserklärung. Allerdings schien der Augenblick glücklich genug. Zwar hatte Karl zwei Jahre hindurch mit großem Ruhm und Erfolg in Polen gekämpft, aber eben diese raschen Fortschritte erweckten überall Neid und Eifersucht, Holland (o. S. 294) und Oesterreich bewaffneten sich für Polen, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, bisher Karl Gustavs Bundesgenoß, stand in Begriff diesen zu verlassen, und der Czar Alexei war, von Oesterreich angetrieben, in Livland eingefallen und hatte sich bereits eines bedeutenden Theils dieser Provinz bemächtigt. So standen die Dinge, als Friedrich von Dänemark seine Flotte nach Danzig sendete und das Herzogthum Bremen zu Lande angriff. Kaum erhielt der König von Schweden, der Brzesc in Litthauen belagerte, hiervon Nachricht (13. Juni 1657), als er mit dem größten Theil seiner Truppen aufbrach, um eine furchtbare Rache für diesen Friedensbruch an Dänemark zu nehmen. In gewaltigen Märschen eilte er über Thorn nach Stettin, wo er in den ersten Tagen des Julius nur mit sechstausend halbnackten, durch Hunger und Anstrengung erschöpften, aber muthvollen Kriegern anlangte. Von hier marschirte er längs den Ostseeküsten ohne Rast und Ruhe weiter, bis er nach Hamburg gelangte, dessen Bürger seine Soldaten neu bekleiden mußten. Während der Feldmarschall Karl Gustav Wrangel sich nunmehr gegen die in die Schwedischen Weserlande eingedrungenen Dänen richtete, jagte der König selbst den Dänischen Oberbefehlshaber Andreas Blidt im Fluge durch Jütland bis auf die Inseln zurück. Die Natur selbst schien ihn aufzufordern seine Eroberungen auch auf diese auszudehnen, denn mit dem Winter brach eine so ungewöhnliche Kälte ein, daß beide Belte zufroren, so daß man zu Fuße auf dem Eise von Jütland nach Fünen und Seeland hinüber konnte. Wirklich beschloß der verwegene Mann, mit seinem Heere, dessen Zahl durch im Laufe des vorigen Jahres aus Schweden angekommene Verstärkungen bis auf zwölftausend Mann gestiegen war, den gefahrvollen Marsch von Heilsee aus anzutreten. Die Reiter führten ihre Pferde am Zügel,

Kanonen und Packwagen glitten über das Eis hin (Januar 1658). Zwei Compagnien brachen ein und ertranken. Die Anderen kamen glücklich an, bemächtigten sich der Inseln Fünen, Langeland, Laland und Falster, und lieferten den Dänen auf dem Eise ein Treffen. Nach einigen Tagen erschien das ganze Heer bei Wordingborg, an der Südküste von Seeland. Kaum glaubte man in Kopenhagen die Möglichkeit der ungeheuren Unternehmung. So bedrängt war das Dänische Reich noch nie gewesen, und die Ueberraschung wirkte so lähmend, daß man kaum noch an Vertheidigung dachte. Als Karl X. in Wordingborg angekommen war, fanden sich auch schon Dänische Bevollmächtigte mit Friedensvorschlägen ein. Ulfeld, der sich beim Heere befand, drang mit unpatriotischer Freude in den König, sie nicht anzuhören, allein Karl X. war weder so übermüthig noch der Lage seiner Angelegenheiten in Polen uneingedenk. Die Kränkung hatten indessen die Dänischen Räthe doch, daß sie jetzt mit dem Grafen Ulfeld, den sie einst verjagt, über die Fortdauer ihres Vaterlandes unterhandeln und seine Vorschriften anhören mußten. Diese erschienen ihnen indeß so übertrieben, daß sie nach Kopenhagen zurückgingen, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Aber Karl Gustav verlangte schnellen Entschluß und rückte gegen die Hauptstadt vor, zu deren Vertheidigung König Friedrich über nicht mehr als dreitausend Soldaten und etwa tausend Seeleute verfügen konnte. Außerdem benahm der in den Mauern Kopenhagens zwischen der Bürgerschaft und dem Adel, dessen Unthätigkeit und Selbstsucht man allgemein die Schuld des ganzen über das Reich gekommenen Unglücks beimaß, entstandene Zwist alle Aussicht, den nahenden Schweden einen erheblichen Widerstand entgegensetzen zu können. Unter solchen Umständen sah man sich denn genöthigt, dem Sieger, welcher nur noch zwei Meilen von Kopenhagen in Tostrup stand, neue Abgeordnete mit der Vollmacht Alles zu bewilligen entgegen zu schicken. Am 18. Februar ward der Friede entworfen, und die Urkunde nach einigen Tagen in Roeskild (26. Febr.) gänzlich zu Stande gebracht. Das hülflose Dänemark mußte an Schweden die Provinzen Schonen und Bletingen mit den umliegenden Inseln, die Norwegische Landschaft Bahus und das Stift Drontheim, auch die Insel Bornholm abtreten und auf Halland für immer Verzicht thun. Auch Korfitz Ulfeld erhielt alle seine Güter in Dänemark zurück, blieb aber noch eine Zeit lang am Schwedischen Hofe, und mag wohl

an dem schnellen Wiederausbruch des Krieges keinen geringen Antheil gehabt haben.

Der Roeskilder Friede war nämlich nichts als ein Waffenstillstand von fünf Monaten. Karl X. machte sich selbst Vorwürfe, daß er sich übereilt und sein Glück nicht besser benutzt habe. Der geringe Widerstand, den er in Dänemark gefunden, ließ ihn seine Entwürfe auf die Eroberung Polens aufgeben, um in der Nähe seines Erbreichs leichtere Erwerbungen zu machen. In dem Mittelpunkt beider Länder, auf Schonen wollte er seine Residenz nehmen; im Besitz von Schweden und Dänemark hoffte er bald nicht bloß unumschränkter Herr der Ostsee, sondern auch Gebieter des ganzen Nordens zu seyn. Solche Plane im Auge führte er höchst ungerechter Weise einen zweiten Krieg herbei. Er zog die Truppen aus Fünen und Jütland nicht zurück, verlangte die Abtretung der Insel Hween bei Seeland, und landete plötzlich (8. Aug. 1658) mit fünftausend zweihundert Mann bei Korsöer auf Seeland. Friedrich III. erstaunte über diese Verletzung des Völkerrechts, und ließ ihn fragen, was ihn dazu berechtige. Aber der ländergierige Krieger antwortete: „Erst will ich Dänemark erobern, und dann will ich auch mein Recht darauf beweisen." Und nichts schien leichter als diese Eroberung, denn Jütland, Fünen und die Herzogthümer waren noch vom vorigen Kriege her mit Schwedischen Truppen besetzt. Auch in der Hauptstadt, in deren Nähe Karl alsbald erschien, sprachen Viele von Uebergabe, aber Friedrich III. verwarf alle Vorschläge der Feigheit und erklärte laut, eher wolle er sich unter den Trümmern seines Reichs begraben lassen als den Untergang desselben ruhig mit ansehen. Und als Hans Nansen, der Bürgermeister von Kopenhagen, die Einwohnerschaft zu mannhaftem Widerstande ermahnte, riefen Alle einmüthig, es sey eine Schande, sich den wortbrüchigen Schweden ohne Kampf zu ergeben. So konnte Friedrich die Aufforderung Karls zur Oeffnung der Thore mit der Antwort erwiedern, daß er ihm an der Spitze seiner Unterthanen entgegengehen und sein Leben theuer verkaufen werde.

Jetzt sah man in Kopenhagen dasselbe Schauspiel, das einst Karthago und Constantinopel gewährt hatten. Die Hauptstadt eines Königreichs in Verzweiflung sich rüstend, für ihr eigenes und des Landes Daseyn auf Tod und Leben zu kämpfen. Alles wandte der König an, seine Unterthanen zur Aufopferung für ihn zu bewegen. Er vermehrte die Vorrechte der Stadt, schenkte den Grundstücken der Bürger adeliche Freiheiten, versprach den Tapfersten von ihnen den Adelstand,

den Leibeigenen die Freiheit. Jeder Norweger, der zur Vertheidigung der Stadt herbeieilen würde, sollte durch die Schenkung eines freien Bauerhofes in seinem Vaterlande belohnt werden. Jetzt griff Alles zu den Waffen, zu den Schaufeln, zu den Handkarren. Reichsräthe, Hofleute, Geistliche, Handwerker und Kaufleute sah man gleich Tagelöhnern auf den Wällen arbeiten, und die Studenten übten sich eifrig in den Waffen. Selbst Weiber und Kinder waren nicht müßig. Endlich eröffneten die Schweden, welche zuvor das wichtige Kronburg erobert hatten, die Belagerung (6. September). Karl wollte sogleich Sturm laufen, aber einige heimlich Dänisch gesinnte Rathgeber widerriethen es ihm. So schloß er bloß die Stadt ein, und errichtete zahlreiche Batterien; aber die Bürger, von dem kriegskundigen General Schack geführt, machten häufige Ausfälle und zerstörten wiederholt die Werke der Belagerer. Ein Versuch des Admirals Wrangel, die Insel Amak wegzunehmen, von der die Kopenhagener ihre Lebensbedürfnisse bezogen, mißglückte völlig. Zwei Monate harrten die Bürger in banger Erwartung; da kam zu Ende des Octobers (1658) eine Holländische Flotte (s. o. S. 294) unter dem Admirallieutenant Wassenaar, welche einer Menge mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen beladener Transportschiffe zur Bedeckung diente, und nach einem hartnäckigen Gefecht mit der Schwedischen Seemacht unter Wrangel die Durchfahrt durch den Sund erkämpfte (9. November). Auch die Norweger eilten, wider den gemeinschaftlichen Feind zu streiten. Die Einwohner von Drontheim und der Insel Bornholm, mit der neuen Schwedischen Herrschaft unzufrieden, warfen rasch das fremde Joch ab, und trieben die fremden Beamten und Kriegsleute aus ihren Grenzen. Dennoch blieb die Gefahr für Kopenhagen immer dieselbe, da die Schweden den ganzen Winter hindurch die Belagerung fortsetzten und alle Anstalten trafen die Stadt auszuhungern, nachdem verschiedene blutige Stürme fehlgeschlagen waren.

Friedrich III. hatte sich in seiner Noth an Polen, Brandenburg und an den Kaiser gewendet, und erhielt wirklich von diesen Staaten, die insgesammt Karls Uebermacht empfunden oder zu fürchten hatten, schleunige Hülfe. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm führte persönlich 16,000 Brandenburger, der Graf von Spork 11,000 Oesterreicher, und der Fürst Czarnetzky 5000 Polnische Reiter nach Holstein. Sie vertrieben glücklich die Schweden vom festen Lande; als sie aber auch nach Fünen übersetzen wollten, verhinderte die eintretende strenge

Kälte die Einschiffung der Truppen auf die ihnen zu diesem Behufe von Friedrich III. gesendete Flotte, und als man sich im folgenden Frühjahr der Holländischen Schiffe bedienen wollte, weigerten sich deren Befehlshaber, da die Republik den Dänen nicht zu kühne Hoffnungen einflößen wollte und überdies mit England einen Vertrag geschlossen hatte, dem gemäß man König Friedrich III. zu den von beiden vereinigten Mächten vorzuschlagenden Friedensbedingungen nöthigen wollte. Da auf diese Weise für Friedrich Wilhelm in Jütland nichts mehr zu thun war, so ließ er nur viertausend Mann seiner Truppen zurück und ging mit dem Ueberrest, an welchen sich die Oesterreichischen Truppen anschlossen, nach Schwedisch-Pommern, welches Karl X. sehr besorgt für diese Provinz machte. Noch schlimmer schien seine Lage zu werden, als sich Ruyter, der das Commando der Niederländischen Flotte auf der Ostsee erhalten hatte, nach langen Streitigkeiten entschloß, fünftausend Brandenburger und Polen bei Kiel an Bord zu nehmen und sie auf Fünen auszuschiffen. Vereinigt mit sechstausend Dänen schlugen diese Truppen ein Schwedisches Corps, welches der Pfalzgraf von Sulzbach und der Marschall Stenbock führten, bei Nyeborg so vollkommen (14. November 1659), daß nur Wenige entkamen. Zum Gewinn des Treffens hatte vor allen die Tapferkeit des Brandenburgischen Generals Quast beigetragen. Karl Gustav hatte vergebens gewünscht den Seinigen von Seeland aus Hülfe zu bringen, da die Holländer seine Flotte in dem Hafen von Landskrona eingeschlossen hatten. Ebenso fruchtlos verlangten aber auch die Sieger nach Seeland übergesetzt zu werden, was wahrscheinlich die Entsetzung der Hauptstadt und die Vertreibung der Schweden aus Dänemark zur Folge gehabt hätte. Die Holländer, welche Dänemark nicht mit Vortheil aus diesem Kampf hervorgehen sehen, sondern nur dessen gänzliche Vernichtung hindern wollten, verweigerten wiederum die Ueberfahrt. Unterdeß fochten die Feinde Karl Gustavs auch in Pommern mit Glück. Schon ehe Friedrich Wilhelm aus Jütland zurückkam, hatte ein zweites dorthin gesandtes kaiserliches Heer unter dem Grafen des Souches Damm, Greifenhagen und Wollin erobert; nach seiner Ankunft fühlte man sich stark genug die Belagerung der Hauptstadt Stettin zu unternehmen. Allein die Ausdauer des Schwedischen Commandanten Paul Würtz bewirkte, daß die Verbündeten nach sechs Wochen verlorner Mühe unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Nicht minder tapfer vertheidigte aber auch Friedrich III. seine Haupt-

stadt, wenn auch Karl Gustav die Einschließung, in welche er aus Mangel an Truppen die Berennung von Kopenhagen hatte verwandeln müssen, noch den ganzen Sommer und Winter über fortsetzte, bis ein unerwarteter Zufall das Ende derselben, so wie des ganzen Kampfes herbeiführte. Der kriegerische Schwedenkönig starb nämlich an einem bösartigen Fieber zu Gothenburg am 23. Februar 1660, im sieben und dreißigsten Lebensjahre, und empfahl seiner Gemahlin angelegentlichst, nach seinem Tode einen schnellen Frieden zu schließen. Versuche dazu waren von allen verbündeten Mächten lange vorher gemacht worden, allein da jede dabei ihren eigenen Vortheil am ersten sicher zu stellen bedacht war, so kam man zu keinem Entschlusse. Nach Karls X. Tode wurden die Versammlungen der Gesandten (Frankreich, England und Holland traten als Vermittler auf) vollends so ungestüm, daß man sich von diesem Ziele immer weiter zu entfernen schien. Da trat ein Dänischer Reichsrath, Hannibal Sehested, unter dem Adel hoch angesehen, und wie Ulfeld mit einer Tochter Christians IV. von Christine Munk vermählt, ins Mittel, und stellte den Dänischen und Schwedischen Bevollmächtigten mit Nachdruck vor, wie entehrend es sey, sich von Franzosen, Engländern und Holländern Gesetze vorschreiben und sich durch deren Zwistigkeiten von dem ihnen beiden so heilsamen Friedensschlusse abhalten zu lassen. Diese Ermahnung bewirkte, daß beide Parteien sich ohne die Vermittler verglichen und am 27. Mai 1660 den Frieden zu Kopenhagen abschlossen. Er lautete fast wörtlich wie der Roeskilder, nur daß die Schweden auf den Besitz von Drontheim und Bornholm Verzicht thaten. Der Pfalzgraf von Sulzbach führte hierauf die Schwedischen Truppen aus Seeland, nachdem dieselben über anderthalb Jahre vor Kopenhagen gelegen hatten. Graf Korfitz Ulfeld war unterdeß auch in Schweden verdächtig geworden. Man glaubte, er habe während des letzten Krieges mit seinen Landsleuten in geheimer Verbindung gestanden. Schon verhaftet, entfloh er nach Kopenhagen, aber nur um hier aufs Neue in den Kerker gebracht zu werden. Endlich entließ ihn der König gegen das Versprechen, auf seine ihm durch den Roeskilder Frieden wieder zugesicherten Güter zu verzichten. Bald darauf unternahm der Graf eine Reise nach den Niederlanden, und soll hier zum zweiten Male verderbliche Rachepläne gegen sein Vaterland geschmiedet haben. Abwesend wurde er zum Tode verurtheilt, und mußte aus den Niederlanden entweichen,

da der König seine Auslieferung verlangte. Krank und elend endete er im Jahre 1664 in der Nähe von Basel.

Das entschlossene Benehmen König Friedrichs III. während der Gefahren des Schwedischen Krieges hatte ihm das Vertrauen und die Liebe seiner Unterthanen im höchsten Grade erworben. Die Bürgerschaft hatte sich in dieser bedenklichen Zeit gleichfalls auf die würdigste Weise gezeigt, und während sich das Selbstgefühl dieses Standes durch die gelungene Abwehr des Feindes bedeutend gesteigert hatte, war der Adel unvorsichtig genug, seinen Neid über die jüngst der Bürgerschaft ertheilten Auszeichnungen offen zu zeigen, und sogar Versuche zur Verkürzung und Verkümmerung derselben zu machen. Die daher entstandene Eifersucht hatte noch in demselben Jahre eine Revolution zur Folge, in welcher, ohne daß ein Tropfen Bluts floß, ja ohne daß irgend eine Gewaltsamkeit verübt worden wäre, die bisher bestandene Adelsaristokratie gänzlich umgestürzt und eine unumschränkte erbliche Souveränetät in Dänemark eingeführt ward. Der Dänische Adel war von allen Steuern, ja selbst vom Kirchenzehnten frei, und zahlte von den vielen Krondomänen, die er inne hatte, eine so geringe Pacht, daß die Staatseinkünfte darunter außerordentlich litten. Derselbe Eigennutz, der ihn diese schädlichen Vorrechte behaupten ließ, leitete ihn auch, wenn es darauf ankam anderen öffentlichen Pflichten zu genügen; und anstatt wenigstens durch Kriegsmuth und Anstrengungen in den Zeiten der Gefahr sich seiner Bevorzugungen würdig zu erweisen, zeigte er sich auch im Kampfe mit fremden Mächten stets so saumselig, so gleichgültig für das Beste des Vaterlandes, daß er längst die Achtung der übrigen Stände eingebüßt hatte. Dringende Finanzbedürfnisse, durch die letzten Kriege erzeugt, machten gleich nach dem erlangten Frieden eine Zusammenkunft der Stände nothwendig. Man versammelte sich am 10. September 1660 in Kopenhagen zu einem allgemeinen Reichstage. Es erschienen alle Reichsräthe, die meisten adelichen Gutsbesitzer, zwei Pröpste aus jedem der sieben Bischofsprengel oder Stiftsämter Dänemarks, mit Vollmachten der Prediger dieser Diöcesen versehen, fünf Abgeordnete für Kopenhagen, zwei aus jeder großen, ein Abgeordneter für jede mittlere, und ein Abgeordneter für je zwei kleinere Städte. Die Bauern wurden gar nicht vertreten, da sie mit wenigen Ausnahmen vom Adel abhängig waren. Es ward beliebt, daß der Adel und die beiden anderen Stände jeder für sich über die Mittel, der Staatsnoth abzuhelfen, berathschlagen sollten. Die

Geistlichkeit und der Bürgerstand erklärten sich bereit, die vom Könige vorgeschlagene Abgabe auf alle Lebensmittel zur Bestreitung der Kosten des königlichen Hausstandes und des Militärwesens zu bewilligen; aber der Adel wollte dieselbe nur von Brot und Wein und einigen andern Bedürfnissen, die in den Städten eingekauft werden müßten, und überdies nur auf drei Jahre übernehmen. Dagegen verlangten die beiden andern Stände auch eine zweckmäßigere Verwendung der Lehen und Krongüter, welche ihrem ursprünglichen Zwecke gemäß zur Aufstellung des Kriegsheeres und zur Deckung der Ausgaben des Reiches dienen sollten, seit langer Zeit aber für unbedeutende Zahlungen und Leistungen dem Adel verpfändet oder verpachtet waren. Die Pfandsummen sollten zurückgezahlt und die Krongüter nach genauer Berechnung des Ertrages den Meistbietenden überlassen werden. Ueber diese Forderungen zeigte sich der Adel höchst entrüstet, aber die Bürger schritten auf dem betretenen Wege kühn vorwärts. Nachdem die einzelnen Stände längere Zeit durch Deputationen verhandelt hatten, überreichte die Bürgerschaft und die Geistlichkeit am 8. October im ganzen Körper dem versammelten Adel eine Schrift, worin sie erklärten, daß sie den Beschluß gefaßt hätten, dem Könige aus Dankbarkeit das Erbfolgerecht für die männliche und weibliche Nachkommenschaft zuzugestehen, und den Adel um seinen Beitritt ersuchten. Erstaunt vernahmen die Edelleute diese Bestimmungen, aus welchen von selbst auch die Aufhebung der bisherigen die königliche Gewalt zu Gunsten des Adels im hohen Grade beschränkenden Wahlcapitulation folgte, und beriethen vergebens über Maßregeln die Folgen dieses kühnen Schrittes zu vereiteln. Als nach zwei Tagen noch keine Entscheidung von Seiten des ersten Standes erfolgt war, begaben sich die Abgeordneten der Bürgerschaft in die Sitzung des Reichsrathes, um schnelle Beseitigung dieser hochwichtigen Angelegenheit zu bitten. Aber auch hier erhielten sie eine ungenügende Antwort, worauf sie sämmtlich nach dem Schloß gingen, um dem König selbst ihre Sache vorzutragen, von dem sie freundlich aufgenommen und mit den besten Versprechungen entlassen wurden. An der Spitze der Bürger des Königreichs stand der wackere Bürgermeister der Hauptstadt, der schon erwähnte Nansen, so wie an der des damit einverstandenen Klerus Johann Svane, Bischof von Seeland. In ihrem Kopfe war der große Plan entsprungen, durch die Erhebung der Gewalt des Herrschers den Adel zu demüthigen, ein Werk, zu dessen Durchführung sie sich allein zu schwach fühlten. Erst nachdem sie alle Vorbereitungen

getroffen, unterrichteten sie den König von ihrem Vorhaben*), der durch den Schreiber der Finanzkammer, den umsichtigen Christoph Gabel, mit ihnen unterhandelte. Der tapfere Feldmarschall Hans Schack war gleichfalls bereit die Unternehmung im Nothfall mit seinen Truppen zu unterstützen, die er deshalb, so wie die Studenten, noch unter den Waffen hielt. Als der Adel die feste Haltung der Gegenpartei sah, wollte er die Stadt verlassen, um den Reichstag zu sprengen und alle Beschlüsse der übrigen Stände unkräftig zu machen; sofort aber wurden die Thore geschlossen, und dies brachte die Bestürzten schnell zur Nachgiebigkeit; ein Benehmen, welches zugleich den schlagendsten Beweis giebt, wie gering die Kraft und Energie unter den Mitgliedern des damaligen Dänischen Adels gewesen seyn müsse. Am 13. October 1660 erklärten sämmtliche Stände, den Reichsrath an der Spitze, in einer vom Könige gegebenen Audienz die völlige Aufhebung des Wahlreichs. Nun entstand die Frage, was an die Stelle der bisherigen Wahlcapitulation zu setzen sey. Voll der Besorgniß, einen heftigen Kampf des Aristokratismus und Demokratismus ausbrechen zu sehen, und gewarnt durch die in England eben erst geschehenen Gräuel, zog es Svane vor, Alles voll Vertrauen in die Hand des Königs zu legen, und es gelang ihm die Uebrigen für diese Ansicht zu gewinnen. Die Capitulationsurkunde wurde feierlich vernichtet; am 18. October nahm Friedrich III. von den Ständen die neue Huldigung als erblicher Herrscher an, und am 10. Januar 1661 stellten jene noch eine Erklärung aus, in welcher sie die volle und unumschränkte Gewalt der Krone ausdrücklich anerkannten. So hatte der Lauf der Ereignisse weiter geführt, als man eigentlich beabsichtigt hatte; die Bürgerschaft hatte das Wahlrecht und die Vorzüge der Aristokratie vernichten wollen, aber jetzt war die ganze ständische Verfassung über den Haufen geworfen. Doch war die Stimmung für den König so günstig, daß man ihn gern in Besitz vollkommener Herrschergewalt sah, und in dieser das einzige Mittel gefunden zu haben glaubte, den Staat aus seiner frühern Ohnmacht und Erschlaffung auf eine höhere Stufe politischen Lebens zu führen. Und Friedrich III. zeigte sich in der That des Vertrauens seines Volkes nicht unwürdig. Die nächste Folge der Regierungsveränderung war Aufhebung der schädlichen Begünstigungen des Adels, besonders in Bezug auf die Domänen; doch geschah dies so wie andere Reformen all-

*) Spittler, Geschichte der Dänischen Revolution im Jahre 1660, S. 83

mählig und mit großer Schonung. Der vordem so mächtige Reichsrath wurde in eine berathende Behörde verwandelt, deren Willensmeinung den König in keinem Falle band, der Reichstag wurde nicht mehr berufen, eine neue Besteuerung deckte die Bedürfnisse des Staats, und ein stehendes Heer von vier und zwanzigtausend Mann schien Dänemark vor der Wiederkehr von Gefahren zu bewahren, denen es vor Kurzem mit Mühe entgangen war.

Friedrichs Nachfolger Christian V. (1670—1699) war ein ländersüchtiger Fürst, der seine Besitzungen auf ungerechte Weise zu vergrößern strebte. Nicht zufrieden, Oldenburg und Delmenhorst nach dem Tode des letzten Besitzers (1676) gegen die übrigen Holsteinischen Linien zu behaupten, wollte er auch dem Herzog Christian Albrecht von Holstein-Gottorp die Souveränetät über den ihm zugehörigen Theil von Schleswig, die ihm im Roeskilder Frieden zugesichert worden war, entreißen, und vertrieb ihn auf einige Zeit gänzlich aus seinem Herzogthume, bis ihn die nachdrückliche von Rüstungen unterstützte Verwendung Englands, Hollands, Schwedens, Kurbrandenburgs und der Braunschweigischen Herzoge 1689 zu dem Altonaer Vergleich bewog, in welchem er dem Herzoge seinen Antheil an Schleswig nebst der Souveränetät zurückgab. Auf ähnliche Weise ward Hamburgs Freiheit durch Einschreiten der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, des Kurfürsten von Brandenburg und des Französischen Cabinets gegen Christian, der es seiner Herrschaft unterwerfen wollte, gerettet (1679), obgleich bereits zwanzigtausend Dänen vor den Thoren der Stadt versammelt waren. Dieses Fehlschlages ungeachtet wiederholte Christian den Versuch Hamburg seinem Reiche einzuverleiben im Jahre 1686, als die Unzufriedenheit der niederen Volksklassen jener Stadt mit den herrschenden Geschlechtern und dem Bürgermeister Meurer, und heimliches Einverständniß mit den Führern der ersten Partei ihm ein leichtes Gelingen zu versprechen schienen. Wider Erwarten fand er indeß tapfern Widerstand und mußte, nachdem er die Stadt einige Tage lang beschossen hatte, unverrichteter Dinge wieder zurückkehren (vgl. oben S. 402). Des heftigen Krieges, welchen er in Verbindung mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vier Jahre hindurch mit großer Anstrengung und mit glücklichem Erfolge gegen Schweden führte, um die durch den Roeskilder und Kopenhagner Frieden erlittenen Verluste wieder zu gewinnen, ist schon gedacht worden, so wie des Umstandes, daß durch Ludwigs XIV. Bemühungen der König von

Schweden dennoch ohne alle Abtretungen aus dem Kampfe ging. Im Anfange der Regierung Christians wurden alle Geschäfte durch einen trefflichen Minister, den Grafen von Greifenfeld, geleitet, der des Königs Vertrauen im hohen Grade besaß. Er hieß eigentlich Peter Schuhmacher, und war der Sohn eines Weinhändlers in Kopenhagen. Durch seine Kenntnisse und außerordentlichen Talente war er zu den höchsten Ehrenstufen emporgestiegen; fremde Mächte wetteiferten ihm ihre Gunst zu bezeigen. Von dieser Höhe ward Greifenfeld 1676 durch seine Feinde gestürzt, und da es leicht war, einen Mann, der auf einer solchen Höhe stand, des Mißbrauchs der Macht zu zeihen, ward er zum Tode verurtheilt. Schon stand er auf dem Blutgerüste und das Schwert des Henkers war über ihm geschwungen, als er begnadigt ward, aber drei und zwanzig Jahre lang in der Gefangenschaft schmachten mußte. Wenige Wochen nach seiner endlichen Befreiung starb er (1699), kurz vor dem Könige, der ihn so hoch erhoben und so tief hatte sinken lassen.

---

2. Schweden unter Christinas Regierung.

Wenn gleich das Schwedische Reich unter der glorreichen Regierung des großen Gustav Adolf (1611—1632) viele seiner kernhaftesten Söhne einbüßte, und seine ohnehin schwachen Staatskräfte eine Zeit lang völlig erschöpfte, so erhielt doch die Nation durch ihn einen Schwung, der sie auch der inneren Veredlung rasch entgegenführte, und einen Namen, den die stolzesten Völker des übrigen Europas seitdem mit Achtung aussprachen. Auch der äußere Umfang des Reiches war bedeutend erweitert worden; die ganze Ostküste des Baltischen Meeres war unterworfen, Finnland, Karelien, Ingermanland, Esthland gehorchten der Schwedischen Herrschaft, und der im Jahre 1629 mit Polen abgeschlossene und 1635 erneute Waffenstillstand hatte die Schweden auch in Besitz von Livland gelassen. Nach Gustavs Tode wurde seine sechsjährige Tochter Christina von den Ständen des Reiches als Thronfolgerin anerkannt (14. März 1633), und wir wissen bereits, mit welchem Ruhm und Nachdruck die auf Gustavs Wunsch angeordnete Regentschaft, welche aus den fünf höchsten Reichsbeamten, dem Kanzler Axel Oxenstierna, dem Reichsdrost Gabriel Oxenstierna, einem jüngern Bruder Axels, dem Reichsmarschall Jakob de la Gardie, dem Reichsadmiral Karl Karlsson Gyllenhielm und dem Reichsschatzmeister Gabriel

Bengtson Oxenstierna, einem Neffen des Kanzlers, bestand, das Interesse ihres Staats zwölf Jahre hindurch verfolgt hat, so daß die im Westphälischen Frieden erfolgte Abtretung von Vorpommern und dem Herzogthum Bremen den Einfluß Schwedens in Deutschland für alle Zeiten zu sichern schien.

Im Innern war die Herrschergewalt durch den Reichsrath beschränkt, den der König aus den angesehensten Adelichen ernannte. Die Zahl der Mitglieder dieser Behörde wurde durch eine Verfassungsurkunde, welche Gustav Adolf in Verbindung mit Oxenstierna entworfen, die aber erst nach seinem Tode den Ständen vorgelegt und von diesen am 29. Julius 1634 angenommen worden war, auf fünf und zwanzig festgestellt. Weniger einflußreich als in anderen Staaten waren die Versammlungen der Stände, auf denen nicht die Mehrheit der einzelnen Stimmen, sondern das Ueberwiegen der Gesammtstimmen der vier Stände gegen einander entschied. Auch hatte die Krone allein das Recht des Vorschlags; Gustav Adolf hatte den Gebrauch eingeführt nur einen beliebig von ihm gewählten Ausschuß der Stände, eine Versammlung der Notablen, statt der allgemeinen Reichstage zu berufen, und die Stände sanctionirten dieses Verfahren selbst, indem sie die Bestimmung der neuen Verfassungsurkunde, daß nur bei wichtigen Angelegenheiten der Reichstag zusammentreten sollte, als gültig anerkannten. Alle hohen Aemter und Ehrenstellen waren dem Adel ausschließlich zugesichert; die Abgaben, welche er für seine Bauern bewilligte, durften nicht von Kronbeamten erhoben werden; die Jagd in seinen Wäldern, die Fischerei in den Gewässern seiner Güter gehörte ihm; er hatte das Recht mit den Producten seines Bodens ohne Zoll und Abgaben im In- und Auslande zu handeln, und war selbst, wenn er seinen Wohnsitz in den Städten nahm, von Abgaben frei. Die Krone durfte adeliche Güter weder durch Ankauf noch durch Pfandnahme gewinnen, indeß die Edelleute während Christinas Minderjährigkeit gegen die Bestimmungen der Gesetze ihre Gerechtsame auch auf neu erworbene bisher nicht adeliche Güter ausdehnten. Von den übrigen Ständen aber schieden sie sich so streng, daß die Vermählung eines Edelmanns mit einem Weibe aus dem Bürger- oder Bauerstande den Verlust des Adels nach sich zog. Die gutshörigen Bauern wurden mit den härtesten Frohnen gedrückt, mit Rohheit und Gewaltthätigkeit behandelt, und selbst ein so einsichtiger Staatsmann wie Axel Oxenstierna hat sich von dem Vorwurfe solcher Bedrückung nicht frei

gehalten. Aber trotz dieser Uebelstände, trotz aller Unbill, welche die Bauern von durchmarschirenden Truppen, zu deren Verpflegung sie gehalten waren, von reisenden Adelichen, denen sie mit deren ganzem Gefolge freie Fuhren und Lebensmittel stellen mußten, erlitten, ruhte die Stärke Schwedens auf den Bauern, weil die einzige Nahrungs- und Erwerbsquelle des Landes der Ackerbau war. Die Geistlichkeit genoß keines allzu bedeutenden Einflusses, obschon die höheren Kirchenbeamten es meist mit dem Adel hielten; die niederen waren arm und schwach besoldet, da die Krone zwei Drittel von dem Zehnten erhielt, auf den sie hauptsächlich angewiesen waren. Dieses Vortheils ungeachtet waren die Einkünfte des Staats im Ganzen unbedeutend, das Finanzwesen ohne Ordnung, und erst unter Gustav Adolf wurden die Steuern, welche bis dahin nur auf gewisse Zeiträume bewilligt worden waren, zu feststehenden Abgaben. Dennoch reichte man bei weitem nicht aus und mußte fortwährend zur Verpfändung von Krongütern im ausgedehntesten Sinne seine Zuflucht nehmen, die gewöhnlich an den Adel kamen, weil er der einzige Stand war, welcher sich in Besitz von baarem Gelde befand. Zu diesem schlechten Zustande des Finanzwesens standen die Besoldungen für die Inhaber der fünf hohen Reichswürden und für die Reichsräthe zur Zeit der vormundschaftlichen Regierung in einem ganz unangemessenen Verhältniß, indem dieselben zusammen drei hundert funfzig tausend Thaler, eine für jene Zeit ungeheure Summe, betrugen. Das Gerichtswesen war unter Gustav Adolf bedeutend verbessert worden, er hatte für den Abdruck der Stadtrechte gesorgt und das Proceßverfahren neu geordnet. Das ganze Land war in vierzehn Gerichtskreise getheilt, mit Untergerichten, welche die zweite Instanz für die Aussprüche der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit bildeten. In den Städten nahmen die Stadtgerichte diese Stelle ein; und die Appellation von den Untergerichten in dritter Instanz ging an die vier Ober- und Hofgerichte des Landes, welchen überdies der Adel allein unterworfen war. Die Armee wurde durch Werbungen und durch Aushebungen zusammengebracht, indem eine gewisse Anzahl bäuerlicher Haushaltungen je einen Mann stellen mußte.

Inzwischen wurde die junge Christina mit Sorgfalt erzogen, und von gelehrten Männern in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Aus den ungemeinen Fortschritten, die sie schon als Kind machte, aus ihrer unbezähmbaren Wildheit und einer nicht zu stillenden Wißbegierde sah man bald, daß sie ein eben so außerordentliches Weib werden würde, als ihr Vater ein ungewöhnlicher Mann gewesen war.

Mit dem letztern hatte sie die Kühnheit und die brennende Ruhmbegierde so wie den glühenden Enthusiasmus für alles Große und Herrliche gemein; manche seiner Gesichtszüge waren in ihr wieder zu erkennen, ja ihr ganzes Wesen hatte mehr Männliches als Weibliches; sie saß zu Pferde und jagte wie eine Amazone, verachtete Weiberputz und weibliche Beschäftigungen, trug gern Mannskleider, und war am liebsten in männlicher Gesellschaft. Rastlos thätig, glich sie ebenfalls mehr einem Geschäftsmanne und arbeitsamen Gelehrten als dem ruhig wirkenden Weibe. Entbehrungen und Beschwerden verachtete sie, im täglichen Leben war sie höchst mäßig, in Gefahren unverzagt, Weichlichkeit schien ihr ein Laster. Uebrigens war sie von weniger als mittlerer Gestalt und trug eine Schulter etwas höher als die andere. Ihre Unterhaltung war stets sehr aufgeweckt, lebhaft und geistreich, und eine gewisse natürliche Gutherzigkeit und Freundlichkeit machten ihren Umgang überdies höchst angenehm. Doch zeigte sie neben herrlichen Eigenschaften in der Entwickelung ihres Charakters auch bald bedeutende Fehler. Es mangelten ihr Ruhe und besonnene Kraft; von maßlosem Ehrgeiz und unruhiger Eitelkeit getrieben, gerieth sie gar bald in vielfache Uebertreibungen, ihre Selbständigkeit wurde zum Eigensinn und ihre Reizbarkeit führte zu Jähzorn und heftigen Aufwallungen.

Schon im vierzehnten Jahre begann sie sich mit den Angelegenheiten des Staats zu beschäftigen, und zwei Jahre darauf wurde sie von Oxenstierna in die Sitzungen des Reichsrathes eingeführt. Es wurde ihr Alles vorgetragen und nichts mehr entschieden, ohne daß man ihre Meinung gehört hätte. Bald darauf beschloß die allgemeine Ständeversammlung, welche im Jahre 1643 zu Stockholm gehalten wurde, daß Christine mit der Vollendung ihres achtzehnten Jahres wie ihr Vater die Regierung antreten solle. Dem gemäß ersuchte sie der Reichskanzler am 7. December 1644 in Gegenwart eines Ausschusses der Stände in feierlicher Rede, die Zügel der Herrschaft selbst zu ergreifen, worauf Christine der Regentschaft für die Treue und Weisheit, mit der sie in schwierigen Zeiten die Angelegenheiten des Staats verwaltet habe, dankte und den Eid als König von Schweden leistete. Von dieser Zeit an warf sie sich mit erhöhtem Eifer und noch größerer Thätigkeit als zuvor auf die Staatsgeschäfte, und setzte durch die Einsicht, mit welcher sie dieselben behandelte, ihre Räthe und die fremden Gesandten in Erstaunen. An dem Westphälischen Frieden hatte sie den bedeutendsten Antheil, da Oxenstierna und dessen Sohn, damals

Gesandter zu Osnabrück, für den Abschluß nicht sehr günstig gestimmt waren. Niemals versäumte sie eine Sitzung des Reichsraths, stets verschaffte sie sich vorher die genaueste Kenntniß von den Gegenständen, welche zum Vortrag kommen sollten, und bald wurde es offenbar, daß sich Alle getäuscht hatten, welche sich als Mitglieder dieses Rathes oder der Staatsregierung großen Einfluß auf die junge Königin versprochen hatten. Selbst das hochverdiente Haus der Oxenstierna mußte die Eifersucht Christinens auf Selbstherrschaft erfahren. Es war dieses Geschlecht während der Minderjährigkeit fast das herrschende in Schweden geworden. Unter den fünf höchsten Würdenträgern waren drei Oxenstierna, unter den Reichsräthen saßen sechs Mitglieder jener Familie. Aber es waren alles Männer von Verdienst und Einsicht und der große Kanzler, wenn er auch oft hart und gebieterisch gegen die untern Stände auftrat, muß doch von unrechtmäßigem Ehrgeiz nach oben vollkommen freigesprochen werden. Es war zum Theil aus diesem Grunde gewesen, daß Christine den Frieden betrieb, da sie wohl einsah, ohne Oxenstierna im Kriege nicht fertig zu werden; in ihm wollte sie zugleich den Reichsrath und die Aristokratie erniedrigen, für deren Repräsentanten er nicht mit Unrecht galt. Je älter die Königin wurde, um so mehr fühlte sie sich durch Umgang mit Gelehrten und gebildeten Männern Frankreichs zu der Gewandtheit und Glätte ihres Wesens hingezogen, während sie die rauhe Starrheit des alten Schwedischen Adels in demselben Maße zurückstieß. So erhob sie zuerst, um eine Stütze gegen Oxenstierna zu haben, den Grafen Magnus de la Gardie, den Sohn des obengenannten Reichsmarschalls, der alten Feindschaft eingedenk, welche zwischen diesem Hause, welches aus Frankreich eingewandert war, und dem des Kanzlers herrschte, so wie den Sohn der Schwester Gustav Adolfs, den Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken, der im Jahre 1645 aus Deutschland zurückkam, wo er seine ersten Lorbeeren erfochten hatte, zu größerm Ansehen an ihrem Hofe. In diplomatischer Beziehung hoffte sie Oxenstierna's Talente durch Johann Adler Salvius, den Sohn eines Bürgers zu Strengnäs, ersetzen zu können, der in der That große Kenntnisse und Geschäftsübung besaß und die äußerste Geschmeidigkeit des Hofmanns im Umgange zeigte. Bald sah sich der Reichskanzler in Gefahr seinen Einfluß zu verlieren, und äußerte laut, daß er sich von den Geschäften zurückziehen wolle, um andern Leuten Platz zu machen, ja nach einem heftigen Wortwechsel mit der Königin bat er dieselbe um Erlaubniß auf seine Güter

zu gehen, die sie ihm in der Hitze auch ertheilte, indeß bald wieder zurücknahm. Um die Macht des Adels zu schwächen, beförderte Christine auch Männer aus geringerem Stande zu Staatsämtern, machte gegen fünfhundert Bürgerliche zu Edelleuten, und verbot den letzteren ihre Bauern von ihren Höfen zu treiben, wie oftmals geschah, oder die Schatzungen derselben willkürlich zu erhöhen. Den Besitzungen der Geistlichkeit ertheilte sie alle Vorrechte adelicher Territorien, und vermehrte die Zahl der Mitglieder des Reichsrathes bis auf vierzig, in welche Stellen sie ihr ergebene und durch sie emporgekommene Männer brachte. Ueberhaupt soll sie so unumschränkt wie niemals ein Herrscher über Schweden gewaltet haben. Aber dennoch sah sie sich bald wieder genöthigt, zu Oxenstierna's Erfahrenheit ihre Zuflucht zu nehmen, der auf einige Zeit hintangesetzt um das Jahr 1651 wieder aus dem Dunkel zum vollen Genuß der königlichen Gnade gelangte, wogegen de la Gardie sich bald darauf die Ungunst Christinens zuzog.

Wie hingebend und eifrig sich die Königin aber auch den Angelegenheiten der Regierung widmen mochte, so vernachlässigte sie darüber doch die Wissenschaften nicht, von denen sie sich mit einem unwiderstehlichen Reize angezogen fühlte. Seltene Fähigkeiten erleichterten ihr die gelehrten Beschäftigungen und setzten sie bald in Besitz der umfassendsten Kenntnisse. Sie verstand sechs Sprachen, las den Thucydides und Polybius in der Urschrift, schrieb und redete Französisch und Italienisch wie ihre Muttersprache, und Deutsch und Latein ziemlich richtig. Tacitus und Plato studirte sie mit dem größten Eifer. Mit den vorzüglichsten Gelehrten des Auslandes setzte sie sich durch eigenhändige Briefe in Verbindung und lud sie ein nach Schweden zu kommen oder ihr wenigstens Nachricht von ihren Arbeiten zu geben. Viele folgten diesem Rufe und erfuhren die Größe ihrer Freigebigkeit. Es erschien Claudius Saumaise (geb. 1588, gest. 1653), ein Mann von außerordentlicher antiquarischer Gelehrsamkeit, der sich wegen anstößiger religiöser Meinungen aus seinem Vaterlande Frankreich hatte entfernen müssen und darauf längere Zeit in Holland gelebt hatte; Freinsheim aus Strasburg, wenn auch an Kenntnissen dem Saumaise untergeordnet, so doch an Charakter und Würde diesem bedeutend überlegen; Hermann Conring aus Helmstädt, eben so berühmt als Arzt wie als Rechtsgelehrter; Johann Loccenius aus Holstein, ein ausgezeichneter Jurist und Historiker, und Isaak Vossius, dessen wir schon oben gedacht haben. Außer diesen berief sie auch den bekannten Philologen Meibom, den

Französischen Arzt Naudé, der mit seinen medicinischen Einsichten große litterarische Kenntnisse verband, und Nicolaus Heinsius, den Sohn des berühmten Daniel Heinsius, an ihren Hof. Auch der ehrwürdige des Cartes starb in Stockholm, und Gassendi (o. S. 390) schickte ihr seine mathematischen Werke. Selbst von Chemikern und Astronomen wollte sie lernen. „Ihr Geist ist außerordentlich, schreibt Naudé an Gassendi, sie hat Alles gesehen, Alles gehört, Alles gelesen." Bücher, Gemälde, Antiken sammelte sie mit Geschmack und auf königliche Weise. Dabei war sie von jeder Pedanterei weit entfernt und haßte sie auch bei den Gelehrten ihrer Umgebung, die zuweilen ihren Spott ertragen mußten *). Aber ihre Freigebigkeit gegen die Fremden, die sie reichlich besoldete und mit großen Summen belohnte, und die Feste und Lustbarkeiten, die sie sehr liebte und häufiger so wie kostbarer als je zuvor anstellen ließ, vermehrten die ohnehin schon große Finanznoth des armen Staates auf empfindliche Weise. Die Klagen hierüber verletzten sie tief; noch unangenehmer war ihr das beständige Drängen des Reichsrathes, sie möge sich vermählen, damit das Haus Wasa auf dem Schwedischen Thron nicht ausstürbe. Indeß blieb sie in diesem Punkte unbeweglich, da ihr, wie der Englischen Elisabeth, das Gefühl der Freiheit über Alles ging, wiewohl sie, gleich jener, die Männer gar nicht haßte. Allmälig begann auch das ewige Einerlei der Staatsgeschäfte, das Ermüdende der Ceremonien ihrem lebhaften, unruhigen und stets nach Neuem begierigen Geiste großes Mißbehagen zu erregen. Es erfüllte sie mit Schmerz, daß der Unwille des Volkes über die fremden Künstler und Gelehrten, die dem Staate so viel kosteten, immer höher stieg, und doch konnte sie sich nicht entschließen ihre Neigungen der Behauptung ihres Ansehens und dem Wohle des Staates aufzuopfern. Alle diese Betrachtungen, die Armuth der Schatzkammer, welche so ausgeleert war, daß oft die täglichen Bedürfnisse des königlichen Haushalts nicht bestritten werden konnten, der Ruhm eine Krone verschmäht zu haben, Abneigung gegen das Treiben ihrer Landsleute, Liebe zu ungewöhnlichen und ihrer Meinung nach genialen Thaten und endlich jene unruhige Gespanntheit und Ueberhitzung, welche sowohl ihren

*) Den Salmasius nannte sie sehr passend omnium fatuorum doctissimum. Auf das Eingeben ihres witzigen Arztes Bourdelot, befahl sie einmal, daß Meibom und Naudé, von denen der eine über die Musik, der andere über den Tanz der Alten geschrieben hatte, auf antike Weise singen und tanzen sollten, zum unauslöschlichen Gelächter des ganzen Hofes.

wissenschaftlichen als politischen Anstrengungen zu Grunde lag, brachten sie zu dem großen Entschlusse, in der Blüthe ihrer Jugend den Thron zu verlassen, um ein völlig unabhängiges, den Freuden und den feineren Genüssen der Wissenschaften und Künste gewidmetes Leben zu führen. Sie machte ihren Vorsatz bereits 1651 dem Reichsrathe bekannt, und wollte die Krone ihrem Vetter, dem oben erwähnten Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, übergeben, den die Stände auf ihr Verlangen schon früher zu ihrem Nachfolger ernannt hatten. Jedermann suchte sie von diesem Entschlusse zurückzubringen, und die Beredtsamkeit Oxenstierna's brachte es dahin, daß sie diesmal wirklich noch nachgab. Aber es war ein Sieg, den nur die Gewalt des Augenblickes davon getragen hatte, und die Sehnsucht nach der Lebensweise, die sie sich mit den glänzendsten Farben ausmalte, blieb nur desto glühender in ihrer Seele zurück. Im Jahre 1654 führte sie denn auch ihren Entschluß aus, trotz aller erneuerten Bitten des Reichsraths, ja ihres Vetters selbst, der lieber ihre Hand angenommen hätte, um die er häufig gebeten, die ihm aber eben so oft versagt worden war. Am 16. Junius übergab sie feierlich in der Versammlung der Reichsstände zu Upsala dem Prinzen Karl Gustav die Regierung, und behielt sich nichts weiter vor als eine jährliche Rente von 200,000 Thalern und die Gerichtsbarkeit über ihre Hausbedienten. Nicht ohne Thränen hörte man hier ihre letzten Reden an. An demselben Tage noch ward der neue König Karl X. gekrönt, und fünf Tage nachher reiste sie in Männerkleidern durch Dänemark nach Hamburg.

Es gab indeß noch einen geheimen Grund, welcher die Königin zur Niederlegung der Krone getrieben hatte, ihre Hinneigung zum Katholicismus. Schon früh hatten sie die weitläufigen Reden ihrer Lutherischen Geistlichen ermüdet; zu dem Glauben der Römischen Kirche, von dem sie nur eine dunkle Vorstellung hatte, fühlte sie sich mehr und mehr hingezogen. Zuerst gab sie diesen Wunsch dem Jesuiten Antonio Macedo, dem Beichtvater des Portugiesischen Gesandten Pinto Pereira, zu erkennen; mehrere der Gelehrten ihres Hofes bestärkten sie in dieser Richtung, vor allen aber der Franzose Bourdelot, ihr Arzt, der die Königin aus einer schweren Krankheit glücklich gerettet hatte. Nach solchen Vorbereitungen erschienen im Januar 1652 zwei Jesuiten unter der Maske Italienischer Edelleute im Palaste Gustav Adolfs, um seine Tochter in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Es gelang ihnen die Königin in der schon begonnenen Be-

kehrung weiter zu bringen, und es scheint, daß der unruhig umherschwärmende, nirgend Befriedigung findende Geist Christinens willig zu dem andern Extrem flüchtete, und einem Glauben anzugehören wünschte, dessen erste Forderung das unverrückte Festhalten gewisser mit großer Bestimmtheit gegebenen Lehren und Formen ist, und der in dieser Anerkennung einer als göttlich verehrten Autorität die vollste Beruhigung verheißt. Sie fragte die Jesuiten, ob ihr der Papst nicht die Erlaubniß geben könne das Abendmahl alle Jahr einmal nach Lutherischem Brauch zu nehmen, und als jene dies verneinten, sprach sie: „dann ist keine Hülfe, ich muß die Krone aufgeben" *). Den gefaßten Entschluß in ihrem Gemüthe zu befestigen trug in der letzten Zeit besonders Christinens Umgang mit dem Spanischen Gesandten Don Antonio Pimentel bei, der sich ausschließlich ihrer Gunst erfreute, oftmals ganze Wochen im Landhause der Königin zubrachte und auch zuweilen des Nachts über in ihrer Gesellschaft war. Nachdem sie ihr Vaterland und den Thron verlassen, hatte sich Christine Italien, die Heimath der Künste und des Katholicismus, zu ihrem künftigen Aufenthalte ausersehen. Sie nahm den Weg durch die Niederlande und durch Deutschland. Zu Brüssel, wo sie sich fast ein Jahr aufhielt, legte sie heimlich, in Gegenwart des Erzherzogs Albrecht und einiger vornehmen Spanier, das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände eines Dominikaners nieder (24. Dec. 1654). Von dort ging sie mit einem prächtigen Gefolge über Augsburg nach Inspruck, wo der Uebertritt zum Katholicismus mit größter Feierlichkeit öffentlich vollzogen wurde (3. Nov. 1655), zum nicht geringen Schmerze der Schweden und aller Protestanten, daß die Tochter des gepriesenen Retters ihrer Religion in die Römischen Irrthümer zurückfalle.

In Italien fand Christine eine glänzende Aufnahme. Alle Städte, die ihr Weg berührte, waren festlich geschmückt; von allen Bürgerschaften ward sie jauchzend eingeholt; Gastmähler, Schauspiele, Erleuchtungen und Ehrenpforten warteten ihrer überall; die ganze Reise von Inspruck bis Rom war ein Triumphzug. In Rom selber hatte man die höchste Pracht aufgeboten (21. Dec. 1655). Sie küßte dem Papst Alexander VII. den Fuß, empfing seinen Segen und schrieb sich seitdem nach ihm Christina Alexandra. Sie bezog darauf den Farnesischen Palast, versammelte bald einen Hof von Gelehrten und Künstlern

*) Ranke, Päpste, Bd. 3, S. 93.

um sich her und vermehrte ihre Sammlungen von Büchern und Kunstschätzen, die sie aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatte. Aber lange that ihr auch das Leben in Rom nicht Genüge. Sie wollte Frankreich sehen, und trat im Sommer 1656 die Reise dahin an, wiewohl unter so zerrütteten Vermögensumständen, daß sie erst ihre Juwelen verpfänden mußte, um das nöthige Geld herbeizuschaffen. Ganz Paris war in gespannter Erwartung, dies Wunder einer Frau zu sehen. Mazarin sorgte für einen prächtigen Einzug und eine ehrenvolle Aufnahme. Der damals erst achtzehnjährige Ludwig XIV. wagte nur schüchtern sich ihr vorstellen zu lassen. Indeß faßten die Damen des Hofes bald wieder Muth, da sie die hohe Schulter, die kleine Gestalt, den nachlässigen Anzug und die ärmliche Begleitung der Königin sahen. Sie fanden, daß sie sich zum Erstaunen wenig Zwang anthue, über Alles frei urtheile, im Schauspiele laut auflache, zuweilen gar in Gesellschaft einen Schenkel über den andern schlage, und was der Todsünden in den Augen dieses an die strengste Beobachtung äußerer Formen gewöhnten Hofes mehr waren. Doch that sie Alles, um die Damen mit sich auszusöhnen, indem sie ihnen mit der größten Höflichkeit entgegenkam, ihnen Schmeicheleien sagte, und die Unterhaltung immer nach ihrem Ideenkreise herabstimmte. Die Männer von Geist und Bildung bezauberte sie durch den bewundernswürdigen Umfang ihres Wissens und durch die ungezwungene, lebendige und eindringende Art, mit der sie von Allem zu sprechen wußte. Nach einigen Monaten verließ sie Paris und besuchte auf der Rückreise nach Italien die berühmte Ninon, welche ihr sehr wohl gefiel, auf deren Landsitze. Nach einem prächtigen Einzuge in Turin (17. Dec. 1656) reiste sie eine Zeit lang in Italien umher, hielt sich aber nirgends lange auf. Im nächsten Herbste wollte sie zum zweiten Male nach Frankreich gehen. Mazarin fügte der nachgesuchten Erlaubniß noch eine höfliche Einladung hinzu, und so kam sie im October 1657 wieder in Fontainebleau an. Allein diesmal erregte sie schon die erste Aufmerksamkeit nicht mehr, und eine willkürliche und grausame Handlung, welche vierzehn Tage nach ihrer Ankunft auf ihren Befehl vollzogen wurde, erregte so viel Unwillen, daß man den Wunsch nach ihrer Entfernung deutlich blicken ließ. Es war Christinen nämlich hinterbracht worden, daß ihr Stallmeister, Marchese Monaldeschi, der bisher hoch in ihrer Gunst gestanden, wichtige ihm anvertraute Geheimnisse verrathen habe. In der Meinung, noch immer über das Leben ihrer Diener unumschränkt gebieten zu können, sprach sie sogleich

das Todesurtheil gegen den Treulosen aus und ließ dasselbe auf der Stelle in einem Zimmer des Schlosses vollstrecken. Nachdem sie sechs Monate in Frankreich verweilt, kehrte sie im Frühjahr 1658 zum dritten Male nach Rom zurück, wo ihrer neue Unannehmlichkeiten warteten. Großer Mangel im Schwedischen Schatze verursachte eine üble Stockung in den Geldlieferungen, die sie bis dahin ziemlich regelmäßig erhalten hatte. Sie mußte sich in dieser Noth an den Papst wenden, der ihr jährlich zwölftausend Scudi aussetzte, eine Summe, welche zu gering war ihrem Mangel abzuhelfen, geschweige denn ihrer Freigebigkeit zu genügen. Aber auch abgesehen von ihrer Geldverlegenheit, fehlte es nicht an sonstigen Reibungen und mißlichen Vorfällen, welche sie durch ihre Einmischung in die Intriguen des päpstlichen Hofes und in die Streitigkeiten der Cardinäle herbeiführte. Im Februar 1660 erhielt sie die Nachricht von ihres Vetters Karls X. Tode. Sie beschloß darauf, nach Schweden zurückzureisen, dem Vorgeben nach um ihre verwirrten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, der Wahrheit nach aber um zu sehen, ob sie den übereilt verlassenen Thron nicht wieder besteigen könne. Aber daran war nicht mehr zu denken. Vielmehr erregte ihr öffentliches Messehören in Schweden allgemeines Aergerniß, und da sie zu stolz war um es einzustellen, wurde sie durch einen Tumult des Pöbels gezwungen, die Kapelle, welche sie in den ihr angewiesenen Zimmern des königlichen Schlosses hatte einrichten lassen, zu schließen und ihre Priester zurückzusenden (23. December 1660). Sie selbst ging hierauf im Mai 1661 nach Hamburg, blieb etwa ein Jahr daselbst, und kehrte dann abermals nach Rom zurück. Dort mischte sie sich nun bald in Familiensachen, bald in Staatshändel, erwarb sich aber nirgend Dank, und erfuhr nur allzu schmerzlich, wie wenig eine Königin ohne Macht bedeute. Da ihre Gelder immer noch nicht regelmäßiger einliefen, so begab sie sich 1666 zum zweiten Male nach Schweden, litt aber daselbst noch größere Kränkungen als das erste Mal. Der Reichsrath beschloß auf der Stelle, daß ihr der Aufenthalt nur unter der Bedingung zugestanden werden könne, daß sie sich sowohl für ihre Person als ihre Umgebung der Uebung des katholischen Cultus enthielte, und schon in Norköping ward ihr angedeutet, entweder umzukehren oder ihre Geistlichen zurückzuschicken. Sie wählte das erstere, segelte, ohne Stockholm gesehen zu haben, nach Hamburg, und brachte ihre Geldgeschäfte von diesem Orte aus, wo sie über ein Jahr blieb, glücklich in Ordnung.

Im October 1668 kehrte sie darauf zum letzten Male nach Rom zurück, lebte daselbst noch ein und zwanzig Jahre, und starb endlich am 19. April 1689, im drei und sechzigsten Jahre ihres Alters. In der Peterskirche liegt sie begraben. Ihre hinterlassene Selbstbiographie so wie die Memoiren über ihre Regierung und ihre Muße, welche von ihrer eigenen Hand oder doch unter ihren Augen abgefaßt sind, zeugen von großem Ernst und Aufrichtigkeit gegen sich selbst und von dem freien und weiten Gesichtskreis ihres Geistes. Auch für die Italienische Litteratur war ihr Umgang mit den Gelehrten und Schriftstellern dieses Landes nicht ohne Bedeutung, indem sie sich der überladenen, bedeutungslosen und schwächlichen Manier, welcher diese seit längerer Zeit zu folgen gewohnt waren, mit Einsicht und Nachdruck widersetzte.

---

8. Die Polnische Republik.

Die förmliche Einführung der Königswahl und der Wahlcapitulationen nach dem Aussterben des Jagellonischen Mannsstamms (Th. VIII. S. 269) war, nebst der wachsenden Bedeutung der Landboten auf den Reichstagen, nicht geeignet die politische Entwickelung eines Landes zu fördern, dessen auf Ackerbau und Grundbesitz gegründetes Leben und abgesonderte Lage das Gegengewicht eines betriebsamen und starken Bürgerstandes gegen das alleinige Ansehen der gutsherrlichen Geschlechter, ebenso wenig als die Abstufung der Germanischen Aristokratie und den Einfluß einer selbständigen und gebildeten Geistlichkeit kannte. Die Bauern blieben in Druck, Schmutz und Armuth, der geringe Handel wurde von den benachbarten Deutschen Städten und von Juden betrieben, die sich schon früh in großer Menge in Polen niedergelassen hatten, und die Herrschergewalt, aller nothwendigen Stützen und Hülfsmittel beraubt, erstreckte sich kaum über die Bestätigung der vom Adel gefaßten Beschlüsse hinaus. Nach außen hin hatte Siegmunds III. Regierung (Th. VIII. S. 271) durch Siege und Eroberungen eine Zeit lang in glänzendem Lichte gestrahlt, aber in seinen späteren Jahren wandte ihm das Glück den Rücken. Ein Krieg gegen die Pforte, welchen eine streitige Fürstenwahl in der Moldau herbeiführte, endete im Jahre 1621 durch den Frieden von Choczim, welcher diese Stadt so wie das Recht die Moldauischen Fürsten zu ernennen den Türken überließ; in den folgenden Jahren wurde Livland nebst einem Theile Preußens an

Schweden verloren (Thl. VIII. S. 337); nur gegen die Russen hatte man Smolensk, Tschernigow und Severien erobert und behauptet. Unter solchen Verhältnissen starb Siegmund nach einer Regierung von fünf und vierzig Jahren, sechs Monate zuvor, ehe sein Vetter Gustav Adolf auf dem Lützener Schlachtfelde einen glorreichen Tod fand, und Wladislav, sein ältester Sohn, unter den Polnischen Königen der vierte dieses Namens, nach einem halbjährigen Interregnum durch die Stimmen des zahlreich versammelten Adels auf den Thron erhoben, zeigte sich des Vertrauens der Nation nicht unwürdig. Als der Russische Zar Michael Feodorowitsch Romanow zur Wiedereroberung der seinem Reiche entrissenen Provinzen einen Angriff auf Smolensk machte, schloß der herbeieilende Wladislav dessen Heer ein, und zwang es zu capituliren, worauf der Friede von Wiasma (1634) allen weiteren Feindseligkeiten ein Ende machte und den vorigen Besitzstand der Staaten von Neuem bestätigte.

Größere Gefahren bereiteten die Kosaken der Republik. Seit dem funfzehnten Jahrhundert Schutzverwandte der Polen, deren Königen sie mehr dem Namen als der That nach unterworfen waren, führte dieses aus der Mischung von Russen, Polen und Tataren in den Grenzlanden erwachsene Volk auf eigene Hand einen beständigen Raubkrieg gegen das von der Pforte abhängige Tatarenreich der Krimm, ein Ueberbleibsel des Mongolischen Chanats von Kaptschak, und gegen die Osmanen selbst. Ebenso rasch und kriegslustig zur See als zu Lande, ruderten sie in kleinen Booten über das schwarze Meer, plünderten die Küsten von Kleinasien und trugen Schrecken und Verwirrung bis in den Hafen von Constantinopel. Häufig forderten die Sultane Rechenschaft und Entschädigung für diese Einfälle am Polnischen Hofe, und es hatte namentlich um diese Streitigkeiten zu beendigen, schon Sigismund III. den Versuch gemacht die Kosaken in größere Abhängigkeit von Polen zu bringen. Unter Wladislavs Regierung beschloß der im Jahre 1638 zu Warschau versammelte Reichstag, den Kosaken das Recht, ihre eigenen Fürsten oder Hetmans zu wählen, für immer zu entreißen und ihr Land durch Polnische Commissarien verwalten zu lassen. Die willkürliche und grausame Art, mit welcher diese Beamten ihre Gewalt mißbrauchten, empörte die Kosaken so, daß sich im Jahre 1648 ein allgemeiner Aufstand erhob. An der Spitze der Insurgenten stand Bogdan Chmielnizky, ein hoch angesehener Mann bei seinen Landsleuten; der Chan der Tata-

ren versprach seinen früheren Feinden Beistand und Hülfe, die Russischen Landleute der neu erworbenen Provinzen, alle wegen abweichender religiöser Meinungen Verfolgte waren bereit sich ihnen anzuschließen.

Um das Unglück der Republik zu vollenden, starb Wladislav, der einzige, dessen Einsicht den hereinbrechenden Gefahren einen Damm entgegenzusetzen im Stande gewesen wäre, und sein Tod bedrohte das Reich, außer der Noth des ungehemmten Bürgerkrieges, auch noch mit den Verwirrungen einer Königswahl. Zu den Wahltagen der Herrscher versammelten sich unter dem Vorsitz der ersten Geistlichen des Reichs, des Erzbischofs von Gnesen, auf der Ebene von Wola, wo zuerst Heinrich von Valois erhoben worden war, nicht wie zu den anderen Reichstagen die Landboten, sondern so viele des Adels in Person, als ein Pferd aufzubringen und nach Warschau zu reiten im Stande waren. Diese Hunderttausende von bewaffneten und berittenen Wählern, deren jeder zur Erlangung der Krone berechtigt war, erhoben zuerst ihre Stimmen zur Absingung des Veni creator spiritus, dann stellten sie sich unter die Fahnen der Woiwoden, und die Wahlhandlung begann, indem die Stimmen der Woiwoden, von dem Geschrei des um sie versammelten Adels ihrer Districte genehmigt oder verworfen, dem Erzbischof überbracht wurden, der inmitten des Wahlfeldes von den Senatoren des Reichs umgeben, in einer offenen Halle thronte und zuletzt denjenigen, für welchen sich die Vota vereinigt hatten, zum Könige ausrief. Aber trotz der nahenden Schaaren Bogdans, die bereits bis vor Zamosk gekommen waren, stritt der Adel fünf Wochen lang über den künftigen Herrscher, bis die Bemühungen und das Gold der verwitweten Königin endlich die Verkündigung Johann Casimirs, des jüngern Bruders Wladislavs, als Herrscher von Polen bewerkstelligten (20. Nov. 1648). Ohne bereite Mittel zum Widerstande eröffnete Johann Casimir auf der Stelle Unterhandlungen mit Bogdan, bei welchen sich dieser höchst gemäßigt zeigte, als Jeremias Wisnowiezky an der Spitze eines Haufens unbändiger Edelleute, denen jeder Vertrag mit den Bauern verächtlich und entehrend dünkte, über das Lager der sorglosen Kosaken herfiel und unter den Unvorbereiteten ein gräßliches Blutbad anrichtete. Diese ebenso eigenmächtig unternommene wie treulos vollführte That raubte alle Aussicht auf Frieden. Aber die Entscheidung der Waffen fiel ungünstig für Polen. Auf der Ebene von Zborow begegnete Bogdan, verbunden mit dem

Tatarenchan Islam Gerai, an der Spitze von vierhunderttausend Kriegern dem Könige Johann Casimir und zwang den stolzen Adel nach einigen Gefechten, durch eine vollständige Umzingelung, um Frieden zu bitten, der den Kosaken ihre frühere Verfassung und den Tataren einen jährlichen Tribut zusicherte. Verletzungen dieses Vertrages von Seiten Polens brachten neue Aufstände und Austräge zu Wege, bis Bogdan, um sich den Ungerechtigkeiten der jetzigen Herrschaft für immer zu entziehen, den Schutz des stammverwandten Russischen Reiches, dessen Religion zugleich auch die der Kosaken war, anzurufen beschloß. Mit Freuden ging Alexei Michailowitsch auf das Verlangen der Kosaken ein; er versprach, daß sie nur von ihren Oberhäuptern und nach ihren eigenen Gebräuchen gerichtet werden, daß sie niemals Tribut zahlen und ihre Hetmans stets selbst wählen sollten. Sechzigtausend Kosaken sollten in Regimenter eingetheilt werden und einen jährlichen Sold von drei Rubel erhalten (1654). Während der Polnische Reichstag, in sich uneiniger und zerrissener als jemals, über die Mittel dem mächtigen Feinde zu widerstehen widersprechende Beschlüsse faßte, hatte der Zar bereits die Belagerung von Smolensk eröffnet und vollendet, ein zweites Russisches Heer drang in Litthauen ein, ein drittes besetzte Kiew, den alten Herrschersitz der Nachkommen Ruriks, und die Lage der Republik wurde immer verzweifelter, als im folgenden Jahre sich noch ein mächtiger Gegner zu ihren bisherigen Feinden gesellte.

Es war der neue König Karl Gustav von Schweden. Kräftig, ruhmbegierig, kampflustig wie er war, beschloß er gleich nach seiner Thronbesteigung die Waffen, welche erst vor sechs Jahren niedergelegt worden waren, wieder aufzunehmen, um Schwedens Herrschaft im Norden für immer zu befestigen und Gustav Adolfs Plane der Unterwerfung der Ostseeküsten zu vollenden. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, welche bei der in Schweden herrschenden Finanznoth manche Schwierigkeit fanden, rückte der Gouverneur von Schwedisch-Pommern, Feldmarschall Arfrid Graf von Wittemberg, mit funfzehntausend Mann in Großpolen ein. Die Unzufriedenheit vieler Edelleute mit dem König Johann Casimir, dem sie, trotz seiner Ohnmacht, trotz der Bedrängnisse des Reichs, fortdauernd nach unumschränkter Herrschergewalt zu streben vorwarfen, erleichterte seine Fortschritte; die Palatinate von Posen und Kalisch stellten sich unter Schwedischen Schutz, und als Karl Gustav selbst mit einem zweiten

Heere angelangt war, floh Johann Casimir von Warschau, welches sich dem Könige von Schweden am 30. August ergab, nach Krakau. Auch hierhin verfolgt, verließ er den Boden seines Reiches, um in Schlesien Schutz zu suchen. Krakau wagte so wenig als Warschau Widerstand, und zu derselben Zeit unterwarfen sich Masovien und Pommerellen anderen Abtheilungen der Armee Karl Gustavs. Polens Untergang schien gekommen zu seyn. Die Truppen, welche unter dem Fürsten Janus Radziwil Litthauen gegen die Russen vertheidigen sollten, hatten Grodno und Wilna verloren, und sahen kein anderes Rettungsmittel als sich einem ihrer Feinde in die Arme zu werfen; sie zogen die Schweden den Russen vor, und erkannten in einer am 31. Julius unterzeichneten Capitulation Karl Gustav als Großherzog von Litthauen an. So beruhte die letzte Hoffnung der Polen auf dem Heere, welches Potozki und Alexander Koniecpolsky gegen die Kosaken ins Feld geführt hatten. Aber auch über diesem waltete ein böser Stern. Potozki mußte vor den Schaaren seiner Feinde bis Slodnigrodzk zurückweichen und fiel bei diesem Ort geschlagen selbst in die Gewalt Bogdans (28. September), der bis Lublin vordrang. Vier Wochen darauf leisteten auch Potozkis Truppen dem siegreichen Könige von Schweden den Eid der Treue.

So war Karl Gustav durch einen einzigen Feldzug, ohne einmal bedeutenden Widerstand gefunden zu haben, Herr von ganz Polen, und es stand nur in Frage, ob sich das so schnell gewonnene auch mit derselben Leichtigkeit behaupten lassen werde. Statt sich indessen mit der Sicherung des erworbenen zu beschäftigen, dachte der König von Schweden vielmehr seine Eroberungen noch weiter auszudehnen. Den Vasallen Polens, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, hatte er vergebens zu bewegen gesucht sich mit ihm gegen Johann Casimir zu vereinigen, da er die von jenem geforderte Souveränetät über das Herzogthum Preußen nicht zugestehen wollte. Während Karl Gustav mit seinem Heere in Warschau und Krakau verweilte, war Friedrich Wilhelm mit achttausend Kriegern nach Königsberg geeilt, um hier einen nachdrücklichen Widerstand vorzubereiten. Auch mit den Ständen des Polnischen Preußens setzte er sich zu diesem Zweck in Verbindung; allein der Haß und die fortdauernden Zwistigkeiten, welche in diesem Landestheile den Adel und die Städte trennten, ließen es hier um so weniger zu einem entscheidenden Entschluß kommen, als die protestantische Bürgerschaft der bedeutendsten Orte wie Thorn und Elbing

im Geheimen die Sache der glaubensverwandten Schweden gegen ihren eifrig katholischen Herrscher begünstigten. Bei Karl Gustavs Annäherung, der sein Heer durch siebentausend Polen verstärkt hatte und die Waffen auch im Winter nicht ruhen lassen wollte, öffnete Thorn am 25. November, Elbing am 10. December ihre Thore, und Friedrich Wilhelm wurde gezwungen sich in die Mauern Königsbergs einzuschließen. Unter diesen Umständen zögerte der Kurfürst nicht am 17. Januar 1656 in jener Stadt einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem er sich fortan als Vasallen Schwedens bekannte.

So schien jedes Hinderniß beseitigt und Karl Gustav nichts mehr übrig als sich die Polnische Krone aufs Haupt setzen zu lassen, als plötzlich die Nachricht von einer neuen Bewaffnung der Polen gegen ihre Besieger erscholl. Nachdem der erste Schrecken vorüber war, zerrissen Scham und Betrübniß über den Untergang der Freiheit des Vaterlandes die Gemüther vieler edlen Polen, während andere durch die Betrachtung erregt wurden, daß unter dem neuen Könige alle Rechte des Adels zu Grunde gehen müßten. Allmählig kehrten Muth und Besonnenheit zurück; Besorgte und Zaudernde empörten die Verwüstungen der Schwedischen Schaaren, welche, unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges gebildet, keine andere Behandlung der Landbewohner als Gewalt und Grausamkeit kannten, so sehr Karl diesen Ausschweifungen auch zu steuern suchte; und die katholische Geistlichkeit, vor allen die Jesuiten, seit langer Zeit mächtig und angesehen in Polen, wandten alle Kräfte an, den aufglimmenden Haß gegen den ketzerischen König zur hellen Kriegsflamme zu entzünden. Auch die benachbarten Mächte sahen mit Neid und Eifersucht das Glück des Schwedenkönigs; Ferdinand III. zitterte in seiner Hofburg vor dem zweiten Gustav Adolf und versprach den Mißvergnügten im Geheim Hülfe und Unterstützung; der Zar unterhandelte vorläufig über einen Waffenstillstand, der ihm den Besitz seiner Eroberungen bestätigte, und zeigte sich bald auch nicht abgeneigt, seine Waffen gegen die Schweden zu richten; und der Tatarchan Mohammed Gerai, Bruder und Nachfolger des obengenannten Islam, versprach den Polen Hülfe und Beistand. Von neuen Hoffnungen erfüllt kehrte Johann Casimir auf den Boden seines Reiches zurück, um an die Spitze des aufgestandenen Adels zu treten, der bereits viele vereinzelte Schwedische Abtheilungen und Besatzungen überfallen und niedergemetzelt hatte. Zornmüthig und racheдurstig brach Karl Gustav aus Preußen auf, und das Erscheinen

des Schwedischen Heeres in Rawa, Lowicz und Radom schreckte die Empörer für den Augenblick zur Niederlegung der Waffen; aber im Rücken desselben erhoben sie die kaum niedergelegten Waffen von Neuem, und so sah sich der König, nachdem er das Reich von Königsberg bis Jaroslav am Fuß der Karpathen durchzogen hatte, von allen Kriegsvorräthen und Lebensmitteln entblößt, genöthigt, einen gefahr- und verlustvollen Rückzug nach Preußen anzutreten. Sein letzter Zug hatte ihm deutlich gezeigt, daß er nicht hoffen dürfe die weitgedehnten Landstriche des Polnischen Reiches durch seine verhältnißmäßig geringen Streitmittel in Gehorsam zu erhalten, und obgleich es unter diesen Umständen offenbar am angemessensten gewesen wäre einen vortheilhaften Frieden mit Johann Casimir zu schließen, ließ des Königs Kriegslust ihn doch einen andern Plan vorziehen. Was er nicht allein behaupten konnte, wollte er mit Andern theilen; er bot dem Kurfürsten von Brandenburg Großpolen und den Königstitel, und dieser, der wohl einsah, daß er, von mächtigen Nachbarn umgeben, nur durch rechtzeitigen Parteiwechsel und den Umständen gemäßen Anschluß an den einen oder den anderen Freiheit und Selbständigkeit erkämpfen könne, zauderte nicht dieses Versprechen anzunehmen. Litthauen und Klein-Polen wollte Karl Gustav den Kosaken und dem Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen, den er ebenfalls zur Unterstützung aufrief, überlassen.

Sobald das Bündniß mit dem Kurfürsten am 15. Juni zu Marienburg unterzeichnet war, brachen beide Fürsten zum Entsatz Warschaus auf, wo der König den Feldmarschall Wittemberg zurückgelassen, der bereits seit sechs Wochen heftig bedrängt wurde, aber sich jetzt vergebens bis zur Ankunft des Königs zu vertheidigen suchte. Dennoch setzten die Schweden und Brandenburger ihren Marsch gegen Warschau auf dem rechten Ufer der Weichsel fort. Vor Praga fanden sie die Polen und deren tatarische Hülfsvölker, den linken Flügel an die Weichsel, den rechten an einen kleinen Wald gelehnt, hinter aufgeworfenen Erdwerken, gegen sechzigtausend Mann stark, bereit ihnen den Eintritt in die Hauptstadt streitig zu machen. Obwohl um die Hälfte schwächer, da die vereinigte Armee nur aus vierzehntausend Schweden und sechszehntausend Brandenburgern bestand, beschloß Karl Gustav den Angriff, und es erfolgte eine dreitägige mörderische Schlacht (18—20. Juli 1656). Da man sich gleich am ersten Tage überzeugte, daß der Feind in der Front wegen seiner Verschanzungen und der Enge des Ter-

rains nicht zu überwältigen seyn würde, ward für den folgenden Tag verabredet ihn in der rechten Flanke zu umgehen. Der Kurfürst, welcher den linken Schwedischen Flügel befehligte und in dieser Schlacht die ersten Proben seiner kriegerischen Einsicht ablegte, dehnte sich demnach in dieser Richtung weiter aus, brachte seine Artillerie auf einen wohlgelegenen Hügel und vertheidigte sich mannhaft gegen die wüthenden Angriffe der Polen, bis der König mit dem Centrum und dem rechten Flügel, im Angesicht und unter verschiedenen Versuchen des Feindes seine Bewegungen zu stören, treffenweise abmarschirt war und sich hinter den Brandenburgern herumgezogen hatte, so daß er selbst nunmehr auf dem linken Flügel stand. Es war Mittag geworden, bis diese meisterhafte Bewegung, vordem noch niemals unter dem Feuer des Feindes unternommen, ausgeführt worden war, als große Tatarenschwärme, die vom rechten Polnischen Flügel hinter mehreren Anhöhen im Bogen herumgesprengt waren, gegen die linke Seite und den Rücken der Schweden unerwartet hervorbrachen. Mit schneller Besonnenheit führte ihnen Karl Gustav aus der Reserve das Leibregiment des Kurfürsten von Brandenburg entgegen, und wagte sich selbst mit einigen Schwadronen so weit in die wilden Haufen, daß er sich, von den Seinigen entfernt, plötzlich von sieben Tataren angegriffen sah. Nur der Rittmeister Trabenfeld war an seiner Seite. Zwei seiner Gegner tödtete der König mit seinen Pistolen, einen dritten, der nach dem Zügel seines Pferdes griff, warf er durch einen kräftigen Hieb über den Kopf vom Rosse, und eilte nun zur Rettung Trabenfelds, der, nachdem er sich ebenfalls zweier Tataren entledigt hatte, im Begriff war den beiden übrigen zu unterliegen, welche aber nun beim Anblick des nahenden Königs die Flucht ergriffen. Die Kühnheit und Schnelligkeit Karl Gustavs hatte so auch diese Gefahr entfernt, und der dritte Schlachttag endete mit der völligen Niederlage der Polen, welche theils über die Brücke von Praga, theils das rechte Weichselufer hinauf so eilig flüchteten, daß Niemand an die Vertheidigung der Hauptstadt dachte. Johann Casimir, der mit seiner Gemahlin nicht aufgehört hatte durch Ermahnungen und Versprechungen den Muth seiner Edelleute und Soldaten während des Treffens zu beleben, rettete sich nach Lublin.

Die Folgen dieses Sieges waren indeß dennoch weniger glänzend, als man erwarten konnte, da der Kurfürst von Brandenburg die Schwedische Macht nicht allzu hoch steigen lassen wollte, um unter ihrer Last

nicht selbst erdrückt zu werden, und deshalb seine Truppen in das Herzogthum zurückführte. Seine fernere Hülfe mußte Karl Gustav durch einen neuen zu Labiau (20. Nov.) abgeschlossenen Tractat erkaufen, in welchem er der Lehnsherrschaft über Preußen entsagte. Zu derselben Zeit waren jedoch die Russen in Livland eingebrochen und hatten die Belagerung von Riga unternommen, zu dessen Entsatz Karl einen bedeutenden Theil seines Heeres absenden mußte. Der König selbst, nunmehr zu schwach, um im offenen Felde noch etwas auszuführen, beschloß, die Blokade Danzigs, welche Schwedischer Seits zur See und zu Lande schon seit Beginn des Krieges eröffnet war, durch die Eroberung der Stadt zu beendigen. Aber seine Anstrengungen waren vergebens, da inzwischen nicht bloß Johann Casimir Hülfstruppen geschickt, sondern auch die Holländer im Sommer der Stadt eine Flotte zur Unterstützung gesendet und die Besatzung um funfzehnhundert Mann verstärkt hatten (vgl. o. S. 293). Im Frühjahr brach der König zum dritten Mal nach Polen auf, um von Ragoczys zahlreichen Schaaren unterstützt allem fernern Widerstand ein Ende zu machen. Bei Sandomir vereinigten sich beide Heere, Brzesc ward erobert, als die Nachricht von dem Einfall der Dänen in das Herzogthum Bremen Karl Gustav auf einen neuen Schauplatz ruhmvoller Anstrengungen rief. Die Thaten, welche er hier verrichtet, so wie sein plötzlicher Tod sind oben bereits erzählt worden.

Nach seinem Abzuge suchte Ragoczy, ohne an weitere Eroberungen zu denken, sein Heil in schneller Flucht; die zurückgelassenen Schwedischen Besatzungen wurden nach und nach überwältigt; der Kurfürst von Brandenburg, von dem Könige verlassen und von den Polen um ein Bündniß angegangen, versprach diesen gegen Zusicherung der Souveränetät über Ostpreußen im Welauer Vertrage von Neuem seine Mitwirkung, und wir haben schon gesehen, wie Polen, Brandenburger und Oesterreicher gemeinsam den bedrängten Dänen zu Hülfe zogen (S. 509). Auch von einem andern bedeutenden Feinde, dem Kosakenhetman Bogdan Chmielnizky, wurde Polen in diesem Jahre durch den Tod befreit, und sein Sohn Georg Chmielnizky wurde nur von einem Theil der Kosaken als Oberhaupt anerkannt. Während er beim Zar Alexei Hülfe suchte, wandte sich sein Nebenbuhler Wikowski, den die diesseit des Dnepr wohnenden Stämme erhoben hatten, an Polen, und Johann Casimir versprach ihm im Vertrag zu Hadziacz vollständige religiöse und politische Freiheit. Hierüber kam es zu einem neuen Kriege zwischen Rußland und Polen,

der erst glücklicher für die letztere Macht ging nachdem sie ihren Kampf mit Schweden durch den Frieden von Oliva (3. Mai 1660) beendet hatte, in welchem Johann Casimir für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen entsagte, die er als Abkömmling Gustav Wasa's auf Schweden haben konnte, und Livland für immer diesem Reiche überließ. Gegen Rußland währte der Krieg noch sieben Jahre lang, bis ein zu Andrussow auf dreizehn Jahre abgeschlossener Waffenstillstand das Land der Kosaken zwischen beiden Staaten so theilte, daß der Dnepr die Grenze machen sollte. Auch Severien und Smolensk mußten zurückgegeben werden.

Aber wenn durch die Verträge zu Oliva und Andrussow dem Polnischen Reiche die Ruhe nach außen wiedergegeben wurde, so stieg dagegen die innere Zerwürfniß mit jedem Jahr höher. Es geschah bereits im Jahre 1652, als der versammelte Reichstag über die Mittel der Vertheidigung gegen Kosaken und Tataren berieth, daß der Landbote Sicinski aus Litthauen Widerspruch gegen die gefaßten Beschlüsse erhob und großes Getümmel erregte, nachher aber der Nothwendigkeit dem Mehrtheile nachzugeben durch heimliche Flucht entwich. Sein Anhang stellte nun die Behauptung auf, daß hiernach die Fassung eines einmüthigen Beschlusses nicht mehr Statt finden könne, und der Reichstag war schwach oder bethört genug diese Ansicht gelten zu lassen. Dergestalt wurde durch eine einzige Gegenstimme nicht nur das ganze Ergebniß der damaligen Berathungen gesprengt, sondern auch ein Grundsatz anerkannt, der die Kraft der Gesammtheit der Willkür jedes einzelnen Abgeordneten Preis gab, welchem es einfiel, mit den Worten „Ich will nicht" Einspruch gegen einen Beschluß zu erheben und durch seine Entfernung den Reichstag zu zerreißen. Im Lauf der Zeit entwickelte das liberum veto, so hieß dieses in der Geschichte der Staatsverfassungen einzige Vorrecht, die ganze Masse seiner verderblichen Folgen. Von den Polen zugleich verwünscht und vergöttert, wurden alle, die es ausübten, mit dem öffentlichen Abscheu gebrandmarkt, aber das Recht es auszuüben galt für das Palladium der Freiheit. Bei der Krone ward eine stete Neigung dasselbe anzutasten vorausgesetzt, und die Nation betrachtete diese eben deshalb mit fortdauerndem Mißtrauen. Jedermann fühlte, daß der König, welcher die Gesetze vollziehen und für die Erhaltung des öffentlichen Wohles sorgen sollte, mit einer Einrichtung nicht zufrieden seyn konnte, nach welcher, in einem stärkeren Maße als irgendwo anders, Parteigeist und Leidenschaft

das Leben des Staats beherrschen durften; aber Niemand wollte dazu beitragen, sich seinen Antheil an der Staatsgewalt nehmen oder verkürzen zu lassen. Wenn aber auch nicht sogleich der ganze vernichtende Einfluß dieses Staatsgrundsatzes, welcher vor allem andern Polens innere Auflösung bewerkstelligt hat, hervortrat, so hatte doch schon Johann Casimir mit dessen öfterer Anwendung zu kämpfen, und auch außerdem fehlte es nicht an Widersetzlichkeit gegen seine ohnmächtige Gewalt, nicht an offenen Aufständen, die noch während des Russischen Krieges zum Ausbruch kamen, so daß der König endlich ermüdet durch ein fortdauerndes machtloses Ringen gegen übermüthige Unterthanen in einem Streite, dem seine geistigen Eigenschaften überdies in keiner Weise gewachsen waren, die Krone niederzulegen beschloß und sich durch die Bitten der Magnaten nicht abhalten ließ, diesen Vorsatz am 19. August 1668 auszuführen. Er begab sich nach Frankreich, und starb als Abt des Klosters des heiligen Martin zu Nevers im Jahre 1672. Er war der letzte männliche Sproß des Hauses Wasa, der letzte der Polnischen Könige, in dessen Adern das Blut Jagellos floß.

Vergebens hatte Johann Casimir in den letzten Jahren seiner Herrschaft die Senatoren und Landboten zur Erwählung eines Nachfolgers zu bewegen, vergebens hatte er ihnen zu zeigen versucht, wie die veränderte Lage der Nachbarstaaten auch andere Institutionen im Innern des eigenen Reiches begründe. Als der Erzbischof von Gnesen den Wahltag auf den zwölften Mai 1669 ausschrieb, traten der Zar Alexei für seinen Sohn, Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, der mit einer Tochter König Siegmunds III. vermählt gewesen war, und Prinz Karl von Lothringen, der Neffe Herzog Karls IV., als Bewerber um die erledigte Krone auf. Die Ansprüche des zweiten unterstützten Schweden und Brandenburg, für den letzten arbeiteten die Abgesandten Kaiser Leopolds. Sechs Wochen vergingen, ohne daß eine Vereinigung der Wähler Statt gefunden hätte; von den Streiten mit Worten kam es zu Gefechten mit den Waffen, mehr als einmal drohte das Wahlfeld zum Schlachtfelde zu werden, und nur die Anwesenheit des Kronfeldherrn, des tapfern Johann Sobieski, der vor kurzem mit zwölftausend Kriegern von den Ufern des Dnepr, wo er einen neuen Aufstand der Kosaken unterdrückt hatte, zurückgekehrt war, konnte die Verwandlung verschiedener blutigen Auftritte in allgemeine Kämpfe verhindern. Endlich geschah es, am Nachmittage des 19. Juni, als

sich der Adel unter die Fahnen der Woiwoden gestellt hatte, daß ein Edelmann aus der Woiwodschaft Kalisch den Namen Michael Thomas Wisnowiezky nannte. Wie durch eine Eingebung ertönte plötzlich von allen Seiten derselbe Ruf, und das Jauchzen des Adels verkündigte, daß er einen Mann aus seiner Mitte nach freiem Willen und plötzlichem Entschluß erhoben habe. Aber Wisnowiezky fehlten alle Eigenschaften, deren ein Herrscher über Polen bedurfte. Er selbst vergoß Thränen und wollte die Krone nicht annehmen, ergab sich aber doch endlich. Zum Glück hatte man seine Erhebung nicht allzu lange zu bereuen, denn er starb schon nach einer vierjährigen Regierung (10. Nov. 1673), während im Innern die wildeste Anarchie herrschte, und von außen die Schaaren Mohammeds IV., welche zum Schutz des empörten Kosakenhäuptlings Dorozenko, der den Beistand der Pforte angerufen hatte, herbeigeeilt waren, seinem Reiche in einem einzigen Feldzuge ganz Podolien mit der wichtigen für unüberwindlich gehaltenen Festung Kaminiez entrissen hatten (1672). Als der Tod des Königs erfolgte, stand Sobieski im Felde, den Türken ihre Eroberungen wieder abzunehmen. Bei Choczim griff er den Seraskier Hussein an, der hier auf dem linken Ufer des Dniester mit sechszigtausend Mann ein wohlverschanztes Lager bezogen hatte, während er selbst kaum dreißigtausend Krieger führte. Es war kalt und der Schnee fiel in dichten Flocken, als Sobieski zu Fuß den Säbel in der Hand seine Infanterie am Morgen des elften November gegen die Türkischen Wälle führte und nach einem dreistündigen Kampf das Osmanische Heer vernichtete. Der Feldherr eroberte mit eigener Hand die grüne Hauptfahne Husseins und der Seraskier hauchte unter den Streichen des Fürsten Michael Radziwil sein Leben aus. Es war vor Allem der Ruhm dieses Tages, nebst der Erinnerung früherer Heldenthaten gegen Kosaken und Russen, welche es bewirkten, daß am Tage der neuen Königswahl Johann Sobieski, nachdem man sich lange über andere Bewerber gestritten, scheinbar unvorbereitet, vom Woiwoden Stanislav Jablonowski genannt, zum Herrscher des Reiches erhoben wurde (21. Mai 1674). Vom Wahlfelde eilte der neue König, der den Namen Johann III. annahm, zum Kampf gegen die Türken, welche der uns bereits bekannte Großvezir Achmed Köprili ins Feld geführt hatte, und ohne die Widersetzlichkeit Litthauischer Großen, welche, von Michael Paz aufgeregt, auch Sobieski's Erhebung zu hindern versucht hatten, würden seine Erfolge höchst bedeutend gewesen seyn. Im folgenden Jahre mußte

wieder um Polens Daseyn gefochten werden; Ibrahim Pascha war mit einem Heere, welches wenigstens hundert und funfzig tausend Streiter zählte, bis unter die Mauern Lembergs vorgedrungen. Mit fünftausend in der Eile zusammengerafften Kriegern wagte der König den furchtbaren Kampf und warf die Türken trotz ihrer ungeheuern Uebermacht in wilde Flucht. Der nächste Feldzug brachte neue Gefahren und neue Lorbeeren, Sobieski vernichtete an der Spitze einer kleinen Anzahl streitlustiger Kämpfer Wunder der Tapferkeit, aber trotz alles Muthes und aller Ausdauer wurde seine Lage höchst bedenklich, als es dem neuen Seraskier Ibrahim Scheitan (vergl. S. 416) gelang, ihn in seinem befestigten Lager bei Zurawna am Dniester einzuschließen. Es fehlte dem Könige an Lebensmitteln, die erwarteten Verstärkungen, welche Michael Radzivil herbeiführen sollte, blieben aus und seine Krieger dachten an Meuterei und Empörung, während die Osmanen, an zweihundert tausend Mann stark, eine regelmäßige Belagerung des Polnischen Lagers eröffneten und dasselbe täglich aus neunzig schweren Geschützen beschossen. Endlich erregte die Tapferkeit der Vertheidigung und die Wuth des Angriffs nach zwanzigtägigem unablässigen Kämpfen auf beiden Seiten den Wunsch, so erfolglose Aufopferungen zu beenden, und auf diese Weise kam am 27. October 1676 ein Vertrag zu Stande, der bald darauf in einen definitiven Frieden verwandelt wurde, welcher die Festung Kaminiez in den Händen des Sultans ließ.

Nur sechs Jahre ruhten die Waffen. Wiens Bedrängniß rief Sobieski zu neuen Thaten. Alle Machinationen Ludwigs XIV., der in Polen die bedeutendsten Verbindungen hatte, konnten die edle Gesinnung des Königs vom Streite wider den gemeinsamen Feind der Christenheit nicht abhalten, und wir haben schon oben gesehen, wie er es vor allen Anderen war, der den Gewinn der Schlacht bei Wien entschied und die Geschlagenen am schnellsten und heftigsten verfolgte. In den folgenden Jahren kämpfte Sobieski den Deutschen nicht mehr zur Seite, doch setzte er den Krieg fort, obwohl mit geringer Entscheidung, da die Französische Faction, überdies neidisch auf das Ansehen des Königs, alle seine Schritte im Rath und im Kriege hemmte. Auch wurde er mehrmals durch Krankheit verhindert, persönlich ins Feld zu ziehen, und es machte sich dann fühlbar genug, daß der Schrecken seines Namens nicht vor den Polnischen Fahnen herzing. Der Friede, in welchen der zu Andrussow mit Alexei Michailowitsch geschlossene Waffenstillstand im Jahre 1686 verwandelt wurde, kostete

der Republik Smolensk und Kiew so wie die Herrschaft über die Zaporogischen Kosaken, aber Sobieski hoffte sich an der Türkischen Grenze für diese Verluste zu entschädigen, da ihm die Russen zu diesem Zwecke Unterstützung zusagten und dem grossen Bündniß Oesterreichs, Venedigs und Polens gegen die Pforte beitraten. Allein der Reichstag bewilligte nur unbedeutende Beiträge an Geld und Mannschaft, die erwartete Russische Hülfe blieb aus, Sobieski sah sich in den öden Steppen Bessarabiens nur von seinen eigenen meuterischen Kriegern umgeben und mußte, nachdem er vergeblich bis nach Jassy vorgedrungen war, einen verlustvollen Rückzug antreten (1687). Auch die nächsten Kriegsjahre zeigen keine Erfolge, welche des Siegers von Choczim, Lemberg und Wien würdig gewesen wären, indeß erleichterte Polens Antheil den Kaiserlichen doch ihre Fortschritte in Ungern, da sie stets einen Theil der Türkischen Streitkräfte beschäftigten, und namentlich die Tataren verhinderten, Ungern zu überschwemmen.

Im Innern seines Reiches bemühte sich Sobieski mit größerem Nachdruck, aber eben so schlechtem Erfolg als frühere Regenten, die Grundlagen eines geordneten Staatslebens herzustellen. Die Bildung einer stehenden Armee mit einer regelmäßigen Besoldung war sein erstes Augenmerk, sein zweites Erhöhung und Erweiterung des Handels; aber wenn er durch mühselige, unabsehbar lange Verhandlungen und unermüdliche Anstrengungen einen Reichstag zu den unerläßlichsten Bewilligungen gebracht hatte, beeilte sich der nächste alle Zugeständnisse zu widerrufen. Eben so scheiterten seine Bemühungen, seinem ältesten Sohn vor seinem Tode die Krone zusichern zu lassen, ja in den letzten Jahren seiner Regierung trat kein Reichstag mehr zusammen, der nicht durch das Veto eines Landboten auseinander gesprengt worden wäre. Denn einer Seits erblickte der störrige Adel in jeder kräftigen Handlung des Königs eine Beeinträchtigung seiner Rechte, anderer Seits beharrten die Lithauischen Großen, vor allen die Paz und die Sapieha, in der Opposition, die sie schon gegen die Erhebung Sobieskis gezeigt hatten, und was unter diesen Umständen noch etwa hätte erreicht werden können, störten die geheimen Umtriebe der Französischen Gesandten, seitdem sich der König mit Leopold verbunden. Indeß scheuten auch die Oesterreichischen Emissäre keine Mühe, den Samen der Uneinigkeit zu streuen und zu nähren, um Polen in dem Zustande ohnmächtiger Zerrissenheit festzuhalten, in dem es sich bereits befand, und es konnte ihnen bei der damaligen Lage der Dinge nicht schwer

fallen, das Veto irgend eines Edelmannes zu erkaufen, um die wohlthätigsten Beschlüsse zu vernichten. So mußte sich Sobieski, bei dem besten Willen und der edelsten Gesinnung, auf seinem Throne unglücklich fühlen. Dasselbe Unglück folgte ihm aus der Reichsversammlung in sein Haus. Seine Gattin, Maria Casimira d'Arquien, die nebst vielen andern Französinnen mit der Gattin Wladislavs IV., Maria von Nevers und Mantua aus dem Hause Gonzaga, nach Polen gekommen war, erwiederte die zärtliche Neigung des Königs nur durch das Bestreben ihn zu beherrschen. Durch Ränkesucht, Eigenwillen und Intriguen trübte sie die ohnehin schweren Stunden ihres Gemahls und entfremdete diesem nicht nur durch Stolz und Anmaßung viele Herzen der edelsten Polen, sondern stand sogar selbst an der Spitze der Französischen Partei, die sie vor der Schlacht bei Wien nur einen Augenblick verlassen hatte, und welche alle Schritte Sobieskis zu hemmen suchte, ihn im Kriege ohne Hülfsmittel ließ und Meutereien im Schooße seines Heeres gegen ihn hervorrief. Auch die früh ausgebrochene Eifersucht ihrer beiden ältern Söhne nährte Maria Casimira durch Begünstigung des zweiten, und der Anblick dieser Uneinigkeit vermehrte die Trauer des Königs in seinen letzten Jahren um so mehr, als ihn das Reich gegen die Türken, die er gern ganz aus Europa verjagt hätte, so wenig unterstützte, daß gar kein Feldzug unternommen werden konnte. Sobieski erlebte das Ende dieses Krieges und den Frieden zu Carlowitz nicht mehr (o. S. 422), welcher gegen Abtretung anderweitiger Eroberungen der Republik die Festung Kaminiez zurückgab. Er war schon drei Jahr zuvor, am 27. Junius 1696, in Villamov gestorben, nachdem er durch seine Regierung deutlich gezeigt, daß auf dem verfassungsmäßigen Wege, auf welchem er es versucht hatte, der anarchischen Republik der Geist eines neuen zugleich in Freiheit und Gesetz geordneten Lebens nicht eingehaucht werden könne, und diese ohne die Einimpfung neuer Staatsformen durch die gewaltsame Hand eines mächtigen Herrschers bei der schnellen Erstarkung der Nachbarstaaten dem schmählichsten Untergange unrettbar entgegen eile.

---

4. Schweden unter Karl XI.

Die Stände des Schwedischen Reichs waren zu Gothenburg versammelt und hatten ihrem kriegerischen Herrscher Karl Gustav so eben neue Unterstützung an Geld und Truppen zur Vernichtung Dänemarks zugesagt, als derselbe mitten unter Entwürfen zu dem bevorstehenden Feldzug von einem plötzlichen Tode ereilt ward. Seine Witwe, Hedwig Eleonore von Holstein, unterstützt von den fünf großen Würdenträgern des Reichs, übernahm die Regentschaft für ihren erst vierjährigen Knaben Karl XI. und ließ es ihr erstes Geschäft seyn, die Feindseligkeiten mit Dänemark und Polen durch die Friedensschlüsse zu Kopenhagen und Oliva zu enden, denen ein Jahr später auch ein Vertrag mit Rußland folgte, welcher zu Kardis abgeschlossen wurde (21. Juni 1661) und Alles auf den früheren Zustand zurückführte. Die auswärtige Politik Schwedens blieb seitdem, wie dies bereits vom Beginn des siebzehnten Jahrhunderts der Fall gewesen war, an das Interesse Frankreichs geknüpft, wofür Ludwig XIV. jährliche Subsidien zahlte. Nur einmal und zwar im Jahre 1668 gelang es der antifranzösischen Partei in diesen freundschaftlichen Verhältnissen eine Aenderung hervorzubringen, und Schwedens Anschluß an die Tripelallianz zu bewirken, die indeß ohne weitere Folgen blieb. Ludwig wußte durch Bestechungen und erhöhte Jahrgelder die frühere Verbindung bald wiederherzustellen, und wir wissen bereits, wie nachtheilige Ereignisse der Krieg hervorrief, in welchen Schweden dadurch mit Brandenburg, Dänemark und Holland verwickelt wurde (S. 310 flgd.). Trotz dem bewahrte Frankreichs Beistand seinen Bundesgenossen vor allen Einbußen beim Friedensschluß mit seinen verschiedenen Gegnern (o. S. 320).

Der junge König hatte indeß im Laufe dieses Krieges erkannt, daß nur ein friedliches Regiment die langen Leiden und die Erschöpfung seines Reiches beendigen und heilen könnte, und obwohl er während des Kampfes Proben eines nicht unbedeutenden militärischen Talents gezeigt hatte, war er doch entschlossen, die erlittenen Unfälle und die Schmälerung des Schwedischen Kriegsruhms eher ungerächt zu lassen, als das Schwert ohne die dringendste Ursache von Neuem zu ziehen. Seitdem wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf das Innere des Staats. Die Minderjährigkeit des Königs hatte der Adel in derselben Art als früherhin die Christinens benutzt seine ohnehin schon so bedeutenden Rechte (o. S. 517) noch weiter auszudehnen, und was der

Krone nach so vielen Kriegen und Aufopferungen von Domänen noch übrig war, an sich zu bringen. Dazu kam, daß die Mitglieder der höchsten Adelsklassen, wenn sie sich auch im Rath und Felde tüchtiger zeigten, als die Dänischen Aristokraten vor ihrem Sturze durch das Volk und den König, doch von Habsucht nicht frei, und fremder Bestechung leicht zugänglich waren. Diesen Misbräuchen so wie dem überwiegenden Einfluß des Adels ein Ende zu machen, berief der König im Juli 1681 die Stände seines Reiches und fand bei der Geistlichkeit, den Bürgern und Bauern alle Unterstützung für seine Entwürfe, die er wünschen konnte. Zunächst wurde eine Commission zur Untersuchung der Amtsführung der Regentschaftsräthe ernannt, welche diese der Erpressung und Verschwendung schuldig erklärte und zum Schadenersatz verdammte, worauf der Reichstag im folgenden Jahre feierlich anerkannte, daß die gesetzgebende Gewalt in ihrem ganzen Umfange ohne Mitwirkung der Stände beim Könige sey. Einige Zeit nachher erfolgte die Einziehung der seit mehr als hundert Jahren vom Adel usurpirten oder von der Krone veräußerten Domänen, weil die Könige angeblich gar kein Recht gehabt hätten dieselben zu verleihen, oder doch nur auf ihre Lebenszeit. Die bedeutendsten Güter, zehn Grafschaften und siebzig Baronien wurden confiscirt. Durch diese Vermehrung seiner Einkünfte und durch die Verbesserung des ganzen Finanzwesens sah sich Karl bald im Stande, die aufgehäuften Schulden abzuzahlen, Manufacturen und Handel zu unterstützen, die im letzten Kriege vernichtete Flotte neu zu schaffen und das Heer umzubilden. Die stehenden Truppen wurden in Deutsche Länder und die übrigen Ostseeprovinzen verlegt, während für die Vertheidigung des Hauptlandes selbst eine Miliz geschaffen ward, deren Soldaten und Officiere Landgüter zu ihrem Unterhalt erhielten. Mit dem Ruhm eines thätigen, arbeitsamen und nüchternen Regenten starb Karl XI. am 16. October 1697 und hinterließ das Reich in dem blühendsten Zustande.

---

5. Das Russische Reich.

Das Gegenbild der politischen Entwickelung Polens bietet die Geschichte seines Nachbarreiches, Rußlands, unter dem neuen Herrscherhause der Romanow's im siebzehnten Jahrhundert dar. Michael Feodorowitsch (1613—1645), der die Reihe dieser Regenten eröffnet, gewann die

Herzen der Unterthanen durch Klugheit und Sanftmuth, und befestigte dadurch seinen Thron in dem Grade, daß sein Sohn Alexei Michailowitsch (1645—1676), der ihm, obwohl erst funfzehn Jahre alt, folgte, schon auf Ausdehnung und Erweiterung des Reiches denken, die Unterwerfung der Kosaken annehmen, und den Polen einen Theil ihrer Eroberungen wieder entreißen konnte (o. S. 536). Von seiner ersten Gemahlin Maria Miloslawska hinterließ er zwei Söhne, Feodor und Iwan, so wie eine Tochter Sophia; einer zweiten Ehe mit Natalia Narischkin verdankte ein jüngerer Sohn Namens Peter (geb. 10. Juni 1672) seinen Ursprung. Der Thronfolger Feodor, ebenfalls erst ein neunzehnjähriger Jüngling, führte die Zügel der Herrschaft nur kurze Zeit, jedoch nicht ohne diese durch denkwürdige Thaten zu bezeichnen. Die den Thron umgebende und beschränkende Aristokratie war durch seines Vaters und Großvaters kraftvolle Regierung bereits so geschwächt, daß er einen kühnen Schritt zur Zertrümmerung derselben wagte, indem er auf einer großen Reichsversammlung die sogenannten Rosrädbücher, in welchen alle Urkunden und Privilegien des hohen Adels verzeichnet waren, öffentlich ins Feuer werfen ließ, und erklärte, daß alle Aemter und Befehlshaberstellen nicht nach Geburt, sondern nach Verdienst besetzt werden sollten. Außerdem ist zu erwähnen, daß die Russen unter Feodors Herrschaft zum ersten Mal mit den Osmanen in Krieg geriethen, indem sich der oben genannte Dorozenko nach dem Frieden, welcher 1676 zwischen den Polen und der Pforte abgeschlossen wurde (o. S. 539), dem Zar in die Arme warf. Die Türken waren in zwei Feldzügen unglücklich (1677 u. 1678), worauf der Großvezir Kara Mustapha, der gegen Oesterreich leichtere Lorbeeren zu erkämpfen hoffte, einen Waffenstillstand einging, in welchem die Pforte der Herrschaft über Dorozenkos Kosakenstämme entsagte. Feodor starb am 27. April 1682, um einem Größern Platz zu machen.

Dem hergebrachten Erbrecht nach gebührte die Krone dem älteren Bruder Iwan, allein dieser war so schwachen Geistes, daß die Großen, welche sich gleich nach Feodors Tode zu Moskau versammelten, Peter zum Thronerben bestellten. Ueber diese Verordnung brach aber ein fürchterlicher Aufruhr aus, dessen Seele die Prinzessin Sophia, Iwans ältere Schwester, war. Diese, ein Weib von hoher Schönheit und vielem Verstande, aber von unbezähmbarer Herrschsucht beseelt, war schon immer mit ihres Vaters zweiter Ehe unzufrieden gewesen, durch welche die Familie Narischkin das Uebergewicht über ihre mütterlichen

Verwandten, die Miloslawzki, bekommen hatte. Wurde nun ihr Stiefbruder Zar, so war es nicht minder um ihr eigenes Ansehen als um das ihrer Angehörigen geschehen. Leicht gelang es ihr die Strelitzen zum Aufstand zu bewegen. Diese erklärten alsbald, daß sie eine Wahl nicht billigten, bei der die Bojaren ihre Willensmeinung nicht eingeholt, umzingelten den Kreml, und hieben Iwan Narischkin, den Bruder der verwitweten Zarin, nebst anderen Gliedern dieses Hauses, in Stücke (15. Mai 1682). Darauf riefen sie nach Sophiens Wünschen den Prinzen Iwan zum Herrscher aus. Aber der gutmüthige Knabe trat selbst hervor, zur großen Verwunderung seiner Schwester, und bat, man möchte ihm doch auch seinen Bruder Peter zum Mitregenten lassen. Sogleich erschallte der Ruf: „Gott erhalte auch den Zarewitsch Peter!" und im Junius wurden Iwan und Peter als künftige Zaren gemeinschaftlich gekrönt. Die Regentschaft aber führte während ihrer Minderjährigkeit die Zarewna Sophie, in Verbindung mit ihrem Günstling, dem Fürsten Wasilei Galitzin, dem sie, wie man glaubt, ihre Hand und dereinst den Thron von Rußland zugedacht hatte, wenn der schwache und kränkliche Iwan sterben würde. Bald aber hätte sie gleich im Anfang ihrer Herrschaft durch die Kräfte, welche sie selbst entfesselt, den Untergang gefunden. Die Strelitzen, welche sich von der Regentin nicht hinreichend belohnt glaubten, zeigten so meuterische Gesinnungen, in denen sie von einigen ihrer Befehlshaber, namentlich den beiden Fürsten Chowanski, bestärkt wurden, daß der Hof aus Moskau entwich und sich nach dem einige Meilen von der Hauptstadt entfernten Kloster Troizkoi zurückzog. Es gelang auch die Chowanski hierher zu locken, aber kaum waren sie erschienen, als sie mit sieben und dreißig Strelitzen ihrer Begleitung ermordet wurden. Das Blut der Führer zu rächen griffen die Strelitzen sämmtlich zu den Waffen und drangen in das Kloster. Der Hof war einen Augenblick in der größten Gefahr, und es wird erzählt, daß ein frecher Kriegsmann den jungen Peter bereits am Altare, wohin seine Mutter mit ihm geflüchtet war, ereilt und das Messer gegen ihn gezückt habe, als er von einem seiner Gesellen mit den Worten zurückgehalten wurde: „Nicht hier am Altar, Bruder! Er wird uns nicht entwischen." Gewiß ist, daß die Erscheinung des aufgebotenen Adels der Umgegend das Vorhaben der Strelitzen vereitelte. Entmuthigt durch das Mißlingen ihres Versuchs legten die Aufrührer die Waffen nieder, und unterwarfen sich demüthig dem Hofe,

der sich diesmal mit der Bestrafung der Hauptschuldigen, dreißig an der Zahl, begnügte.

Indeß wuchs Peter unter der Leitung seiner Mutter zum Jüngling heran. Das Dorf Preobraschenskoe bei Moskau, wo bereits sein Vater Alexei einen Landsitz erbaut hatte, zog ihn durch seine angenehme und gesunde Lage an; hier lebte er unter einem Schwarme junger Russen aus den ersten Familien des Landes in ungebundener Fröhlichkeit. Aber aus diesem Jugendtreiben leuchtete ein edlerer Schimmer hervor, den Sophie vielleicht zu spät bemerkte; der Prinz zeigte eine Wißbegier und ein so rastloses Streben, wie nur die kräftigsten Geister sie je im Busen getragen haben. Glücklicher Weise fand sich unter seiner Umgebung ein Genfer, Namens Lefort, der eine Zeitlang in Französischen und dann in Holländischen Kriegsdiensten gewesen, und mit der Dänischen Gesandtschaft nach Moskau gekommen war. Dieser Mann besaß eine einnehmende Gestalt, richtigen Blick und mancherlei Kenntnisse. Der Zar wurde nicht müde ihm zuzuhören, wenn er von der Lebensart gebildeter Völker, von ihren bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, vom Heer- und Seedienst, von ihrem Handel und ihren Künsten erzählte. Da schwoll ihm die jugendliche Brust voll inniger Sehnsucht auch sein Vaterland einst zu solcher Bildung und Cultur empor zu führen. Eifrig lernte er von Lefort, obgleich nur unvollkommen, die Holländische und Deutsche Sprache, und ließ sich in der Handhabung der Waffen auf ausländische Weise unterrichten. Bald darauf exercirte Lefort auch etwa funfzig Spielgefährten (Poteschnie) des Zaren ein und bildete aus ihnen eine kleine Compagnie, in welcher Peter von unten auf (nach einer allgemeinen Sage zuerst als Trommler) diente. Es wurde aber dieses vermeintliche Spiel bald zu etwas sehr Ernstem, und die Poteschnie waren es, durch deren Hülfe Peter späterhin den Strelitzen furchtbar wurde, denn da der Ruf dieser kriegerischen Uebungen das Reich durchdrang, wuchs die Menge der Jünglinge von Tage zu Tage; die Söhne der edelsten Geschlechter strömten nach Preobraschenskoe, um zunächst Mitgespielen, später Mitkämpfer ihres Zaren zu werden. Bald ward der Raum zu enge, man mußte eine Abtheilung in das nahe Dorf Semenowsky verlegen, und die beiden Dörfer gaben zweien Compagnien der Poteschnie den Namen*).

*) So wie späterhin (als die Benennung Poteschnie schon aufgehört hatte) zweien Garderegimentern, die ihn noch gegenwärtig führen.

Je mehr sich unter solchen Beschäftigungen Peters rascher Geist entfaltete, desto verhaßter mußte der Zwang ihm werden, in welchem seine Schwester Sophie ihn noch fortwährend zu erhalten suchte, obschon es auch ihm nicht verborgen seyn konnte, daß sie die Regierungsgeschäfte mit Kraft und Einsicht leite. Er widersprach ihr im großen Rathe der Bojaren und Richter mehrmals mit vielem Nachdruck, und im Julius 1689 kam es zum öffentlichen Bruche, bei Gelegenheit eines Umgangs, wo er Sophien nicht gestatten wollte als Regentin und Herrscherin zu erscheinen. Da er nicht durchdrang, begab er sich eiligst nach Preobraschenskoe. Wahrscheinlich that er diese letzten Schritte bereits in Uebereinstimmung mit seinen Anhängern, um Sophiens Sturz herbeizuführen; aber auch diese war nicht unthätig, es hieß, daß sie damit umgehe, die Strelitzen zu Peters Ermordung aufzureizen. Schon entschlossen berief der letztere, von den Poteschnie umgeben, die Bojaren in das Trozkoikloster, und beklagte sich über die Verfolgungen seiner Schwester. Viele Mitglieder der edelsten Geschlechter erklärten sich für den Zaren; sämmtliche Ausländer, deren schon seit den Zeiten Alexei's mehrere in der Armee dienten, fanden sich seinem Rufe gehorsam bei ihm ein, und in wenig Tagen hatte er ein kleines Heer um sich versammelt. Zweifelhaft und unschlüssig, auch den Strelitzen nicht ganz vertrauend, zögerte Sophie mit Waffengewalt ihrem Bruder entgegenzugehen, und während der angeknüpften Unterhandlungen wuchs die Zahl der Anhänger Peters in solchem Grade, daß sie in die Auslieferung der angeblichen Mörder Peters willigen mußte. Mehrere wurden gerädert, andere geköpft, andere geknutet, andere mit ausgeschnittenen Zungen nach Sibirien geschickt. Sophiens Liebling, der Fürst Galitzin, verlor seine Güter, und wurde mit drei Kopeken (9 Pfen.) täglichen Kostgeldes nach Pustosero, einem kleinen Flecken nah am Eismeere, verwiesen, endlich Sophie selbst in ein Nonnenkloster zu Moskau gesperrt und streng bewacht. So war Peter Alleinherrscher, obwohl sein Bruder Iwan noch bis zum Jahr 1696, wo ihn der Tod ereilte, den Zarentitel führte, ohne indeß eine Autorität auszuüben.

Es war jetzt Peters nächste Sorge, sich ein Heer nach Europäischer Weise zu bilden, wozu in den Poteschnie der erste noch unscheinbare Grund gelegt worden war; die Bildung einer Seemacht sollte folgen. Da es schon lange sein Wunsch war ein Englisches oder Holländisches Schiff zu sehen, unternahm er zu diesem Zwecke eine

Reise nach Archangel, freute sich des herrlichen Anblicks, betrachtete, untersuchte Alles, half selbst an einer Schaluppe arbeiten und übte sich im Zeichnen der einzelnen Theile. Er sah wohl ein, daß es ohne den Besitz von Küstenländern, die eine leichte Verbindung zur See gewährten, unmöglich seyn würde, Bildung, Handel und Gewerbfleiß in Rußland zu wecken und zu beleben, und daß die einzige Küste, die damals in seinem Besitz war, die am weißen Meere, zu diesem Zwecke völlig ungenügend sey. Daher richtete er seine Blicke auf die Ostsee und das schwarze Meer, und zwar zuerst auf das letztere, wozu ihm ein schon von Sophie in Folge des oben erwähnten Polnischen Vertrages unternommener Türkenkrieg Veranlassung gab. Aber vergebens waren die Russischen Heere zweimal (1687 und 1688) gegen Perekop in der Krimm ausgezogen, jedes Mal hatte man unverrichteter Dinge und mit Verlust zurückkehren müssen. Petern schien es wichtiger, sich in Besitz des wichtigen Asow, welches die Mündung des Don beherrscht, zu setzen. Doch wenn gleich die Osmanen zu gleicher Zeit in Ungern, in der Moldau, im Peloponnes und im Archipel beschäftigt waren, wenn gleich Peter seine nach westeuropäischer Weise exercirten Soldaten bereits bis auf 12,000 Mann vermehrt und außerdem noch hunderttausend Krieger herbeigeführt hatte, behauptete sich die Türkische Besatzung in der Stadt (1695). Um das Unternehmen im nächsten Jahre mit größerem Erfolge wiederholen zu können, wandte sich Peter an den Kaiser, den Kurfürsten von Brandenburg und die Generalstaaten um belagerungskundige Officiere. Auch zögerten diese Mächte nicht gegen dreißig Artilleristen und Ingenieurs abzusenden, mit deren Hülfe denn die Eroberung der Stadt im folgenden Jahre (18. Juli 1696) gelang. Im Besitz dieses Schlüssels zum schwarzen Meere, eilte er nun die Culturstaaten Europas mit eigenen Augen zu sehen. Die Zurüstungen zu dieser Reise erregten den Unwillen der Strelitzen, denen die fremden Officiere längst verhaßt gewesen waren, und die von dieser Reise eine völlige Umschaffung des Kriegswesens mit Recht fürchteten, in hohem Grade; und diese Unzufriedenheit, verbunden mit der bereits hervortretenden Mißstimmung vieler Russischen Großen gegen die Neuerungen des Zaren, veranlaßte eine Verschwörung wider Peters Leben. Der Plan war, in der Nacht des 2. Februar 1697 Feuer anzulegen, in dem dabei entstehenden Gedränge den Zaren, der bei solchen Gelegenheiten immer selbst Hand anlegte, umzubringen, dann die Zarewna Sophie aus dem Kloster zu holen und

sie auf den Thron zu setzen. Einige Stunden vorher sollte sich die Rotte bei einem der Rädelsführer, dem Staatsrath Sokownin, versammeln, und dort bis Mitternacht beisammen bleiben. Schon war der verhängnißvolle Tag gekommen, da entdeckten zwei reuige Officiere der Strelitzen dem Zaren den Anschlag. Dieser ließ sie verhaften, und befahl dem Gardehauptmann Trubetzkoi, in der Nacht um elf Uhr in größter Stille mit seiner Compagnie das Haus des Sokownin zu umzingeln. Weil er aber nachher in der Verwirrung glaubte, er habe den Hauptmann um zehn Uhr bestellt, so fuhr er in Begleitung eines einzigen Dieners schon nach zehn Uhr selbst hin. Da er Niemand vor dem Hause fand, so vermuthete er, die Wache werde bereits drinnen seyn. Aber wie erstaunte er, als er beim Eintritt Niemand als die Verschwornen erblickte. Diese, nicht minder erschrocken, fuhren rasch auf; er aber faßte sich schnell, grüßte freundlich, und sagte, er sey eben hier vorbeigekommen, und weil er aus dem hellen Lichte eine lustige Gesellschaft vermuthet, so habe er, zum Schlafengehen noch zu munter, erst ein Gläschen mit ihnen trinken wollen. Diese Anrede benahm den Verwirrten alle Furcht, sie tranken seine Gesundheit, und er, mitten unter ihnen sitzend, that ihnen nach seiner Weise tapfer Bescheid. Bald darauf sagte einer der Verschwornen halb laut zu Sokownin: „Jetzt, Bruder, ist es Zeit!" Noch nicht, flüsterte dieser. „Ha! rief der Zar mit fürchterlicher Stimme, indem er wild aufsprang, wenn es bei dir noch nicht Zeit ist, so ist es bei mir Zeit!" und in dem Augenblick schlug er den Sokownin mit der geballten Faust so heftig ins Gesicht, daß er zu Boden stürzte. Dann schrie er fast sinnlos gegen die Thür: „Wache, bindet die Hunde!" Und glücklicher Weise erschien in diesem Augenblick, mit dem Schlage elf Uhr, der Gardehauptmann mit seinen Leuten. Die Verschwornen fielen auf die Knie und baten um Gnade. Sie wurden gebunden und abgeführt. In der Hitze erhielt auch der Hauptmann eine Ohrfeige, weil er eine Stunde zu spät gekommen. Als er aber seinen Befehl vorzeigte, küßte der beschämte Zar ihn auf die Stirn, nannte ihn einen braven Officier, und bat ihn um Vergebung. Die Strafe Sokownins und zweier der vorzüglichsten Mitverschwornen war fürchterlich. Sie wurden geviertheilt und ihre Glieder an allen Stadtthoren aufgesteckt. Sophie ward von jetzt an schärfer bewacht als zuvor.

Nachdem der Zar den obersten Reichsbeamten die Regierung während seiner Abwesenheit übergeben hatte, trat er im April 1697

die Reise an. Da er alles Aufsehen haßte und selbst unerkannt bleiben wollte, gab er seinem Gefolge das Ansehen einer großen Gesandtschaft, an deren Spitze der General Lefort und einige vornehme Russen standen, welche die alten Verbindungen des Zarischen Hofs mit den Europäischen Mächten wieder anknüpfen sollte. Er selbst befand sich unter dem Titel eines Obercommandeurs bei derselben. Die Reise ging über Riga und Mitau nach Königsberg, wo der damalige prachtliebende Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg für eine höchst glänzende Aufnahme sorgte. Unter einem carmoisinrothen, reich mit Gold durchstickten Thronhimmel, und in einem scharlachenen, mit Diamanten besetzten Kleide, umringt von seinem Hofstaat, empfing er den Besuch, hörte die Reden der Gesandten, bewirthete die Gesellschaft verschiedene Male und unterhielt die Fremden durch wechselnde Festlichkeiten. Während der ersten Audienz stand der Zar mitten unter dem Gefolge, allein die Brandenburgischen Hofleute wollten nachher doch versichern, sie hätten Petern schon damals an dem hohen und schlanken Wuchs und an dem wunderbaren Blitz seiner rollenden Augen erkannt. Wenigstens blieb seine Anwesenheit dem Kurfürsten nicht verborgen. Nachdem er sich von den Brandenburgischen Verhältnissen und vielen anderen Dingen sorgfältig unterrichtet hatte, reiste er mit seiner Gesandtschaft am 9. Junius von Königsberg ab, und ging über Pommern, Berlin, Magdeburg, Hannover und Cleve nach Amsterdam. Das Gewühl der Kaufleute, Schiffer und Soldaten, die unzähligen Werkstätten der Künstler und Handwerker, die Mühlen, Dämme, Maschinen und Schleusen, und vor Allem die Schiffe beschäftigten seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde so sehr, daß er von früh bis in die Nacht beschäftigt war, um Alles genau besehen und merken zu können. Um keinen Augenblick mit leeren Förmlichkeiten und Ceremonien verschwenden zu dürfen, hatte er sich schon in Emmerich von der Gesandtschaft getrennt, und begab sich jetzt nach einem kurzen Aufenthalte in Amsterdam nach dem damals für den Schiffsbau vorzüglich thätigen Dorfe Saardam (eigentlich Zaandam). Nicht zufrieden nur zu sehen, wollte er selber lernen, und stellte sich in einer kurzen rothen Frieswește und leinenen Hosen einem Meister als einen Russischen Arbeiter vor, der zur Erlernung des Schiffbaues abgeschickt sey. Man schrieb ihn darauf unter dem Namen Peter Michaelow als Zimmermann ein, und nur einer seiner Begleiter nahm Theil an der mühsamen Arbeit. Um sich nicht zu verrathen, lebte er mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig

gleichem Fuße, und zeichnete sich durch nichts vor ihnen aus, als durch ganz ungewöhnlichen Fleiß und eine unersättliche Lernbegierde. Mit seiner Axt auf der Schulter war er des Morgens immer einer der Ersten und des Abends der Letzte bei der Arbeit. Indeß konnte sein wahrer Stand und Name nicht lange verborgen bleiben; da er aber fortwährend nicht anders als seine Kameraden behandelt seyn wollte, so schickten sich diese zuletzt in seinen Willen und nannten ihn bloß Meister Peter. Doch theilte er seitdem seinen Aufenthalt zwischen Saardam und Amsterdam, wo er in den Werften der Ostindischen Compagnie arbeitete. Hier ließ er sich auch im Winter in der Mathematik und Naturkunde unterrichten; ja er besuchte die Vorlesungen eines berühmten Anatomen, Ruysch, und übte sich selbst in chirurgischen Operationen. Als eine Galiote, an der er fleißig mitgearbeitet hatte, fertig war, und die Stadt Amsterdam ihm dieses Schiff schenkte, sandte er dasselbe, mit vielen in Holland angeworbenen Seeleuten, Officieren und Künstlern aller Art, nach Archangel. Er selber segelte darauf im Januar 1698 nach England hinüber, nachdem er mit König Wilhelm III. schon in Holland mehrere Zusammenkünfte gehabt. Auch hier nahm er seine Wohnung zu Deptfort, bei den Werften der Admiralität, und unterhielt sich fleißig mit den Arbeitern. In London besuchte er Uhrmacher und andere Künstler, ließ sich in der Sternkunde unterrichten und streifte in Gärten und Kaffeehäusern, Kirchen und Schauspielen, bald als Mann von Stande, bald als Matrose gekleidet, ohne allen Zwang umher. Am Gestade zu Spithead machte ihm der König eine außerordentliche Freude, indem er die Englische Flotte ein Seetreffen vorstellen ließ. Dieser Anblick entzückte Peter so sehr, daß er ausrief: „Ha fürwahr, wäre ich nicht Zar von Rußland, nichts möchte ich lieber seyn als ein Englischer Admiral!" Beim Abschiede schenkte ihm der König seine Jacht von vier und zwanzig Kanonen, auf welcher er wieder nach Holland überfuhr. Er nahm aus England drei Capitäne von Kriegs-, und fünf und zwanzig von Handelsschiffen, vierzig Lieutenants, dreißig Lootsen, dreißig Wundärzte, zweihundert und funfzig Kanoniere und über dreihundert Künstler mit. Von Holland ging er über Dresden nach Wien, wo er sich aufs genaueste über das Oesterreichische Kriegswesen unterrichtete, und schon schickte er sich an, nach Venedig und Rom abzugehen, als eine höchst beunruhigende Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen ihn zwang alle weiteren Reisepläne aufzugeben.

Voll Ingrimm und Wuth kehrte der Zar nach Moskau zurück. Als er auf dem Wege durch Polen mit König August II., dem Nachfolger Johann Sobieski's, in dem Flecken Rawa eine Zusammenkunft hatte, und dieser als Probe seiner ungeheuren Stärke einem Ochsen mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf herunterschlug, bat sich Peter mit den grausamen Worten: „Ich will Ihre Kunst an den Russenköpfen versuchen" jene Waffe zum Andenken aus. Bei seiner Ankunft fand er die Empörer bereits besiegt. Widerwille gegen die Neuerungen des Zaren war die Haupttriebfeder des Aufstandes gewesen, welcher zuerst unter vier Regimentern Strelitzen, die mit andern Truppen an die Polnische Grenze verlegt worden waren, zum Ausbruch gekommen war. Sie zogen, von vielen Seiten her verstärkt, gegen die Hauptstadt, aber General Gordon rückte ihnen mit den neuen Truppen von hier aus entgegen, schlug sie beim Kloster Woscresensk (28. Juni) und machte über viertausend zu Gefangenen. Peter ließ sofort gegen diese schreckliche Untersuchungen mit Folter und Knute beginnen. Viele blieben stumm und standhaft, selbst bis zur Todesqual; aus anderen brachte man heraus, daß sie mit der Nachricht getäuscht worden seyen, der Zar sey todt. Darauf folgten grausame Hinrichtungen und obgleich Gordon die Schuldigsten bereits hatte erschießen lassen, dauerte das Rädern, Hängen, Enthaupten mehrere Wochen lang fort, denn gegen fünftausend Menschen wurden hingerichtet. Peter machte es nun wahr, was er dem Könige von Polen versprochen hatte, indem er selbst gegen hundert Köpfe herunterhieb, ja er forderte seine Freunde auf, ihm schlachten zu helfen. Nur Lefort bat, ihn davon auszunehmen, da dies in seinem Vaterlande nicht gewöhnlich sey. Obgleich der Zar vergebens Folterqualen über Folterqualen angewendet und selbst dabei Hand angelegt hatte, um eine Theilnahme seiner Schwester Sophie an der Empörung zu entdecken, ließ er doch vor dem Kloster, in welchem sie eingekerkert war, dreißig Galgen errichten und an diesen zweihundert dreißig Strelitzen aufknüpfen. Die nächsten hingen unmittelbar vor dem einzigen Fenster, durch welches ihr Gefängniß Licht und Luft erhielt, so daß die unglückliche Fürstin bis an ihren Tod, der im Jahre 1704 erfolgte, nichts als die modernden Reste dieser Leichname vor Augen hatte.

So glaubte Peter den Boden für alle weiteren Reformationen geebnet zu haben. Sein erstes Geschäft war, das regelmäßige Heer zu vermehren, und er bewirkte dies durch eine Rekrutenaushebung, nach

welcher Geistlichkeit und Adel von einer gewissen Anzahl Höfe je einen Mann zu Fuß oder zu Pferde stellen mußten. Ebenso wurde der Bau von Kriegsschiffen unter die Adelichen und Priester vertheilt. Der Patriarch des Reichs mit den Fürsten Trajekurew und Tscherkaski mußten allein zwanzig Fregatten erbauen, die Soltikow, Dolghorucki, Romodanowski zusammen vier und zwanzig etwas kleinere Fahrzeuge u. s. w. Eine Navigationsschule wurde errichtet und sonst für Verbreitung in das Kriegs- und Geschützwesen einschlagender Kenntnisse gesorgt. Auch im Aeußern sollten die Russen den westeuropäischen Nationen gleich werden, und deshalb führte Peter mit Gewalt statt der langen Russischen Tracht die Deutsche Kleidung ein. Wer seinen Zorn nicht reizen wollte, mußte sich den Bart abscheren, und wer nicht wollte, daß ihm auf öffentlicher Straße der Rock abgeschnitten würde, durfte sich nur in einem kurzen sehen lassen. Damit jeder das Maß genau erführe, so wurden an den Thoren Moskaus Muster von Deutscher und Holländischer Kleidung aufgehängt. — Wie erfolgreich aber Peters Neuerungen für Rußland auch geworden sind, wie schnell sie auch die Umbildung des ganzen Reichs in eine Militärmacht, deren Ansehen sich bald auch bedeutend nach außen geltend machte, bewirkten, so darf doch über den Erfolgen die rohe Gewaltsamkeit und Tyrannei, mit der dieselben durchgeführt, so wenig als die Unterdrückung des eigenthümlichen Russischen Lebens, mit dem sie erkauft wurden, nicht vergessen werden. Es ist ferner nicht zu übersehen, daß es nur die äußeren mechanischen Fertigkeiten und Kenntnisse waren, welche Peter allerdings, dem Geiste seines Volkes gemäß, den cultivirteren Völkern absah, mit Leichtigkeit auffaßte und in sein Reich verpflanzte, daß er aber für deren höheres politisches und geistiges Leben weder Sinn noch Auffassungsgabe besaß. So blieb Peter denn auch selbst, trotz westeuropäischer Kleidung und Schiffbaukunde, ein Barbar in seinen Sitten, seiner Denkungsart und Herrscherweise, roh und thierisch in seinen Begierden, dem Branntweintrinken ergeben, wüthend im Zorn, grausam im Strafen, der Unterthanen heilige Sitte und angestammte Gewohnheit verhöhnend und mit Füßen tretend; aber raschen und kräftigen Geistes, schnellen Entschlusses und kräftigen Handelns, wofür uns seine folgende Geschichte noch zahlreiche Belege darbieten wird. Das Reich aber, welches er durch seine Regierung in die Reihe der europäischen Staaten einführte, hat den Widerspruch einer fertigen

von außen herübergebrachten Cultur mit dem inneren und eigenthümlichen Leben des Volkes trotz aller Anstrengungen einsichtiger Herscherkräfte bis auf den heutigen Tag nicht zu überwinden vermocht.

---

6. Die Osmanen.

Alle Keime des Verfalles der Osmanischen Macht, Verweichlichung der Sultane, Entartung der Janitscharen und allgemeine Erschlaffung der vormaligen Spannkraft, welche sich nach dem Tode Solimans II. unsern Blicken gezeigt haben, treten im siebzehnten Jahrhundert mit größerer Stärke im Innern auf und lassen sich am Ende desselben auch in der veränderten Stellung des Reichs gegen die Nachbarstaaten deutlich erkennen. Bis dahin waren die Türkischen Waffen noch immer siegreich, und fast jeder Friedensschluß dehnte die Grenzen des Landes weiter aus. So blieb Sultan Achmet I. (1603—1617), Mohammeds III. Sohn und Nachfolger, im Frieden zu Sitva Torok, welcher den dreizehnjährigen gegen Kaiser Rudolph II. mit Glück und Ruhm geführten Krieg beendigte, nicht nur im Besitz der Eroberungen Soliman's, welche den größten Theil Ungerns in die Hände der Türken gebracht hatten, sondern er gewann auch die wichtigen Plätze Kanischa, Gran und Erlau; und obgleich man in der damaligen Urkunde auch den kurz zuvor vom Kaiser mit Stephan Bocskai, dem Nachfolger der Zapolya und Bathori auf dem Fürstenstuhl von Siebenbürgen, geschlossenen Vertrag, nach dessen Bestimmung dieses Land nach Bocskai's Tode dem Habsburgischen Hause, welchem es seit siebzig Jahren entfremdet war, wieder zufallen sollte, anerkannt hatte, trug der Sultan, als jener starb, und die Siebenbürgischen Stände im Jahre 1608 Gabriel Bathori zu ihrem Herrscher erhoben, dennoch kein Bedenken, diesen zu bestätigen, und bald darauf, als Unzufriedenheit mit dem neuen Fürsten erwachte, einen eifrigen Protestanten Bethlen Gabor (1613) an dessen Stelle einzusetzen. Die schlimmen Verlegenheiten, in welche dieser rasche und tapfere Fürst Kaiser Ferdinand II. durch drei wiederholte Kriege brachte, sind uns aus der Geschichte Deutschlands bekannt. Auch gegen Persien kämpfte Achmet nicht ohne Glück. Hier hatte sich bereits vor hundert Jahren Ismael Sofi, ein Abkömmling Ali's, jenes gepriesenen Vetters und Schwiegersohnes des Propheten, an der Spitze Kurdischer Schaaren gegen die Turkmannischen Dynastien erhoben, an

welche nach Zersplitterung des großen Reichs von Timurlenk die Herrschaft in jenen Gegenden gekommen war, und von der Neigung der schiitischen Perser unterstützt, war es ihm mit leichter Mühe gelungen diese zu stürzen. Mächtigere Gegner fand Ismael an den sunnitischen Türken; Sultan Selim I. entriß ihm Aldschesira und Kurdistan (1514); gegen Ismaels Nachfolger, den Schah Thamasb, eroberte Soliman II. Tauris, Van und Bagdad, und die inneren Unruhen, von welchen nach Thamasb's Tode das Persische Reich zerrissen wurde, schienen Murad III. eine günstige Gelegenheit den Krieg zu erneuen. Wirklich mußten nach zwölfjährigem Kampfe der Pforte Georgien, Schirvan und Loristan abgetreten werden (1590). Aber zur Zeit, als Achmet den Thron bestieg, brach Schah Abbas, der unter jenen Umwälzungen mit kräftiger Hand die Zügel der Persischen Herrschaft ergriffen hatte, seiner Seits den Frieden und zeigte den Osmanen eine Kriegskunst und Tapferkeit, welche sie bis dahin an den Nachkommen Ismael Sofi's nicht wahrgenommen hätten. Erst Achmets Sohn Osman II. schloß 1618 mit dem unermüdlichen Gegner einen neuen Vertrag, in welchem den Persern der östliche Theil von Georgien gegen einen jährlichen Tribut überlassen wurde. Osman war es auch, der den Polen Choczim entriß (1620 und 1621). Bald nach seiner Rückkehr aus diesem Kriege empörten sich die Janitscharen, die er durch Geiz und Strenge aufgebracht hatte, und fanden Unterstützung bei den Ulemas (Thl. VI. S. 169), die durch des Sultans Verheirathung mit drei Töchtern seiner Unterthanen, da das Gesetz jede Ehe des Großherrn mit einem freien Weibe untersagte, demselben abgeneigt waren. Als der Mufti von den Aufrührern befragt wurde, ob man die Diener des Sultans, welche Neuerungen einführten, tödten dürfe, fiel die Antwort bejahend aus. Alsbald forderte man die Köpfe des Großvezirs, des Kislar-Aga, des Kaimakan und des Defterdar, und da Osman sie auszuliefern zögerte, drangen die Janitscharen ins Serail, führten den Sultan in die sieben Thürme und erhoben Mustapha, einen Bruder Achmets, auf den erledigten Thron. Den abgesetzten Herrscher erwürgte der neu ernannte Großvezir Daudpascha gegen den Willen der Soldaten in seinem Gefängniß (1622). Es war der erste Regentenmord, welchen die Osmanische Geschichte aufweiset, und die Janitscharen gewöhnten sich seitdem, die Schneide ihres Schwertes, wie einst die Prätorianer des römischen Westreichs, auch gegen den Thron

des eigenen Fürsten zu wenden. Diesmal wurden indeß die Mörder noch mit dem Tode bestraft. Mustapha zeigte bald seine völlige Unfähigkeit den Staat zu lenken; überall brachen Tumulte und Unruhen aus, und die allgemeine Stimme der Beamten und Krieger rief Murad IV., den zweiten Sohn Achmets, zur Regierung. Der Aufruhr mehrerer Asiatischen Paschas, welche dem Schah Abbas im Jahre 1626 Bagdad überlieferten und der hierüber mit den Persern ausbrechende Krieg gaben dem jungen Sultan hinreichende Gelegenheit seine Einsicht und Entschlossenheit zu entwickeln. Es gelang ihm die verlorenen Plätze Erivan, Tauris und Van gegen Abbas Nachfolger Sefi wieder einzunehmen und im Jahre 1638 auch Bagdad nach vierzigtägigen Stürmen und Anstrengungen wieder zu erobern. Schon zwei Jahre darauf starb Murad, nachdem er in den letzten Jahren seine trefflichen Eigenschaften durch übermäßigen Trunk verdunkelt hatte; aber sein Bruder Ibrahim (1640—1648), welcher ihm folgte, versank gleich nach seiner Thronbesteigung in solche Schlaffheit und Ueppigkeit, daß er die anstrengenden Geschäfte der Regierung meist seiner Mutter überließ. Seine Ungerechtigkeiten und Erpressungen bewogen endlich den Mufti ein Fetwa zu erlassen, welches ihn der Herrschaft für unfähig erklärte, und die Janitscharen waren sogleich bereit das Urtheil zu vollstrecken. Ibrahim wurde eingesperrt, sein erst siebenjähriger Sohn Mohammed IV. auf den Thron erhoben, und als die Sipahi nach einigen Tagen Miene machten den Vater aus seinem Kerker zu befreien, wurde dieser nach einem genehmigenden Gutachten des Mufti erdrosselt.

Der Krieg, welchen Ibrahim zur Eroberung der Insel Candia gegen die Venetianer unternommen hatte (S. 493), wurde inzwischen, da das Reich unter der vormundschaftlichen Regierung der Großmutter Mohammeds und der zwölf ersten Reichsbeamten durch den Aufstand der Sipahi, welche die Auslieferung der Mörder Ibrahims verlangten, im Innern zerrissen war, lässig und zum Theil unglücklich geführt, bis Mohammed Köprili, der Enkel eines nach Kleinasien hinübergewanderten Albanesen, im Jahre 1656 zum Großvezir ernannt ward. Durch Schrecken und Blut suchte er die Autorität der Regierung wieder zu befestigen, zahlreiche Hinrichtungen bezeichneten den Beginn seiner Amtsführung, kräftige Rüstungen und mehrere glückliche Gefechte gegen die Venetianer folgten. Größere Siege hemmte ein furchtbarer Aufstand in Asien, nach dessen Unterdrückung der Großvezir schon im fünften

Jahre nach seiner Ernennung starb (1661). Doch hinterließ er in seinem Sohne Achmet Köprili einen würdigen Nachfolger und Stellvertreter. Dieser war es, welcher die Waffen wiederum gegen Oesterreich erhob, dessen Schwäche während des dreißigjährigen Krieges in Deutschland zu benutzen der Osmanen innere Zerwürfniß und ihre Kämpfe mit den Persern verhindert hatten, der nach dem Frieden zu Vasvar die lange Belagerung Candias durch die Einnahme der blutgedüngten Trümmer endete, der drei Jahre darauf zur Unterstützung Dorozenkos gegen die Polen eilte, und trotz Sobieskis glänzender Siege bei Choczim und Lemberg in vier Feldzügen einen Theil Podoliens und Kaminiez erstritt. Unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens von Zurawna, des letzten, in welchem die Pforte Land und Leute gewonnen hat, ereilte ihn der Tod. Die Furchtbarkeit der Osmanischen Waffen schien unter seiner Leitung von Neuem erhöht und für immer befestigt zu seyn, als sein Schwager Kara Mustapha, dem nunmehr die Roßschweife des Großvezirs verliehen wurden, gleich in seinem ersten Kriege gegen Rußland (1677 und 1678) unglücklich war, in dem darauf begonnenen Oesterreichischen zwar bis nach Wien vordrang, aber hier eine vollständige Niederlage erlitt, für welche zur Strafe er in Belgrad erdrosselt wurde. Wie Sultan Solimans II. Tod den großen Wendepunkt für den Verfall der Osmanischen Macht im Innern des Reichs bildet, so ist nicht minder die Belagerung Wiens die Endschaft ihres glücklichen Auftretens gegen die Nachbarn. Vereinigt eilten die Oesterreicher, die Deutschen, die Polen, die Venetianer und später auch die Russen herbei, das Uebergewicht der Türken im Osten Europas zu vernichten. Schon oben haben wir erwähnt, wie das Heer, durch wiederholte Niederlagen in Ungern erbittert, gegen die Hauptstadt aufbrach, wie sich die Janitscharen und Ulemas auf diese Kunde in der großen Moschee Aja Sofia versammelten, die Absetzung Mohammeds aussprachen, und seinen Bruder Soliman III. auf den Thron erhoben (1687). Mohammed lebte noch vier Jahre im Gefängniß. Auch der neue Großherr zeigte sich den Stürmen, die das Reich bedrohten, nicht gewachsen aber er gab seiner Regierung in dem Bruder Achmets Köprili Mustapha, den er 1689 zum Großvezir erhob, die tüchtigste Stütze. Mit Kraft und Schnelle stellte dieser begabte Mann das von den Oesterreichern vernichtete Heer wieder her, brachte die erschöpften Finanzen in Ordnung, hob durch Wort und Beispiel die allgemeine Muthlosigkeit und führte